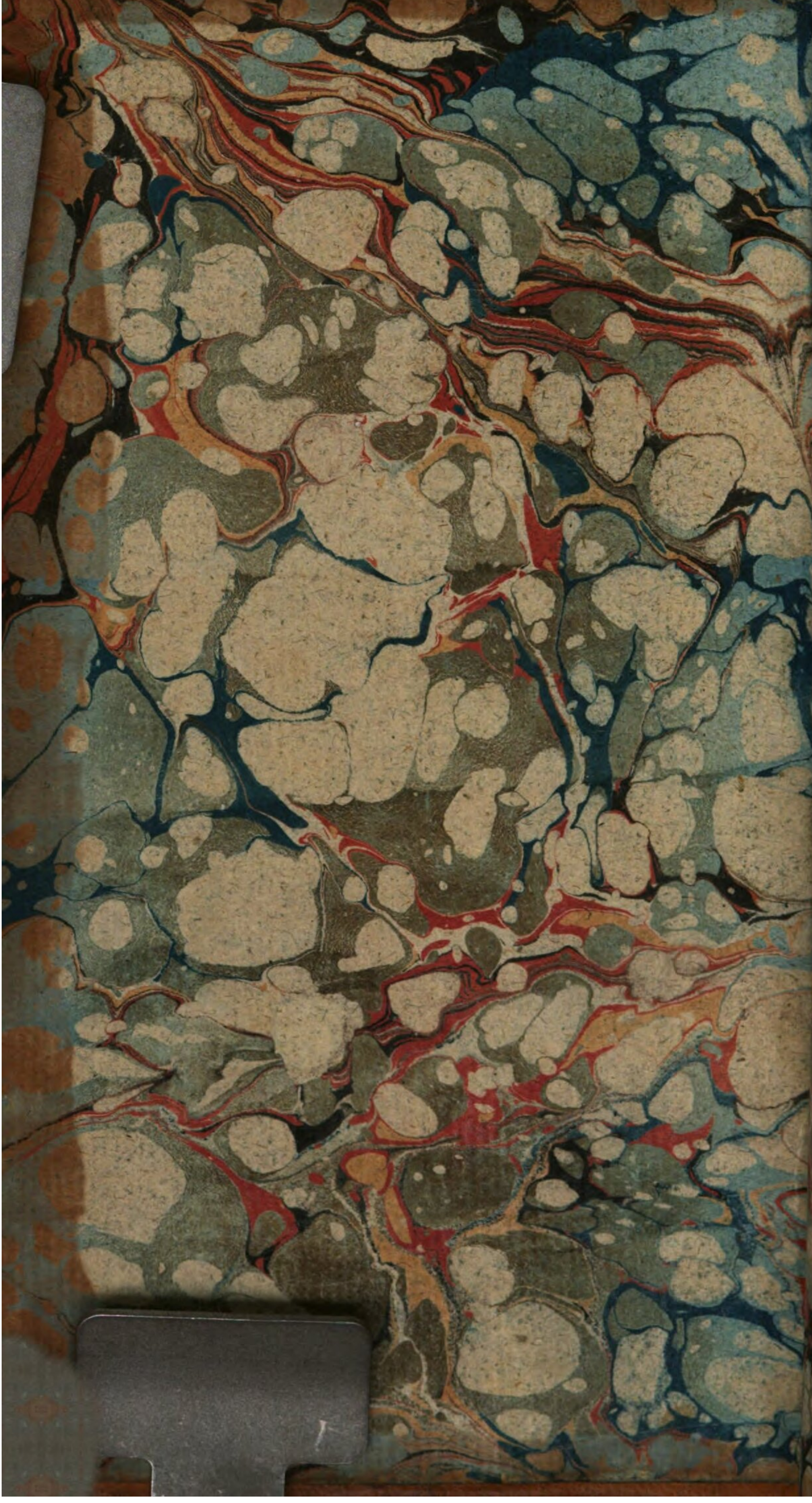

H. un. 238 (17

<36603817690010

<36603817690010

Bayer. Staatsbibliothek

U 9. 4389. 2

H. ~~ist~~. un. ~~in~~. ~~gen 199~~
238 (17

Haeberlin.

Die

Allgemeine Welthistorie

durch

eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertiget.

In einem

vollständigen und pragmatischen Auszuge.

Verfasset

von

Johann Georg Meusel.

Neue Historie XVII. Band.

Mit gnädigster Churfürstl. Sächs. Freyheit.

HALLE,

bey Johann Jacob Gebauer, 1777.

BIBLIOTHECA
Bayerische
Staatsbibliothek
München
MONACENSIS

Inhalt.

Endigung *) der vierten Epoche, von dem Verfall des Reichs und von der allmähligen Erhebung desselben durch Hugo Kapet und durch dessen Nachfolger bis zu der Thronbesteigung Philipps von Valois (von 987 bis 1328).

Freylassung der Leibeigenen — Streit wegen Artois — Vergleich wegen Navarra, Champagne und Brie. Von 1315 bis 1328. Seite 1–58

Fünfte Epoche. Von der Thronbesteigung Philipps des Sechsten oder von Valois, und von dem damit angegangenen grossen englischen Krieg, bis zu Gründung der unumschränkten Gewalt durch Ludwig den Eilften. Von 1328 bis 1461. S. 54–730

Abschnitte der fünften Epoche.

Ursprung des grossen englischen Kriegs unter Philipp dem Sechsten bis zu dessen Stillstand durch den Frieden zu Bretigni unter Johann dem Guten. — Ansehnliche Vermehrung der Krongüter während dieser Zeit. Von 1328 bis 1360. S. 54–258

Kameradschaften — Bretagne — Herzogthum Burgund fällt der Krone heim — Neuer Herzog von Burgund — Weise Anstalten Karls des Fünften — du Guesclin — Verräthereyen Karls des Schlimmen — Von 1360 bis 1380. S. 258–364

Von der französischen Ritterschaft, von andern Sitten und Gebräuchen, und von dem Zustand der Wissenschaften im vierzehnten Jahrhundert. S. 364–411

Verfall

*) Man vergleiche den Vorbericht zu dem 16ten Band.

Verfall des Reichs durch die Habsucht der Grossen und durch den Wahnwitz Karls des Sechsten — Mancherley Faktionen, Erpressungen, Empörungen, Mördereyen der Grossen unter einander — Französische Herrschaft in Genua und ihr Ende — Kriege mit England — Vertrag zu Troyes und Enterbung des Dauphins Karl zum Vortheil des Königs von England, Heinrichs des Sechsten, der zum König von Frankreich ausgerufen wird. Von 1380 bis 1422. = = = = = S. 411 = 565

Uebermacht der Engländer in Frankreich unter dem Herzog von Bedford — Mädchen von Orleans — Friede mit dem Herzog von Burgund — Allmählige Vertreibung der Engländer aus ganz Frankreich bis auf Calais — Verbesserung des französischen Kriegswesens — Meutereyen des Dauphins Ludwig — Verbesserung des Finanz- und Justitzwesens — Händel in Italien wegen Genua und Neapel. Von 1422 bis 1461. = = = S. 566 = 692

Noch einige Nachrichten von der innern Staatsverfassung, von den Sitten der Franzosen und von dem Zustand ihrer Litteratur im funfzehnten Jahrhundert. S. 693 = 730

Fort-

Bayerisches
Staats-
Bibliothek

Fortsetzung
der
Vierten Epoche.

Von dem Verfall des Reichs und von der allmähligen Erhebung desselben durch Hugo Kapet und durch dessen Nachfolger bis zu der Thronbesteigung Philipps von Valois. Von 987 bis 1328.

Freylassung der Leibeigenen — Streit wegen Artois — Vergleich wegen Navarra, Champagne und Brie. Von 1315 bis 1328.

Ludwig, Philipp und Karl, Philipps des Vierten Söhne, folgten einander nach und nach in der Regierung des französischen Reichs. Ludwig*), der älteste, der schon, wie wir gesehn, König von Navar- 1315

*) Der Zehnte. Er führt den Beynamen Hutinus, Hütin. Warum? das wissen die französischen Geschicht-

1315 Navarra und Graf von Champagne war, übernahm in seinem drey- oder fünf und zwanzigsten Jahre — denn man ist hierüber nicht einig — das Staatsruder unter traurigen Umständen der Reichsverfassung. Das Volk war durch die übermäßigen Auflagen und die mannigfaltigen Münzveränderungen Philipps und seiner Minister verarmt; die meisten Grossen des Reichs waren bis zur Verzweiflung gedrückt worden; daher überall Mißvergnügte, die ihre letzte Kräfte zur Wiedererlangung der verlohrnen Freyheiten anzuwenden suchten. Unterdes waren doch diese Mißvergnügte unter sich selbst uneinig; immer herrschten Spaltungen und Zänkereyen unter der Klerisey, den Herren und den Gemeinden; immer suchten die beyden ersten Stände einander zu kränken, und ihre beyderseitigen Vorrechte zu schmählern. Schienen sie ja zuweilen einig, so geschah es nur, um sich gemeinschaftlich über die unruhigen Gemeinden zu beschweren, die gegen beyde Parteyen einen nur allzugegründeten Haß hegten, und durch übereilte Hitze sie beyde wider sich erbitterten. Diese kleine Republiken waren unter sich selbst in viele Faktionen zertheilt, und also nicht im Stande, mit dem Eifer

schichtschreiber selbst nicht. Die meisten übersetzen es durch mutin, querelleur, durch zänkisch, trotzig, unruhig, leichtfertig; und doch, sagen sie, war dies alles Ludwig der Zehnte nicht; er besaß vielmehr alle Eigenschaften einer flüchtigen, scherzenden Jugend. (Unterdes findet ihn doch der Graf Boulainvilliers als würklich hutin oder mutin. Ueberhaupt aber weiß man zu wenig von seinem persönlichen Charakter, als daß sich in Ansehung desselben etwas entscheiden liesse.) Daher glaubt Mezerai, er habe diesen Beynamen von seinen noch bey Lebzeiten Philipps des Vierten gehaltenen Feldzügen gegen die Aufrührer (Hutins) in Navarra und Lyon erhalten. Andre, weil es unter seiner Regierung am Hof und im Staat stürmisch und verwirrt zugegangen ist.

Eifer für das allgemeine Beste und mit der Einmü- 1315
thigkeit zu verfahren, die sie hätte in Achtung setzen
und furchtbar machen können. In diesen wollten die
reichen Bürger die armen unterdrücken, die aber, weil
sie nichts zu verliehren hatten, immer zu Meutereyen
bereit waren: in jenen führten die mächtigsten Fami-
lien unaufhörliche Streitigkeiten über die höchste Ge-
walt und die obrigkeitlichen Aemter, und opferten die
Gemeinde ihrem Ehrgeitz auf. Wären die drey Stän-
de unter sich einig gewesen, so hätte sich Philipp der
Schöne genöthiget gesehn, ihren Forderungen nach-
zugeben: ihre Zänkereyen hingegen machten ihn zu
ihrem Friedensstifter. Jeder Stand bemühte sich,
dessen Gunst durch Gefälligkeiten zu erwerben und zu
verdienen: ihn aber lehrte seine Staatsklugheit, wie
er sich dies zu Nutzen machen sollte, sie alle unter
das Joch zu bringen. Die allgemeinen Versamm-
lungen der Nation, die Philipp, wie wir gesehn, wie-
der angeordnet hatte, und die sehr verwirrt gehalten
wurden, schienen nur deswegen da zu seyn, um die
neuen Vorrechte der Krone feyerlich anzuerkennen
und ihre Vollgültigkeit zu bestätigen. Unter dem
Vorwand, daß die Forderungen der Geistlichkeit, der
Herren und des Volks zu sehr wider einander liefen,
stellte sich Philipp, als ob er mit ihrer Genugthuung
warten müsse, bis sie sich unter einander darüber ver-
glichen, ehe er deswegen etwas verfügen könne, und
steuerte keinem Mißbrauch durch ein allgemeines Ge-
setz. Hätte er nur die geringste Liebe für das gemeine
Beste gehegt, so hätte es ihm weder an Geschicklich-
keit, noch an Macht gefehlt, Frieden und Einigkeit
zu stiften. So aber verkaufte er lieber jedem Stand
insbesondere offene und Gnadenbriefe, Diplome, wel-
che ihre Begierden, ihre Eifersucht und ihren Haß
nur verstärkten; alle Leidenschaften, die er zur Be-
förderung seiner Absicht gut zu nutzen hoffte, die aber,

1315 wie sie immer heftiger, also auch die Quellen von den beschwerlichsten Drangsalen wurden, welche die französische Nation unter seinen Nachfolgern erfuhr.

Erst kurz vor dessen Tod entstand, wie wir kürzlich erwähnt haben, ein Bündniß unter dem Adel und den Gemeinden, dadurch sie den bisherigen Bedrückungen ein Ende machen wollten. Er starb während dieser Konföderationen, und schon dies, wie auch der Groll der Geistlichen gegen die weltlichen Herren schwächte den Eifer der Bundsgenossen. Aber sie hielten doch bey der Thronbesteigung des neuen Königs noch zusammen, in Hoffnung, jetzt desto leichter mit ihren Forderungen durchdringen zu können. **Ludwig der Zehnte** wuste sich nicht besser zu helfen, als daß er seinem Oheim, dem Grafen **Karl von Valois**, und einigen andern Kommissarien Vollmacht gab, die Klagen der Stände und das alte Herkommen zu untersuchen, damit man ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen könnte. Unterdes scheint es nicht, als wenn der neue König so aufrichtig dabey zu Werk gegangen wäre, noch viel weniger, daß die vorzüglichsten Freyheiten des Adels wieder auf den Fuß wären gesetzt worden, wie zu den Zeiten Ludwigs des Neunten; am allerwenigsten, daß der Adel alle unter diesem König genossene Vorzüge wieder erlangt hätte. Vielmehr scheint es damals bey blossen Versprechungen geblieben zu seyn, und aus den noch vorhandenen königlichen Edikten in dieser Sache siehet man wohl, daß man sich von Seiten des Hofs bemühet habe, alle Bewilligungen in unbestimmte und zweydeutige Ausdrücke einzukleiden, und Zweifel oder Schwierigkeiten über die augenscheinlichsten Gewißheiten zu erregen. Unterdes waren die Verordnungen, die damals verschiedenen Provinzen Frankreichs zur Abstellung ihrer Beschwerden ertheilt wurden, lange der Grund, worauf sie so oft vergebens

bens pochten, wenn der Hof ihre Freyheiten und Rech- 1315
te angriff. In dem königlichen Urkundenschatz zu Pa-
ris findet man noch viel solche königliche Verordnun-
gen. Alle sind so abgefaßt, daß der König bey der
geringsten Gelegenheit, und unter mancherley Vor-
wänden wieder zurücknehmen konnte, was er damals
auf eine dunkle und zweydeutige Art bewilligte, oder
gar erst wollte untersuchen lassen. Alle aber lehren
uns auch, wie despotisch die Könige, in Vergleichung
mit den ältern Zeiten, mit den Franzosen verfuhren,
wie viele Ungerechtigkeiten und Bedrückungen sie ih-
nen wiederfahren liessen, wie ungescheut die königli-
chen Amtleute und Gerichtshalter ihr Amt in allen
Ländereyen der Herren verwalteten, wie sie dieselben
sogar in Verhaft nahmen, sich ihrer Schlösser und
Städte bemächtigten, überall nach Willkühr Geld-
strafen auflegten, sie mit der äussersten Schärfe ein-
trieben, und in Sachen ihrer Unterthanen in der er-
sten Instanz sprachen. So verfuhren die königlichen
Beamten vor den erwähnten Unruhen, unter Phi-
lipp dem Vierten, oder vielmehr dieser selbst; und
nach den angeführten Verordnungen Ludwigs des
Zehnten machten sie es nicht viel besser, wie wir
hernach sehen werden.

Damals erhielten auch die Einwohner der Am 19.
Normandie den noch heut zu Tage bekannten und März.
in den meisten Urkunden der grossen Kanzley vorkom-
menden *) Freyheitsbrief, Chartre oder Charte Nor-
mande, Charte aux Normands. Diese Urkunde
fängt mit einer kurzen, aber nachdrücklichen Schil-
derung der Ausschweifungen unter der vorhergehen-
den Regierung an, erklärt den Willen des regieren-
den Königs, welchemnach dieselben abgestellt wer-
den, und diese Verordnung als ein immerwährendes

*) Non obstant clameur de Haro; charte Norman-
de etc.

1315 Gesetz gelten sollte. Sie besteht aus drey und zwanzig Artikeln, worinn **Ludwig der Zehnte** unter andern für sich und seine Nachfolger verspricht, in dem Herzogthum Normandie keine andre Münze gelten zu lassen, als die zu Paris und zu Tours geprägte, welches er für desto billiger hielt, da er das Münzrecht in dieser Provinz besaß; ferner, den normännischen Adel auf keine Art zu beeinträchtigen, wenn er einmal seine schuldigen Dienste in einem Krieg gethan hätte, es müste denn die allgemeine Noth des Vaterlandes ihn dazu auffordern; ausser den schon eingeführten Steuern und Diensten keine neuen einzuführen, wo es nicht der augenscheinliche Nutzen und die höchste Nothwendigkeit erfordern würde; die königlichen Beamten von allen Gewaltthätigkeiten abzuhalten; alle drey Jahre geschickte und unverdächtige Kommissarien in die Provinzen zu schicken, die das Betragen der Beamten untersuchen, und, wo nöthig, strafen sollten; die Tortur bey keinem Freygebohrnen brauchen, ausser in gewissen bestimmten Fällen, und dann doch so, daß weder der Tod, noch der Verlust eines Gliedes daher entstehe; die Processe nach den landesgesetzen zu endigen, und sie nicht vor das Pariser Parlament zu ziehen ꝛc.

Der bisherige erste Minister und Oberaufseher der Finanzen, **Enguerrand von Marigni**, Graf **von Longueville**, der aus der normännischen Familie **le Portier** herstammte, wurde von den gepreßten Reichsständen als das vornehmste Triebrad aller Beeinträchtigungen, die sie in den letzten Jahren des verstorbenen Königs hatten erfahren müssen, angesehen, und das Volk war sehr oft in laute Klagen und Schmähungen gegen ihn ausgebrochen. Ludwig der Zehnte glaubte allem Ansehn nach seine Unterthanen nicht kräftiger beruhigen zu können, als wenn er aus einem ihnen so verhaßten Mann ein

Staats-

Staatsopfer machte. Die ausserordentlichen Wohl- 1315
thaten und Gunstbezeugungen, womit Philipp der Vierte diesen Minister, der dessen ganzes Vertrauen besaß, beehrte, erweckten, wie gewöhnlich, den Neid und die Eifersucht der Grossen, und die Auflagen, die er zu Betreibung der flandrischen Kriege anordnen muste, zogen ihm den Haß des ganzen Volks zu. Aber der unversöhnlichste unter allen seinen Feinden war der Graf von **Valois**. Bey einem heftigen Streit, den die Herren von **Harcourt** und von **Tancarville** wegen einer Kleinigkeit, wegen einer Mühle, mit einander führten, hatte sich der Prinz öffentlich für den ersten erklärt. Die Sache kam endlich gar vor den König, der dann die Entscheidung derselben dem Herrn von **Marigni** auftrug. Dieser fällte das Urtheil zum Besten des Herrn von **Tancarville**, ohne sich um den Grafen von **Valois**, der den Gegentheil schützte, zu bekümmern. Gern hätte sich der Graf sogleich an **Enguerranden** gerächt, hätte dieser nicht an dessen Bruder die mächtigste Stütze gehabt. Kaum war aber dieser todt, so suchte und fand er Gelegenheit, den Minister zu stürzen.

Ob man gleich unter dem verstorbenen König unermäßliche Summen erhoben hatte, so fand man doch so wenig Geld in den königlichen Kassen, daß man nicht einmal die Kosten zur Krönung des Thronfolgers vorräthig fand. **Wo sind denn nun**, fragte der König eines Tags im Staatsrath, **die Kammergelder des verstorbenen Königs, und alle die Summen, die in den königlichen Schatz gebracht wurden?** Enguerrand antwortete, er wäre stets bereit, sein Verlangen zu erfüllen, und er dürfe nur befehlen. **So legen Sie denn**, rief der Graf von Valois, **gleich diesen Augenblick hier ihre Rechnung ab.** Der Minister wurde, ohne

1315 eben bestürzt zu werden, durch die stolze und trotzige Miene, mit der ein andrer, als der König, mit ihm sprach, aufgebracht, und antwortete ganz kaltsinnig, die Rechnung würde geschwinder zu machen seyn, als man vielleicht glaubte; sie bestände — und hier wendete er sich gegen den Grafen von Valois — aus zween Punkten: **Den grösten Theil der Gelder aus dem königlichen Schatz hab' ich in Ihre Hände geliefert, und mit den übrigen hab' ich die Schulden des verstorbenen Königs auf seinen Befehl bezahlt.** Der Graf, von Natur hitzig und leicht aufzubringen, konnte einen solchen Vorwurf wegen Verschwendung der Staatseinkünfte nicht verschmerzen, und sagte zu Enguerranden: **Sie lügen es!** — **Nein, sie selbst,** versetzte der sich selbst vergessende Minister. Hierauf gerieth der Graf, ohne vor der Gegenwart des Königs Ehrfurcht zu haben, in eine schreckliche Wuth, und wollte gegen Marigni'n den Degen ziehen; man hielt ihn aber noch zurück, und Marigni eilte nach Hause. Ohngeachtet der öffentlichen Drohungen des Prinzen blieb er doch standhaft und entschlossen, und begab sich, seiner Gewohnheit nach, zum König. Der Graf aber brachte Ludwigen täglich mehr wider seinen Gegner auf, und ließ ihm sogar beybringen, er könne die Wuth des Volks nicht besser besänftigen, noch sich bey allen Ständen beliebter machen, als wenn er den durchgehends verhaßten Minister aus dem Weg räumen liesse. Der König gab diesemnach Befehl zu seiner Gefangennehmung, welche am zehnten März würklich vollzogen wurde.

Zu gleicher Zeit wurde **Rudolf von Presle,** ein gelehrter Jurist und der gelehrteste Advokat, ins Gefängniß gesetzt, weil er Marigni's vertrautester Freund war, und man befürchtete, er möchte ihm zu seiner Vertheidigung helfen. Weil man aber doch

einen

einen Vorwand haben muste, so beschuldigte man 1315
ihn, er habe den Tod des vorigen Königs befördert. Auf eine ganz gesetzwidrige Art zog man gleich Anfangs sein Vermögen ein, welches er nicht einmal wieder bekommen konnte, als seine Unschuld erkannt und er in Freyheit gesetzt war. Der König hatte dasselbe einem seiner Lieblinge, **Peter Machaut**, geschenkt; und dieser konnte es, sogar nach **Rudolfs** Rechtfertigung, dahin bringen, daß dieser, seine Frau und seine Kinder ihm ihr Vermögen förmlich abtreten musten, mit eydlicher Versicherung, niemals irgend einen Anspruch darauf zu machen. Ludwig der Zehnte empfand kurz vor seinem Tode Gewissensbisse über eine so himmelschreyende Ungerechtigkeit, und verordnete in seinem Testament, **Rudolfen** und seiner Frau alle ihnen ehedem zugehörige bewegliche und unbewegliche Güter wieder auszuliefern. Ob dieser letzte Wille vollzogen worden, ist unbekannt.

Viele andre Personen, **Marigni's** Freunde, Gehülfen und Kreaturen, wurden mit ihm unglücklich, und in verschiedene Gefängnisse geworfen. Einige spannte man auf die grausamste Folter, um Beschuldigungen und Klagen gegen den Minister erfahren zu können. Allein, keiner gestand etwas Nachtheiliges; es sey nun, daß dies aus Erkenntlichkeit gegen ihren Wohlthäter, oder aus Ehrfurcht gegen die Wahrheit geschah. Der Graf von **Valois** gerieth hierüber in grosse Verlegenheit; noch mehr aber, als er öffentlich jedermann, der irgend eine Klage gegen den Staatsgefangenen anzubringen wüste, aufforderte und einlud, mit dem Versprechen, daß allen die strengste Genugthuung geschehen sollte; und doch niemand erschien. Diesem ohngeachtet fieng man den Proceß an, und bediente sich darzu unter andern folgender Beschuldigungen: **Marigni** habe die Münzen verändert und sie dem Volk aufgedrungen, wo-

1315 dnrch eben die bisherigen Unruhen und Empörungen entstanden wären; er habe durch allerhand niedrige Kunstgriffe unermäßliche Geschenke von dem verstorbenen König an sich zu bringen gewußt; ausser andern Geldern habe er vierzigtausend Thaler, die der vorige König für den Pabst bestimmt, und funfzehntausend Gülden, die er dem Vetter des Pabsts, Edmund von Got, geschenkt, zurück und für sich behalten; er habe durch den Kanzler Papiere zu Vollmachten untersiegeln lassen, um vermuthlich seine falschen Rechnungen darauf setzen zu können; er habe die königlichen Waldungen verdorben; er habe viele Befehle, die der König nicht bestätigt gehabt, gegeben und vollziehen lassen; er habe bey dem flandrischen Krieg als ein Verräther gehandelt ꝛc.

Alle diese Beschuldigungen musten nun bewiesen werden, und deswegen wurde **Marigni** aus dem Tempelpallast zu Paris nach dem Schloß zu Vincennes gebracht, wo sich der König, die Prinzen und viele Grosse des Reichs versammlet hatten. **Johann von Asnieres**, ein damals berühmter Sachwalter, bekam den Auftrag, gegen **Enguerranden** die Klage zu führen; doch durfte er hierbey nicht seinem eigenen Kopfe folgen, sondern muste alles, was der Graf von **Valois** angab, annehmen. Daher war seine Anklage auch nur blos eine alltägliche Rede, die die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer durch ein verdrießliches langweiliges Geschwätz zu betäuben, und, von allen Gründen entblößt, die Richter durch einen sehr heftigen bittern Ton zu hintergehen suchte. Er fieng seine Rede von der Herrlichkeit Gottes an; von da kam er auf Abrahams und Isaaks Opfer; und von diesem sprang er unvermuthet auf die Schlangen, die zur Zeit des heiligen Hilarius Poitou plagten. Mit diesen Schlangen verglich er den gefangenen Minister und seine Freunde. Hierauf führte er, fast eben so

unver-

unvernünftig, die vornehmsten Klagpunkte wider 1315
Enguerranden an; doch, worüber sich die Versammlung am meisten wunderte, war dies, daß man sich blosser Muthmassungen statt gegründeter Beweise bediente, und daß kein einziger Zeuge auftrat. Nach geendigter Rede wollte sie **Marigni** widerlegen: aber wider alle Grundsätze der Billigkeit wurde ihm Stillschweigen geboten, und, seiner dringenden Bitten ohngeachtet, wurden ihm alle Mittel zur Rechtfertigung entzogen. Nicht einmal sein Bruder, der Bischof von Beauvais, konnte eine Abschrift von der Klage erhalten. Er wendete nebst dem dritten Bruder, der Erzbischof zu Sens war, und andern Verwandten, alles bey dem König an, um wenigstens von dessen Güte zu erlangen, daß ein Herr von dem Range des gefangenen Grafen von **Longueville** gerichtlich für ihn sprechen dürfte; eine Gnade, die man selbst den schrecklichsten Verbrechern nicht versagte; **Ludwig** fand auch dieses Ansuchen billig; er bezeugte sogar sein Mißfallen über die unbewiesenen Anklagen; er wollte daher auch dem Gefangenen vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihn wieder in Freyheit setzen. Aber, er besaß nicht Muth genug, sich seinem alten Vetter, dem Grafen von **Valois**, zu widersetzen; doch bat er ihn zuletzt noch, seine Rache auf eine Verweisung des Ministers nach Cypern einzuschränken. Allein, auch dieser guthergige, die Schwäche des Königs verrathende Vorschlag wurde von dem unversöhnlichen Grafen verworfen, und er sann auf neue Mittel, den König wider den Gefangenen einzunehmen.

Er ließ Marigni's Gemahlin, **Alips von Mons**, und dessen Schwester, die Frau von Canteleu, gefangen setzen, und stellte Zeugen wider sie auf, welche aussagen musten, sie hätten auf Marigni's Verlangen einen Zauberer, Jakob von

Lor,

1315 Lor, gebraucht, dem König, dem Grafen von Valois, und andern Herren, durch gewisse Wachsbilder, das Leben nehmen zu lassen. Durch Wachsfiguren verrichteten nämlich, nach dem damaligen Aberglauben, die vermeyntlichen Zauberer, an den Personen, die sie vorstellten, eben die Würkungen, die sie gegen die Figuren ausübten, so, daß, wenn sie diese stachen oder brannten, derjenige, den sie quälen wollten, eben dies empfand, und nach und nach getödtet wurde. Der seynsollende Hexenmeister ward ins Gefängniß gebracht, wo er sich hieng, oder, wie man vermuthet, gehängt wurde. Genug, dies muste zur Ueberzeugung seiner Verbrechen dienen, und seine Frau wurde als eine Mitschuldige verbrannt. Dem jungen unerfahrnen König Ludwig zeigte man die Wachsbilder; man versicherte ihm, der gottlose Zauberer habe sich erhängt; man sähe daraus, daß Marigni und seine Familie ihm würklich nach dem Leben getrachtet hätten. Mehr brauchte es nicht, den König zur Erklärung zu bewegen, daß er seine Hand nunmehr ganz von Marigni abzog, und ihn dem Grafen von Valois überließ. Dieser versammlete hierauf einige Barone und Ritter zu Vincennes, ließ ihnen die durch Asnieres vorgetragene Klagpunkte vorlesen, zeigte ihnen die durchstochenen Wachsbilder, und unterließ nichts, was zur Erweckung der verhaßtesten Ideen von dem Gefangenen dienen konnte. Enguerrand von Marigni wurde alsdann aller der Verbrechen, die man ihm Schuld gab, überzeugt erklärt, und, ohne Beobachtung der nothwendigsten Formalien, oder der bey Halssachen vorgeschriebenen Regeln, ohne gehört zu werden, verdammt, gehangen zu werden, ohngeachtet seines Adels und Ritterstandes, ohngeachtet der hohen von ihm bekleideten
Am 30. April. Staatswürden. Dieses unerhörte Urtheil wurde, nach damaliger Gewohnheit, vor Anbruch des Tags

an

an ihm vollzogen. Um aber die Beschimpfung aufs 1315
höchste zu treiben, ließ man ihn an den Galgen von Montfaucon hängen, den er selbst nicht weit von Paris hatte aufrichten lassen, um die Leichname der Missethäter, nach ausgestandener Strafe, daran zu hängen.

So heilig **Enguerrand von Marigni** bis an seinen Tod versicherte, daß er von den ihm Schuld gegebenen Verbrechen frey sey, so konnte er doch zu seiner Vertheidigung keine Erlaubniß erhalten. Gesetzt auch, sagt **Daniel**, daß die Münzveränderung und die schweren Auflagen des Volks Verbrechen wären, die einen seiner Würde so schimpflichen Tod verdient hätten, so hatte er doch nicht mehr Theil daran, als alle übrige Minister und Räthe des Königs. Das Volk, das durch das Unglück der Grossen eben so sehr gerührt wird, als es ihre Hoheit hasset und beneidet, äusserte auch über Marigni's Tod den Beyfall gar nicht, den der Graf von Valois erwartet hatte. Es währte aber nicht lange, so kam den König die Reue an, daß er einen so rechtschaffenen Diener der Leidenschaft seines Oheims und dem Murren des Volks so unbedachtsam zum Opfer hingegeben hatte; wie er denn kurz vor seinem Absterben, in seinem Testament den Kindern Marigni's zehntausend Livres, und zwar fünftausend für **Ludwigen**, den ältesten Sohn, der sein Pathe war, und fünftausend für die übrigen vermachte. Dies geschah, nach den Worten des Testaments: **wegen des grossen Unglücks, das ihnen durch die Verurtheilung ihres Vaters zugestossen sey, und wegen der Liebe der Königin** (des Königs Mutter) **gegen die Frau von Marigni.** Der Bruder, **Johann von Marigni**, Bischof zu Beauvais, erhielt das Erzbißthum Rouen; und da man unter der folgenden Regierung Marigni's Leichnam seinen Verwand-

1315 wandten auslieferte, ward er bey den Kartheusern begraben.

Nichts aber diente nachdrücklicher zur Rechtfertigung seines Andenkens, als die öffentliche Genugthuung, die ihm der Graf von Valois einige Jahre hernach leistete. Ein Schlagfluß lähmte die eine Seite seines Körpers, und er sahe dies Unglück als eine Züchtigung seiner gegen Marigni verübten Ungerechtigkeit an. Er wurde dadurch bewegt, mit Erlaubniß des folgenden Königs Philipp, Enguerrands Leichnam von den Kartheusern nach dem Flecken Ecouis in der Normandie bringen zu lassen, welchen Ort der unglückliche Marigni besessen, wo er eine Gruft für sich und seine ganze Familie gebauet hatte. Die ganze Leichenprocession, die Messen und Gebeter wurden von dem bußfertigen Prinzen angeordnet und bezahlt: aber sein Uebel wurde dadurch nicht gelindert. Er nahm endlich zu der niedrigsten Genugthuung, zu der sich eine Person von seinem Stande herablassen konnte, seine Zuflucht; er ließ nämlich eine grosse Summe unter die Armen zu Paris austheilen, und jedem dabey sagen: **Bittet Gott für den gnädigen Herrn Enguerrand und für den gnädigen Herrn Karl.** Alle diese Kennzeichen von Reue und Erniedrigung konnten vielleicht die göttliche Barmherzigkeit besänftigen: aber den Flecken, den der Prinz durch den schmählichen Tod eines Mannes von Stande, der ein treuer Unterthan seines Herrn gewesen, und dessen Unschuld und Redlichkeit ihm am besten bekannt war, seinem Ruhm angehängt hatte, löschten sie doch nicht aus. Die Schande, womit der Name **Marigni** auf einen Augenblick bedeckt ward, bleibt bey **Karls von Valois** Andenken ewig.

Bisher hatte **Ludwig der Zehnte** sich mit Beruhigung seiner Unterthanen beschäftiget; nunmehr

mehr wollte er sich ihnen auch als Held und Erobe- 1315
rer zeigen, oder, wie aus einigen noch vorhandenen Urkunden zu schliessen ist, er wollte mit guter Art Geld zusammenbringen, wozu die **Flamländer**, die sein Vater nicht hatte unterjochen können, die beste Gelegenheit gaben. Zu dem Ende ließ er ein allgemeines Aufgebot ergehen, welchemnach sich die Va- im Jul.
sallen mit ihren Untersassen zu Arras bis den sachten September dieses Jahrs versammlen sollten. Allein, wo sollten die Summen zu Bestreitung der Kriegskosten herkommen? Philipp der Vierte und seine Minister hatten schon alle Quellen des Reichthums erschöpft, und überdies plagte eine ausserordentliche Hungersnoth in diesem Jahr ganz Frankreich. Dennoch schickte man in alle Provinzen des Reichs Kommissarien mit dreyerley Instruktionen, welche alle aufs Geldsammlen hinaus liefen. Zum Schein sollten sie das Aufgebot betreiben, und daher von jedem Hundert Feuerstätten sechs ordentliche Soldaten, oder, wie es damals hieß, **Sergenten** sich abgeben lassen. Für jeden Sergent sollten täglich zwölf Denarien erlegt werden, und dreyßig Sous für seine Rüstung. Ferner sollten die Kommissarien jeden Eigenthümer von zweytausend Livres, — sie mochten in beweglichen oder unbeweglichen Gütern bestehen — nöthigen, persönlich in den Krieg zu gehen, oder zwey Fünftheile ihrer Einkünfte und den hundertsten des Werths ihres beweglichen Vermögens zu bezahlen; dies sollten sie an allen Personen ohne Unterschied, auch an Geistlichen und an Wittwen, nur die Minderjährigen ausgenommen, vollziehen. Und dabey sollten sie doch den Versammlungen der Städte zu verstehen geben, daß der von Natur Mitleidsvolle König von der Noth und Gefahr seines Volks durchdrungen und gerührt wäre, und daher lieber einige Gelder annehmen und damit fremde Truppen besolden wollte.

1315 wollte. Ferner sollten sich die Kommissarien hüten, die Gemeinden selbst durch starke Forderungen aufzubringen, und lieber von einzelnen Privatpersonen Summen erpressen, zu welchem Ende sie Kundschafter halten durften, durch die sie das Vermögen derselben erfahren könnten. Sie sollten auch darauf bedacht seyn, von wohlhabenden geistlichen und weltlichen Personen Summen für den König zu borgen, unter den besten Versicherungen, daß alles redlich wieder bezahlt werden und sie dafür von dem Kriegsdienst frey seyn sollten. Würden sie sich zu keinem Darlehn bequemen, so sollten sie solche Leute zwingen, mit zu Felde zu ziehen, oder so viel Geld zu erlegen, als ohngefähr das verlangte Darlehn betragen möchte. Hieraus sieht man, daß dem König weder an der Führung des Kriegs, noch an dem Wohl seiner Unterthanen gelegen war; sondern daß seine einzige Absicht auf Gelderpressungen gieng, ohne daß dies viel Aufsehn machen möchte.

Ein andres Mittel, Geld aufzubringen, dessen sich auch zum Theil der vorige König bedient hatte, war die **Freylassung der Leibeigenen**; ein Vornehmen, das **Ludwigen** unendlich viel Ehre bringen würde, wenn der Beweggrund zu demselben aus einer reinen Quelle geflossen wäre. Freylich lautAm 3. Jul. ten die Worte des Edikts so, als wenn dem König daran gelegen wäre, daß alle Leute seines Reichs frey seyn möchten: aber nicht anders, als **für gewisse Geldsummen.** Die Bürger in den Städten lebten schon seit langer Zeit als freye Leute, wie wir erzählt haben: aber die Landleute waren noch Leibeigene, oder, wie man damals zu reden pflegte, beständige, bewältigte, das ist, unter der Gewalt ihrer Herren stehende Knechte *). Ob ihnen gleich der Besitz gewisser

*) Gens de corps, gens de poueste, gens de morte-main.

wisser Ländereyen verstattet war, so durften sie sich 1315
doch nicht, ohne Erlaubniß ihrer Herren, an einem andern Ort niederlassen oder sich verheurathen; woraus dann andre eben so harte Folgeleistungen entstanden. Einige ergriffen begierig die Gelegenheit, sich ihrer Dienstbarkeit zu entledigen: andre hingegen liebten das Geld mehr, als die Freyheit. Weil nun dies ganz wider den Zweck der königlichen Gnade war, so zwang man sie dazu. Weil Wir, hieß es in einem andern Edikt, sehen, daß viele Landleute falsch berichtet oder übel berathen worden, und sie die Grösse der ihnen angebotenen Wohlthat nicht begreifen, noch erkennen, so befehlen wir unsern Beamten, sie nach ihren Umständen so zu taxiren, daß sie es ertragen können. Es scheint jedoch nicht, als wenn Ludwig allen gehofften Vortheil daraus habe ziehen können. Denn man findet noch unter den folgenden Regierungen und zu den Zeiten Franz des Ersten Beyspiele der Freylassung, und Urkunden, durch welche die Könige von Frankreich einige ihrer Unterthanen von der Leibeigenschaft freysprechen.

Aus eben dem Grunde, Geld zu erheben, wurden die vom vorigen König aus Frankreich verjagten Juden wieder dahin eingeladen: aber freylich unter solchen Bedingungen, die nur sehr wenige mögen gereitzt haben. Denn sie sollten nicht allein — und das war doch die Hauptsache — grosse Summen erlegen; sondern auch nur auf zwölf Jahre nach Frankreich kommen, und alsdann erst erwarten, ob man sie länger würde haben wollen, oder nicht; ferner sollten sie sich durch ihre Kleidung von andern Leuten unterscheiden, ihre Synagogen, Begräbnißörter, Bücher — unter diesen aber nicht einmal den Thalmud — wieder kaufen.

1315 Nach diesen Geldwerbereyen und kriegerischen Anstalten trat **Ludwig** mit einem sehr zahlreichen Heer den Feldzug gegen Flandern an. Die flandrischen Geschichtschreiber glauben selbst, daß ihr Vaterland damals von den Franzosen würde bezwungen worden seyn, wenn nicht der Himmel für dasselbe gestritten hätte. Denn die Franzosen wurden durch sehr heftige Regengüsse an ihren Unternehmungen gehindert; der Mangel an Lebensmitteln kam darzu, und **Ludwig** muste mit Schimpf die Belagerung der Stadt **Courtrai** aufheben, alles Kriegsgeräthe nebst vielen Kostbarkeiten zurücklassen, und zufrieden seyn, daß er noch so zeitig entkam, und von den Flamländern nicht eingeschlossen wurde.

1316 Sehr ernsthaft beschäftigten hernach den König oder vielmehr seine Räthe die häufigen Klagen, die fast aus allen Provinzen des Reichs wegen der noch immer fortwährenden Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten der königlichen Beamten einliefen. Die weltlichen Herren waren der unaufhörlichen Eingriffe in ihre Rechte überdrüßig, und wollten sie etwas zur Erhaltung ihrer Freyheiten thun, so glaubten sie sich am besten vorzusehen, wenn sie die königlichen Beamten durch einen Eyd verbindlich machten, die Gebräuche in ihren Bezirken nicht zu kränken. Man machte in solchen Verträgen sehr sorgfältig die Fälle aus, in denen ein Amtmann abgesetzt werden sollte: hingegen ließ man zwo Klauseln hinein setzen, welche den ganzen Vertrag unnütz machten. Der Schuldige, hieß es darinn, soll sein Amt nicht verliehren, wenn er nicht aus bösen Absichten gehandelt hat, oder wenn ihn der König aus besonderer Gunst begnadigen will. Die Herren erhielten endlich nach dem flandrischen Feldzug durch vieles Bitten, daß der König versprach, alle drey Jahre Kommissarien in die Provinzen zu

schicken, die das unrechtmäßige Verfahren der königlichen Beamten abstellen sollten; und die Herren dachten nicht daran, daß diese Reformatoren, vom Hof erkauft, und eifrig über die Grundsätze des damals eingeführten Staatsrechts haltend, alle Neuerungen billigen, und der gesetzgeberischen Gewalt des Königs nichts vergeben würden. **Ludwig der Zehnte** besaß keine von den natürlichen Gaben seines Vaters, und der Krieg mit dem Grafen von Flandern hätte ihn gelinder gegen die Herren und Gemeinden machen sollen: dennoch erhielt er sie sehr leicht bey guter Laune, nicht etwan durch Einschränkung seiner Gewalt, sondern durch das blosse Versprechen, sie nicht zu erweitern. Er versprach, die Münze auf dem vorigen Fuß zu lassen, die Lehndienste von seinen Gütern in den Ländereyen der Baronen zu entrichten, und sich über die Afterlehnkaufe keine unmittelbare Macht anzumassen. Dem Anschein nach schlug er ihnen nichts ab, und versprach alles, um in der That nichts zu halten. 1316

Zu den lobenswürdigen Anstalten dieses Königs gehöret eine nicht zu verschweigende **Verordnung**, durch welche er, nach dem Beyspiel Kaisers Friedrich des Zweeten verbot, den Landmann unter keinerley Vorwand in seiner Arbeit zu stöhren, noch viel weniger sich seiner Güter, seiner Person, seines Arbeitsgeräths, seines Viehes ꝛc. zu bemächtigen.

In eben diesem Jahr **starb Ludwig der Zehnte** an einer Erkältung, nachdem er nur anderthalb Jahre lang regiert hatte. Die Schriftsteller, die ihn am Gift sterben lassen, das ihm durch Marigni's Verwandte soll beygebracht worden seyn, fussen auf keinen Grund. Sein Testament ist, ausser dem schon angeführten Umstand wegen Marigni's Kinder, merkwürdig wegen der Aussetzung einer

1316 Summe zur Erziehung hundert Schüler auf zehn Jahre lang, und einer andern Summe von viertausend livres zur Ausstattung armer Mädchen; auch funfzigtausend livres zur Wiedereroberung des gelobten Landes, die er aber vernünftiger zu den beyden vorhergehenden Summen hätte schlagen können.

Ludwig der Zehnte hinterließ nur eine Tochter **Johanne** von seiner ersten Gemahlin: die zwote Gemahlin aber, **Klementia**, eine Tochter des aus französischem Geblüt entsprungenen Königs von Ungern Karls des Ersten, war schwanger. In der Ungewißheit, ob sie mit einem Prinzen oder einer Prinzeßin niederkommen würde, beschlossen die Grossen des Reichs, den Thron so lange ledig stehn zu lassen, und unterdes eine Regentschaft anzuordnen, die der zweete Bruder des verstorbenen Königs, Graf **Philipp von Poitiers**, verwalten sollte. Dieser Prinz hielt sich damals zu Lyon auf, und war mit Betreibung der Pabstwahl nach dem schon im Jahr 1314 erfolgten Tode, Klemens des Fünften, beschäftigt. Aber nunmehr eilte er nach Paris, nachdem er die eingeschlossenen Kardinäle, die hernach **Johann den Zwey und Zwanzigsten** wählten, dem Grafen von Forez zu bewachen übergeben hatte. Gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt ließ er den königlichen Pallast besetzen und die zwölf Pairs versammlen, um von ihnen sein Recht förmlich bestätigen zu lassen. Denn obgleich die französische Krone, wo nicht durch ein geschriebenes Gesetz, doch durch eine bisher heilig beobachtete Gewohnheit, den Prinzen versichert war: so hatte sich doch seit Hugo Kapet keine Gelegenheit gezeigt, die Prinzeßinnen von der Thronfolge auszuschliessen: nun aber hatte die Prinzeßin **Johanne** Freunde und Anhänger, die Philipps

lipps heimliche Feinde waren, und vielleicht durch 1316
Argliſt die Krone von der männlichen auf die weibliche Linie hätten bringen können. Zur Beruhigung des Grafen von Poitiers thaten also die Pairs den Ausspruch, daß er, im Fall die Königin mit einem Prinzen niederkäme, die Regentschaft achtzehn — nach andern vier und zwanzig — Jahre lang verwalten, daß er alle königliche Einkünfte versehen, daß er das Oberhaupt aller Staatsversammlungen seyn, daß er als Souverän Krieg und Frieden beschliessen sollte. Würde aber eine Prinzeßin gebohren werden, so sollte er die königliche Krone erhalten. Alle Baronen schwuren ihm hierauf den Eyd der Treue, und erkannten ihn für den Regenten oder Beschützer des Staats.

So friedfertig der Regent des französischen Staats gesinnt seyn mochte, so sah er sich doch genöthigt, die Waffen zu ergreifen, bey Gelegenheit eines Streits, der schon von Philipp dem Vierten untersucht und in einer Versammlung der Pairs von ihm war entschieden worden, der aber nun mit desto stärkerer Hitze erneuret wurde, und dessen Urheber als der vornehmste Anstifter des Kriegs angesehen werden muß, der einige Zeit hernach zwischen Frankreich und England entstand, und der fast hundert und zwanzig Jahre lang mit einer fast Beyspiellosen Wuth geführet wurde. Die Wichtigkeit der Sache fordert von uns eine zusammenhängende Erzählung ihres Ursprungs.

Die Grafschaft Artois war durch die Vermählung Philipp des Zweeten mit Isabellen von Hennegau an das französische Haus gekommen. Ludwig der Achte, Isabellens Sohn, besaß sie als sein Erbtheil, und da er König wurde, vereinigte er sie mit der Krone; er wies sie hernach seiner Gemahlin, der Königin Blanka, zum Witthum an. Endlich ertheilte

1316 theilte sie Ludwig der Neunte zur Appanage seinem Bruder Robert, der zu Mansura in Aegypten getödtet wurde. Robert der Zweete, sein Sohn, hatte zwey Kinder von Amicien von Courtenai: Philippen, der sich mit Blanken von Bretagne vermählte, und **Machaut** oder **Mathilden**, die den Pfalzgrafen von Burgund, Otto den Vierten, zum Gemahl bekam. Philipp starb noch vor dem Vater, an seinen in der Schlacht bey Furnes empfangenen Wunden, und hinterließ einen Sohn, **Robert den Dritten**, und vier Töchter. Seine Schwester Mathilde gab sich nach dem Tode des Vaters als nächste Erbin an, und verlangte den grösten Theil der Grafschaft. König Philipp der Vierte entschied zu ihrem Vortheil, und setzte sie in den Besitz der Grafschaft Artois, jedoch mit Vorbehalt der ihren Neffen und ihren Nichten zukommenden Rechte. Als Robert volljährig ward, das ist, da er sein ein und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, fieng er einen Proceß gegen die Gräfin, seine Tante, an, und verlangte, nach den ihm vorbehaltenen Rechten, für sich die Grafschaft Artois. Nach vielen Zänkereyen wollten beyde Parteyen die Entscheidung auf König Philipp den Vierten ankommen lassen, und machten sich anheischig, hunderttausend Livres zu zahlen, wenn sie das, was er beschlösse, nicht vollziehen würden. Die Entscheidung fiel abermals nach Mathildens Wunsch aus; die Grafschaft Artois wurde ihr und ihren Erben auf immer zuerkannt. Doch sollte sie Roberten, sowohl für seine Rechte, als für die Rechte seiner Schwestern und Mutter, jährlich viertausend Livres bezahlen, die ihm aber nicht auf die Grafschaft, sondern auf einige andre Ländereyen angewiesen werden sollten. Für seine übrigen Forderungen sollte ihm Mathilde besonders tausend Livres an liegenden Gründen geben, und über dies alles, nach vier Jahren, achtzigtausend

send Franken auszahlen. Robert und seine Mutter 1316
Blanka unterzeichneten und bekräftigten feyerlich diesen Vergleich. Man findet auch nicht, daß sie während des Rests der Regierung Philipps des Vierten und unter Ludwig dem Zehnten die Gräfin Mathilde in dem Genuß der Grafschaft Artois gestöhrt hätten.

Als aber im Jahr 1316 durch den Tod des leztgenennten Königs eine Art von Zwischenreich entstand, so sah dies **Robert** als einen sehr günstigen Umstand für die Ausführung seiner Absichten an. Der Adel in Artois, Cambresis und an den Gränzen der Picardie und Champagne wurde über die Regierung der Gräfin **Mathilde**, die sich damals der Rathschläge **Dieterichs von Jrechon**, damaligen Probsts zu Aire, nachherigen Bischofs zu Arras, bediente, mißvergnügt wurde, und sich gegen dieselbe verband, um denen in die Verwaltung des Rechts und der Finanzen eingeschlichenen Mißbräuchen zu steuern. Ludwig der Zehnte, überzeugt von der Gefährlichkeit der Folgen, die aus diesen Bewegungen entstehen konnten, unterließ nichts, sie zu hemmen. Er verordnete, daß die Gräfin die zur Zeit Ludwigs des Neunten in Artois üblichen Gesetze und Gewohnheiten befolgen und beobachten sollte. Dies bewürkte einen dem Schein nach dauerhaften Frieden: allein die Printzeßin wurde nicht geliebt; ihre Untreue in Vollziehung dieses Vergleichs, der Tod ihres einzigen Sohns und der Tod des Königs gaben den Mißvergnügten die Waffen aufs neue in die Hände. **Robert von Artois** ergriff diese Gelegenheit, die vielleicht von ihm erzeugt worden war, stellte sich an die Spitze der Verschwornen, und bediente sich ihrer Willfährigkeit und ihrer Kräfte zur Eroberung der Grafschaft. Alt-Hedin, Avenes, sogar Arras, öffneten ihm die Thore; auch St. Omer ergab sich nach einiger Weigerung. Der Regent, erzürnt über diese

1316 verwegene Eingriffe in das königliche Ansehn, ließ Roberten vor seinen Gerichtshof laden, um sich wegen seiner, gegen alles Recht und gegen die verehrungswürdigsten Entscheidungen gewagten Unternehmung zu verantworten. Robert erschien nicht; es ward also der Krieg wider ihn beschlossen. Als man sich den Gränzen näherte, geriethen die Verbundenen in Furcht, kamen zum Theil selbst vor den Regenten, baten um Vergebung und erlangten sie, unter der Bedingung, daß sie der Gräfin die Schlösser, die Mobilien, und die noch nicht aufgezehrten Lebensmittel, die sie genommen, wiedergeben sollten. Zugleich wurde auch denen Verzeihung angeboten, die sie bis zum nächsten Lichtmeßfest suchen würden.

In Ansehung der Erbfolge in der Grafschaft Artois wurde beliebt, daß Schiedsrichter ernennt und von ihnen über Roberts Ansprüche gegen seine Tante erkannt werden sollte; würden diese Schiedsrichter sie zu keinem Vergleich bringen können, so sollten sie sich dem Ausspruch der Pairs und der Grossen des Reichs, als natürlichen und nothwendigen Richtern dieses Streits, unterwerfen; unterdes sollten die Sachen in den Stand gesetzt werden, worinn sie sich bey dem Tode des Großvaters des Grafen Roberts befunden hätten; die Grafschaft sollte während dieser Zeit von den Grafen von **Valois** und von **Evreux** sequestrirt werden; endlich sollte sich Mathildens Neffe bis zur Entscheidung des Processes als Gefangener stellen. Dies geschah. Der Regent kam wieder nach Paris, und **Robert** begab sich ins Gefängniß, worinn er fast zwey Jahre lang aushalten muste.

Beyde Theile wollten, daß der Handel unwiderruflich entschieden würde, und es ward beschlossen, ihn durch die Pairs nach allen Regeln des Rechts untersuchen und ausmachen zu lassen. Alle darzu gehörige Formalitäten wurden also darbey beobachtet,

alle

alle Fristen bewilliget, das Recht des Eigenthümers 1316
auf das strengste geprüft, die Schäden, welche die Gräfin bey den letzten Feindseligkeiten erlitten zu haben vorgab, genau erwogen. Endlich faßte der Hof der Pairs ein feyerliches Urtheil ab, wodurch festgesetzt wurde, „daß die Graf- und Pairschaft Artois „mit allem, was davon abhängt, zu allen Zeiten der „Gräfin, ihren Erben und Nachfolgern verbleiben, „und Roberten und seinen Nachfolgern ein ewiges „Stillschweigen über diesen Punkt auferlegt werden; „daß sie an diesen ihren Neffen wegen der von ihm „ihr zugefügten Schäden keine Ansprüche machen; „daß beyde allen Groll fahren lassen, und alle Feind„seligkeiten vergessen; daß sie einander wechselseitig „durch Brief und Siegel versprechen sollten, alle „Schwierigkeiten und Zweifel, die daher entstehen „könnten, der Entscheidung des Königs zu überlas„sen; daß er zu desto grösserer Bestärkung des Frie„dens die Grafen von **Richemond** *) und von „**Namur**, wovon jener seiner Mutter Bruder, die„ser der Gemahl seiner Schwester, **Marien von** „**Artois**, war, bewegen sollte, denselben zu bestäti„gen; und daß er eben dies in Ansehung der Brüder, „Oheime und Vettern des Königs thun sollte.„ Diesem Urtheil unterwarfen sich beyde Parteyen, und beschwuren die Vollziehung desselben auf dem Evangelienbuch. Der Streit wurde also zum andernmal beygelegt, und **Robert** zu einiger Vergütung, mit **Johannen**, der ältesten Tochter des Grafen von **Valois**, vermählt. Philipp der Vierte hatte ihm schon die Grafschaft **Beaumont le Roger** geschenkt, die alsdann zu einer Pairie erhoben wurde: allein dies alles konnte seinen Schmerz über den Verlust der Grafschaft Artois nur auf einige Jahre lindern, nach

*) Er hieß Johann von Bretagne.

1316 deren Verlauf er nur desto heftiger wieder ausbrach, wie wir im folgenden Buch erzählen werden.

Der Regent **Philipp** war kaum von seinem erwähnten Feldzug in Artois nach Paris zurückgekommen, so wurde sowohl seine als aller Franzosen Erwartung durch die Niederkunft der verwittweten

Am 15. Nov. Königin **Klementia** mit einem Prinzen, den man **Johann** nennte, geendiget. Auf diese Art blieb der Graf von **Poitou** Regent des Reichs, und sah sich von der Krone ausgeschlossen; jedoch das geschwinde **Ableben dieses Kindes** versicherte ihm dieselbe. Die Zärtlichkeit und der Schmerz der Königin über den Tod ihres Gemahls, hatte ihr ein viertägiges Fieber zugezogen, wovon sie erst nach ihrer Niederkunft befreyt wurde. Die Leibesbeschaffenheit ihres Kindes ward dadurch so sehr geschwächt, daß es nur fünf bis acht, nach andern zwanzig Tage lang lebte. Einige setzen dasselbige unter dem Namen **Johann der Erste** in die Reihe der französischen Könige: andre unterlassen dies. Beyde haben ihre guten Gründe, und es leidet die Geschichte nichts darunter, man mag den ersten oder den letzten beytreten.

Durch die Thronbesteigung **Philipps des Fünften**, bisherigen Grafen von **Poitou**, der den Beynamen des **Langen** führt, geschah es, daß die Kronfolge von Frankreich seit Hugo Kapet zum erstenmal auf die Seitenlinie, von dem Neffen auf den Oheim fiel, da sie vorher in absteigender Linie von dem Vater auf den Sohn in dreyzehn Königen ununterbrochen fortgegangen war. So rechtmäßig **Philipps des Fünften** Recht auf die Thronfolge, vermöge seiner Geburt, war; so machte man ihm dasselbe doch streitig. **Otto der Vierte**, Herzog von Burgund, und die Herzogin **Agnes**, seine Mutter, eine Toch-

ter

ter Königs **Ludwigs des Neunten**, verlangten, 1316
unter Begünstigung vieler Grossen des Reichs, zu de-
nen sich sogar der Graf von **Valois** heimlich hielt,
daß nothwendig die Rechte der Prinzeßin **Johanne**,
der Tochter Ludwigs des Zehnten, und der burgundi-
schen Prinzeßin **Margarethe**, auf die Königreiche
Frankreich und Navarra untersucht werden müsten,
ehe der Graf von Poitiers zum König gekrönt werden
könnte. Selbst der Bruder des neuen Königs, Graf
Karl von la Marche, war von der Partey der
Mißvergnügten, allem Ansehn nach wegen der Hoff-
nung, eine Vergrösserung seiner Appanage dadurch
zu erlangen.

Der junge König — denn er war erst drey und 1317
zwanzig Jahre alt — konnte der am neunten Januar
vollzogenen Krönung ohngeachtet, nicht eher sich be-
ruhigen, bis auch der geringste Zweifel wegen seiner
Thronfolge weggeräumt war. Zu dem Ende berief
er um Lichtmeß alle Reichsstände nach Paris, die als-
dann beschlossen, **Philippen**, als ihrem rechtmäßi-
gen Oberherrn, zu gehorchen, und nach ihm, dessen
Sohne **Ludwig**, der aber einige Tage hernach in
einem Alter von sieben Monaten verschied. Zugleich
wurde festgesetzt, daß das alte vom Ursprung der Mo-
narchie herrührende Herkommen auch damals Statt
finden und erkannt werden, und nach demselben das
weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausgeschlossen
seyn sollte.

Als Regent hatte schon **Philipp** mit dem Hau-
se Burgund sich dahin verglichen, daß, wenn die Kö-
nigin **Klementia** mit einer Prinzeßin niederkommen
würde, diese nebst **Johannen**, ihrer Schwester er-
ster Ehe, oder eine von beyden — im Fall nämlich
eine davon gestorben seyn würde — das Königreich
Navarra nebst den Grafschaften **Champagne** und
Brie erblich besitzen, jedoch so, daß **Philipp** die

Regie-

1317 Regierung darüber führen sollte, bis sie im Stande seyn würden, sich zu vermählen. Sie sollten alsdann Verzicht thun auf den übrigen Theil des Königreichs und auf die Thronfolge ihres Vaters. Ausserdem aber sollten sie in alle Rechte, die ihnen in Ansehung des Reichs zukommen könnten, zurücktreten, Navarra hingegen und die beyden Grafschaften fahren lassen. **Johanne** sollte von der Herzogin Agnes von Burgund, ihrer Großmutter, erzogen, und nicht anders, als mit Einwilligung des Königs und der nächsten Verwandten des königlichen Hauses vermählt werden. — Dieser Vergleich ward getroffen in Gegenwart, mit Beystimmung und auf den Rath der Prinzen vom Geblüte und der vornehmsten französischen Herren, welche auch die Beobachtung und Vollziehung desselben versprachen und beschwuren.

Diesem ohngeachtet konnte sich **Philipp** nach seiner Thronbesteigung nicht entschliessen, diesem Vergleich gemäß zu handeln. Er hielt allen, die sich der Prinzeßin **Johanne** annahmen, die Vergehungen ihrer Mutter **Margarethe** und die daher zu vermuthende uneheliche Geburt der Johanne, vor. Unstatthafte Betrachtung! er hätte sie eben so gut vor dem Vertrag zu Vincennes machen können: nun aber, da er diesen einmal feyerlich eingegangen war, kam ihm auch die pünktliche Erfüllung desselben zu. Deswegen eben verband sich der für das Beste seiner Nichte eifrig sorgende Herzog von **Burgund** mit den Edelleuten in Champagne gegen den König. Hätte dieser nicht geschwind einen neuen Vergleich mit dem Herzog getroffen, so würden allem Ansehn nach aus dem Bündniß gefährliche Folgen für Frankreich entstanden seyn. Der Herzog trat dadurch, im Namen der unmündigen Prinzeßin, auf immer alle Rechte ab, die sie auf die Königreiche Frankreich und Navarra haben konnte; und entsagte eben so allen Ansprüchen

sprüchen auf die Grafschaften Champagne und Brie: 1317
doch sollten sie wieder an sie kommen, wenn Philipp ohne männliche Erben sterben würde. Hingegen gab der König der Prinzeßin zur Schadloshaltung funfzehntausend livres jährliche Einkünfte, die auf die Grafschaft Angouleme, und im Fall diese nicht hinreichen sollte, auf die Kastellaney Mortain angewiesen werden sollten; und dann funfzigtausend livres Tournois, die man zum Ankauf neuer Ländereyen für die Prinzeßin anwenden sollte. Würden Champagne und Brie wieder an die Prinzeßin kommen, so sollte sie der Krone die empfangene Schadloshaltung wieder zurückgeben; dann sollten die beyden Grafschaften so lange in den Händen des damals regierenden Königs bleiben, bis die Prinzeßin vermählt seyn und zugleich mit ihrem Gemahl den gegenwärtigen Vertrag bestätigt haben würde. Ueber diese Bestätigung sollte der Herzog von Burgund die Gewähr leisten. Würde die Prinzeßin ohne Kinder sterben, so sollten sowohl die Grafschaften als die angewiesenen Renten und die erkauften Ländereyen auf immer mit den königlichen Domänen vereinigt werden. — Nach diesem wurde beschlossen, daß die Prinzeßin, die damals erst sechs Jahre alt war, nach erlangter Volljährigkeit mit dem Grafen **Philipp von Evreux** vermählt werden sollte. Bis dahin aber sollte sie unter der Aufsicht der Königin **Marie**, der Wittwe Philipps des Vierten und Großmutter des zukünftigen Gemahls der Prinzeßin, bleiben.

Bald hernach zeigte sichs, warum der Herzog von **Burgund** einen seiner unmündigen Pflegetochter so nachtheiligen Vergleich eingegangen war. Er vermählte sich nämlich mit der ältesten Prinzeßin des Königs, welche **Johanne** hieß, und vereinigte dadurch mit dem Herzogthum Burgund die Grafschaft gleiches Namens, welche der Königin, der Mutter

seiner

1317 seiner Gemahlin, gehörte. Die dritte Tochter Isabelle, die schon dem König von Kastilien, Alphons dem Eilften, versprochen war, verlobte der König nunmehr mit Guigues dem Achten, Dauphin von Viennois und Grafen von Albon, dessen Freundschaft ihm nothwendiger war. Die zwote Prinzeßin, mit Namen Margarethe, wurde Ludwigen von Creci, einem Sohn des Grafen Ludwig von Nevers, und Enkel des Grafen Robert von Flandern, versprochen. Dieser junge Prinz hatte sich mit dem Hause Evreux verbinden wollen: allein der Graf von Valois, der ein ganz andres Ansehn besaß, als sein Bruder, ließ ihm eine von seinen Töchtern anbieten, und Ludwig nahm dies an. Schon war der Vermählungstag bestimmt, als der König, unter dem Vorwand, allen Anlaß zur Eifersucht zwischen seinen beyden Oheimen zu vermeiden, den flandrischen Prinzen zur Vermählung mit seiner zwoten Tochter bereden ließ, welches keine Mühe kostete, sondern vielmehr von ihm mit aller Erkenntlichkeit, die eine so grosse Ehre verlangte, angenommen wurde.

Diese Verbindung brachte der Grafschaft Flandern und den Besitzern derselben grosse Vortheile. Denn ausserdem, daß dadurch die Grafschaft Artois wieder an Flandern kam, war dies auch ein näherer Schritt zur Beylegung der Streitigkeiten zwischen den Franzosen und Flamländern, die bisher noch immer fortgedauret hatten. Denn obgleich diese Anfangs nicht nachgeben wollten, und deswegen sogar von dem Pabst mit dem Interdikt belegt wurden; so kam es doch eben dadurch, und weil Frankreich eines so langwierigen und schädlichen Kriegs müde war, zu
1318 einem Waffenstillstand, woraus nach vielen Ver-
1319 längerungen desselben endlich der Friede durch die Geschicklichkeit des Kardinals Gosselin entstand. Durch

denjel-

denselben wurde die angeführte Vermählung und Erb- 1319
folge des jungen Grafen **Ludwig** in Flandern nach dem Tode seines Großvaters bestätigt, und die Städte Ryssel, Douay und Orchies dem König von Frankreich zugesichert, der noch überdies von den Flamländern eine Summe Geldes erhalten sollte, die einige auf neunzigtausend, andre auf zweyhunderttausend livres, andre noch höher setzen. Ueberdies machten sie sich durch einen Eyd anheischig, wider ihren Grafen die Waffen zu ergreifen, wenn er einem Artikel des Friedensschlusses zuwider handeln würde. Der würkliche Schluß und die Unterzeichnung des Friedens kam erst in der Mitte des folgenden Jahrs zu Stande.

Nunmehr, da Frankreich von innen und aussen 1320
Ruhe genug, wenigstens den Anschein derselben hatte, dachte König **Philipp der Lange** auf die Erfüllung des schon unter seinem Vater gethanen Gelübdes, einen Kreutzzug nach Palästina vorzunehmen. Eben dies wollte **Eduard der Zweete**, König von England, thun: aber, — o des Wunders! — der Pabst widerrieth es beyden. An den König von Frankreich schrieb er: zu einer solchen Unternehmung sey ein allgemeiner Friede unentbehrlich; nun aber wisse er, daß er jetzt fast aus der ganzen Christenheit gleichsam verbannet sey. England und Schottland wären gegen einander aufgebracht; die teutschen Fürsten bekriegten sich; die Könige von Sicilien und Trinakrien hätten nur einen kurzen Stillstand errichtet, und wären keineswegs zum Frieden geneigt; die Könige von Cypern und Armenien wären stets mißtrauisch und feindselig gegen einander; die Könige von Spanien hätten mit der Beschützung ihrer Gränzen gegen das Königreich Granada genug zu thun; die Städte der Lombardey würden durch beständige Meutereyen und Parteyen zerrüttet und geschwächt,

1320 schwächt, zumal Genua, welche Stadt einen Kreutzzug so sehr befördern könne; das Meer sey so unsicher als die Landstrassen; die Hospitalritter, von denen man die stärkste Hülfe erwarten sollte, wären in einer traurigen Verfassung, und sogar ihrem Untergang nahe *). Zuletzt bittet er ihn, im Fall er ja auf seinem Vorsatz bestehen sollte, wohl zu überlegen, wie hoch sich die Kosten zur Ausführung desselben belaufen und wie sie aufzutreiben seyn möchten.

Diese Vorstellungen würkten so viel, daß der König sein Vorhaben zwar nicht aufgab, aber doch in Beförderung desselben langsamer zu Werke gieng. Diese Verzögerung wurde die Gelegenheit oder der Vorwand zu einer **Unruhe in Frankreich** und England, die derjenigen ähnlich war, die sich sieben-zig Jahre vorher, während der Regierung **Ludwigs des Neunten** erhoben hatte. Auch damals breitete sich das Gerücht aus, als wenn die Befreyung des gelobten Landes geringen und armen Leuten vorbehalten sey. Hirten und andre Landleute verliessen daher ihre Heerden und Hütten, und versammleten sich im Anfang des Jahrs 1320 ohne Waffen und ohne Lebensmittel. Sie nennten sich, so wie die ersten, **Pastorelli** oder **Pastoureaux.** Sie wanderten in grossen Haufen fort, die sich täglich durch Müßiggänger, Landstreicher und Räuber vergrösserten. Sie nahmen sogar Kinder von sechzehn Jahren und darunter, wie auch Weiber mit sich. Unter ihnen war ein seiner Verbrechen wegen abgesetzter Priester, und ein von dem Benediktinerorden abgefallener Mönch, die durch ihre Vermahnungen andre herbeyzogen. Anfangs hielten sie gute Ordnung, giengen in aller Stille Paarweise hinter einem Kreutze her, besuchten die vornehm-

*) Auch hieraus läßt sich beurtheilen, wie wenig diesem Orden von den unermeßlichen Reichthümern der Tempelherren zugeflossen seyn müsse.

vornehmsten Kirchen, und baten mit Bescheidenheit 1320
um Almosen, die man ihnen auch reichlich gab.
Denn das Volk betrachtete sie als Diener Gottes,
und der König selbst bezeugte Anfangs, wegen seines
Eifers für den Kreutzzug, Wohlgefallen an densel-
ben. Allein, bald nahmen sie die Lebensart der Bö-
sewichter an, die sich zu ihnen gesellet hatten, und
machten sich durch ihre Räubereyen und Gewaltthä-
tigkeiten verhaßt. Sie begiengen sogar Mordthaten.
Einige wurden in Gefängnisse gelegt, aus denen sie
aber bald durch ihre Begleiter mit Gewalt wieder be-
freyet wurden. Eben dies thaten sie bey ihrer An-
kunft zu Paris. Als sie hernach hörten, daß man
sie angreifen wollte, stellten sie sich bey der Abbtey
St. Germain des Pres in Schlachtordnung. Weil
aber niemand erschien, zogen sie weiter, ohne daß
der König und seine Räthe die geringste Anstalt zu ih-
rer wohlverdienten Züchtigung oder zu ihrer Zer-
streuung getroffen hätten. Sie giengen nunmehr
nach Güyenne, wo sie gleich nach ihrer Ankunft über
alle Juden, die ihnen aufstiessen, herfielen, sie töd-
teten und ihre Güter raubten, wodurch sie sich dem
Volke sehr beliebt machten. Nichts konnte den Ju-
den das Leben erhalten, als die Taufe. Als sie auf
Carcassonne zu zogen, ließ der königliche Seneschall
ein Edikt ergehen, in dem geboten war, die Juden
gegen diese Leute zu schützen: allein, viele sagten, man
dürfe sich den Christen nicht widersetzen, um Ungläu-
bige zu schützen. Dadurch wurde der Seneschall be-
wogen, Truppen zusammenzuziehen, und bey Le-
bensstrafe zu verbieten, daß den Pastoureaux keine
Hülfe geleistet würde; er ließ sogar alle, deren er sich
bemächtigen konnte, ins Gefängniß werfen, und eine
Menge derselben hängen. Aber in der Stadt Tou-
louse selbst tödteten sie alle Juden, und raubten die
Güter derselben, ohne daß es die Stadtobrigkeit

1320 wehren konnte. Sie wollten auch Avignon einnehmen und daselbst nach Willkühr leben: allein der Pabst, der sich daselbst aufhielt, schrieb noch zu rechter Zeit an den Seneschall zu Beaucaire, und ermahnte ihn, in allen Plätzen seiner Gerichtsbarkeit diese vorgeblichen Pilgrime zurückzuweisen und in Schranken zu halten. Dies wurde von den königlichen Beamten so gut bewerkstelliget, daß sich bald darauf die ganze Rotte zerstreute und verlohr.

1321 Die Raserey der Pastoureaux und der Eifer aller übrigen Franzosen nach einem Kreutzzug, brachte die Muselmänner bald auf die Gedanken, ihn zu hintertreiben. Sie kannten den heimlichen aber unversöhnlichen Haß der Juden gegen die französische Nation, und hielten sie deswegen für die geschicktesten Werkzeuge zur Ausführung ihres verabscheuungswürdigen Vorhabens. Dies bestand in einer **Vergiftung der Quellen und Brunnen.** Der König von Granada, ohne Zweifel durch die Mohamedaner in Asien und durch seinen eigenen Vortheil gereitzt, war der vornehmste Anstifter. Die Juden konnte er jedoch nicht nach seinen Absichten lenken; sie waren zu furchtsam gemacht worden: aber dennoch versprachen sie, die **Aussätzigen**, deren damals eine grosse Menge in Frankreich war, hierzu aufzumuntern. Diese Unglücklichen waren verdrießlich und aufgebracht über die ihnen erwiesene Verachtung und über ihre Ausschliessung aus allen Gesellschaften. Man brachte ihnen den Wahn bey, als wenn alle diejenigen, die nicht an dem unter das Wasser gemischten Gift sterben würden, aussätzig werden müsten, daß alsdann die Krankheit gemein und nicht mehr so schimpflich seyn, und daß sie folglich dadurch wieder zur Gemeinschaft mit ihren Verwandten und Freunden gelangen würden. Diese schmeichelhafte Hoffnung und das ihnen dargereichte Geld bewegten

sie

sie zur Ausübung des Verbrechens. Bald waren 1321
alle Wasser in Ober-Güyenne vergiftet und dadurch eine grosse Mortalität erzeugt. Weil dies aber nicht wohl heimlich bleiben konnte — wenigstens bekam man zeitig Argwohn — so ergriff man die Bösewichter, brachte sie zum Geständniß, und verbrannte sie lebendig. Eben dies geschah in Poitou und in andern Gegenden, so daß beynahe alle Aussätzige vertilgt wurden. Die Juden verbrannte man an einigen Orten ohn' Unterschied. Zu Chinon zündete man in einem sehr breiten und sehr tiefen Graben ein grosses Feuer an, in das man hundert und sechzig solcher unglücklicher Geschöpfe stürzte. Viele liefen selbst hinein, mit Lachen und Singen, als wenn sie zu einer Hochzeit eingeladen wären, wie sich der alte Chronikschreiber ausdrückt. Einige Weiber warfen sich mit ihren Kindern in die Flammen, um diese der Taufe zu entziehen. Zu Paris begnügte man sich mit einer blossen Verbannung solcher Juden, die keinen Theil an der schrecklichen That hatten; die andern wurden, so wie die Aussätzigen, zum Feuer verdammt. Mit ihrem Vermögen bereicherte sich der König.

Ein sehr lobenswürdiges Vorhaben **Philipps des Fünften**, welchemnach **einerley Gewicht, einerley Maaß, einerley Münze** in ganz Frankreich eingeführt werden sollte, konnte nicht durchgesetzt werden. Denn es verbreitete sich noch vor der Ausführung desselben ein Gerücht, als wenn der König den fünften Theil von dem Vermögen aller seiner Unterthanen erheben wollte, um diejenigen schadlos halten zu können, die das Münzrecht hatten. Die Bündnisse der Edelleute wurden an vielen Orten erneuert, die Klerisey und der Adel vereinigten sich mit den Städten, um sich mit Nachdruck einer Neuerung zu widersetzen, die, wie man sagte, nur einen

1321 Vorwand zu einer ausschweifenden Auflage abgeben sollte. Der König muste also die Sache bis zu einer günstigern Zeit verschieben; er starb aber bald hernach. Um aber doch wenigstens denen durch das Münzwesen entstandenen Verwirrungen einigermassen abzuhelfen, wurde eine strenge Untersuchung der Münzen und Stempel angestellt, deren sich die Prälaten und Baronen bedienten. Güyenne wurde davon nicht ausgenommen. Hierauf fand der König für gut, sowohl dem König von England als Herzogen von Güyenne, als auch andern Reichsvasallen alles Münzprägen bis auf weitere Verordnung zu untersagen. Dennoch sah **Philipp** bald ein, daß eine Verbesserung des Münzwesens unmöglich seyn würde, so lange eine so grosse Anzahl von Vasallen die Freyheit, Münzen zu prägen, genösse. Er beschloß daher, dieses Recht blos für sich zu behalten. Zu diesem Endzweck hatte er schon die ansehnlichsten Münzstädte käuflich an sich gebracht, als ein früh-
1322 zeitiger **Tod** ihn im acht und zwanzigsten Jahr seines
am Alters und im sechsten seiner Regierung **wegraffte.**
3 Jan.

Weil Philipp der Fünfte keine männliche Erben hinterlassen hatte, — denn sein einziger Prinz war vor ihm gestorben; drey Prinzeßinnen waren vermählt, und die vierte gieng ins Kloster — so folgte ihm ohne Widerspruch und ohne Rücksicht auf die Töchter des verstorbenen Königs, sein Bruder, bisheriger Graf von **la Marche**, unter dem Namen **Karl der Vierte**, der auch der **Schöne** genennt wird. Der Herzog von **Burgund** war einer der ersten, die dem neuen König huldigten: aber dennoch suchte er ihn bald hernach durch eine List zu seinem Vortheil zu überraschen. Der Herzog hatte sich, wie gesagt, mit einer andern **Johanne von Frankreich**, mit der

Tochter

Tochter Philipps des Fünften vermählt, welcher 1322
vor seiner Thronbesteigung die Grafschaft Poitou zu
seiner Appanage besaß, und Johanne ward gebohren, da er noch den Titel eines Grafen von Poitiers führte. Aus diesem Grunde behauptete Herzog Otto, seine Gemahlin müsse die Erbin dieser Grafschaft seyn. Weil aber Philipp der Vierte die Grafschaft seinem zweeten Sohne unter der Bedingung gegeben, daß sie, im Fall er ohne männliche Erben abgehen würde, wieder an die Krone fallen sollte: so erklärte der Gerichtshof der Pairs den Anspruch des Herzogs von Burgund für nichtig. Während der Verhandlung dieser Rechtssache suchte der König eine andre am päbstlichen Hofe durchzutreiben, die Ehescheidung seiner seit dem Jahr 1314 im Gefängniß sitzenden Gemahlin Blanka, einer Tochter des Grafen Otto von Burgund. Die Prälaten, denen Anfangs die Sache zur Untersuchung vorgelegt wurde, fanden sie, besonders wegen der vom vorigen Pabst vor der Vermählung geschehenen Dispensation, so bedenklich, daß sie dieselbe dem Pabst übergeben liessen, der dann so verwegen war, folgenden Ausspruch zu thun: Da der König und Blanka im vierten Grade mit einander verwandt sind, und da Mathilde, Gräfin von Artois, Blankens Mutter, nebst vielen andern den König aus der Taufe gehoben, folglich sie seine Pathe und Blanka seine geistliche Schwester ist; da ferner die von Blanken vorgezeigte Dispensation dieser Schwierigkeit nicht gedenkt: so erklären Wir diese Vermählung für nichtig, und verstatten beyden Theilen, sich nach Belieben anderweit zu vermählen. Diesem Urtheil zu Folge vermählte sich König Karl vier Wochen hernach mit Marie von Luxemburg, einer Tochter Kaisers Heinrichs des Siebenten, und Schwester des böhmischen Königs Johann. Sehr viele Personen mißbilligten den päbstlichen

1322 Ausspruch. Einige sagten, es wäre falsch, daß die Gräfin von **Artois** die Pathe des Königs gewesen, und zugleich behaupteten sie, die Gräfin wäre zur Einwilligung in diese Trennung genöthiget worden, um nur ihrer Tochter das Leben zu retten. Andre scherzten darüber.

Man glaubt, der Eifer des Königs, den letzten Willen seines erst verstorbenen Bruders zu erfüllen und einen Kreutzzug zu unternehmen, habe den Pabst **Johann den zwey und zwanzigsten** bewegt, ihm in dieser Ehesache zu willfahren. Wenigstens hielt der Pabst um jene Zeit in Frankreich um eine kräftige Unterstützung der Christen in Cypern und Armenien an, welche von den Mohamedanern heftig verfolgt wurden. **Karl**, voll von der Begierde seines Vorsatzes, bewilligte sogleich eine Flotte, nebst einer gewissen Anzahl wohlbewaffneter Leute, die der **Vicomte von Narbonne, Amalrich**, ein sehr tapfer Ritter, der aber bisher im Gefängniß gesessen, anführen sollte. Unter ihm sollte dienen **Berenger-Blanc, Admiral des Meers.** Dies ist der Name, den man dem obersten Befehlshaber der französischen Seemacht gab. Die Seerüstung dieses neuen Admirals zu dem Zug nach Cypern und Armenien sollte sehr ansehnlich werden: es vergieng aber so viel Zeit darüber, und es häuften sich dabey so mannigfaltige Schwierigkeiten, daß endlich die ganze Unternehmung rückgängig wurde.

Karl war mit diesem Gegenstand nicht so sehr beschäftigt, daß er nicht eine sehr strenge **Untersuchung gegen die Finanzbedienten**, welche fast alle Lombarden und Italiener waren, hätte ergehen lassen. Man zog ihre Güter ein, und alle wurden wieder aus dem Reiche geschickt, so arm, als sie dahin gekommen waren. **Gerhard Laguette**, ein Mensch von niedriger Herkunft, von Clermont in

Auver-

Auvergne gebürtig, ehemals Münzmeiſter, damals 1322
allgemeiner Einnehmer der Kroneintünfte, ſtarb auf
der Folter, ohne zu geſtehen, woher ſeine Schätze
wären, die er, wie man ſagte, von den königlichen
Geldern zuſammengebracht hatte. Sein Körper wur-
de durch die Gaſſen geſchleppt und gehängt. Man
ſchickte hernach vernünftige Leute in die Provinzen,
um die ſchlechten Richter zu ſtrafen, und den Ueber- 1323
muth des Adels, der ſich ungeſtraft der Güter der
Privatperſonen bemächtigte, zu zähmen. Es ward
befohlen, keines Schuldigen zu ſchonen, und vor-
nämlich, nicht ſowohl durch Geldſtrafen, als durch
Leibesſtrafen Beyſpiele der Gerechtigkeit zu geben.

Ein Beyſpiel ſtrenger Gerechtigkeit gab **Karl der Vierte** an einem der mächtigſten Kronvaſallen, der noch überdies ſein Neffe war. Wir haben vorhin geſehen, daß des Grafen **Roberts** von Flandern Sohn, Graf **Ludwig von Nevers und Retel**, ſeinen Sohn **Ludwig** mit **Margarethen von Frankreich**, Philipps des Fünften Tochter, vermählt hatte. In dem Ehevertrag ward ausbedungen, daß, wenn der Graf von Nevers vor **Roberten**, ſeinem Vater, ſtürbe, **Ludwig** die Grafſchaft Flandern erben ſollte. **Robert von Caſſel**, des Grafen von Nevers Bruder, hatte dieſen Vertrag, ob ihm gleich darin aller Anſpruch auf die Grafſchaft Flandern benommen war, ſelbſt mit unterſchrieben, weil man ihn anderwärts auf beträchtliche Ländereyen verſichert hatte. Da aber der Graf von **Nevers** ſtarb, und der alte Graf von Flandern, ſein Vater, ihn nur zwey Monate überlebte, wollte Robert an den Vertrag nicht gehalten ſeyn, ſondern dachte, zu **Ludwigs** ſeines Neffen Nachtheil, an den Beſitz der Grafſchaft Flandern. Er gründete ſeine Anſprüche auf die nähere Verwandtſchaft, indem er der Sohn des letzten Beſitzers,

1323 Ludwig hingegen nur dessen Enkel war. Daher bemächtigte er sich auch mit Hülfe des Grafen von Namur einiger festen Plätze, und bey dem König von Frankreich wendete er alles an, was zur Erreichung seines Zwecks dienen konnte.

Der König zog die Sache vor seinen Hof, und verbot beyden Parteyen die Besitznehmung der Grafschaft so lange, bis der Streit untersucht und das Urtheil gefällt seyn würde. Unterdes schickten die Flamländer, die gern Ludwigen zu ihrem Herrn haben wollten, an den König, und liessen um die Bestätigung des letzten Vergleichs bitten; sie drohten sogar mit Errichtung eines Freystaats, im Fall man ihnen einen andern Grafen aufdringen würde. Berauscht von diesem Enthusiasmus der Nation, übereilte sich der junge Ludwig, und ließ sich von seinen neuen Unterthanen huldigen, ohne erst die Beystimmung des Königs zu erwarten. Aus Unwillen über diese Kühnheit, ließ ihn Karl einige Tage lang in den Thurm des Louvre gefangen setzen. Alsdann aber schenkte er ihm die Freyheit wieder, erklärte ihn für den rechtmäßigen Besitzer der Grafschaft Flandern, ohne jedoch der Roberten von Cassel ertheilten Apanage zu nahe zu treten, empfieng von ihm die Lehnspflicht, ließ ihn die Verzicht auf Orchies, Ryssel und Douai schwören, und noch überdies söhnte er ihn mit dem Grafen Wilhelm von Hennegau und Holland aus, gegen den er sowohl, als dieser gegen ihn, Ansprüche machte, und ihn deshalb bekriegen wollte.

So ward die Gerechtigkeit des Monarchen befriediget. Bald gab er auch Beweise seiner Güte. Graf Ludwig von Flandern wurde freudig von seinen Unterthanen empfangen: aber nicht lange hernach äusserten sie Mißvergnügen über die Vertraulichkeit, die der Graf dem Abbt von Bezelai, einem

Fran-

Franzosen und Sohn des ehemaligen Kanzlers, Pe- 1323
ter **Flotte**, dessen Andenken sie verabscheuten, schenk-
te; sie empörten sich, und nöthigten ihn, einen
Mann zurückzuschicken, der ihnen verdächtig war,
weil er Ursachen hatte, sie zu hassen. Die nachge-
bende Gefälligkeit des Herrn verdoppelte die Kühn-
heit der Unterthanen. Er hatte eine ziemlich starke
Steuer ausgeschrieben, die seine Beamten noch mehr
erhöhten. Darüber griffen die Brügger zu den Waf-
fen, und machten ganz unmenschlich alle zur Erhe-
bung dieser Steuer bestellte Leute nieder. Man arg-
wohnte, **Robert von Cassel** wäre der Urheber die-
ser Unruhen, und sein Tod ward beschlossen. Die
Einwohner zu Warneton, wo er sich gewöhnlich auf-
hielt, bekamen Befehl, ihn zu tödten: allein, er war
schon, gewarnt durch den Kanzler des jungen Gra-
fen, aus der Stadt entwichen. **Ludwig** ließ hier-
auf seinen Kanzler gefangen nehmen, und fragte ihn:
warum habt ihr mein Geheimniß verrathen?
Um Ihre Ehre zu retten, antwortete der uner-
schrockene Minister, der aber dafür wieder ins Ge-
fängniß zurückwandern muste.

Weder diese nachdrückliche Antwort, noch das Murren des Volks konnte den Grafen auf andre Gedanken bringen. Es rückte die Zeit herbey, da er dem französischen Hof eine Summe Geldes erlegen sollte. Dieses Umstandes bediente er sich, neue Auflagen zu fordern, die doppelt so viel betrugen, als der König verlangt hatte. Dadurch wurden seine Unterthanen in die Waffen gebracht; es kam zu einem Gefechte; **Ludwig** wurde gefangen und nach Brügge ins Gefängniß gebracht; man rief **Roberten von Cassel** zurück, und ganz Flandern, Gent ausgenommen, erkannte ihn für seinen Herrn. Auf die Nachricht von dieser Veränderung, schickte **Karl** einige seiner Räthe an die Rebellen, die sie ermahnen

1323 sollten, ihren Grafen wieder in Freyheit zu setzen: allein, von solchen harten Köpfen war nichts zu erlangen. Man beschloß also, sie durch die Gewalt der Waffen folgsam zu machen. Das blosse Gerücht von den Anstalten zu diesem Unternehmen schreckte aber die Flamländer so sehr, daß sie zu der Huld des Monarchen ihre Zuflucht nahmen, der ihnen auch unter gewissen Bedingungen verziehe.

Ein Paar Jahre vorher verlohr **Karl der Vierte** auf einer Reise von Toulouse, wo er sich verschiedener Anordnungen wegen zwey Monate aufgehalten hatte, nach Paris zu Issoudún seine Gemahlin, die mit einem Prinzen, der auch sogleich starb, zu zeitig niedergekommen war. Diesen Aufenthalt **Karls des Schönen** zu Toulouse siehet man als die Epoche des eigentlichen Ursprungs der in dieser Stadt noch blühenden dichterischen Akademie an, die unter dem Namen der Jeux floraux bekannt ist. Zwi-
1324 schen dem Absterben der Königin **Marie** und der Vermählung des Königs mit einer dritten Gemahlin, **Johanne von Evreux**, seines Oheims Tochter, nahm der **Krieg zwischen Frankreich und England**, dessen Veranlassung wir jetzt erzählen müssen, seinen Anfang. Die Ausübung der oberherrlichen Gewalt der Könige von Frankreich in Güyenne oder Aquitanien erzeugte unaufhörliche Zänkereyen und Streitigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern. Meistentheils wurden sie in Güte beygelegt; aber unter der Regierung **Karls des Vierten** häuften sie sich so sehr, daß es endlich bey Gelegenheit einer derselben zu Feindseligkeiten zwischen den beyden Nationen kam. In einer Burg der zum englischen Antheil gehörigen Provinz Agenois, mit Namen St. Sardos, die dem Herrn von **Montpesat** gehörte, waren gewisse Ausschweifungen begangen worden, welche die Beamten **Eduards des Zweeten** in

Güyenne

Güyenne zu untersuchen verabsäumt hatten. Diese 1324
Nachläßigkeit setzte die Personen, die sich darüber zu beschweren hatten, in die Nothwendigkeit, sich mit ihren Klagen an den König von Frankreich als ihren Oberherrn zu wenden. Dieser freute sich der Gelegenheit, seine Ansprüche an Güyenne geltend zu machen, und ließ durch den Hof der Pairs einen Schluß ausfertigen, nach welchem der Herr von **Montpesat** und einige andre gascognische Edelleute zur Landesverweisung verdammt und ihre Schlösser dem König von Frankreich zuerkannt wurden. Kraft dieses, ohne Vorwissen des Königs von England und seiner Beamten abgefaßten Schlusses, wollte sich **Karl** des Schlosses Montyesat bemächtigen: allein, es kamen ihm die Engländer zuvor, und legten eine starke Besatzung hinein. Diese Widersetzlichkeit veranlaßte einen andern Schluß, durch welchen die Besatzung der Felonie schuldig erklärt wurde, weil sie die Ausführung des erstern gehindert hatte. In Perigord und in den benachbarten Provinzen ließ Karl seine Vasallen zur Belagerung des Schlosses aufbieten; und damit die Zurüstung noch einen scheinbarern Anstrich bekommen möchte, beschwerte er sich, daß Eduard ihm noch nicht gehuldiget hätte. Dem war zwar so: allein, Karl hatte es auch bisher noch nicht verlangt. Wie dem aber auch sey, genug, der König von Frankreich ließ unter dem erfahrnen Feldherrn, dem Grafen **Karl von Valois**, ein so mächtiges Heer nach Güyenne abgehn, daß man wohl sahe, es sey ihm nicht sowohl an der Eroberung einer unbedeutenden Burg, als an der Besitznehmung aller englischen Länder in Frankreich, gelegen. Der Graf von **Valois** bemeisterte sich auch bald eines grossen Theils derselben. **Eduard** hatte zwar keinen Krieg mit Frankreich gewünscht, aber auch keine Anstalten zur Vermeidung desselben getroffen. Anstatt Karl'n,

seinem

1324 seinem Schwager, Genugthuung dadurch zu geben, daß er die Streitigkeiten wegen St. Sardos untersucht und die schuldige Huldigung geleistet hätte, vernachläßigte er, so wie vorher, die wichtigsten Angelegenheiten, und beschäftigte sich mit Kleinigkeiten. Zwar schickte er Kommissarien nach Güyenne, mit einem öffentlichen Befehl, sich von dem Handel wegen St. Sardos zu unterrichten: aber sie hatten den geheimen Auftrag, den Klägern eine weitere Appellation nachdrücklich zu widerrathen, welches keineswegs nach dem Sinn des französischen Hofs war. Die Huldigung wollte er deswegen nicht ablegen, weil er nicht förmlich dazu wäre aufgefordert worden. Unterdes schickte er seinen Bruder, den Grafen **Edmund von Kent**, nach Güyenne, aber mit so wenig Truppen, daß er nicht im Stande war, das Feld zu halten, sondern sich genöthiget sah, sich in die Stadt Reole zu werfen, und bald hernach dem Grafen von **Valois** zu ergeben.

Ehe der Graf von **Kent** nach Guyenne reiste, war er nach Paris geschickt worden, um die Streitigkeiten zwischen beyden Kronen beyzulegen. Er hatte sogar mit dem französischen Hof einen Vergleich getroffen, den aber der König, sein Bruder, nicht bestätigen wollte. Darüber entstand eine langwierige Unterhandlung, die dem Grafen von **Valois** zur Fortsetzung seiner Eroberungen Zeit genug ließ. Endlich, da **Eduard** sahe, daß Güyenne in der augenscheinlichsten Gefahr war, wollte er mehr Ernst zur Vertheidigung dieses Herzogthums machen, welches den König von Frankreich veranlaßte, eine Flotte auszurüsten, die der englischen entgegengestellt werden sollte. Die beyden **Spencer**, Vater und Sohn, welche damals den König von England und das Reich nach ihrem Gefallen regierten und der Königin Isabelle abgesagteste Feinde waren, bedienten sich dieser

Gele-

Gelegenheit, der Königin die ihr besonders angewiese- 1324
ne Grafschaft Cornwallis zu entziehen. Dadurch wurde die Prinzeßin hauptsächlich bewegt, ihrem Gemahl und den beyden Spencern das Unglück zu bereiten, das sie ohngefähr ein Paar Jahre hernach so schrecklich traf.

Doch Eduard gründete seine Hoffnung nicht sowohl auf die Stärke seiner Waffen, als vielmehr auf den Pabst, den die beyden Mächte zum Mittelsmann gewählt hatten. **Johann der zwey und zwanzigste** schickte zween Bothschafter nach Paris, und die englischen Gesandten begaben sich gleichfalls dahin. Die Unterhandlungen wurden aber so schläfrig getrieben, daß die Engländer ihre daher entstehende Ungeduld nicht verbergen konnten. Sie waren schon im Begriff, wieder abzureisen, als eine angesehene Person des französischen Hofs den päbstlichen Bothschaftern versicherte, daß die Sache bald das gewünschte Ende erreichen werde, wenn nur der König von England seine Gemahlin nach Paris wollte gehen lassen, indem diese ohne Zweifel ihren Bruder weit eher, als die Gesandten, zu einem freundschaftlichen Vergleich würde bewegen können. Einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung nach hatte diesen Vorschlag **Karl** selbst, und durch ihn dessen Schwester, die Königin **Isabelle**, thun lassen. Es reiste hierauf einer von den Gesandten, der Bischoff von Wincheſter, nach London, um **Eduarden** hiervon zu unterrichten, der sich auch bald willig finden ließ. Gleich nach ihrer Ankunft zu Paris erlangte **Isabelle** einen kurzen Waffenstillstand, während dessen sie mit dem König, ihrem Bruder, folgenden Vergleich schloß: „Das Herzogthum Güy- 1325
enne soll erst ganz dem König von Frankreich abgetre- am 31.
ten werden, der es dann durch einen dem König von May.
England unverdächtigen Seneschall in seinem Namen regieren lassen kann. Dieser Seneschall soll nicht be-

fugt

1325 fugt seyn, die Befehlshaber der Festungen zu verändern: damit er aber doch sein Ansehen desto ruhiger brauchen könne, sollen die Truppen beyder Mächte, die Besatzungen ausgenommen, aus dem Lande gezogen werden. Eduard soll sich am Tage der Himmelfahrt Mariä nach Beauvais begeben, wo er dann von Karln, aus Freundschaft gegen dessen Gemahlin, die Königin Isabelle, alles, was ihm in Güyenne abgenommen worden, wieder erhalten soll; doch soll Agenois nicht unter dieser Rückgabe begriffen seyn. Dem König von England soll aber doch erlaubt seyn, seine Ansprüche auf diese Landschaft vorzutragen, und sie von dem Hof der Pairs untersuchen und beurtheilen zu lassen. Wird dieser Hof ihm den Besitz zuerkennen, so soll er Karl'n die Kriegskosten ersetzen, widrigenfalls aber nichts bezahlen. Eben dieser Gerichtshof soll die Schadloshaltung, wofern dergleichen stattfinden sollte, bestimmen. Endlich sollen nach der Bekanntmachung des Friedens alle Gefangene gegen einander ausgewechselt werden.„ — Eduard bestätigte diesen Vertrag, und machte Anstalten zur Reise nach Frankreich.

Niemand wurde durch diese Reise mehr beunruhiget, als die beyden Spencer. Der jüngere besonders, von dem Eduard ganz regiert wurde, war unvermeidlich in viele Streitigkeiten mit der Königin gerathen, die nach eben demselben Ansehn strebte; und obgleich diese verschlagene Prinzeßin bey ihrer Abreise aus England ihren Groll verstellt hatte, so wollte doch Spencer, der ihre geheime Gesinnungen wohl wußte, seinen Herrn nicht gern nach Frankreich begleiten, und an einem Hof erscheinen, wo ihr Ansehen ihm Beschimpfungen, wo nicht gar Gefahr, zuziehen könnte. Eben so bedenklich schien es ihm, den König die Reise allein thun zu lassen, indem er fürchtete, dieser leutselige Prinz möchte unter eine andre Gewalt gerathen,

und

und indem er die Gefahr voraussah, der er sich selbst 1325
aussetzte, wenn er ohne den Schutz des königlichen Ansehns in England bliebe, wo er sehr verhaßt war. Da also diese Zweifel Aufschub und Schwierigkeiten verursachten, schlug Spencer **Eduarden** vor, die Regierung des Herzogthums Güyenne und der Grafschaft Ponthieu seinem Sohne, **Eduard**, Grafen von **Chester**, der damals dreyzehn Jahr alt war, zu überlassen, und diesen Prinzen nach Paris zu schicken, damit er den Huldigungseyd wegen dieser Länder ablegen möchte. Mit diesem Mittel, welches so bequem schien, alle Schwierigkeiten zu heben, war **Eduard** sogleich zufrieden. **Spencer** war über diese Erfindung sehr vergnügt; der junge **Eduard** wurde nach Paris geschickt; und keiner von den englischen Räthen sahe die bösen Folgen dieser Abschickung vorher.

Wenige Tage nach seiner Ankunft zu Paris huldigte der junge **Eduard** seinem Oheim, dem König **Karl**, der ihm hierauf würklich Güyenne wiedergab; aber er behielt Agenois zurück, worüber sich **Eduard**, der Vater, sehr beschwerte. Er behauptete, daß sich Karl durch einen Vergleich, der nach dem vorhin angeführten getroffen worden war, verbindlich gemacht habe, ganz Güyenne oder Aquitanien seinem Sohn zu geben. **Karl** hingegen berief sich auf den erstern Vergleich, nach welchem Agenois Bedingungsweise in seinen Händen bleiben sollte. Dieser Mißverstand gefiel der **Königin** sehr wohl, denn er diente ihr zum bequemen Vorwand eines längern Aufenthalts in Frankreich. So bald sie ihren Sohn bey sich hatte, hielten sich alle mißvergnügte und verbannte Engländer, die nach Frankreich geflüchtet waren, zu ihr. Der berüchtigte **Roger Mortimer**, ein mächtiger Baron an den wallischen Gränzen, der des Hochverraths gegen Eduarden überführet, und da ihm das Leben geschenkt worden, nachher in den Towr gesetzt

war,

1325 war, in der Absicht, seine Gefangenschaft immerwährend zu machen, war so glücklich, nach Frankreich zu flüchten, und die ganze Gunst und den höchsten Grad der Vertraulichkeit bey der Königin Isabelle zu erlangen. Wie sie beyde nebst andern Mißvergnügten an dem Untergang der Spencer und zugleich des Königs gearbeitet und ihn befördert haben, gehört nicht in unsre Erzählung. Wir melden nur, daß Isabelle von ihrem Gemahl wieder nach England berufen worden, aber nicht gehorcht habe, und daß Eduard, nachdem er alle mögliche Mittel, seine Gemahlin nach England zurückzubringen, vergeblich gebraucht, dem
1326 König von Frankreich den Krieg von neuem erklärt habe, ohne die geringste Hoffnung zu einem glücklichen Erfolg, ohne zu überlegen, daß er dadurch Karl'n den bequemsten Vorwand an die Hand gab, den Vortheil seiner Schwester öffentlich zu befördern, da er sie bisher nur ganz heimlich unterstützt hatte. Alle Befehlshaber englischer Schiffe erhielten Befehl, gegen die Franzosen zu kreutzen. Sie nahmen auch zwanzig Kauffartheyschiffe in den Häfen der Normandie. Saintes wurde erobert, und Karl sah sich genöthigt, wieder eine Armee nach Güyenne zu schicken, wo die Feindseligkeiten heftiger, als jemals, wieder ausbrachen. Eine boshaft ausgebreitete Nachricht, als wenn auf Befehl des Königs Eduard alle Franzosen in England wären umgebracht und ihre Güter eingezogen worden, vermehrte den Haß der Franzosen, und Karl verordnete deswegen, alle Engländer in Frankreich in enge Gefängnisse zu setzen und ihre Reichthümer wegzunehmen. Dies geschah durchs ganze Königreich an Einem Tag und fast in Einer Stunde. Als Karl genauer unterrichtet ward, so ließ er zwar die Engländer wieder los, aber ihr Vermögen behielt er zurück, welches unbillige Verfahren einen sehr nachtheiligen Schatten auf seinen guten Namen warf.

Indem

Indem dies vorgieng, begab sich die Königin 1326
Isabelle von Paris aus Frankreich nach Valenciennes zu dem Grafen von Hennegau, mit dem sie vorher schon ein geheimes Verständniß unterhalten, und dessen zwote Tochter Philippa sie nunmehr mit ihrem Prinzen Eduard vermählte. Es ist ungewiß, warum die Königin Isabelle den Hof ihres Bruders verlassen hat. Die französischen Geschichtschreiber, deren Anführer Froissart ist, behaupten, die Spencer hätten es durch nachdrückliche Schreiben und durch grosse Geldsummen bey Karl'n dahin gebracht, daß er seiner Schwester befohlen habe, sich von seinem Hof zu entfernen; und durch eben dies Mittel hätten sie den Pabst bewegt, daß er dem König von Frankreich befohlen, seine Schwester reisen zu lassen. Die Engländer hingegen erzählen: Karl habe dies wegen der Ungewißheit des Ausgangs der ganzen Sache, und aus Schaam, der Königin und dem Prinzen gegen das Ansehn eines Gemahls und eines Vaters öffentlich beyzustehen, gethan. Vielleicht ist dies ganz freywillig von der Königin geschehen, weil die Verschwörung ihrer Anhänger in England gegen die Spencer damals bald zur Reife gekommen war. Wie dem auch sey, Isabelle brachte durch den öffentlichen Beystand des Grafen von Hennegau, und wie die englischen Geschichtschreiber versichern, durch den heimlichen Schutz ihres Bruders, beynahe dreytausend Mann zusammen, worunter dreyhundert Edelleute waren, und landete ohne einigen Widerstand an der Küste von Suffolck, wo sich sogleich viele angesehene englische Baronen und eine grosse Menge mißvergnügter Unterthanen mit ihr vereinigten. Wie sie hernach ihren Gemahl vom Thron gestossen, wie sie selbst ihrer Macht beraubt und ins Gefängniß gesetzt, und ihr Prinz, unter dem Namen Eduard der Dritte, König von England

1326 geworden, mag der Verfasser der englischen Geschichte entwickeln und vorstellen.

1327 Der neue König von England, **Eduard der Dritte**, wurde von Karl'n zur Huldigung nach Frankreich gefordert: er entschuldigte sich aber mit der verwirrten Lage seines Staats, die seine Abwesenheit unmöglich zuliesse. Der französische Hof ließ sich damit begnügen, und hierauf kam auch der Friede zwischen beyden Nationen unter folgenden Bedingungen zu Stande: **Erstlich** sollten von beyden Theilen alle eroberte Plätze wechselseitig zurückgegeben werden. **Zweytens** sollte der König von England dem König von Frankreich funfzigtausend Pfund Sterling zur Schadloshaltung der aufgewandten Kriegskosten auszahlen. **Drittens** sollte eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht werden, von welcher niemand ausgeschlossen seyn sollte, als die gascognischen Bastards *), denen zwar der König von Frankreich das Leben schenken würde, aber unter der Bedingung, daß sie das Land räumen, und der König von England ihre Raubschlösser schleifen lassen sollte.

1328 Am ersten Februar des folgenden Jahrs starb **Karl der Vierte** oder **der Schöne** zu Vincennes, im vier und dreyßigsten Jahr seines Alters und im siebenten seiner Regierung. Er war der letzte Sohn und Erbe Philipps des Vierten oder des Schönen, welcher drey Prinzen hinterlassen hatte, von denen man

*) Es war eine Räuberbande, die grösstentheils aus unehelichen Söhnen Gascognischer Herren bestand, und die benachbarten Länder des Königs von Frankreich so sehr beunruhigten, daß Karl ein Heer gegen sie zu Felde ziehen ließ, welches aber von ihnen in die Flucht geschlagen wurde. Erst das andre Heer unter dem Marschall von Briquebec zerstreute sie, und nöthigte die Engländer, die sie unterstützt hatten, zum Frieden.

man sich eine zahlreiche Nachkommenschaft versprach, 1328
die aber alle drey in weniger als vierzehn Jahren ohne männliche Erben aus der Welt giengen. **Karl** hinterließ nur eine Tochter, mit Namen **Marie**, die aber auch nicht lange lebte, von seiner dritten Gemahlin, **Johanne von Evreux**, und diese Gemahlin schwanger. Kurz vor seinem Ende ließ er die Herren, die am Hofe waren, vor sich kommen, und sagte ihnen, daß, wenn die Königin mit einem Prinzen niederkommen würde, sie kein Bedenken tragen möchten, ihn für ihren rechtmäßigen König zu erkennen: würde es aber eine Prinzeßin seyn, so möchten die Baronen des Reichs die Krone zuerkennen, wem sie von Rechtswegen gehörte. Bis zur Niederkunft der Königin bestellte er den ersten Prinzen vom Geblüt, den Grafen **Philipp von Valois**, einen Sohn des im Jahr 1326 gestorbenen Karls von Valois, zum Regenten des Reichs.

Frankreichs Zustand unter dem letzten von Hugo Kapet in gerader Linie abstammenden König ist, wie Mably gründlich bemerkt, politischen Augen ein wunderliches, aber der Staatsklugheit würdiges Schauspiel, so wie er sich nunmehr unter mancherley Begebenheiten, und bey so verschiedenen Leidenschaften der Gemüther, gebildet hatte. Obgleich eine wahre Monarchie die rohe und anarchische Lehensverfassung aus den meisten Provinzen des Reichs verdrungen hatte; so dauerte dieselbe doch in einigen andern immer noch in ihrem ganzen Umfange fort. Der König, Monarch von fast ganz Frankreich, war immer nur noch ein Oberlehnsherr der Herzoge von Burgund, Aquitanien, Bretagne und der Grafen von Flandern. Diese vier Herren waren mächtig und glücklich genug gewesen, sich nicht unterdrücken zu lassen. Hatten sie

1328 gleich viele ihrer alten Rechte verlohren; so blieb ihnen doch noch immer eine ansehnliche Macht, mit der sie die ihnen übrigen Gerechtsame vertheidigen, oder gar durch einen glücklichen Krieg die Souveränetät wieder erlangen konnten. Ob sie gleich die Oberlehnsherrschaft des Königs erkannten, ob sie gleich, vermittelst der Gesetze und der so gehäuften Lehnspflichten nur Einen Körper mit den übrigen französischen Provinzen ausmachten; so muß man sie doch mehr für Feinde, als für Glieder des Staats, ansehn. Man bemerke es wohl, fährt Mably fort, Philipp des Schönen Politik hatte, durch die Versammlung der Reichsstände, in der That das Reich in zween Theile getheilt, deren Interesse sich entgegengesetzt war, und zwischen denen alle Bande der Einigkeit zerrissen wurden. Die Nachfolger Karls des Vierten konnten sich also daran gewöhnen, Könige in dem einen Theile von Frankreich, und blosse Oberlehnsherren in dem andern zu seyn. — Die Pairs hatten ehedem sich selbst dadurch geschadet, daß sie sich nicht im Gericht des Königs einfanden; dadurch zogen sie sich ihr erstes Unglück zu. Die Herzoge von Burgund, Aquitanien, Bretagne, und der Graf von Flandern begiengen noch einen grössern Fehler, daß sie nicht in den Versammlungen erschienen, in denen der König immer nur Beystand von seinen Unterthanen verlangte. Erhielten sie dadurch die Befreyung ihrer Provinzen, und waren sie nicht den Kontributionen unterworfen, die der übrige Theil von Frankreich erlegte; so erschlafften doch die Triebfedern der Lehnverfassung, denen sie vielmehr neue Kraft hätten verschaffen sollen. Die Nation vergaß der Fürsten, die ihr unbekannt blieben, und sahe sie als Fremde an. Man glaubte gar bald, daß sie sich von dem Reiche getrennet hätten, weil sie die Lasten desselben nicht mit tragen wollten. Die Baronen

konnten es ihnen nicht verzeihen, daß sie auf diese Art 1328
dem Geitz der Fürsten allein Preiß gegeben wurden. Ein jeder dachte, die Auflagen würden ihm nicht so schwer fallen, wenn sich nicht die grossen Vasallen denselben, zu seinem Schaden, so listig entzogen hätten. Man legte ihnen sogar die Schuld von den Unruhen bey, die ihnen der Ehrgeitz des Königs machte. Man ward endlich gewohnt, sie nur für Feinde anzusehen, weil sie durch Behauptung ihrer Hoheit den König zu ausserordentlichem Aufwand und immer neuen Forderungen nöthigten. Die Lehnsverbindung vermehrte nur die Gelegenheit zu Zwistigkeiten unter Fürsten, denen die Nachbarschaft schon Veranlassung genug dazu gab, und der König muste beständig gegen seine Vasallen zu Felde ziehen. Vielleicht hätten sie die alte Unabhängigkeit wieder erlangt, und in dem ganzen Reich die Lehnsverfassung wieder hergestellt, die der Stolz des höhern Adels noch gar nicht vergessen konnte, hätten sie mehr Klugheit in ihren Kriegen mit Königen beobachtet, welche ihre Macht nicht zu einer weisen Gesetzgebung anwendeten, und bey ihrer Politik kein gewisses Ziel hatten, sondern nur immer ihre alte Vasallen zu schwächen, und sich neue zu machen suchten.

Fünfte Epoche.

Von der Thronbesteigung Philipps des Sechsten oder von Valois, und von dem damit angegangenen grossen englischen Krieg, bis zur Gründung der unumschränkten königlichen Gewalt durch Ludwig den Eilften. Von 1328 bis 1461.

Ursprung des grossen englischen Kriegs unter Philipp dem Sechsten bis zu dessen Stillstand durch den Frieden zu Bretigni unter Johann dem Guten — Ansehnliche Vermehrung der Krongüter während dieser Zeit. Von 1328 bis 1360.

1328 Philipp der Sechste, Sohn des Grafen Karl von Valois und Alençon, der König Philipps des Vierten Bruder war, kam im sechs und dreyßigsten Jahr seines Alters in den Besitz eines Königreichs, zu einer Zeit, da es unter dem Schatten eines gemäßigten oberherrlichen Ansehns der Ruhe genoß. Die — wenigstens Vergleichungsweise — sanften Regierungen der drey letzten Könige hatten den französischen Staat, der durch Philipps des Vierten Gewaltthaten auf kurze Zeit war erschüttert worden, Muße zur Erholung verschafft. Nur die Unordnung im Finanzwesen nährte noch einige Keime der Unzufriedenheit, weil Karls des Vierten Billigkeit in einen zu kurzen Zeitraum eingeschränkt war,

war, als daß sie die Würkungen der Habbegierde sei- 1328
nes Oheims und Ministers, Karls von Valois, ganz hätte tilgen können. Die ersten Handlungen Philipps von Valois schienen der Nation Hoffnung zur völligen Hebung des Uebels einzuflössen. Noch als Regent, während der Schwangerschaft der Wittwe seines Vorgängers, hatte er mit Zuziehung der Reichsstände den von Reichthümern des Volks strotzenden Finanzminister, **Peter von Remy**, an eben den Galgen hängen lassen, an dem Enguerrand von Marigni sein Leben beschlossen. Ein Paar andre Blutigel musten sich eben diesem Schicksal unterwerfen. Ein gewisser Projektmacher, der zu verderblichen Münzveränderungen gerathen hatte, kam der Gerechtigkeit des Königs zuvor; er hieng sich selbst. Das Volk konnte also Rechnung auf eine mildere Regierung machen. Allein, Philipp hatte nicht blos die innerlichen Bedrücker der Nation zu bekämpfen; er ward bald in einen gefährlichen, weit aussehenden Krieg mit den benachbarten Feinden, den Engländern, verwickelt.

Man hatte von jeher die Meynung gehegt, daß die französische Krone niemals auf weibliche Nachkommen gebracht werden dürfe, und weil die Völker bey der Rechtfertigung der Grundsätze, die sie für fundamental und ihnen eigenthümlich halten, sich lieber auf ein Gesetz, als auf ein blindes Herkommen gründen wollen, so hatte man diese Maxime gewöhnlich aus einem Anhange des salischen Kodex hergeleitet; obgleich dieser Anhang, wenn man ihn genau untersucht, nur diesem Grundsatze günstig zu seyn scheinet, und, nach dem Geständniß der besten Kritiker, nicht würklich den Verstand hat, den man ihm beyleget. Allein, ob es gleich bey den Franzosen an einem eigentlichen Gesetze fehlt, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschließt, so war doch die einmal eingeführte Gewohnheit statt eines

1328 Gesetzes. Unter dem ersten Geschlecht der Monarchie waren die Franzosen so roh und barbarisch, daß sie sich unmöglich einer weiblichen Regierung unterwerfen konnten; und in dieser Periode ihrer Geschichte findet man verschiedene Beyspiele, daß Könige die Regierung zum Nachtheil solcher Prinzeßinnen erlangt haben, die der Krone um einige Grade näher verwandt waren. Diese Beyspiele, nebst andern ähnlichen Ursachen, haben die männliche Nachfolge auch bey dem zweyten Geschlecht bestätiget; und obgleich die Beyspiele in diesem Zeitpunkt weder so häufig noch so gewiß waren; so scheint doch der Grundsatz der Ausschliessung der weiblichen Nachfolge immer beobachtet geworden zu seyn. Unter dem dritten Stamm kam die Krone durch eilf Geschlechter von dem Vater auf den Sohn, von **Hugo Kapet** bis auf **Ludwig Hütin**; und so war die französische Monarchie in einer Zeit von neunhundert Jahren in der That immer von Prinzen beherrscht worden, und keine Prinzeßin, oder ein Nachkomme derselben, hatte je den Thron bestiegen. Ludwig Hütin hinterließ, wie bekannt, eine Tochter, und da seine Gemahlin bey seinem Ableben schwanger war, so wurde Philipp, sein jüngerer Bruder, zum Regenten bestimmt, bis sichs zeigte, ob sie mit einem Sohn, oder mit einer Tochter niederkommen würde. Sie brachte zwar einen Sohn zur Welt, der aber nur wenige Tage lebte. **Philipp** wurde hierauf zum König ausgerufen, und da der Herzog von Burgund sich widersetzte, und das Recht seiner Baase behauptete, wurde sie durch einen feyerlichen und überlegten Ausspruch der Reichsstände ausgeschlossen, und alle Nachkommen weiblichen Geschlechts wurden auf immer der Nachfolge auf dem französischen Thron unfähig erklärt. Philipp der Fünfte hinterließ drey Töchter, und doch folgte ihm sein Bruder Karl auf dem Thro-

ne.

ne. Dieser hinterließ, wie wir vorhin erzählt haben, 1328
eine Tochter, und seine Gemahlin schwanger. Der leibliche Vetter des verstorbenen Königs, **Philipp**, Graf von Valois, ward bis zur Niederkunft der Königin zum Reichsregenten erklärt. Die Königin wurde von einer Tochter entbunden; die Regentschaft endigte sich, und **Philipp von Valois** wurde einmüthig auf den französischen Thron gesetzt.

Eduard der Dritte, König von England, der damals ein Jüngling von sechzehn Jahren war, gerieth auf den Gedanken, daß er seiner Mutter **Isabelle** wegen ein Recht zur Thronfolge in Frankreich habe, und daß die Ansprüche eines Enkels näher wären, als eines leiblichen Vetters *). Es läßt sich wohl nichts schwächeres und ungegründeteres denken. Das Grundgesetz von der Ausschliessung der weiblichen Nachkommen wurde durch eine alte Meynung bestätiget, und hatte ein so grosses Ansehn erhalten, als eines der positivsten und gewissesten Gesetze; es

*) Folgende kleine Tabelle kann zur anschauenden Kenntniß der Sache dienen.

Philipp der Dritte, König von Frankreich.

Philipp IV. König von Frankreich.				**Karl**, Graf von Valois.
Ludwig X. König von Frankreich.	**Philipp V.** König von Frankreich.	**Karl IV.** König von Frankreich.	**Isabelle**, Gemahl. Eduards des 2. Königs von England.	**Philipp VI.** König von Frankreich.
Johanne, Gemahl Philipp, Graf von Evreux.	**Johanne**, Gemahl Otto IV. Herzog v. Burgund.		**Eduard III.** König von England.	

1328 war durch alte Beyspiele bestärkt; es war durch neuere Beyspiele, die feyerlich untersucht und entschieden waren, bestätigt, und was es völlig unstreitig machte, wenn Eduard die Gültigkeit desselben hätte in Zweifel ziehen wollen, so widerlegte er dadurch seine eigne Ansprüche, da die drey letzten Könige von Frankreich alle Töchter nachgelassen hatten, die noch am Leben waren, und die ihm in der Ordnung der Thronfolge vorgiengen. Er sah sich daher gezwungen, zu behaupten, obgleich seine Mutter Isabelle, des Geschlechts wegen, der Nachfolge unfähig wäre, so träfe doch dieser Einwurf ihn selbst, als ihren Erben, nicht, und er könne daher allerdings Anspruch auf die Thronfolge machen. Allein ausserdem, daß dieses Vorgeben dem König Karl von Navarra, dem Sohne der Tochter Ludwigs Hütin, günstiger war, stritt es auch gegen die Grundsätze der Nachfolge in ganz Europa und der Ausübung der privat- und öffentlichen Erbfolge so sehr, daß niemand in ganz Frankreich an Eduards Recht dachte. Philipps Recht hingegen wurde überall angenommen und für gültig erkannt. Dennoch fieng der König von England, durch den Grafen Robert von Artois gereitzt, unter diesem Vorwand des Näherrechts zur Krone einen der gefährlichsten Kriege mit Frankreich an, wie wir hernach erzählen werden.

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte **Philipp der Sechste** einen Streit zu entscheiden, der dem seinigen mit Eduarden ziemlich ähnlich war, der aber doch nach andern Grundsätzen untersucht werden muste, die **Erbfolgesache der Königin Johanne**, Gemahlin Philipps des Vierten. Man wird sich erinnern, daß **Otto der Vierte**, Herzog von Burgund, im Namen der Prinzeßin Johanne, der Tochter Ludwigs des Zehnten, seiner Nichte und Pflegtochter, zum Besten Philipps des Fünften auf

immer

immer allen Rechten entsagte, die sie auf das König- 1328
reich Navarra haben konnte, und ihm, unter gewis-
sen Bedingungen die Grafschaften Champagne und
Brie abtrat, die jedoch an die Prinzeßin zurückfallen
sollten, wenn der König, ihr Oheim, ohne männli-
che Erben sterben sollte. Da dies letztere erfolgte, so
verfuhr Karl der Vierte dennoch eben so wie sein
Bruder, und wuste sich in dem Besitz der beyden
Grafschaften zu erhalten. Er starb gleichfalls ohne
männliche Nachkommenschaft. Diesem nach gehör-
ten, nach den spanischen Gesetzen, die dem weiblichen
Geschlecht die Thronfolge verstatten, und nach dem
französischen Staatsrecht, das die grossen Kronlehen
den Frauen ertheilt, Navarra, Champagne und
Brie ganz unwidersprechlich der Gräfin **Johanne
von Evreux**, als der Tochter und einzigen Erbin
der Königin Johanne von Navarra. Demohngeach-
tet machte man ihr dieses Recht streitig. Die Töch-
ter Philipps des Fünften und Karls des Vierten
machten Ansprüche, weil ihre Väter Navarra an
sich gebracht hätten. Auch König Eduard von Eng-
land verlangte die Erbfolge, weil er der Schwester-
sohn der letzten französischen Könige sey, und er
suchte daher den Staatsrath zu Pampelona auf sei-
ne Seite zu ziehen. König **Philipp** versammlete
die vornehmsten französischen und navarrischen Her-
ren, und auf ihren Rath **erklärte er zum König
und zur Königin von Navarra Philippen,
Grafen von Evreux, und die Gräfin Jo-
hanne von Frankreich**, dessen Gemahlin. Eine
Handlung, die ihm grosse Ehre machte! Sie verkün-
digte eine erhabene, uneigennützige Seele; und das
Reich schmeichelte sich auch aus diesem Grunde in
seiner Person mit einem billigen und gerechten Lan-
desvater.

1328 Mehr Schwierigkeiten führte der Punkt wegen **Champagne und Brie** mit sich. Sie anzuführen, halten wir für überflüßig; genug, wenn wir den Vergleich oder das Resultat der darüber geführten Streitigkeiten mittheilen. Zuförderst entsagten der König und die Königin von Navarra für sich und ihre Nachkommen, auf immer und ohne alle Ausflüchte, zum Besten des Königs von Frankreich und seiner Erben oder Nachfolger, allen Rechten, die sie auf die Grafschaften Champagne und Brie hatten oder haben konnten. Der König hingegen gab der Königin **Johanne**, ausser den Grafschaften **Angouleme** und **Mortain**, erstlich fünftausend livres Tournois jährliche und beständig fortdaurende Renten, die sie und ihre rechtmäßige Erben, die von ihr abstammten, aus dem königlichen Schatz heben könnten; zweytens, eine andre Rente von dreytausend livres Tournois, die gleichfalls aus dem königlichen Schatz genommen, aber auch zugleich auf einige Ländereyen in Aunis und Saintonge angewiesen werden sollten. Drittens, siebenzigtausend livres Parisis, für welche auch eine Rente von siebentausend livres Parisis aus dem königlichen Schatz zu Paris gegeben werden sollte. Hierüber muste die Prinzeßin zwo Bedingungen eingehen: erstlich, daß sie alle diese Renten unter eben solcher Eides- und Lehnspflicht, wie die Grafschaften Angouleme und Mortain, empfangen; zweytens, daß, wenn sie ohne Kinder, oder diese ohne Nachkommenschaft stürben, alles wieder an die Krone zurückfallen sollte. Sollte sie aber ihr Gemahl überleben, es sey nun, daß sie Kinder mit ihm gezeugt habe oder nicht, so sollte er lebenslang und nur für sich die Hälfte alles dessen, was der König damals bewilligte, geniessen, ohne daß etwas davon auf die Kinder, die er etwan mit einer andern Gemahlin zeugen würde, kommen könnte.

Zur

Zur Vollziehung dieses Vergleichs kam es nicht 1328
eher, als im Jahr 1336, da die Königin Johanne ihr fünf und zwanzigstes Jahr erreichte. Dies geschah ohne Zweifel deswegen, damit ihr aller Vorwand, die geschehene Verzichtleistung zurückzunehmen, benommen werden sollte. Also im gedachten Jahr am 14ten März wurde die ganze Sache noch einmal von beyden Theilen bestätigt und durch königliche Briefe bekräftigt. Demnach ist dies auch die **eigentliche Epoche der Wiedervereinigung der Grafschaften Champagne und Brie mit der französischen Krone**, ohngeachtet im November des Jahrs 1361 diese Vereinigung noch einmal ausdrücklich durch offene Briefe des Königs Johann angeordnet wurde. **Karl der Schlimme**, König von Navarra, behielt sich dennoch Ansprüche an diese Provinzen vor, und vererbte sie auf seinen Sohn und Nachfolger, **Karl den Dritten.** Daher neue königliche Briefe, durch welche König **Karl der Sechste** diesem Prinzen das Herzogthum Nemours abtrat, weil er allen Rechten, die er auf Champagne, Brie und Evreux machen konnte, entsagt hatte. Alsdann hörten auch erst die Klagen und Verfolgungen des Hauses Navarra auf; wenigstens findet man nicht, daß sich seit der Zeit neue hervorgethan hätten.

Indem Frankreich mit dieser wichtigen Angelegenheit beschäftigt war, kam **Ludwig, Graf von Flandern, Nevers und Rethel**, an den Hof, theils um die Huldigung wegen seiner Länder abzulegen, theils um den Schutz des Königs gegen seine Unterthanen, die ihn wegen vieler Bedrückungen aus Flandern gejagt hatten, anzuflehen. Philipp versprach ihm Beystand, und ließ zu Ende des Julius ein grosses Heer bey Arras zusammenkommen. Sehr viele Baronen und Ritter folgten dem König, der

zuerst

1328 zuerst Dornick, Ryssel und St. Omer besetzte, und sich hernach bey dem kleinen Fluß Peene, ohngefähr eine Stunde von Cassel, lagerte, welche Stadt die Flämінger stark befestigt und besetzt hatten. Sie liessen sich an dem abhängenden Berg, an dem die Stadt lag, in Schlachtordnung sehen, und betrugen sich äusserst trotzig und spöttisch gegen die Franzosen. Unter andern pflanzten sie am Rand ihres Lagers ein Panier, worauf ein Hahn gemahlt stand, mit diesen Versen:

Wenn dieser Hahn wird krähen,
Soll Cassel übergehen *).

Die Franzosen hingegen äusserten wider die Flamländer eben so viel Verachtung, und bewachten ihr Lager, wie sie damals gewohnt waren, sehr nachläßig, ohngeachtet sie aus der Erfahrung wissen musten, daß man sich auch für einem schwächern und ungeübten Feind in Acht zu nehmen habe. Die Fläminger suchten sich der Nachläßigkeit der Franzosen zu bedienen, und beschlossen, den König mitten im Lager aufzuheben. Sie näherten sich zu dem Ende an einem Mittag dem französischen Lager, in dem alles sehr still war, und wo die meisten Soldaten ohne Waffen, hier und da zerstreut, unter dem Schatten der Hecken und Bäume, bey der Tagshitze schliefen. Zanneca, ein Fischhändler und der vornehmste Anführer der Flamländer, gieng mit einem Theil seiner Leute voraus; den übrigen befahl er, nachzukommen. Durch Umschweife und verdeckte Wege kam er bis an das Quartier des Königs, das nicht besser, als die andern, bewacht war. Als man sie im Lager erblickte, so hielt man sie für eine Verstärkung des Heers. Der Ritter Raynold von Lor gieng ihnen in dieser Mey-

*) *Quand ce coq chanté aura,*
Le Roi Cassel conquetera.

Meynung entgegen und fragte sie, von welchem Pa- 1328
nier sie wären. Die Antwort bestand darinn, daß man ihn mit einer Lanze niederstieß. Dies war gleichsam das Zeichen zu einem Gefechte, bey dem die Franzosen Anfangs sehr ins Gedränge kamen. Die Wache war so schlecht versehn, daß der König von seinem Beichtvater die Nachricht von dem Einbruch der Feinde bekam, dem er aber nicht glauben wollte. Er erfuhr aber bald die Gewißheit des Vorgangs, und hatte alsdann kaum Zeit, seine Rüstung anzulegen und zu Pferd zu steigen. Vielleicht wäre alles verlohren gewesen, wenn nicht **Robert von Cassel**, der Bruder des Grafen von Flandern, der von einer Streiferey zurückkam, den Feind so lang aufgehalten hätte, bis der König einiges Volk zusammenziehen konnte. Alsdann that er Wunder der Tapferkeit, und der achtzigjährige Konnetabel, **Gauher von Chatillon**, focht wie ein Jüngling. Die Flamländer wurden in die Flucht geschlagen, mit einem Verlust von mehr als zwölftausend Mann; wenigstens geben ihn die Franzosen so hoch und wohl noch höher an; ihre Landsleute hingegen sollen zwar viele Pferde, aber nur wenig Menschen eingebüßt haben. Nach dieser Niederlage ward Cassel eingenommen, und ganz Flandern ergab sich. Es wurde dem Grafen wieder übergeben, ohne daß König **Philipp** die Vergütung der Kriegskosten von ihm verlangt hätte: aber eine nachdrückliche Ermahnung gab er ihm, sein Volk weniger zu drücken, und auf eine strengere Ausübung der Gerechtigkeit zu sehen.

Nach der Rückkunft aus Flandern ließ **Phi-** 1329
lipp den König von England wegen Güyenne und Ponthieu zur Huldigung auffordern. Die französischen Gesandten bekamen aber von **Eduarden**, oder vielmehr von seiner Mutter **Isabelle**, zur Antwort, es würde sich schlecht schicken, wenn sich ein Königs-

sohn

1329 sohn vor dem Sohn eines Grafen erniedrigen wollte. Diese stolze Antwort hatte die Einziehung der Einkünfte von den englischen Provinzen in Frankreich zur Folge. Neue Abgeordnete musten Eduarden mit dem ganzen Verlust derselben drohen, wenn er die Pflicht eines Vasallen nicht beobachten würde. Dadurch wurden andre Gedanken in ihm erregt, und er erschien in der Kathedralkirche zu Amiens mit einer ganz ausnehmenden Pracht. Als er aber, der Gewohnheit gemäß, bey der Huldigung seine Krone, seinen Degen und seine Sporen ablegen und vor dem König von Frankreich niederknien sollte; so widersetzte sich sein Stolz. Doch, weil er jetzt nicht wohl wieder zurücktreten konnte, so bequemte er sich. Hierauf sagte man ihm in der gewöhnlichen Formel, daß er die ligische, das ist, vollkommene Lehnspflicht, wie ein jeder andrer Vasall, leisten müsse. Allein, darüber entstand ein grosser Streit, indem Eduard behauptete, er sey nichts, als eine gemeine einfache Huldigung, zu leisten schuldig, und er erkenne Güenne und Ponthieu nur für bewegliche Kronlehn von Frankreich. Endlich wurde die Sache so eingerichtet, daß er die Lehnspflicht nur in allgemeinen Worten thun, und die Huldigung leisten sollte, wie seine Vorfahren. Zugleich aber muste er versprechen, nach seiner Rückkunft in England durch ein Schreiben sich zur vollkommenen Lehnspflicht verbindlich zu machen.

am 6. Jun.

Rapin und andre englische Schriftsteller erzählen, Eduard habe vor seiner Reise nach Frankreich in Gegenwart seines geheimen Raths eine Protestation abgelegt, durch die er erklärt hätte, daß er durch die abzulegende Huldigung seinen Rechten auf die französische Krone nichts vergebe, und daß er jetzt blos aus Furcht, die Provinzen in Frankreich zu verliehren, die Lehnshandlung vornehme. Dies ist aber theils nicht wahrscheinlich, weil man sich auf diese Art auf die

Eyd-

Eydschwüre eines Königs schlecht verlassen und jeder 1329
vor der Unterzeichnung eines Friedensschlusses in seinem Staatsrath eine geheime Protestation gegen seine Unterschrift ablegen könnte; theils findet man in der Rymerschen Urkundensammlung keine Spur von einer solchen Protestation.

Noch in eben dem Jahr brach ein schon lang angelegter Streit öffentlich aus, den der Adel und die Klerisey ihrer Gerichtsbarkeit und ihrer Rechte wegen mit einander führten. Unter dem zweyten Geschlecht der Könige von Frankreich und unter den erstern Regierungen des dritten hatte die Klerisey in die weltliche Gerichtsbarkeit seltsame Eingriffe gethan, wobey sie durch die Päbste, deren Gewalt um jene Zeit ganz schrankenlos war, aus allen Kräften geschützt wurde. Philipp August und Ludwig der Neunte hatten zwar ihren Uebermuth einigermassen gedämpft: aber die Unersättlichkeit Philipps des Vierten gieng weiter. Er wollte von den Bischöffen seinen Schutz, den er ihnen wider den römischen Hof hatte angedeyhen lassen, bezahlt haben. Er stellte ihnen seine Bedürfnisse vor, und so forderte er von ihnen unaufhörlich, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand, eine neue Beysteuer. Bonifacius der Achte ergriff diese gute Gelegenheit zu der Versöhnung mit der Geistlichkeit; und nun ward er wieder ihr Beschützer. Während seiner Streitigkeiten mit dem König, die wir erzählt haben, wuste die französische Klerisey nicht, mit welchen von den beyden Höfen sie es halten sollte, die unter dem Vorwand, das Interesse der Geistlichkeit zu verfechten, über den Raub von ihr zankten. Man könnte sagen, die Bischöffe wollten den König sich zum Beschützer wider den Ehrgeitz des römischen Hofs, und den Pabst zum Beystand wider die Unternehmungen des Königs machen. Aber sie wurden für diese elende Staats-

1329 klugheit bestraft, die sich von niemand Dank versprechen kann und nur Feinde erweckt. Bonifazens Nachfolger, die den Frieden suchen musten, glaubten, einen König, dessen Unwillen ihnen gefährlich seyn konnte, nicht klüger zu gewinnen, als wenn sie ihn in die Gemeinschaft der Erpressungen aufnähmen. Sie gaben ihm die Erlaubniß, den Zehnten zu erheben, oder theilten mit ihm denjenigen, den er ihnen einzutreiben verstattete; und so bekamen die Bischöffe statt eines Herrn, zween.

Philipps des Vierten Triumph über den römischen Hof gab allen Gemüthern eine neue Richtung. Die Bischöffe, die wegen der Würde ihres Amts der Herrschaft gewohnt waren, nahmen an der Demüthigung Theil, die der Pabst erfahren hatte. Sie fiengen schon an, den königlichen Schutz höher zu achten als den römischen, als Klemens der Fünfte — welche Schwachheit! — sich selbst zu den Feinden seines Vorfahren schlug. Nach allen Regeln menschlicher Klugheit hätte er Bonifazens Andenken eben die Ehre wiederfahren lassen sollen, die dem Andenken Gregors des Siebenten zuerkannt wurde: aber er verstattete vielmehr, daß man es durch einen Proceß beschmitzte, und die Aussagen bekannt werden ließ, nach denen dieser Pabst der ruchloseste Böswicht gewesen seyn sollte. Das Ansehn des römischen Hofs fiel, unterdes daß die Macht des Königs sich täglich erweiterte, und die Civilbediente eben so unternehmend, aber methodischer in ihren Schritten, als ehemals die Baronen den grossen Umfang ihrer Gerichtsbarkeit, der sich die Bischöffe angemaßt hatten, mit Eifersucht ansahen. Dem neuen Parlament, welches, die Macht des Königs auf die Trümmer der Souveränetät der Lehen zu gründen, arbeitete, konnte es auch wohl nicht gleichgültig seyn, daß die Souveränetät bey der Geistlichkeit fortdauren, oder wenigstens

nigstens das Land durch sie in zwey von einander un- 1329
abhängige Reiche getheilt werden sollte, wenn ihr die-
se Rechte in ihren Gerichten gelassen würden, die sie
in der Anarchie an sich gebracht hatte. Der Eifer
des Parlaments muste sich gewissermassen verdoppeln,
wenn es die geistliche Gerichtsbarkeit kränken und die
königliche erweitern konnte, deren Ansehn seinen Hän-
den vertraut war. Hatten die Baronen ehemals ihr
äusserstes gethan, um die Kompetenz der geistlichen
Richter in enge Gränzen einzuschliessen; so musten
wohl Magistrate, die nur Recht zu sprechen hatten,
die Klerisey mit gleichem Muthe anfeinden, und die
von ihr angemaßte Gerichtsbarkeit wieder fordern.
Nachdem man sich erkühnt hatte, des Pabsts Betra-
gen schärfer anzusehn, machte man sich auch kein
Gewissen, die Aufführung der gemeinen Hirten zu
untersuchen. Man entdeckte eine Menge von Miß-
bräuchen und Fehlern in der Verwaltung ihrer Ge-
richte. Die neuen Magistrate wollten schlechterdings
alles abgestellt wissen, weil sie Ehre einlegen wollten.
Die Bischöffe hingegen liebten die Unordnungen nur
gar zu sehr, weil sie Quellen oder Früchte ihrer Reich-
thümer und ihrer Macht waren, und schrien über
Gottlosigkeit und Tyranney. Ihre Streitigkeiten,
die täglich heftiger wurden, veranlaßten endlich eine
Unterredung, wozu Philipp der Sechste die Bischöf-
fe und die vornehmsten Baronen und Gerichtsbeam-
ten nach Paris durch öffentliche Schreiben einladen
ließ. Diesen Schreiben zu Folge kamen fünf Erzbi-
schöffe und funfzehn Bischöffe an dem bestimmten Tag
nach Paris; die Versammlung erfolgte aber erst am
15ten December, und der Ritter, **Peter von Cü-
gnieres**, Generalprokurator des Parlaments, eröff-
nete sie mit einer weitläuftigen lateinischen Rede, bey
welcher er zum Text nahm: **Gebet dem Kaiser,
was des Kaisers ist, und Gotte, was Got-**

1329tes ist. Die ganze Rede enthielt nichts, als allgemeine Grundsätze von der schuldigen Ehrerbietung gegen den König, und von dem Unterschied der zweyfachen Gewalt, davon die weltliche dem König und seinen Beamten, die geistliche aber den Bischöffen zustehe. Als aber der Redner seinem Zweck näher kam, so fuhr er in französischer Sprache fort, weil der Adel und selbst ein grosser Theil der Klerisey kein Latein verstand. Er erklärte der Versammlung die Willensmeynung des Königs, daß die weltliche Gerichtsbarkeit wieder ihre gehörige Stärke erhalten möchte, und daß er deswegen die verschiedenen Unternehmungen der Klerisey wider diese Gerichtsbarkeit wolle vortragen lassen. Diese beständen aus sechs und sechzig Artikeln, die der Generalprokurator hierauf vorlas, erklärte, und den Bischöffen übergab, um darauf zu antworten.

Peter Roger, erwählter Erzbischof von Sens, erhielt von den Bischöffen den Auftrag, im Namen der Geistlichkeit die durch **Peter von Cügnieres** angebrachten Beschwerden zu beantworten, welches er auch bey einer zwoten Versammlung zu Vincennes bewerkstelligte. Die Rede schien auf die Erhaltung der geistlichen Gerichtsbarkeit, in deren Besitz die Bischöffe waren, abzuzielen, die Abstellung einiger Mißbräuche ausgenommen, die sich bey Ausübung ihrer Gewalt eingeschlichen hatten. Indessen ließ er sich auf die von dem Generalprokurator angebrachten sechs und sechzig Klagpunkte nicht umständlich ein, und dies war es doch, was man verlangte, weil der König nicht sowohl die allgemeinen Grundsätze, welche die Gränzen und den Unterschied der beyden Mächte bestimmen, als vielmehr die Mißbräuche genau zu untersuchen, und die dienlichsten Mittel zur Abschaffung derselben, gründlich zu erörtern befohlen hatte. Es wurde deswegen dem Bischof **Peter Bertrandi**

von

von Autún aufgetragen, diese Artikel zu beantwor- 1329
ten, welches acht Tage hernach bey einer dritten Zusammenkunft geschah. Er gieng alle Artikel durch; einige läugnete er und gab sie für Verläumdungen aus; andre gab er zu, hielt sie aber für übertrieben; die meisten rechtfertigte er, jedoch allezeit mit dem Erbieten, die Mißbräuche abzustellen, die sich etwan bey Ausübung der geistlichen Gewalt hätten einschleichen können. Eine umständliche Betrachtung aller dieser Artikel gehört in ein weitläufigeres Werk, oder in eine Kirchengeschichte; hier wird es genug seyn, anzumerken, daß sie hauptsächlich vier Punkte betrafen, die **Sachen**, die **Personen**, die **Kirchenbussen** und die **Geldstrafen**. In Ansehung der **Sachen** beschuldigte man die geistlichen Gerichte, daß sie öfters über ganz bürgerliche Händel, die folglich zu ihren Gerichten nicht gehörten, rechtliche Erkenntniß ertheilten. Wegen der weltlichen **Personen** machte man ihnen den Vorwurf, daß sie dieselben insgesamt unter ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen suchten, als die Waisen, die Besessenen, die Wittwen, Leute, die ohne Testamente stürben, die Armen, die Kranken in Hospitälern, unter dem Vorwand, daß sie dieselben zu schützen und für sie zu sorgen aus Pflicht der christlichen Liebe verbunden wären. Ueber die **Kirchenbussen** und **Bannstrafen** beklagte man sich, daß sie oft um geringer Ursachen willen und blos wegen zeitlichen Gewinnstes ausschweifend vermehrt würden. Endlich ward der Klerisey vorgerückt, ihre Beamte trieben die Bedrückungen so weit, daß diejenigen, die sie beträfen, sich mit Geld zu lösen gezwungen wären. Man hat schon gesagt, auf welche Art der Bischof von Autún die Klerisey wegen aller dieser Beschwerden vertheidigte. Er gründete ihre Rechtfertigung hauptsächlich auf den eingeführten Gebrauch und auf die ertheilten Vergünstigungen der

1329 Fürsten. Von beyden Parteyen aber kann man sagen, daß sie ihre Sache schlecht vertheidiget haben, weil es beyden an den gehörigen Kenntnissen mangelte. Sie bauten auf irrige Grundsätze, weil sie die wahren nicht kannten. Hätte man die Sache gründlich behandeln wollen, so hätte man über Gratians Dekret hinausgehen, und auf die Lauterkeit der alten Kirchenzucht kommen müssen. Aber diese war damals so unbekannt, daß es auch niemanden einfiel, sich um sie zu bekümmern. So urtheilt **Fleury**; und **Mably** setzt hinzu, daß man zu Entscheidung dieses Streits auch hätte wissen sollen, daß es ein Recht der Natur giebt, den Grund und die ewige Richtschnur aller andern Rechte. Man hätte wissen sollen, daß nichts dem Wohl des Staats nachtheiliger sey, als wenn sich Privatpersonen darinn einen Zweig der weltlichen Macht zueignen, ohne ihn dem Staate verdanken zu wollen. Aber diese Wahrheit, die jederman wissen sollte, kannte man zu den Zeiten Philipps des Sechsten noch weniger, als in den unsrigen. Man hätte einsehen sollen, wie gefährlich es sey, Leuten, die im Namen Gottes reden, eine weltliche Gewalt zu lassen. So untrüglich sie auch in ihren Lehren seyn mögen, so sehr können sie doch ausserdem fehlen, und werden vielleicht im Ernst nur für unsre Seligkeit zu arbeiten vorgeben, wenn sie uns zu Sklaven ihres Willens machen.

1330 am 9. Jan. Nach geendigter Versammlung verlangte der König, die Geistlichkeit sollte ihre Beantwortung schriftlich übergeben. Man machte aber nur einen kurzen Auszug in Form eines Schreibens, das man dem König überlieferte. Einige Tage hernach begaben sich die Prälaten nach Vincennes, um die Antwort auf ihr übergebenes Schreiben zu erwarten. **Peter von Cügnieres** gab ihnen im Namen des Königs zur Antwort, daß dessen Absicht dahin gienge,

alle

alle Rechte der Kirche, welche durch die Gesetze und 1330
durch rechtmäßige und billige Gewohnheiten bestätigt
wären, aufrecht zu erhalten. Der Bischof von Au-
tún bat, im Namen der Prälaten, um eine bestimm-
tere und ausführlichere Antwort. Hierauf fieng der
König zu reden an, und sagte, daß er keineswegs
Willens sey, die Gebräuche der Kirche umzustossen,
wenn man ihm nur eine vollkommene Nachricht da-
von ertheilen würde. Die Bischöffe kamen nach ein
Paar Tagen wieder vor den König, um eine deutli-
chere Antwort zu erlangen. Nachdem der Erzbischof
von Sens dem König für die erste Antwort gedankt
hatte, stellte er ihm vor, daß die königlichen Richter
Verordnungen bekannt gemacht hätten, die der geist-
lichen Gerichtsbarkeit ganz zuwider liefen; er bitte da-
her, solche zurückzunehmen. Ohne Zweifel suchte er
dem König dadurch die Nothwendigkeit zu zeigen, die
streitigen Punkte umständlicher auseinander zu setzen:
aber der König gab ihm weiter keine Antwort, als
daß jene Verordnungen nicht auf seinen Befehl ge-
schehen wären, er wisse nichts davon, und genehmi-
ge sie auch nicht. Der Erzbischof versetzte, daß die
Bischöffe für die Abschaffung der Mißbräuche so gut
gesorgt hätten, daß der König und die Herren damit
zufrieden seyn würden. Zuletzt ersucht' er den König,
er möchte geruhen, über das von der Geistlichkeit
übergebene Schreiben eine Antwort zu ertheilen, die
allen Schwierigkeiten abhelfen und der Sache das ge-
hörige Licht geben könnte. Hierauf ertheilte Peter
von Cügnieres eine Art von Urtheil: „Es ist des Kö-
„nigs Wille, daß er euch bis zum nächsten Weih-
„nachtsfest Frist giebt, dasjenige, was er verlangt
„hat, in bessern Stand zu setzen; während dieser Zeit
„sollen die Sachen in dem jetzigen Zustand bleiben:
„werdet ihr aber von der Zeit an die verlangte Ver-
„besserung verabsäumen, so wird der König selbst

1330 „solche Mittel vorkehren, die dem König und dem „Staat zuträglich seyn werden.„ Mit diesen Worten verabschiedete er die Prälaten, die dem offenherzigen **Peter von Cügnieres** ihren Groll stark genug empfinden liessen, und ihn sogar mit Spottnamen belegten.

Dieser über die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit entstandene Streit war eigentlich die Quelle der in der Folge gewöhnlich gewordenen Nullitätsklagen *); eine Sache, deren Grundsätze älter sind, als ihr Name. Der König, sagt Henault, schien den Geistlichen günstig, und dieser Zwist war der Grund aller Zänkereyen, die sich seitdem über das Ansehn der beyden Mächte erhoben haben, und dessen Würkung darinn bestand, daß die geistliche Gerichtsbarkeit in engere Gränzen eingeschränkt wurde. Man könnte, fährt er fort, noch andre Ursachen davon angeben, weil nämlich die Bischöffe damals anfiengen, weniger Provinzialkoncilien zu halten, durch welche die Klerisey, weil sie alle Jahre ihre Angelegenheiten überlegte, sich bey ihrer alten Stärke zu erhalten wuste, die Parlementer hingegen durch ihre beständig fortdaurenden Sitzungen die weltliche Macht immer mehr befestigten.

Philipps Weisheit und Mäßigung verschaffte ihm wenigstens eben so grossen Ruhm, als seine Tapferkeit, die er in dem wider die Flamländer gewonnenen Treffen geäussert hatte, und Frankreich lernte nunmehr aus der Erfahrung, wie glücklich ein Staat bey der Veränderung des Regiments sey, wenn ein Fürst den Thron besteigt, der im reifen Alter und in Handhabung der Gerechtigkeit erfahren ist. Alles war still, ruhig und gehorsam, und man wartete nun mit weniger Sorge ab, was der König von England wegen

*) Appels comme d'abus. Vorher nennte man sie la voie des recours au Prince.

wegen seiner Huldigung vornehmen würde. Man 1330
faßte sogar den Entschluß, ihm eine förmliche und
authentische Erklärung darüber abzufordern. Es
wurden zu dem Ende einige Herren und Rechtsge-
lehrte nach London geschickt, um mit dem englischen
Parlament die Urkunden der von den vorhergehen-
den Königen von England geschehenen Lehnshuldigung
zu untersuchen. Eduard aber wuste die Sache in
die Länge zu ziehen, und that zu dem Ende auch Vor-
schläge zu einer doppelten Vermählung seines Bru-
ders und seiner Schwester mit Philipps Kindern. Zu-
gleich ließ er den König von Frankreich zur Endigung
ihrer Streitigkeiten wegen Güyenne antreiben, so wie
sie es bey ihrer letzten Zusammenkunft ausgemacht
hätten. Man begriff leicht, daß Eduard nur stets
auf neuen Aufschub dachte. Philipp ließ daher den
Grafen von Alençon, seinen Bruder, mit einer Ar-
mee nach Güyenne gehen, welche die Stadt und das
Schloß Saintes einnahm und schleifte. Dieses un-
erwartete Verfahren bewegte Eduarden zu einem
neuen Vergleich, wodurch er sich verbindlich machte, die
Erklärung wegen seiner Huldigung einzuschicken, und
die dem König von Frankreich schuldigen funfzigtau-
send Pfund Sterling und sechzigtausend livres Parisis
zu bezahlen. Ueberdies versprach er, die Schlösser
der gascognischen Herren, die unter der vorigen Re-
gierung als Rebellen verdammt wurden, zu schleifen.
Es folgten dennoch neue Zögerungen. Man siehet
hieraus vollends ganz augenscheinlich, daß die gehei-
me Protestation, die Eduard vor seiner Huldigung
vor seinem Staatsrath abgelegt haben soll, ein übel-
ausgedachtes Mährchen ist. Denn würde er wohl
so vielen Widerstand geäussert haben; wenn er sich
auf eine solche Handlung, so eitel sie auch immer war,
hätte stützen können? Endlich nach vielen Auffor- 1331
derungen folgte die lang erwartete Erklärung, wodurch Am 30.
die März.

1331 die zu Amiens geschehene Huldigung bestimmt und bestätiget wurde. Die Hauptsache war, daß der König von England diese Huldigung für ligisch oder uneingeschränkt und vollkommen erkannte. Zu gleicher Zeit wurde festgesetzt, daß alle seine Nachfolger, die Herzoge von Güyenne und Grafen von Ponthieu, die Lehnshuldigung auf die in dieser Urkunde vorgeschriebene Art dem König von Frankreich ablegen sollten. Nachdem **Eduard** diese feyerliche Erklärung nach Frankreich geschickt hatte, reiste er selbst dahin, unter dem Vorwand der Erfüllung eines Gelübdes. Er sprach **Philippen**, und erlangte von ihm eine Erlassung von dreyßigtausend livres Tournois für den zu Saintes erlittenen Schaden und eine vollkommene Verzeihung für die aufrührischen Gascogner.

Ohngeachtet beyde Könige mehr Hochachtung und Furcht, als Liebe und Zutrauen gegen einander hegten, so würde doch vielleicht dieser letzte Vergleich und diese Unterredung vermögend gewesen seyn, **Eduarden** in Ruhe zu erhalten, und seine Begierde nach einer Krone, deren Besitz er so feyerlich entsagt hatte, zu dämpfen, wenn nicht das Mißvergnügen und die Rachsucht eines Dritten diese Begierde wieder rege gemacht hätte. Aus unsrer vorhergehenden Erzählung wird man leicht vermuthen, daß dieser Dritte der Graf **Robert von Artois** sey. Dieser Herr stand bey seinem Schwager, König **Philipp dem Sechsten**, wegen seiner Tapferkeit, Klugheit und Geschicklichkeit in nicht geringem Ansehn. Er hatte ihm unter andern in dem vorhin beschriebenen Feldzug gegen die Flamländer einen grossen Theil des Heers anvertraut, und rühmte öffentlich dessen gutes Verhalten. Aber eben diese Zuneigung leitete den Grafen auf schlimme Wege; er hoffte durch dieselbe doch noch zu dem Besitz der ihm mehr als einmal und so feyerlich abgesprochenen Grafschaft Artois zu gelangen.

langen. Aber unter welchem Vorwand sollte er den 1331
Proceß wieder anfangen? Die völligen Entscheidungsurtheile liessen der Regel nach eine neue Durchsicht der Akten gar nicht zu. Unterdes, da Robert von Artois sich beym König neue Untersuchungen ausbat, unter dem Vorwand, daß er unwidersprechliche Urkunden und die gültigsten Beweise unverwerflicher Zeugen, die ihm unbekannt gewesen und erst vor kurzem entdeckt worden wären, anzubringen habe; so wollte ihm der Monarch auch diese Bitte nicht versagen, ob sie gleich der Gerichtsordnung gerade entgegen lief.

Dieses Ansuchen geschah im Junius 1329, und die Gräfin **Mathilde** machte schon Anstalten zu ihrer Vertheidigung, als sie am 27sten Oktober eben dieses Jahrs mit Tode abgieng. Robert von Artois kam in starken Verdacht, er habe ihre Tage durch Gift verkürzt. Die Königin **Johanne**, Mathildens älteste Tochter, Philipps des Fünften Wittwe, ersuchte den König, ihr einstweilen den Genuß der Grafschaft Artois zuzugestehn. Dies erhielt sie auch, doch ward zugleich ausbedungen, daß Robert von Artois mit seinen Vorstellungen gehört werden sollte. Diese Erklärung überlebte **Johanne** kaum einen Monat, und die Chronik versichert, sie sey auf eben die Art, wie ihre Mutter, ums Leben gekommen.

Johanne, Philipps des Vierten und dieser Fürstin Tochter, die mit dem Herzog von **Burgund** vermählt war, meldete sich hierauf, und verlangte als Erbin ihrer Mutter, die Grafschaft Artois. Wider diese muste also Robert von Artois seine falschen Urkunden, die er hatte verfertigen lassen, beybringen. Sie wurden aber gleich beym ersten Anblick für untergeschoben und unrichtig erklärt. Die vornehmste Verfertigerin derselben, **Johanne de la Divion**, eine auch andrer Bosheiten wegen niederträchtige

Weibs-

1331 Weibsperson, wurde nebst ihren Gehülfen gefangen genommen. Sie und die aufgestellten falschen Zeugen bekannten bald ihre Bosheit, worüber sich der König entsetzte. Sein Abscheu gegen **Roberts** Betragen gieng jedoch nicht so weit, daß er ihn nicht durch geheime gütliche Vorstellungen auf andre Gedanken hätte bringen sollen. Er ließ ihn zu sich kommen, zeigte ihm die betrügerischen Kunststücke, und ermahnte ihn ernstlich, von seinen Forderungen abzustehn; er ließ ihm auch durch die Prinzen vom Geblüte und durch Prälaten zureden. Allein, Robert beharrte unbeweglich auf der Aechtheit seiner Urkunden. Die Gräfin von **Beaumont**, seine Gemahlin und des Königs Schwester, hatte sehr innigen Antheil an diesem unglücklichen Handel genommen, und einige Schriften waren sogar in ihrer Gegenwart erkünstelt worden. Bey dem rechtlichen Verfahren wurde bewiesen, daß sie viele Zeugen selbst bestochen, andre aber sogar durch Drohungen zu falschen Aussagen genöthigt hatte. Der König ließ sie warnen; sie blieb aber gleichfalls hartnäckig. Diesemnach sah sich der König genöthigt, in dieser Sache einen Ausspruch zu thun, durch den die von Roberten beygebrachte Dokumente für untergeschoben erklärt wurden. Dieses Urtheil wurde in Roberts Gegenwart bekannt gemacht, und er konnte weiter nichts thun, als die Erklärung von sich geben, daß er sich derselben weiter nicht bedienen wolle. Hierbey blieb es aber nicht; sein ganzes Betragen war so schändlich und strafbar, daß der Hof der Pairs, der nebst dem König das Urtheil gesprochen hatte, Philippen ersuchte, den Grafen ins Gefängniß setzen zu lassen, damit er den Gesetzen gemäß bestraft werden möchte. Der König war aber zu sehr für ihn eingenommen, als daß er ihm nicht Zeit zur Reue und Bekehrung hätte lassen sollen. Robert erkannte diese Gnade

(1330 am 23. März.)

nicht,

nicht, sondern ließ seiner Empfindlichkeit freyen Lauf. 1331
Ueberall lästerte er den König und dessen Räthe, und seine Gemahlin, die nach der Normandie geflüchtet war, stieß gleichfalls bey jeder Gelegenheit aufrührische Reden aus.

Unterdes sah **Robert** wohl ein, wie groß die Gefahr sey, in die er sich durch seine Unbesonnenheit stürzen würde; er ließ daher seine Pferde und seinen sehr ansehnlichen Schatz nach England überschiffen, und er selbst flohe hierauf nach Brüssel zu dem Herzog von Brabant. Alsdann ließ ihn der König vor sein Hofgericht fordern, setzte ihm aber doch sehr lange Fristen, damit er Zeit haben möchte, in sich zu gehn. Allein, **Robert** dachte auf ganz andre Dinge, auf die Ausübung seiner Rache durch Hexerey, Meuchelmord und andre niederträchtige Handlungen. Er hatte einen Ordensmann um sich, den er nöthigen wollte, eines von solchen Wachsbildern zu taufen, von denen man glaubte, daß die Personen, die sie vorstellten, getödtet werden könnten. Wiewohl der Geistliche wollte sich zu dieser Gottlosigkeit nicht brauchen lassen. Ehe ihm Robert seinen bösen Anschlag entdeckte, muste er ihm unter dem Geheimniß der Beichte Verschwiegenheit versprechen. Der Geistliche kam nachher ins Gefängniß und bekannte dies. Robert wollte sogar Meuchelmörder nach Paris schicken. Sie kamen aber nur bis Reims, wo sie erfuhren, daß sie schon entdeckt wären, weswegen sie eiligst zurückkehrten. Aus Verzweiflung über alle seine fehlgeschlagene Unternehmungen, wagte er selbst eine Reise nach Frankreich, um die Gesinnungen seiner Anhänger zu erforschen: er kam aber nach einigen Tagen, die er bey seiner Gemahlin zugebracht, eiligst nach Brabant zurück. Dergleichen Handlungen konnten vor dem Hofe nicht ganz verborgen bleiben; dem König muste sogar die Treue vieler Grossen

des

1331 des Reichs verdächtig scheinen, die Roberten heimlich begünstigten. Philipp ließ den Prinzen vom Geblüt einen Eyd abnehmen, der von einem jeden insbesondere unterzeichnet wurde; durch denselben mußten sie das ganze Betragen Roberts mißbilligen, und versprechen, ihm auf keine Weise beyzustehn. Die Gräfin von Beaumont, die in dem Innern des Königreichs zum Besten ihres Gemahls Meutereyen stiften wollte, wurde gefangen genommen und in das Schloß Chinon gebracht, ihre Kinder aber in das Schloß Nemours. Roberts Ungnade erstreckte sich auf seine ganze Familie. Der Graf von Foix hatte sogar seine eigene Mutter, eine Schwester Roberts, ins Gefängniß setzen lassen, unter dem Vorwand ihrer frechen Lebensart, womit sie, wie er sagte, sein Haus verunehrte. Jedermann sagte, der König habe diesen Herrn zu dieser Gewaltthätigkeit verleitet.

Da sich endlich der verbannte Robert nirgends mehr sicher sah, vollzog er den schon lange gefaßten Entschluß, und gieng, als ein Kaufmann verkleidet, nach England über. Eduard nahm ihn mit Freuden auf, und versprach ihm seinen Schutz. Robert unterließ nichts, was zur Antreitzung des Königs von England gegen den König von Frankreich dienen konnte, der ohnehin nur allzugeneigt zu einem Krieg mit dieser Krone war. Philipp der Sechste ließ, aus gerechtem Unwillen, ein Manifest ergehen, wodurch, nach Beystimmung der Prinzen und Baronen, Robert für einen Feind des Vaterlandes erkläret wurde.

1332 Obgleich der letzte Vergleich zwischen beyden Königen ein gutes Verständniß gewiß zu versprechen schien, so blieben doch immer einige streitige Punkte übrig, die mehr als Einer Erklärung fähig waren. Der vornehmste betraf die Wiedergabe der unter der vorigen Regierung in Güyenne eroberten Plätze, so

daß

daß immer Vorwände zu einem Bruch zwischen bey- 1332
den Nationen übrig blieben. Der Pabst, dem die Vollziehung eines Kreutzzugs sehr am Herzen lag, ermahnte den König von England sehr lebhaft, den Eifer des Königs von Frankreich, der dem Pabst allen guten Willen in dieser Sache versprochen hatte, zu unterstützen. Eduard, der nur Zeit gewinnen wollte, versprach, unverzüglich Bevollmächtigte abzuschicken, welche die Angelegenheiten wegen Güyenne auf einmal beylegen und sich mit Philippen über die Bedingungen wegen der Vermählung des jungen Eduards mit der französischen Prinzeßin vergleichen sollten. Auf diese Art wich der König von England von einer Zeit zur andern einer entscheidenden Antwort aus, die er nie zu geben Willens war. Da ihm die Angelegenheiten seines Reichs nicht verstatteten, seine Absichten öffentlich an den Tag zu legen, so war er nur darauf bedacht, das Zutrauen des Königs von Frankreich durch unaufhörliche Unterhandlungen zu erhalten, während welcher er Anstalten machte, das Königreich Schottland wieder unter seine Oberherrschaft zu bringen, welches er auch im Jahr 1333 nach Wunsch ins Werk richtete.

Anstatt daß **Philipp der Sechste** bey der 1333
Geschwindigkeit, mit der **Eduard der Dritte** Schottland seiner Bothmäßigkeit unterwarf und den neuen König **Eduard Baillol** zu seinem Vasallen machte, die kühnen Schritte seines Nebenbuhlers genau hätte beobachten sollen, dachte er, nach der Vermählung seines ältesten Prinzen, des Herzogs **Johann von Normandie** mit **Bona von Luxemburg**, einer Tochter Königs Johann von Böhmen, auf die Rüstung zu dem erwähnten Kreutzzug. Er und eine grosse Menge von Rittern und Edelleuten nahmen das Kreutz, und der Anfang des Zugs sollte in drey Jahren vor sich gehen und drey Jahre lang

1333 währen. Zum Regenten des Reichs während der Abwesenheit des Königs war schon der Herzog von **Normandie** ernennt, und der Pabst hatte Philippen den Zehnten aller Einkünfte der Klerisey seines Königreichs auf sechs Jahre bewilliget. Selbst französische Geschichtschreiber finden es sehr wahrscheinlich, daß Philippen nicht so wohl an dem Kreutzzug, als an der Einnahme dieses Zehnten, gelegen seyn mochte. In der That läßt sichs nicht begreifen, wie er bey der damaligen Lage der Sachen seine Staaten hätte verlassen können. Die schottischen Händel, die Unsicherheit des Friedens mit England, Eduards ganzer Charakter, konnten dem König von Frankreich nicht verstatten, sich von seinen Ländern zu entfernen. Nimmt man noch hierzu einen Brief, den der König an den Pabst schrieb, in dem er um Erlaubniß bittet, daß die französischen Prälaten das Kreutz nehmen dürften, ohne zu der Reise selbst verbunden zu seyn; so wird man genigt zu glauben, daß er die ganze Unternehmung als eine sehr ungewisse Sache angesehn habe. Unterdes wurden die bewilligten Zehnten mit der grösten Strenge gehoben, so sehr auch die Klerisey, welcher an diesem so genannten heiligen Krieg wenig gelegen war, darüber murrte.

1334 Zu Ende des folgenden Jahrs starb unter grossen Unruhen der Pabst **Johann der Zwey und zwanzigste.** Sein Nachfolger war **Benedikt der Zwölfte**, ehedem ein Cistercienser, und aus Languedok gebürtig. Sowohl in Ansehung seiner körperlichen als geistigen Gaben war er seinem Vorgänger ganz unähnlich, und die Franzosen hatten sich sehr betrogen, daß sie ihm zu seiner Erhebung beförderlich waren. Denn weil er sich bisher nur mit den theologischen und philosophischen Studien beschäftiget und in seinem Betragen eine grosse Sanftmuth hatte blicken

cken lassen, folglich keine grosse Weltkenntniß zu be- 1334
sitzen schien; so schmeichelten sie sich mit seiner Folg-
samkeit gegen sie. Allein, einem Mann von so viel
Gottesfurcht und Redlichkeit kam es wenig darauf
an, ob er seinem angebohrnen Landsherrn gefiel, oder
nicht; weil bey ihm kein Ansehn der Person galt, und
ihm blos das Wohl seiner Kirche am Herzen lag.
König **Philipp** drung gleich Anfangs in ihn, daß
er ihm den Rest der erstgedachten ausschweifenden
Forderungen zugestehen sollte, die er von dem letz-
ten Pabst zur Vollziehung des Kreutzzugs verlangt
hatte. Er forderte daher von neuem **den Zehnten**
aller geistlichen Einkünfte in der ganzen Chri- 1335
stenheit, und zwar nunmehr **auf zehn Jahre**;
und, was noch erstaunlicher war, den ganzen päbst-
lichen Schatz, der durch des vorhergehenden Pabsts
Sparsamkeit auf fünf und zwanzig Millionen Gold-
gülden angewachsen war. Ueberdies wollte er für
sich das Vikariat von Italien, und für seinen ältesten
Prinzen **Johann** das Königreich Vienne haben,
wenn er ja das ganze Arelat, um dem König Robert
von Neapel nicht zu nahe zu treten, noch nicht be-
kommen sollte.

Der neue Pabst und die Kardinäle wurden
hierüber um so mehr bestürzt, weil fast niemand wei-
ter glaubte, daß der König von Frankreich im Ernst
an den Kreutzzug dächte. Benedikt verstand sich zwar
hierauf zur Auslieferung des päbstlichen Schatzes, im
Fall Philipp den Zug dereinst würklich vornehmen
sollte, indem doch nicht zu läugnen war, daß ihn sein
Vorgänger eben unter diesem Vorwand zusammenge-
bracht hatte. Hingegen zog er den bereits von Jo-
hann ihm verstatteten Zehnten sogleich wieder ein, in-
dem nicht der geringste Schein vorhanden war, daß
er jemals zu dem bestimmten Gebrauch angewendet
werden dürfte. Er suchte auch nunmehr den päbst-

1335 lichen Stuhl seiner bisherigen Fesseln zu entledigen, und wollte ihn deswegen wieder nach Rom oder nach Bologna versetzen. Nichts aber lag Benedikten mehr am Herzen, als die Aussöhnung mit dem damaligen teutschen Kaiser, Ludwig dem Bayer, der mit seinem Vorgänger die heftigsten Streitigkeiten geführt hatte. Denn er merkte wohl, daß nicht allein die Kirche, sondern auch das Reich, ohne den Rückhalt der kaiserlichen Hoheit, endlich Gefahr laufen würden, alle ihre Freyheiten und Vorrechte einzubüssen. Er bot zu dem Ende dem Kaiser zuerst die Hand, und dieser, der nichts sehnlicher, als seine Lossprechung von dem Bann wünschte, freute sich herzlich über diesen Antrag. Ohngeachtet hernach der Pabst die härtesten und schimpflichsten Bedingungen zur Aussöhnung äusserte; so nahm sie Ludwig doch an, so daß nunmehr niemand an der Wiederherstellung des guten Vernehmens zwischen dem Kaiser und dem Pabst zweifelte. Allein, der französische Hof, der das Feuer angefacht hatte, suchte es auch eifrig zu unterhalten. König **Philipp** setzte sich zuförderst gegen die Wiederverlegung des päbstlichen Stuhls nach Italien so sehr, daß **Benedikt** endlich alle Hoffnung zur Erreichung dieses Zwecks verlohr. In Absicht auf den Kaiser aber verband er sich mit dem König **Robert**, weil dieser, als das Haupt der Welfen, und Ludwigs öffentlicher Feind, bey diesen Händeln von starkem Gewichte seyn, und sich der Aussöhnung am nachdrücklichsten widersetzen konnte. Beyde Könige schickten zu dem Ende Bevollmächtigte nach Avignon, um den Frieden zu hintertreiben. Diese musten sich mit vieler Heftigkeit beschweren, daß der Pabst, zum Nachtheil ihrer Herren, die es mit der Kirche jederzeit so treu gemeynt, einem solchen Erzketzer, als Ludwig wäre, zur Vergebung habe Hoffnung machen und sich dadurch den Namen

eines

eines Ketzerfreundes zuziehen mögen. Umsonst zeigte 1335
Benedikt die Bedingungen vor, die er dem Kaiser abgefordert, und wodurch er besonders für Roberten ansehnliche Vortheile ausgewürkt hatte. So richtig und billig die Vorstellungen des Pabsts gegen die ausschweifenden Zumuthungen der beyden Könige waren, so wenig konnte er doch ausrichten. Um ihn noch mehr nach seinem Willen zu zwingen, ließ Philipp alle Güter und Einkünfte der Kardinäle in ganz Frankreich mit Arrest belegen; denn so konnte er hoffen, daß sie sich der Friedfertigkeit des Pabsts kräftig widersetzen würden. Benedikts Absichten wurden auf diese Art ganz vernichtet, und die kaiserlichen Gesandten musten unverrichteter Dinge zurückkehren.

Um eben diese Zeit hatte Philipp der Sechste Hoffnung, das Herzogthum Bretagne wieder mit der Krone zu vereinigen. Der damalige Herzog Johann der Dritte, mit dem Beynamen der Gute, hatte mit drey Gemahlinnen keine Kinder erzeugt: er konnte daher leicht voraussehen, daß die Erbfolge unter den Seitenverwandten seines Hauses blutige Kriege erregen würde. Um dies deutlich einzusehen, muß man wissen, daß Artur der Zweete, Herzog von Bretagne, mit Marie, seiner ersten Gemahlin, der einzigen Tochter und Erbin des Vicomten Veit von Limoges, drey Kinder erzeugt hatte: Johann den Dritten, der ihm in der Regierung folgte; Veit, Grafen von Penthievre, der eine Tochter, Johanne die Hinkende, hinterließ; und Peter, der ohne Nachkommenschaft starb. Von seiner zwoten Gemahlin, Yolande von Dreux, Erbin der Grafschaft Montfort, erhielt er einen vierten Sohn, Johann, dem von seiner Mutter die Grafschaft Montfort zufiel. Johanne die Hinkende hätte, nach dem Herkommen in Bretagne, ihres Oheims Erbin werden sollen; der Herzog liebte sie auch zärtlich, und

1335 betrachtete sie als seine Erbin: aber er befürchtete, der Graf von Montfort möchte ihr nach seinem Tode die Erbfolge streitig machen. Das Ansehn, die Verbindungen des Grafen, der Vortheil des Geschlechts, das geringe Alter der Prinzeßin, alles schien diese Furcht zu rechtfertigen. Um also seinen Staat in Sicherheit zu setzen, und doch auch die ihm werthe Prinzeßin Johanne zu versorgen, wendete sich der Herzog an den König von Frankreich, und bot ihm seine Länder an, unter der Bedingung, daß der König ihm und seiner Nichte das Eigenthum des Herzogthums Orleans dafür versichern sollte. Ein solcher Vorschlag fand eine willige Aufnahme. Der König ernennte Abgeordnete zur Berichtigung dieses Tausches. Ohngeachtet der Herzog sehr unbeständigen Gemüths war, so schien er doch völlig entschlossen, und der Vergleich sollte eben ausgefertiget werden, als der Adel in Bretagne dem Herzog die Erklärung that, er werde nie einen dem Staat und der Oberherrschaft des Landes so nachtheiligen Vertrag zulassen.

Diese, sogar mit Drohungen begleitete Erklärung flößte dem Herzog Furcht ein, und änderte seine Gesinnung. Er entschloß sich jedoch, dem König das Herzogthum zur Sequestration zu übergeben, um es den rechtmäßigsten Erben zuzuerkennen. Doch, auch diese Auskunft mißfiel den bretagnischen Baronen; ein so mächtiger Monarch, als der König von Frankreich, schien ihnen viel zu gefährlich. Endlich glaubte man zur Beylegung dieser Sache kein besser Mittel finden zu können, als wenn man die Prinzessin **Johanne von Penthievre** mit einem Prinzen vermählte, der zur Behauptung ihrer Rechte mächtig genug wäre. Es fanden sich bald viele Werber, unter andern der König von England, der sie für seinen Bruder, den Grafen von Cornuaille, verlangte.

Allein,

Allein, König Philipp arbeitete seinem Nebenbuhler 1335
so kräftig entgegen, daß sich dessen Unterhandlung zerschlug. Man brachte hierauf eine Verbindung der Prinzeßin mit Karl'n von Evreux, einem Sohn des Königs Philipp von Navarra, in Vorschlag. Aber der Herzog von Bretagne und seine Baronen schufen ein neues Hinderniß; sie verlangten, daß der junge Prinz von Navarra, bey der Vermählung mit Johannen, den Namen, den Wahlspruch und das Wappen von Bretagne annehmen sollte, welches der König von Navarra nicht bewilligte, indem er sagte: **er wolle nicht, daß sein Sohn die Lilien verlassen sollte, um Hermeline *) anzunehmen.** Der Herzog, aufgebracht durch diesen schnöden Scherz, versicherte, daß er seine Nichte lieber dem Sohn des Grafen von Harcourt oder dem Herrn von Craon, als dem Grafen von Evreux, oder einem solchen, der erwähnte Bedingungen nicht eingehen möchte, geben wolle; zumal da seine Vorgänger, die eben sowohl, als der navarrische Prinz, vom französischen Geblüte wären, sich doch nicht geweigert hätten, den Namen und das Wappen von Bretagne anzunehmen. So viele angefangene und abgebrochene Unterhandlungen hielten einige Jahre lang die Ausführung der Entwürfe des Herzogs auf. Erst im Jahr 1338 entschloß er sich, nach vielfältigen Berathschlagungen mit den Herren und Baronen seiner Staaten, seine Nichte mit **Karl'n von Chatillon**, dem ältern Bruder des Grafen **Ludwigs von Blois**, der wegen seiner Mutter ein Neffe des Königs von Frankreich war, zu vermählen. Der französische Hof war mit diesem Entschluß sehr wohl zufrieden. Die Vermählung geschah unter den eben angeführten Bedingungen. Die meisten bretagnischen Herren leisteten ihm als künftigem Erben ihres Oberherrn den Eyd

*) Das Wappen von Bretagne.

1335 der Treue. Die weisesten Maasregeln, welche die menschliche Klugheit nur immer anwenden kann, schienen diese Anordnung fest zu gründen: aber in der Folge wurde sie ganz vernichtet. Der Graf von **Montfort**, dessen Ansprüche auf diese Art rückgängig wurden, äusserte Anfangs nicht das geringste Zeichen des Mißvergnügens. Erst in der Zukunft entwickelten sich dessen geheime Gesinnungen, wie wir hernach erzählen werden.

Diese Unterhandlungen wegen Bretagne waren damals nur Nebenbeschäftigungen für **Philipp den Sechsten.** Weit wichtiger und bedenklicher wurden die sich täglich vergrössernden **Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem König von England.** Beyde Monarchen trugen das Ihrige, einer so viel als der andre, zu dem schädlichen Krieg bey, der schon einige Jahre lang unter der Asche geglommen, und im Jahr 1339 ausbrach. Beyde hatten Ursache, sich über einander zu beklagen, und sich zu rechtfertigen. Hätte **Eduard** Philipps Freundschaft zu erhalten gesucht, hätte er ihn schonen wollen; so würde er **Roberten von Artois** oder von **Beaumont** nicht aufgenommen und geschützt haben. Dieser von Verzweiflung und Wuth beseelte Herr bemühte sich, die Vorurtheile, welche Eduard für die Gültigkeit seiner Ansprüche an die Krone Frankreich hegte, wieder rege zu machen, und schmeichelte ihm sogar, daß es einem Prinzen von seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit nicht unmöglich wäre, diese Ansprüche auszuführen. Der König von England war um so mehr geneigt, Anschlägen von der Art Gehör zu geben, da er sich über Philipps Betragen in Absicht auf Güyenne zu beklagen hatte, und weil dieser Prinz dem vertriebenen **David Bruis** Schutz gegeben, und die Schotten in ihrem Bestreben nach Unabhängigkeit unterstützt, oder wenigstens angefrischt hatte.

Durch

Durch diese und andre Neckereyen wuchs der wech- 1335
selseitige Groll der beyden Monarchen, der sie ganz unfähig machte, den Friedensvorschlägen des Pabsts Gehör zu geben. **Philipp** glaubte, es liefe wider die ersten Grundsätze der Politik, wenn er von den Schotten abliesse. **Eduard** meynte, er müste sich aller Großmuth begeben, wenn er Roberten von Artois seinen Schutz versagte. Der erste erklärte, daß jeder Vasall des Reichs, in oder ausser demselben, so wie Robert selbst, dem Urtheil der Verrätherey und der Konfiskation unterworfen seyn sollte, wenn er diesem Verräther Schutz gäbe; eine Drohung, die leicht zu verstehen war! Der letzte, der nicht nachzugeben entschlossen war, bemühte sich, mit den Niederländern und an den Gränzen von Teutschland Bündnisse zu schliessen. Denn dies waren die einzigen Gegenden, wo er einen nachdrücklichen Angriff auf Frankreich wagen oder einen solchen Streich ausführen konnte, wodurch er die Provinz Güyenne, die der Macht Philipps so sehr ausgesetzt war, schützen möchte.

Ein so staatskluger Fürst, wie **Eduard**, erwartete nicht erst die Ankündigung des Kriegs, um sich durch Bundsgenossen zu verstärken. Nach vielen Berathschlagungen, wobey **Robert von Artois** immer am meisten Gehör fand, entdeckte er sein Vorhaben zuerst dem Grafen von **Hennegau**, seinem Schwiegervater; und nachdem er ihn auf seine Seite gebracht hatte, brauchte er dessen Dienst und Rath, die ihm benachbarten Mächte mit sich zu verbinden. Der Herzog von **Brabant** wurde durch seine Vermittelung und durch grosse Geldsummen von England bewegt, Beystand zu versprechen. Der Erzbischof von **Köln**, der Herzog von **Geldern**, der Graf von **Jülich**, der Graf von **Namur**, und andre niederländische und teutsche Herren, wurden

1335 durch ähnliche Beweggründe zu dem Bündniß mit den Engländern gereitzt. Diese Herren konnten entweder aus ihren eigenen, oder aus den angränzenden Ländern viele Truppen aufbringen; und, ausser dem Beytritt der Flamländer, fehlte es an nichts, um dem König von Frankreich in dieser Gegend eine recht fürchterliche Armee entgegen zu stellen.

Die **Flamländer** zu gewinnen, fiel Anfangs ziemlich schwer; der Graf selbst war dem König von Frankreich, der ihn neulich wider seine Unterthanen unterstützt hatte, zu sehr verbunden, und wenn er auch einer Untreue gegen ihn fähig gewesen wäre, so muste er sich doch wegen der ihm zugehörigen Grafschaften Nevers und Retel fürchten, die der König von Frankreich gewiß sogleich würde eingezogen haben. Auf Einrathen des Grafen von Hennegau griff man also die Sache von einer andern Seite an. Es fehlte noch sehr viel, daß der Graf von Flandern die völlige Herrschaft in seinen Staaten behauptete; es mag nun an seiner eignen Schwachheit oder Unbesonnenheit, oder an der Widerspenstigkeit seiner Unterthanen gelegen haben. Der gröste Theil des Adels hielt es mit ihm: die Bürgerlichen hingegen widersetzten sich unaufhörlich den Eingriffen in ihre Freyheiten. Ihr damaliger Anführer war **Jakob von Artevelde**, oder **Artevelle**, ein reicher Bürger und Methbrauer in Gent, der sie weit unumschränkter beherrschte, als jemals einer von ihren gesetzmässigen Regenten. Er setzte Obrigkeiten nach Gutdünken ein und ab; er wurde von einer Wache begleitet, die auf den geringsten Wink von ihm, jeden, der ihm mißfiel, hinrichtete. Alle Städte in Flandern waren voll von seinen Kundschaftern; und wer ihm den geringsten Verdacht erweckte, wurde bald aus dem Weg geräumt. Die wenigen Edelleute, die im Lande blieben, lebten in beständiger Furcht wegen seiner

Gewalt-

Gewaltthätigkeit. Er zog die Güter derer ein, die 1335
er entweder verbannt oder ermordet hatte; und indem er einen Theil ihren Frauen und Kindern aussetzte, wendete er das übrige zu seinem Gebrauch an. Vergebens widersetzte sich der Graf seiner Kühnheit; er muste, so wie die meisten Edelleute, nach Frankreich fliehen, und seine Staaten der Willkühr dieses Mannes überlassen. An ihn wendete sich nunmehr **Eduard**, um die Flamländer in sein Interesse zu ziehen. **Artevelle**, stolz auf die Mühe, die sich der König um seinen Beystand gab, war leicht zu bereden; er wuste wohl, wie sehr die Flamländer geneigt wären, mit den Engländern in Verbindung zu stehn, die ihnen die Materialien zu ihren Wollenmanufakturen, der vornehmsten Quelle ihrer Reichthümer, gaben, und ihnen Zeit her, da ihr Graf der französischen Partey ergeben war, diese Quelle verschlossen hatten.

Der Engländer Aufenthalt in den Niederlanden, ihre häufige Unterhandlungen mit dem Grafen von Hennegau, ihr unaufhörliches Ab- und Zureisen bald an diesen, bald an jenen Hof, liessen den König von Frankreich nicht länger an Eduards Vorhaben zweifeln, und trieben ihn an, Maasregeln gegen einen plötzlichen Ueberfall zu ergreifen. Er versicherte sich der Treue des **Königs von Navarra**, des Herzogs von **Bretagne**, des Grafen von **Bar**, und seiner andern Vasallen. In Teutschland ließ er mit dem **König von Böhmen** handeln, der den Pfalzgrafen **Heinrich** am Rhein und den Herzog von **Bayern** auf seine Seite brachte. Mit diesen vereinigte sich der Bischof von **Metz**, die Herzoge Albrecht und **Otto von Oestreich**, Graf **Valleran von Zweybrücken**, Graf **Heinrich von Vaudemont**, Graf **Heinrich von Saarbrücken**, der Herzog von **Lothringen**, der Markgraf

1335 Theodor von Montferat, Graf Amatus von Genf, und der Bastard Imbert von Savoyen. Die Städte Fuente-Rabia, St. Sebastian und einige andre versprachen ihm Beystand; ohne der Verwirrungen zu gedenken, welche die, Daviden von Bruis anhängenden Schottländer zu seinem Vortheil anrichten wollten. Die zu dem Kreuzzug bestimmte Flotte behielt Philipp in Diensten, und ließ sie, ausser einigen Galeeren, die sich mit den päbstlichen und venetianischen Schiffen, den Griechen zum Beystand wider die Mohamedaner, vereinigten, unter Segel gehen; der Befehlshaber und das Schiffvolk waren grösstentheils Genueser. Mit dieser Flotte, zu der noch viele normannische Schiffe stossen sollten, hoffte er der Seemacht Eduards das Gleichgewicht halten zu können.

1336 Während dieser Bewegungen fielen zwischen beyden Nationen noch keine erhebliche Feindseligkeiten vor: vielmehr war man noch immer mit Unterhandlungen beschäftiget. Die Gesandten giengen unaufhörlich hin und her. Die päbstlichen Bothschafter wandten allen ihren Verstand und ihre Geschicklichkeit zur Verhütung eines Bruchs bey beyden Höfen an. Es schien auch, als wenn beyde Könige nichts anders, als den Frieden, verlangten. Aber die Beschützung Roberts von Artois und Davids von Bruis vertilgte ihre friedlichen Gesinnungen.

1337 Während dieser Unterhandlungen starb Graf Wilhelm von Hennegau, das vornehmste Triebrad des Bündnisses in den Niederlanden für den König von England; und sein Tod machte die Verbündeten ziemlich lau. Der Herzog von Brabant, der mächtigste unter allen, schien zu wanken. Er unterhielt eine beständige Gemeinschaft mit seinem Schwiegervater, dem König von Frankreich. Daher ließ Artevelde Eduarden angelegentlichst bitten,

nach-

nächstens nach den Niederlanden zu kommen, und 1337
durch seine Gegenwart den Bundsgenossen Standhaftigkeit einzuflössen. **Eduard** folgte diesem Rath. Er war so glücklich, die meisten niederländischen Herren beym Bündniß zu erhalten, und die Teutschen durch den Kaiser, der gleichfalls mit ihm Frankreich angreifen wollte, und ihn zum Reichsvikar ernannte, in sein Interesse zu ziehen. Sogar der Herzog von Brabant wurde gänzlich von ihm gewonnen.

Unterdes trug **Philipp** dem Seneschall von Perigord und Querci auf, ihm das Herzogthum Güyenne und alle Ländereyen, die der König von England in jenen Gegenden besaß, in seine Hände zu liefern. Eben dergleichen Auftrag that er dem Beamten zu Amiens, daß er die Grafschaft Ponthieu wegnehmen sollte. Der ausdrücklich in dem hierüber ausgestellten Schreiben angeführte Beweggrund war, weil der König von England **Roberten von Artois**, des Königs geschwornem, aus dem Reich vertriebenen, und des Hochverraths schuldigen Feind, in seinen Staaten Aufenthalt gäbe, und ihn wider alle, als sein verpflichteter Lehnmann und Pair von Frankreich, ihm schuldige Treue und Pflicht schütze.

Nachdem der König von England seine Bunds- 1339
genossen mit vieler Mühe zur Ausrüstung der versprochenen Truppen beredet hatte *); so schickte er durch den Bischof von **Lincoln**, der bey den bisherigen Unterhandlungen sein thätiger Minister gewesen war, mit einem Fehdebrief oder einer Kriegserklärung an den König von Frankreich; und weil beyde Mächte schon ganz zur Ausübung der Feindseligkeiten fertig standen, so gieng man ohne langen Verzug zu Felde. Von der

*) Der Kaiser täuschte ihn, und schickte die versprochenen Truppen nicht, so daß Eduard nicht so bald ins Feld rücken konnte, als er gewünscht hatte. Erst gegen den Herbst bekam er von ihm hundert Lanzen.

1339 der Seite nach Güyenne waren schon Händel vorgefallen: allein das stärkste Augenmerk war auf die Niederlande gerichtet, wo die größte Macht angewendet werden sollte. **Eduard** rückte Anfangs mit einem Heer von vierzehntausend Mann zu Pferd und sechzigtausend zu Fuß vor **Cambray**, um die teutschen Truppen durch den Angriff dieser ehedem zum Reich gehörigen Stadt desto williger zu machen. In der **Picardie** und in **Champagne** streiften die Engländer, Niederländer und Teutsche ungehindert herum, und machten unermeßliche Beute. Selbst in **Paris** stand man schon in Sorgen. König **Philipp** hatte sich ohnweit Peronne an der Maas gelagert, und bot Eduarden ein entscheidendes Treffen an. Dieser wünschte nichts eifriger, als dies, weil ihm die auf die vielen Hülfsvölker verwendeten und noch zu verwendenden Kriegskosten äusserst beschwerlich fielen. Er hob ohne Verzug die Belagerung der Stadt Cambray auf, und ließ seine ganze Armee in Schlachtordnung gegen die Franzosen anrücken. Aber der listige Philipp vermied das Treffen sehr vorsichtig, und suchte blos die Engländer durch Abschneidung der Lebensmittel so lange abzumatten, bis dieser Mangel und der einbrechende Winter sie zum Rückzug nach Brabant nöthigte.

im Sept.

Eduard besaß zu viel lebhaften Ehrgeitz, als daß er durch die ersten Schwierigkeiten eines grossens Vorhabens allen Muth hätte verliehren sollen; er strengte daher alle Kräfte zu glücklichern Unternehmungen an. Ein neuer Zuschuß des Parlaments war nicht hinreichend. Endlich aber glückte es ihm, alle Flamländer von der französischen Oberherrschaft abzuziehen, und unter die seinige zu bringen. Die dem König von Frankreich bey ihrer letzten Unterwerfung geleisteten Eydschwüre hatten sie noch bis jetzt von diesem Schritt zurückgehalten, bis endlich der vorhin gedachte

dachte Jakob von Artevelde auf den Einfall ge- 1339
rieth, dem englischen König die Annehmung des Ti-
tels und Wappens eines Königs von Frankreich an-
zurathen, damit die Flandrer, ohne Verletzung ihres
Eydes, sich für ihn, als rechtmäßigen Herrn dieser
Krone, erklären könnten. Nun fand zwar Eduard
Anfangs hierbey grosse Bedenklichkeiten, weil dadurch
in Frankreich die unversöhnlichste Feindschaft gegen
England entstehen mußte. Es besiegte aber doch
bald seine Ehrbegierde diese Besorgniß, und er ließ
sich zu Anfang des folgenden Jahrs würklich zum 1340
König von Frankreich und England ausru- am
fen. Es genehmigte auch das englische Parlament 22 Jan.
diese kühne Handlung seines Monarchen, welche noch
heut zu Tage die Namen und das Wappen der Kö-
nige von Großbrittannien verherrlichet.

Ganz Flandern unterwarf sich hierauf, und leistete Eduarden den Eyd der Treue. Dieser ließ zugleich ein neues Manifest in Frankreich ausstreuen, worinn er seine Ansprüche an diese Krone nochmals behauptete, und alle Stände des Königreichs ermahnte, sich ihm zu ergeben. Der Pabst äusserte zwar einen starken Unwillen über diese Handlung des Königs, und wollte Philipps Gerechtsame vertheidigen: aber Eduard verachtete dessen Widersprüche, weil ihm die Partenlichkeit des Hofs zu Avignon wohl bekannt war. Er brachte doch würklich eine neu furchtbare Macht zusammen, ein Heer von hundert und funfzigtausend Menschen, ohne die Leute auf der Flotte zu rechnen, die über dreyhundert Segel stark gewesen seyn soll, und mit welcher er nach Flandern übersetzte. Als er schon die brabantischen Küsten wieder im im Jul.
Gesicht hatte, stieß er bey Sluys auf die noch weit zahlreichere französische Flotte, welche seine Landung hindern sollte. Es kam hierauf zu einem sehr blutigen Treffen, worinn die Engländer so glücklich waren,

1340 ren, einen vollständigen Sieg über ihre Gegner davon zu tragen. Das Gefecht daurete eilf Stunden. Von vierhundert französischen Schiffen wurden nur dreyßig gerettet, die übrigen aber weggenommen oder in den Grund gebohrt. An Menschen sollen französischer Seits bey dreyßigtausend geblieben seyn. Man sagt, daß keiner von Philipps Ministern sich unterstanden habe, ihm einen so erstaunlichen Verlust zu entdecken, bis sein Hofnarr ihm einen Wink gegeben, woraus er das Unglück errathen habe.

Der Glanz dieses grossen Glücks gab **Eduarden** ein noch herrlicheres Ansehn bey seinen Bundsgenossen, die ihre Truppen eiligst zusammenzogen, und zu der englischen Armee stiessen. Schon vor der Seeschlacht hatte diese den Franzosen um der Schelde und Somme grossen Abbruch gethan. Die Niederländer belagerten unter **Roberten von Artois** St. Omer: allein, dieses unordentliche Heer, das gröſtentheils aus Handwerksleuten bestand, wurde durch einen Ausfall der Besatzung, ohngeachtet der Geschicklichkeit ihres Anführers, geschlagen, und so in Schrecken gesetzt, daß es sich zerstreute, und sich nachher nicht wieder im Felde sehen ließ. **Eduards** Unternehmungen liefen eben so fruchtlos ab, ob sie gleich keinen so schimpflichen Ausgang hatten. Der König von Frankreich hatte ein furchtbares Heer versammlet, zahlreicher als das englische; auſſer andern fremden Prinzen folgten ihm die Könige von **Böhmen, Schottland** und **Navarra.** Dennoch blieb er bey dem klugen Entschluß, nichts zu wagen; und nachdem er alle Gränzfestungen mit starken Besatzungen versehen hatte, zog er sich zurück, in gewisser Hoffnung, daß sein Feind, wenn er seine Macht mit langweiligen und unglücklichen Unternehmungen aufgerieben hätte, ihm einen leichten Sieg anbieten würde.

Dor-

Dornik war damals eine der ansehnlichsten 1340
Städte in Flandern, deren Einwohner der französischen Regierung von jeher geneigt waren. Da Eduards Absichten nicht geheim genug waren gehalten worden, so erfuhr Philipp, daß die Engländer zum Besten ihrer Bundsgenossen in den Niederlanden den Feldzug mit der Belagerung dieses Orts eröffnen wollten. Er versah ihn daher mit einer Besatzung von vierzehntausend Mann, ohne die streitbaren Einwohner zu rechnen, und erwartete mit Grunde, daß diese Macht die Stadt wider alle Angriffe der Feinde vertheidigen würde. Eduard fand daher, als er zu Ende des Julius die Belagerung anfieng, allenthalben hartnäckigen Widerstand. Die Tapferkeit der einen Partey wurde mit gleicher Tapferkeit von der andern erwiedert; jeder Angriff wurde zurückgeschlagen und vernichtet; und der König ward endlich genöthiget, die Belagerung in eine blosse Einschliessung zu verwandeln. Nach ohngefähr zehn Wochen erschien die französische Armee ein Paar Stunden weit von dem englischen Lager, um Verstärkung und Lebensmittel in den Ort zu bringen, oder doch wenigstens die Engländer von allen Seiten zu beunruhigen. Darüber wurde Eduard so verdrießlich, daß er Philippen durch einen Herold eine Ausforderung zuschickte, nach welcher sie ihre Ansprüche auf die französische Krone durch einen Zweykampf, oder durch ein Gefechte von hundert Mann, oder durch eine allgemeine Schlacht ausmachen wollten. Allein, der König von Frankreich, den Eduard nur Philipp von Valois genennt hatte, erwiederte, sein Gegner hätte ihm wegen des Herzogthums Güyenne den Huldigungseyd geleistet, und seine Oberherrschaft öffentlich erkannt; es käme ihm also auf keine Weise zu, seinem Lehns- und Oberherrn eine Ausforderung zu schicken; er gedächte ihn, ohngeachtet aller seiner Zurüstungen

und

1340 und seiner Verbindung mit den aufrührischen Flamländern, dennoch bald von den französischen Gränzen zu vertreiben; da Eduards Angriff ihn an der Ausführung eines Feldzugs wider die Ungläubigen gehindert hätte, so verliesse er sich auf den Beystand des Allmächtigen, der seine frommen Absichten belohnen, und seinen Feind, dessen ungegründete Ansprüche seinen Vorsatz hintertrieben hätten, strafen würde; Eduard schlüge ihm einen sehr ungleichen Zweykampf vor, indem er nur seine Person gegen das Königreich Frankreich und die Person des Königs wagen wollte: wenn er aber mehr aufsetzen und das Königreich England mit auf den Ausgang des Zweykampfs wagen möchte, so wollte er, ohngeachtet die Bedingungen noch immer sehr ungleich blieben, die Ausforderung dennoch gern annehmen. — Es war leicht einzusehen, daß diese wechselseitige Pralereyen nur in der Absicht geschahen, um den Pöbel zu blenden, und daß die beyden Könige zu klug waren, ihren vorgegebenen Vorsatz auszuführen.

Indem die beyden Armeen so gegen einander standen, und alle Tage eine allgemeine Schlacht erwartet wurde, kam **Philipps** Schwester, die schlaue Prinzeßin **Johanne von Valois**, verwittwete Grässin von **Hennegau und Holland**, im englischen Lager an, unter dem Vorwand, ihre Tochter, die Königin, zu besuchen. Ihre eigentliche Absicht gieng aber auf die Beylegung der Streitigkeiten zwischen Personen, die mit ihr und unter einander so nahe verwandt waren. Da **Philipp** keine erhebliche Forderung an seinen Gegner hatte, so fand sie ihn sehr geneigt, ihren Vorschlägen Gehör zu geben; und sogar **Eduards** hoher und ehrsüchtiger Sinn, von seinen fruchtlosen Versuchen überzeugt, war ihrer Vermittelung nicht abgeneigt. Er schloß einen **Waffenstillstand**, der Anfangs nur neun Monate dauren sollte,

am 25. Sept.

sollte, nachher aber durch die päbstlichen Bemühun- 1340
gen auf zwey Jahre ausgedehnt wurde. Im darauf
folgenden November eilte **Eduard** wieder nach Eng-
land herüber, und bald hernach erfuhr er zu seinem
größten Verdruß, daß der Kaiser **Ludwig** ein
Bundsgenosse des Königs von Frankreich geworden
wäre. Denn eben dieselbe Dame, die den Waffen-
stillstand zwischen den Franzosen und Engländern haupt-
sächlich vermittelt hatte, bewürkte auch den Frieden
zu München. Sie steckte sich daselbst hinter ihre an-
dre Tochter, die Kaiserin, die bey ihrem Gemahl al-
les auszurichten vermochte, und brachte dieser die
schmeichelhaftesten Briefe von Philippen mit, worinn
ihr derselbe den Titel einer Beherrscherin von Teutsch-
land beylegte. **Philipp** that ihr überdies allerhand
blendende Versprechungen, wenn sie das gute Ver-
nehmen, das vor Alters zwischen Teutschland und
Frankreich, zum Besten beyder Reiche, bestanden,
wieder herstellen würde. Zugleich versicherte er hei-
ligst, daß er nunmehr **Ludwigs** Aussöhnung mit
dem Pabst ohne Verzug bewürken wollte, um diesem
Monarchen die reinste Probe seiner Freundschaft zu
geben. Auf diesem Weg war Ludwigs Gemüth leicht 1341
zu erweichen. Er hob ohne grosse Bedenklichkeit das am
Bündniß mit Eduarden auf, und verpflichtete sich da- 4. Jan.
gegen an Philippen durch einen nachdrücklichen Eyd,
daß er von nun an und lebenslang sein guter, treuer
und vollkommener Freund und Bundsgenosse bleiben,
sein und seines Reichs Vortheil nach allem Vermö-
gen jederzeit befördern, seinen Schaden aber verhü-
ten wolle. Er widerrief auch bald hierauf bey einer
feyerlichen Reichsversammlung das vormals an Edu-
arden verliehene Reichsvikariat durch offene Briefe.
Von Philippen aber erhielt er für dieses ganze Opfer
blos ein eydliches Versprechen, daß dieser ihn nun-
mehr mit dem Pabst versöhnen, und zu seiner Los-
sprechung vom Kirchenbann behülflich seyn wollte;

Bayerische Staatsbibliothek München

1341 welches aber dennoch nicht geschah, theils weil Philipp die Sache nur kaltsinnig betreiben ließ, theils weil der Pabst durch das Bündniß mit England zu sehr war beleidigt worden.

Der Stillstand zwischen Frankreich und England war von keiner langen Dauer; ein neuer Vorfall zündete bald ein Feuer an, das in Bretagne zwey und zwanzig Jahr lang wütete, und zugleich ganz Frankreich und England ergriff. **Johann der Dritte**, Herzog von **Bretagne**, starb in diesem Jahr, als er nach geendigtem Feldzug, bey dem er den König von Frankreich begleitet hatte, wieder in seine Staaten reisen wollte. Wir haben vorhin schon erzählt, wie eifrig dieser Herr für die Regierung seines Herzogthums nach seinem unbeerbten Tod, gesorgt hatte, daß sein Bruder, der Graf **Johann von Montfort**, von der Erbfolge ausgeschlossen, und daß seine mit **Karl'n von Chatillon und Blois** vermählte Tochter, **Johanne die Hinkende**, zu seiner einzigen Erbin ernennt worden ist *).

Aller

*) Zur deutlichern Einsicht in diesen langwierigen Zwist kann diese Stammtafel dienen.

Artur II.
Herzog von Bretagne Gem. 1. Marie, Vicomtesse von Limoges. 2. Yolande, Gräfin von Dreux, Wittwe des schottischen Königs Alexander des Dritten.

1.	1.	2.
Johann der Dritte, Herzog von Bretagne † 1341. ohne eheliche Erben.	Veit, Graf von Penthievre und Goello, Vicomte von Limoges † 1331. Gem. Johanne von Avaugour.	Johann der Vierte, erst Graf von Richemond und Montfort, hernach Herzog von Bretagne † 1345. Gem. Johanne, Graf Ludwigs v. Flandern Tochter.
	Johanne die Hinkende, Herzogin von Bretagne, Gräfin von Penthievre und Goello, Vicomtesse von Limoges. Vermählt 1337. mit Karl'n, Grafen von Blois. † 1384.	
	Johann von Bretagne, Graf von Penthievre, Gem. Margaretha von Clisson. † 1403.	Johann der Fünfte, Herzog von Bretagne † 1399.
	Karl von Bretagne, Baron von Avaugour.	

Aller Verträge, Schlüsse und Lehnshuldigungen ohn- 1341
geachtet, maßte sich der Graf von **Montfort**, nach des Herzogs Tod, sogleich seiner Schätze und eines Theils seines Landes an, nachdem er ihn auf seinem Todbette nochmals vergebens gebeten hatte, ihn für seinen Erben zu erklären. Er verlangte eine allgemeine Versammlung der Abgeordneten der Städte und der vornehmsten Herren der Provinz, um ihm den Eyd der Treue, als ihrem künftigen Herzog, zu leisten. Allein, ausser **Heinrichen von Leon**, erschien niemand. Ob er gleich mit den weggenommenen Schätzen seines Bruders geschwind ein ziemliches Heer zusammengebracht, und mit demselben Brest, Rennes, Hennebon, Aurai und andre minder beträchtliche Plätze erobert hatte; so hielt er sich wegen der Widersetzlichkeit der Landesstände und wegen des Betragens des französischen Hofs doch ohne fremden Beystand nicht für sicher. Er gieng nach England, unter dem Vorwand, als wolle er seine Ansprüche auf die Grafschaft Richemont, die ihm durch den Tod seines Bruders zugefallen war, durchsetzen; erbot sich, **Eduarden**, als König von Frankreich, den Eyd der Treue wegen des Herzogthums Bretagne zu schwören, und schlug ein genaues Bündniß zur Unterstützung ihrer beyderseitigen Ansprüche vor. **Eduard** begriff leicht die Vortheile dieses Vertrags. **Montfort**, ein würksamer und tapfrer Herr, der durch sein Interesse fest mit ihm verbunden war, öffnete auf einmal den Eingang in das Herz von Frankreich, und gab ihm noch viel schmeichelhaftere Aussichten, als seine Bundsgenossen an der Seite von Teutschland und den Niederlanden, die es mit seiner Sache nicht ernstlich meinten, und deren Fortgang durch viele Festungen gehindert wurde, die an diesen Gränzen angelegt waren. **Robert von Artois** gab diesen Vorstellungen so viel Gewicht, daß Montfort bald englischer Bundsgenosse wurde.

1341 Unterdes da der Graf von **Montfort** so ernstlich beschäftigt war, sich den Besitz des Herzogthums zu versichern, suchte **Karl von Blois** seinen Oheim, den König von Frankreich, zur Aufrechthaltung seiner Rechte aufzumuntern. Nachdem Philipp die Pairs des Reichs um Rath gefragt hatte, so sah er die Vorladung der beyden Parteyen vor den Gerichtshof der Pairs als den billigsten Weg zur Entscheidung dieses Handels an. Dem zu Folge erschien der Graf von **Montfort** zu Paris, in Begleitung von vierhundert Herren, Baronen und Rittern der Provinz. Weil er aber bemerkte, daß Philipp und seine Richter Vorurtheile wider seine Ansprüch hegten, und weil er besorgte, man möchte ihn so lange festsetzen, bis er das mit Gewalt Eroberte wieder herausgegeben haben würde; so nahm er eiligst, als ein Kaufmann verkleidet, die Flucht nach Bretagne. Er hinterließ aber Kommissarien, die seine Sache vor dem Hofe der Pairs verfechten sollten. Nach der Gewohnheit oder dem Herkommen in Bretagne, wo das Vorstellungsrecht Statt findet, schien das Recht **Karls von Blois** unwidersprechlich. Dagegen aber wendete der Graf von **Montfort** ein, daß diese Gewohnheit nur bey Erbschaften der Unterthanen, nicht aber in Ansehung der Oberherrschaft des Landes beobachtet werden könnte; und daß die Erbfolge in diesem Herzogthum nach den allgemeinen Gesetzen des Königreichs eingerichtet werden müßte, weil es als ein Lehn und als eine Pairie von demselben abhienge; und diesem nach müsse man ihn betrachten, als wenn er nach seines Bruders Ableben das Herzogthum mit allem Zubehör auf eben die Art an sich genommen, wie der Tod des noch lebenden nächsten Verwandten sich bemächtiget habe. Hierauf antwortete **Karl von Blois**, daß die bretagnischen Herzoge und Baronen von je her die Gewohnheit und die Gesetze ihrer Provinz standhaft befolget hätten, und

nach

nach diesen würde das Herzogthum dem Grafen **Veit** 1341
von Penthievre, des Verstorbenen jüngerm, aber Montforts älterm Bruder zugehören, wenn er noch am Leben wäre; da er aber gestorben sey, so stelle die Gräfin von **Penthievre, Veits** Tochter, ihren Vater vor, und gehöre ihr das Herzogthum; dies sey nicht allein in Bretagne, sondern auch in den benachbarten Provinzen, Anjou, Maine, Touraine, Poitou, nach Gewohnheit Rechtens. Nachdem die Kommissarien des Grafen von Montfort neue Einwendungen gemacht hatten, ohne etwas auszurichten; so baten sie um eine Frist, die ihnen aber als unstatthaft abgeschlagen, und darauf zu Conflans das berühmte Urtheil abgefaßt wurde, nach welchem der Am 7. Sept.
Gerichtshof der Pairs, mit gänzlicher Ausschliessung des Grafen von **Montfort, Karl'n von Blois**, wegen seiner Gemahlin **Johanne**, nochmals für den rechtmäßigen Herzog und Pair von Bretagne erklärte. Karl huldigte also dem König, der ihn auch zum Ritter schlug, und ihm die thätigste Hülfe gegen seine Feinde versprach. Zu dem Ende schickte Philipp seinen ältesten Prinzen, den Herzog Johann von der Normandje, mit einer starken Armee nach Bretagne. Montfort, der sich gegen seinen Nebenbuhler nicht ins Feld stellen konnte, blieb in der Stadt Nantes, worinn er belagert wurde. Durch Verrätherey wurde die Stadt eingenommen, und **Montfort** gefangen nach Paris geführt.

Diese Begebenheit schien den Ansprüchen des Grafen von **Montfort** ein Ende zu machen; allein, durch einen unerwarteten Vorfall, der seiner Partey leben und Muth gab, wurde die Hoffnung seiner Feinde gleich wieder vereitelt. Seine Gemahlin **Johanne von Flandern**, das ausserordentlichste Frauenzimmer dieser Zeit, wo nicht gar die einzige in ihrer Art, wurde durch die Gefangenschaft ihres Gemahls

1341 gereitzt, das sinkende Glück ihrer Familie mit Heldenmuth zu unterstützen. Kaum hatte sie die traurige Nachricht von der Gefangennehmung des Grafen erfahren, so versammlete sie die Einwohner der Stadt Rennes, wo sie sich damals aufhielt. Sie stellte ihnen das Unglück des Grafen möglichst rührend vor, und empfahl ihrer Fürsorge ihren vierjährigen Sohn, den sie auf den Armen trug, als den einzigen männlichen Nachkommen ihrer alten Fürsten, die mit so vieler Gelindigkeit regiert, und für die sie jederzeit so viel eifrige Zuneigung geäussert hätten. Sie erklärte, daß sie selbst in einer so gerechten Sache alles mit ihnen wagen wollte; entdeckte ihnen die von England zu erwartende Hülfe, und ermunterte sie zur tapfern Vertheidigung ihrer alten Freyheit. Die Zuhörer, von diesem beweglichen Anblick gerührt, und durch das edle Betragen der Prinzeßin aufgemuntert, versprachen, für sie und für ihre Familie zu leben und zu sterben. Die meisten festen Plätze in Bretagne folgten diesem Entschluß. Die Gräfin reiste von einem zu dem andern, ermunterte die Besatzungen, versah sie mit allem nöthigen Vorrath, verabredete mit ihnen einen Vertheidigungsplan; und nachdem sie die ganze Provinz in gehörige Verfassung gesetzt hatte, schloß sie sich in Hennebon ein, wo sie die Ankunft der versprochenen englischen Hülfsvölker mit Ungeduld erwartete. Unterdes schickte sie ihren Sohn nach England, theils um ihn an einen sichern Ort zu bringen, theils Eduarden durch ein solches Pfand desto mehr zur Unterstützung ihrer Familie zu bewegen.

1342 Karl von Blois nahm erst Rennes ein. Dann rückte er mit seinem zahlreichen und ausgesuchten Heer vor die Festung Hennebon, und griff sie feurig an. Die Vertheidigung war nicht weniger lebhaft; die Belagerer wurden bey jedem Sturm zurückgeschlagen; die Besatzung that viele glückliche

Aus-

Ausfälle; und da die Gräfin selbst bey allen Vorgän- 1342
gen das meiste that, so schämte sich jeder, seine Pflicht in dieser verzweifelten Lage nicht aufs strengste zu beobachten. Sie erfuhr eines Tags, daß die Belagerer, welche alle im Sturm begriffen waren, eine entfernte Gegend ihres Lagers vernachläßiget hatten; sogleich begab sie sich an der Spitze von zweyhundert Reutern dahin, brachte die Feinde in Unordnung, richtete eine grosse Niederlage unter ihnen an, und zündete ihre Zelte und Magazine an. Allein, da sie zurückkehren wollte, sah sie, daß sie abgeschnitten war, und daß ein grosser Haufe von Feinden sich zwischen ihr und dem Thore gesetzt hatten. Sogleich befahl sie mit vieler Entschlossenheit, daß ihre Leute aus einander gehen, und so gut sie könnten, nach Brest oder — welches wahrscheinlicher — nach Aurai flüchten sollten. Sie traf sie an dem bestimmten Sammelplatz an, brachte nach fünf Tagen einen andern Haufen von fünfhundert Pferden zusammen, kehrte nach Hennebon zurück, brach unvermuthet durch das französische lager, und wurde mit Freudengeschrey von der Besatzung aufgenommen, welche durch diese Verstärkung und durch ein so seltenes Beyspiel der weiblichen Tapferkeit aufgemuntert, sich bis aufs äusserste zu wehren beschloß.

Unterdes hatten die wiederholten Angriffe der Feinde verschiedene Oeffnungen in die Mauern gemacht, und man sah wohl, daß ein allgemeiner Sturm, den man alle Augenblicke erwartete, die geringer gewordene und abgemattete Besatzung überwältigen würde. Man muste also nothwendig an eine Kapitulation denken, und der Bischof von Leon war zu dem Ende schon im Begriff, Unterhandlungen mit **Karl'n von Blois** zu halten, als die Gräfin, die auf einen hohen Thurm gestiegen war, und mit grosser Ungeduld in die See sah, in der Fer-

1342 ne einige Segel entdeckte. Sie rief sogleich aus: **Die Hülfe kommt! die Hülfe kommt! muthig ihr Kinder! keine Kapitulation!** Diese Flotte führte ein Korps englischer Gens d'Armes und sechstausend Bogenschützen, die auf der See durch widrige Winde lang waren zurückgehalten worden. Sie liefen in den Hafen ein, unter Anführung eines der tapfersten englischen Ritter, Sir **Walther von Mauny**, thaten sogleich einen Ausfall, vertrieben die Belagerer aus allen ihren Posten, und nöthigten sie zur Flucht.

Ludwig de la Cerda von Spanien, der zuletzt die Belagerung der Festung Hennebon kommandirt hatte, indem unterdes **Karl von Blois** Aurai einschloß, nahm hierauf Dinan und Guerande ein, bemächtigte sich vieler Kauffarthenschiffe, und verwüstete mit denselben die Gegend um Quimperlai. **Walther von Mauny** segelte ihm nach, und traf die leeren Schiffe daselbst an, tödtete die wenigen Soldaten, die **Ludwig von Spanien** zur Wache auf denselben gelassen hatte, plünderte und verbrannte sie, und setzte seine Truppen ans Land. Es erfolgte hierauf ein hitziges Gefecht, aus welchem Ludwig mit grosser Mühe und schwer verwundet auf einem kleinen Fahrzeug entkam.

Bey solchen nichts entscheidenden Vorfällen wuchs doch die Partey **Karls von Blois**. Die Gräfin von **Montfort** suchte neuen Beystand in England. Eduard war zwar damals mit den Schotten sehr beschäftigt, versprach ihr aber doch einige Hülfe. Diesem zu Folge rüstete er eine Flotte von fünf und vierzig Schiffen aus, die unter **Roberten von Artois** nach Bretagne segeln sollte. Ludwig von Spanien, der französische Admiral, erwartete sie auf der Höhe von Guernsey. Es kam zu einem sehr blutigen Gefecht, an welchem die von England mit-

mitzurückkehrende Gräfin von Montfort so starken 1342
Antheil nahm, als der muthigste Ritter. Die Nacht und ein in derselben entstandener Sturm trennte die Flotten, so daß die französische an die Küsten von Biscaya, und die englische auf die Höhe von Vannes getrieben wurde, von da sie nach Hennebon segelte. In Gesellschaft der Gräfin eilte hierauf Robert von Artois vor die Stadt Vannes, und belagerte sie. Nach vielen Ausfällen und Angriffen, die nichts entschieden, eroberte Robert von Artois die Stadt durch zween blinde Angriffe, und richtete unter den Belagerten ein grosses Blutbad an. Jedoch einige englische Ritter brachten schleunig einen grossen Haufen Bretagner zusammen, und nahmen gleich beym zweeten Sturm die Stadt wieder ein. Robert von Artois rettete sich nach Hennebon, aber schwer verwundet. Er wollte sich nach England bringen lassen, im
starb aber entweder auf der Reise, oder bey seiner Nov.
Ankunft zu London.

Noch vor der Wiedereroberung der Stadt Vannes und vor dem Tode Roberts von Artois, entschloß sich **Eduard**, selbst die Vertheidigung der Gräfin von Montfort zu übernehmen; und da der vorige Waffenstillstand mit Frankreich ohnehin zu Ende war, so wurde der Krieg, den Frankreich und England bisher, als Bundsgenossen der Kompetenten von Bretagne, geführt hatten, künftig unter dem Namen und unter der Fahne beyder Monarchen fortgesetzt. **Eduard** landete zu Morbian bey Vannes mit einer Armee von zwölftausend Mann, und da sich auf dem freyen Felde kein Feind vor seiner Macht durfte sehen lassen, so suchte er seinen Waffen Glanz zu verschaffen, indem er auf einmal vier Städte, nämlich Vannes, Rennes, Nantes und Guinggamp, belagerte. Allein, da er gar zu viel unternahm, so schlug alles fehl. Selbst die Belage-

1342 rung von Vannes, die Eduard in eigner Person kommandirte, gieng nur langsam fort, und die Franzosen gewonnen alle erforderliche Zeit zur Gegenwehr. Der Herzog von der **Normandie** erschien in Bretagne mit einer Armee von dreyßigtausend Mann zu Fuß und viertausend zu Pferd, wodurch Eduard genöthigt wurde, seine ganze Macht zusammen zu ziehen, und sich vor Vannes stark zu verschanzen, wo der Herzog von der Normandie bald ankam, und die Belagerten gewissermassen umringte. Die Besatzung und das französische Lager waren mit Lebensmitteln hinreichend versehen: den Engländern hingegen fehlte es sehr daran. In dieser gefährlichen Lage gab Eduard der **Vermittelung der päbstlichen Bothschafter** gern Gehör, welche sich bemühten, wo nicht
1343 Frieden, doch wenigstens einen **Waffenstillstand**
am 20. Febr. zwischen den beyden Reichen zu bewürken. Es wurde beschlossen, daß die Feindseligkeiten drey Jahre lang aufhören sollten, und Eduard hatte, ohngeachtet seiner gegenwärtigen gefährlichen Lage, doch die Geschicklichkeit, sich sehr billige und rühmliche Bedingungen zu verschaffen. Es wurde ausgemacht, daß Vannes während des Waffenstillstandes den päbstlichen Legaten übergeben werden sollte, um nachmals nach Gefallen zu verfahren; und obgleich Eduard die Partenlichkeit des römischen Hofs gegen seine Feinde wohl kannte; so rettete er sich doch durch diese List für dem Schimpf, einen fruchtlosen Feldzug gethan zu haben. Es wurde auch beschlossen, alle Gefangene, folglich auch den Grafen von **Montfort**, loszulassen, die bretagnischen Städte in den Händen ihrer damaligen Besitzer zu lassen, und die Bundsgenossen beyder Theile mit in den Stillstand einzuschliessen. Bald nach Unterzeichnung dieses Vertrags segelte Eduard mit dem grösten Theil seines Heers wieder nach England.

Der

Der Waffenstillstand, von dem man sich eine 1343
lange Dauer versprochen hatte, währte gar nicht lan-
ge. Beyde Könige gaben einander die Schuld des
Bruchs. Die englischen und französischen Geschicht-
schreiber gehen daher auch, wie gewöhnlich, in ihren
Erzählungen sehr von einander ab. Unterdes ist doch
wahrscheinlich, was die Franzosen behaupten, daß
Eduard bey Unterzeichnung des Stillstandes keine
andre Absicht gehabt habe, als sich aus einer gefähr-
lichen Lage herauszuhelfen, und daß er hernach in
der Beobachtung desselben sehr sorglos gewesen sey.
In allen hieher gehörigen Nachrichten beklagt er sich
hauptsächlich über die Todesstrafe, die **Philipp der**
Sechste an Oliver'n von Clisson und andern bre-
tagnischen Herren hatte vollziehen lassen, welche, wie
er sagte, Anhänger der Montfortischen Familie ge-
wesen wären, folglich unter englischem Schutz ge-
standen hätten. Aber es erhellet aus der Geschichte,
daß diese Edelleute bey Schliessung des Waffenstill-
standes sich sowohl in Worten als Thaten zu der Par-
tey Karls von Blois bekannt hatten; und wenn sie
sich in ein heimliches Verständniß und in eine Ver-
bindung mit Eduarden eingelassen hatten, so waren
sie Verräther ihrer Partey, und verdienten, von
Philipp und von Karl'n für den Bruch ihrer Treue
mit Recht bestraft zu werden. **Eduard** hatte auch
keine gerechte Ursache, sich über Frankreich deswegen
zu beklagen. Allein, da er dieses vorgebliche Unrecht
seinem Parlament vortrug, so nahm diese Versamm- 1344
lung sich des Streites an, rieth dem König, sich
durch einen arglistigen Waffenstillstand nicht hinter-
gehen zu lassen, und versprach ihm Zuschuß zur Er-
neuerung des Kriegs.

Die Bemühungen der päbstlichen Legaten, ei-
nen vollkommenen Frieden zwischen beyden Reichen zu
stiften, waren also fruchtlos, und der Krieg nahm 1345

von

1345 von neuem seinen Anfang. Eduard schickte seinen Vetter, den Grafen Heinrich von Derby, nach Güyenne, um nicht allein diese Provinz zu vertheidigen, sondern auch von da aus die Franzosen zu beunruhigen und Eroberungen zu machen. Dieser Prinz, der geschickteste am ganzen englischen Hof, besaß eben so viel Menschenliebe als Tapferkeit und Klugheit. Bald nach seiner Landung zu Bayonne griff er den französischen Befehlshaber, Grafen von Lille-Jourdain, bey Bergerac an, trieb ihn aus seinen Verschanzungen, und nahm den Ort ein. Dies öffnete ihm den Eingang in Perigord, von welcher Provinz er einen Platz nach dem andern eroberte, bis der Graf von Lille-Jourdain, der eine Armee von zehn bis zwölftausend Mann gesammlet hatte, sich vor Auberoche setzte, in Hoffnung, diesen Ort, der den Engländern in die Hände gefallen war, wieder zu erobern. Der Graf von Derby überfiel ihn mit nicht mehr als tausend Reutern, brachte die Franzosen in Unordnung, verfolgte seine Vortheile, und erhielt einen vollständigen Sieg. Der Graf von Lille selbst wurde nebst neun andern Grafen und zweyhundert Edelleuten gefangen. Nach diesem wichtigen Vortheil machte Derby einen geschwinden Fortgang in Eroberung der französischen Provinzen. Die Ursache, warum er ohne kräftigen Widerstand auf der Seite von Güyenne solchen Fortgang machte, war die Noth, in welcher sich damals die französischen Finanzen befanden. König Philipp sah sich genöthigt, eine auch vorher dann und wann gebrauchte Auflage zu erneuern; dies war die Gabelle oder Salzsteuer, die nachher nicht wieder aufgehoben, und eine der vornehmsten Bereicherungen der königlichen Schatzkammer wurde. Eduard nennte daher Philippen Spottweise Philippum Salicum, welches zugleich eine Anspielung auf das salische Gesetz

seyn

seyn sollte, auf welches Philipp seine Thronfolge grün- 1345
dete; Eduard bekam dafür den Namen eines Wol-
lenhändlers. — Ueberdies erhöhte der König von
Frankreich den Werth des Geldes, wodurch der Preis
aller Waaren, besonders des Getraides, aufs höchste
getrieben wurde. Mehr brauchte es nicht, die Ge-
müther zu erbittern. Es entstand ein Aufruhr zu
Orleans. Es hielt sich daselbst ein Bürger von
Compiegne auf, der bey dieser Gelegenheit öffentlich
behauptete, Eduard hätte mehr Recht zur Krone,
als Philipp. Er ward dafür streng bestraft. In
der Normandie thaten sich gleichfalls Unruhen hervor.
Von dieser Seite hatte man um so viel mehr zu be-
fürchten, da ein in Contantin sehr mächtiger Herr,
der einer unter den angenehmsten und bey dem König
selbst beliebtesten Hofleuten war, in Ungnade fiel, und
wegen einigen Verdachts der Untreue flüchtig werden
mußte, sich nach England gewendet hatte, und von
Eduarden sehr gefällig war aufgenommen worden.
Dies war Gottfried von Harcourt, ein kühner,
heftiger, verschlagener und zu Unternehmungen auf-
gelegter Mann, der in England ohngefähr das wur-
de, was Robert von Artois gewesen war. Alles dies
hielt den Marsch der Truppen nach Güyenne auf.
Hierzu kam noch, daß der Herzog von der Nor-
mandie, der dahin schon auf dem Wege war, auf
erhaltene Nachricht von der schlimmen Lage der Sa-
che in jenen Gegenden, seinen Entschluß änderte.
Dieser junge Fürst hatte sich bisher im Krieg sehr her-
vorgethan. Er besorgte also, er möchte zu viel wa-
gen, und an seinem Ruhm Schaden leiden. Er hielt
nicht nur still, sondern gieng sogar zurück, bis er von
seinem Vater neue Befehle und eine hinreichende Ver-
stärkung erhalten hatte. Alsdann trat er den Marsch
aufs neue an, und kam im December nach Toulouse.

1345 Während dieser Vorfälle in Güyenne wurde auch in Bretagne mit abwechselndem Glück Krieg geführt. Durch den letzten Vertrag wegen eines Waffenstillstandes zwischen England und Frankreich war ausgemacht worden, daß der Graf von Montfort zwar auf freyen Fuß gestellt werden sollte, aber unter der Bedingung, vor Verlauf des Stillstandes nicht wieder nach Bretagne zu gehen. Kaum war er los, so brach er seinen Eyd, und die Feindseligkeiten fiengen von neuem an. Karl von Blois eroberte Quimpercorentin, und verübte dabey an den unschuldigen Einwohnern unerhörte Grausamkeiten, denen er jedoch ein Ziel setzte, als er unter einem Haufen Erschlagener ein Kind in den Armen seiner getödteten Mutter an der blutigen Brust liegen und dasselbe vergeblich nach Milch suchen sah. Montforts Bemühungen, den Platz wieder einzunehmen, waren fruchtlos: dafür eroberte und plünderte er Dinan. Er reiste hierauf nach England, um neuen Beystand zu erlangen: aber Eduard hatte für sich schon mit Frankreich genug zu thun. Er kehrte nach Bretagne zurück, und starb für Verdruß zu Hennebon. Johann, dessen einziger Sohn, stand nunmehr unter der Vormundschaft seiner beherzten Mutter und unter dem Schutz des Königs von England.

1346 Gegen das von dem Herzog von der Normandie angeführte und aus sechzigtausend Mann bestehende Heer der Franzosen, konnte sich der Graf von Derby nicht im freyen Felde sehen lassen. Er verhielt sich also nur Vertheidigungsweise, und ließ die Franzosen die Belagerung der Stadt Angouleme, welche ihre erste Unternehmung war, ruhig fortsetzen und zu ihrem Vortheil vollenden. Nach einigen andern glücklichen Verrichtungen belagerte der Herzog von der Normandie auch Aiguillon; und da die natürliche Festigkeit des Orts, nebst der tapfern Besa-

sung unter der Anführung des Grafen von **Pembrocke** und des Sir **Walther Mauny** es unmöglich machten, den Ort mit Sturm zu erobern, so wollte er ihn, nach vielen fruchtlosen Angriffen, aushungern: allein, ehe er diese Unternehmung endigen konnte, wurde er nach einem andern Theil des Reichs, wo sich die Macht der Engländer weit fürchterlicher und thätiger zeigte, abgerufen. 1346 am 22. Aug.

Eduard, benachrichtigt von der grossen Gefahr, welcher **Güyenne** ausgesetzt war, hatte eine stark bemannte Flotte ausgerüstet, mit der er der Provinz zu Hülfe eilte. Er gieng zu Southampton an Bord einer Flotte von beynahe tausend Segeln von verschiedener Grösse, und nahm, ausser allen Vornehmen vom Adel, auch seinen ältesten funfzehnjährigen Sohn, den Prinzen **Eduard von Wallis**, mit. Der Wind war ihm lang' entgegen, und der König, welcher zweifelte, noch zu rechter Zeit nach Güyenne zu kommen, ließ sich endlich von dem vorhin erwähnten **Gottfried von Harcourt** zur Aenderung seines Plans bereden. Dieser Herr stellte Eduarden vor, daß ein Feldzug in die **Normandie** bey den gegenwärtigen Umständen einen vortheilhaftern Erfolg als in Güyenne haben; daß Eduard die nordischen Provinzen weit mehr von Kriegsmacht entblößt finden würde, weil sie sich nach den südlichen gezogen hätte; daß diese Provinz voll von blühenden Städten wäre, deren Beute die Engländer bereichern könnte; daß ihre bebauete Felder, die bis dahin der Krieg verschont hatte, ihnen reichlich Unterhalt verschaffen würden; und daß die Nachbarschaft der Hauptstadt jedes Unternehmen in dieser Gegend wichtig machte. Diese Gründe machten einen so starken Eindruck in das Gemüth des Königs, daß er seiner Flotte befahl, nach der Normandie zu segeln, und

schiffte

1346 schiffte seine Armee zu la Hogue oder la Hougue in der Landschaft Contantin sicher aus.

Eduard ernannte den Grafen von Arundel zum Konnetabel, und die Grafen von Warwick und von Harcourt zu Marschällen seines Heers, das aus viertausend Rittern und Waffenträgern, zehn tausend Bogenschützen, zehn tausend Wallisern und sechstausend Irländern zu Fuß, bestand. Nachdem er alle Schiffe zu Hogue, Barfleur und Cherbury verwüstet hatte, breitete er seine Menge über das ganze Land aus, und gab ihr uneingeschränkte Freyheit, jeden eroberten Ort zu plündern, zu verheeren und zu verbrennen. Damit ein plötzlicher Ueberfall desto leichter auszuhalten seyn möchte, befahl er, daß die ausgeschickten Haufen des Nachts immer wieder bey der Hauptarmee seyn sollten. Auf diese Art wurden Harfleur, Cherbury, Montebourg, Valognes, Carentan, St. Lo, und andre Oerter ohne Widerstand geplündert, und die ganze Provinz in Furcht und Schrecken gesetzt.

Eben so König Philipp; unterdes gab er doch Befehl zur Sammlung neuer Truppen, und schickte den Grafen von Eu, als Konnetabel von Frankreich, und den Grafen von Tancarville mit einer guten Anzahl schwer bewaffneter Ritter ab, um Caen, eine volkreiche, aber an einigen Seiten offene Handelsstadt in der Nachbarschaft der englischen Armee, zu vertheidigen. Eine so reiche Beute setzte Eduarden bald in Versuchung, sich ihr zu nähern, und die Einwohner, ermuntert durch ihre eigene Menge und durch die täglich ankommende Verstärkung aus der Provinz, wagten es, wider Willen des Konnetabels ihm im Felde die Spitze zu bieten. Allein, der Muth entfiel ihnen gleich beym ersten Anblick der englischen Standhaftigkeit; sie flohen in größter Eile; die Grafen von Eu und Tancarville wurden gefangen; die

Sie-

Sieger drangen zugleich mit den Ueberwundenen in 1346
die Stadt, und es erfolgte ein grausames Blutbad, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts oder Standes. Das Plündern währte drey Tage; der König selbst nahm die Juwelen, das Silbergeschirr, seiden und fein leinen Zeug und die besten Kleidungsstücke zu seinem Antheil, und überließ seinen Leuten alles übrige. Alles wurde eingeschifft und nach England geschickt, nebst dreyhundert der reichsten Bürger und über sechzig gefangene Ritter, deren Ranzion eine Zugabe zu der Beute seyn sollte, die er nachher zu erheben hoffte.

Die Engländer giengen hiernächst auf **Rouen** los, in Hoffnung, dieser Stadt eben so zu begegnen: allein, sie fanden, daß die Brücke schon abgeworfen und der König von Frankreich selbst mit seiner Armee dort angekommen war. Sie zogen längs den Ufern der Seine auf Paris zu, und verheerten alle Landschaften, die sie betraten. Einige ihrer leichten Truppen streiften sogar bis an die Thore von Paris; der königliche Pallast zu St. Germain en Laye, wie auch Nanterre, Rüel, St. Cloud, Neuilli, la Tour de Montjoie, wurden im Gesicht der Hauptstadt in die Asche gelegt. Die Engländer wollten bey Poißi über den Fluß gehen, fanden aber an der andern Seite die Franzosen im Lager, und die Brücken sowohl an diesem als an allen andern Orten der Seine abgebrochen. Jetzt merkte **Eduard**, daß ihn die Franzosen in ihrem Lande einzuschliessen Willens waren, um ihn mit Vortheil von allen Seiten angreifen zu können: allein, er half sich durch eine Kriegslist aus dieser gefährlichen Stellung. Er befahl seiner Armee, aufzubrechen und weiter längs der Seine hinaufzugehen: plötzlich aber und ohne daß es Philipp gleich merkte, eilte er auf derselben Strasse zurück und kam nach Poißi, welches die Franzosen schon verlassen hatten,

1346 um seine Bewegungen weiter zu beobachten. Mit unglaublicher Geschwindigkeit stellte er die Brücke wieder her, gieng mit seiner Armee darüber, und nachdem er sich so von seinen Feinden befreyt hatte, eilte er nach Flandern zu. Seine Vortruppen, welche Harcourt anführte, stiessen auf die Bürger von Amiens, welche ihren König verstärken wollten, und schlugen sie mit grosser Niederlage. Unter lauter Verwüstungen gieng er durch die Landschaft Beauvoisis, und verbrannte die Vorstädte von Beauvais. Da er aber an die Somme kam, fand er sich in derselben Schwierigkeit, wie zuvor; alle Brücken über diesen Fluß waren entweder abgebrochen, oder stark besetzt; es stand eine Armee unter **Godemar dü Fay** an der andern Seite des Flusses; **Philipp** setzte ihm von einer andern Seite her mit der grossen Armee nach; und also war er der Gefahr ausgesetzt, eingeschlossen zu werden, und in dem Lande seines Feindes Hungers zu sterben. In dieser Noth ließ er die Gefangenen fragen, ob keiner unter ihnen eine Furth über die Somme wüßte, und versprach dem Entdecker derselben nicht allein die Freyheit für sich, sondern auch für zwanzig seiner Landsleute. Ein Bauer, mit Namen **Gobin Agace**, dessen Name durch den Antheil, den er an dieser wichtigen Sache hatte, erhalten ist, wurde in die Versuchung gesetzt, das Wohl seines Vaterlandes zu verrathen; und gab Eduarden von einer Furth unter Abbeville Nachricht, welche einen festen Boden hatte, und bey niedrigem Wasser, wenn nämlich das Meer Ebbe hatte, ohne Schwierigkeit konnte durchwadet werden. Der König eilte dahin, fand aber **Godemar dü Fay** an der andern Seite. Dennoch bedachte er sich nicht lange, sondern sprang gleich mit dem Degen in der Faust, an der Spitze seiner Truppen, in den Strom, trieb die Franzosen aus ihren Posten, und verfolgte sie

eine

eine Strecke weit ins flache Feld. König Philipp 1346
kam mit seiner Armee bey der Furth an, da der Nachtrab der Engländer eben übersetzte. Mit so genauer Noth entgieng Eduard durch seine Klugheit und Geschwindigkeit dieser Gefahr! Die auflaufende Fluth hinderte den König von Frankreich, ihm durch die Furth zu folgen, und nöthigte ihn, seinen Marsch über die Brücke bey Abbeville zu nehmen, worüber einige Zeit verlohren gieng.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Philipp an der Spitze einer so zahlreichen Armee, — denn man rechnete sie auf hunderttausend Mann — ungeduldig war, sich an den Engländern zu rächen, und diejenige Schande zu vermeiden, die er erwarten mußte, wenn er litte, daß ein schwächerer Feind, nachdem er einen ansehnlichen Theil seines Reichs verwüstet hatte, ungestraft entkäme. Eduard seiner Seits konnte diese Absicht des französischen Monarchen leicht vermuthen; und da er nicht weit vor seinem Feind voraus war, so erkannte er, wie gefährlich es war, seinen Marsch durch die Felder der Picardie zu beschleunigen, und seinen Nachtrab den Angriffen einer zahlreichen Reuterey auszusetzen. Er faßte daher einen sehr klugen Entschluß. Er wählte sich eine vortheilhafte Gegend bey dem Flecken Creci, und stellte sein Heer in eine vortrefliche Ordnung; er beschloß, den Angriff der Franzosen ruhig zu erwarten, und hoffte, daß ihre Hitze, ihn zum Gefecht zu bringen, und seinen Rückzug zu hindern, nachdem ihnen vorher ihre Hoffnung so oft fehlgeschlagen war, sie zu einer übereilten und unüberlegten That verleiten würde. Er ließ seine Armee langsam an einer etwas schrägen Höhe aufmarschiren, und theilte sie in drey Haufen, oder, wie man es damals nennte, Bataillen. Villani erzählt, daß Eduard ausser den Mitteln, die sein Genie und seine Gegenwart des

1346 Geistes ihm an die Hand gaben, sich auch einer neuen Erfindung gegen seinen Feind bedienet, und vor der Fronte seiner Armee einige **Stücke groben Geschützes** gestellt habe; die ersten, davon jemand bey irgend einer merkwürdigen Gelegenheit in Europa Gebrauch gemacht hätte. Die Erfindung der Artillerie war zu der Zeit in Frankreich sowohl als in England bekannt: aber Philipp hatte bey seiner Eile, den Feind einzuhohlen, vermuthlich seine Kanonen zurückgelassen, welche er nur für eine Hinderniß ansah. Alle seine übrige Bewegungen verriethen gleiche Unvorsichtigkeit. Er marschirte eilig von Abbeville aus, in größter Unordnung; nachdem er zwo Meilen fortgerückt war, kamen einige Officiere, die er, um den Feind in Augenschein zu nehmen, voraus geschickt hatte, wieder zurück, und benachrichtigten ihn, daß sie die Engländer in vortreflicher Ordnung aufmarschiren und seine Ankunft erwarten gesehn hätten. Sie riethen ihm daher, das Treffen bis auf den folgenden Tag zu verschieben, wenn seine Armee sich von den Beschwerlichkeiten erhohlt haben würde, und in eine bessere Ordnung gestellt werden könnte, als die gegenwärtige Eile ihnen zu beobachten erlaubte. Philipp stimmte diesem Rath bey: allein, die Heftigkeit seines Marsches und die Ungeduld des französischen Adels machte ihm die Ausübung dieses Raths unmöglich. Eine Rotte drängte die andre; die Befehle, Halte zu machen, waren nicht zur rechten Zeit bey allen Panieren bekannt gemacht; es fehlte an Kriegszucht bey diesem Heere, das endlich ermüdet und unordentlich vor dem englischen Heer anlangte. Die erste Linie, unter der Anführung Antons Doria und Karls Grimaldi, bestand aus funfzehntausend Genuesern, die mit stählernen Armbrüsten bewaffnet waren; die zwote wurde von dem Grafen von Alençon, einem Bruder des Königs, angeführt;

am 26. Aug.

der

der König selbst befand sich an der Spitze der dritten. 1346
Ausser dem König von Frankreich waren nicht weniger als drey gekrönte Häupter bey diesem Treffen: der unruhige König **Johann von Böhmen**, der römische König **Karl**, und der König von Majorka, **Jakob der Zweete**, nebst dem ganzen Adel und allen Vasallen der Krone Frankreich, wie auch vielen teutschen Rittern. Die Armee bestand jetzt aus mehr als hundert und zwanzigtausend Mann: die Engländer hingegen waren kaum vierzig tausend stark. Aber die Klugheit Eines Mannes war allen Vortheilen dieser Macht überlegen. Die Engländer schlossen bey Annäherung der Franzosen ihre Glieder, und die Genueser sollten um drey Uhr Nachmittags den Angriff thun: sie wollten aber Anfangs nicht, und stellten ihre Müdigkeit vor, und da sie dennoch mußten, so erreichten ihre Pfeile den Feind nicht, weil ein vorher gefallener Regen die Sehnen ihrer blosgetragenen Armbrüste naß und schlaff gemacht hatte. Die englischen Bogenschützen hingegen, welche die Bogen aus ihren Futteralen zogen, gossen einen Regen von Pfeilen auf die ihnen entgegenstehende Menge, und brachten sie bald in Unordnung. Die Genueser wichen zurück auf die Gens d' Armes des Grafen von Alençon, welcher, durch ihre Zaghaftigkeit aufgebracht, seinen Rittern befahl, über sie hinzureiten. Die Artillerie feuerte unter dieses Gedränge; die englischen Schützen fuhren fort, ihre Pfeile unter die Franzosen zu schicken, und man sah an diesem grossen Haufen nichts, als Verwirrung, Schrecken und Bestürzung. Der junge Prinz von **Wallis** machte sich mit vieler Gegenwart des Geistes diese Gelegenheit zu Nutzen, und führte seine Linie zum Angriff an. Unterdes erhohlte sich die französische Reuterey wieder, und that, durch das Beyspiel ihres Anführers aufgemuntert, hartnäckigen Widerstand;

1346 und nachdem sie sich endlich von den genuesischen Ausreissern losgemacht hatte, griff sie ihren Feind an, und hätte ihn beynahe mit ihrer überlegenen Anzahl eingeschlossen. Die Grafen von **Arundel** und **Northampton** führten ihre Linie auf, um dem Prinzen zu Hülfe zu kommen, welcher, bey seinen ersten kriegerischen Thaten hitzig, ein Beyspiel der Tapferkeit gab, dem alle seine Leute folgten. Die Schlacht wurde auf einige Zeit gefährlich und zweydeutig; und der Graf von **Warwick**, der wegen der überlegenen Anzahl der Franzosen in Furcht war, schickte einen Ritter an den König, und verlangte Hülfstruppen zur Unterstützung des Prinzen. **Eduard** hatte seinen Stand auf der Spitze eines Hügels gewählt, und übersah ruhig den Schauplatz des Treffens, als der Bote zu ihm kam. Seine erste Frage war, ob der Prinz getödtet oder verwundet sey? Da er eine verneinende Antwort erhielt, sagte er: **Kehret zurück zu meinem Sohn und zu denen, die euch geschickt haben, und saget ihnen, daß ich die Ehre des Siegs ihm zugedacht habe. Ich bin überzeugt, daß er seine Sporen verdienen und sich der Würde eines Ritters gemäß betragen werde, womit ich ihn vor kurzem beschenkt habe; er wird ohne meinen Beystand schon fähig seyn, den Feind zurück zu treiben.** Diese Rede machte dem Prinzen und seinem Gefolge neuen Muth; sie griffen mit gedoppelter Herzhaftigkeit die Franzosen an, wobey der Graf von **Alençon** erschlagen wurde. Diese ganze Linie von Reuterey wurde in Unordnung gebracht; die Ritter wurden getödtet oder aus den Sätteln gehoben und in ihrer schweren Rüstung zu Boden geworfen. Die wallisische Infanterie fiel in das Gedränge, und schnitt mit ihren langen Messern allen, die gefallen waren, die Kehlen ab, und Quartier wurde an diesem Tage von

den

den Siegern durchaus nicht gegeben. Vergebens 1346
rückte König Philipp mit dem Nachtrab an, um
die von seinem Bruder angeführte Linie zu unterstü-
tzen; er fand sie schon in Unordnung; und das Bey-
spiel ihrer Zerstreuung vermehrte die schon unter sei-
nen Truppen eingerissene Verwirrung und Furcht.
Ihm selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet.
Er war auf ein frisches gestiegen; und ob er gleich
fast ganz verlassen war, so schien er doch entschlossen,
das Treffen zu erhalten, als der Graf Johann von
Hennegau seinen Zügel ergriff, sein Pferd herum-
zog, und ihn von dem Schlachtfelde wegführte. Die
ganze französische Armee nahm die Flucht, und wur-
de von den Siegern verfolgt und ohne Gnade nieder-
gehauen, bis die Finsterniß der Nacht dem Nachse-
tzen ein Ende machte. Der folgende Morgen war
neblicht; und da die Engländer merkten, daß viele
Franzosen bey dem Nebel ihren Weg verfehlt hatten,
bedienten sie sich einer List, sie in ihre Gewalt zu be-
kommen. Auf den umliegenden Anhöhen richteten
sie einige französische Paniere auf, die sie in dem Tref-
fen erobert hatten; und alle, die sich durch dieses fal-
sche Zeichen herbeylocken liessen, wurden niedergehauen
und niemand Quartier gegeben. Zur Entschuldigung
dieser Unmenschlichkeit wurde vorgegeben, der König
von Frankreich habe seinen Truppen gleiche Befehle
ertheilt: allein, die wahre Ursache war wohl diese,
daß die Engländer sich in ihrer gegenwärtigen Lage
nicht gern mit Gefangenen beschweren wollten. Nach
einer mäßigen Rechnung blieben am Tage der
Schlacht und an dem darauf folgenden 80 Banner-
herren, 1200 Ritter, 1500 geringere Edelleute,
4000 darzu gehörige und gleichfalls schwer gerüstete
Waffenträger, und überdies bey 30000 Mann zu
Fuß. Ausser dem König von Böhmen, der, ohn-
geachtet seiner Blindheit, tollkühn unter die Feinde
stürzte,

1346 stürzte, wurden auf der Wahlstadt todt gefunden: der Graf von **Alençon**, der Graf von **Blois**, dessen Neffe, der Herzog von **Lothringen** und **Bourbon**, die Grafen von **Flandern**, von **Sancerre**, von **Auxerre**, von **St. Paul**, von **Vaudemont**, von **Aumale**, die beyden Anführer der Genueser, **Doria** und **Grimaldi**, und noch viele andre hohe Standespersonen. Als **Gottfried von Harcourt** seinen Bruder unter den Erschlagenen liegen sah, rührte ihn dies so sehr, daß er die englische Armee verließ, und, mit einem Strick um den Hals, bey König Philippen Gnade und Vergebung suchte und sie auch erlangte. Auf englischer Seite wurde nur ein Esquire, drey Ritter, und wenige von geringerm Stande getödtet; ein Beweis, daß die kluge Anordnung Eduards und der unordentliche Angriff der Franzosen die ganze Schlacht mehr zu einem Tumult, als zu einem Treffen gemacht hatte, welches in diesen Zeiten gemeiniglich der Fall bey dergleichen Vorgängen war.

Eduards grosse Klugheit zeigte sich nicht allein in Erhaltung dieses merkwürdigen Siegs, sondern auch in den Maaßregeln, womit er ihn verfolgte. Er wurde durch sein gegenwärtiges Glück nicht so stolz, daß er entweder die Eroberung von ganz Frankreich oder von einigen ansehnlichen Provinzen erwartete; sondern wollte sich nur einen sichern Eingang in dieses Königreich verschaffen, welcher künftig einen Weg zu mäßigern Vortheilen bahnen konnte. Er kannte die grosse Entlegenheit der Provinz Güyenne; er hatte die Schwierigkeiten erfahren, von der Seite der Niederlande durchzudringen, und hatte von seinem Ansehn über Flandern schon vieles durch den Tod **Jakobs von Artevelde** verlohren, welcher von dem Pöbel selbst, der es vormals mit ihm gehalten, noch im vorigen Jahr ermordet war, da er die Oberherrschaft über Flandern auf den Prinzen von Wal-

lis

lis bringen wollte. Der König von England schränk- 1346
te daher seinen Stolz auf die Eroberung der Stadt
und des Hafens Calais ein; und nach sehr wenigen am 8.
Tagen, während welcher er die Todten begraben ließ, Sept.
rückte er mit einem siegreichen Heer vor diesen Ort.

Johann de Vienne, ein tapfrer Ritter aus der Grafschaft Burgund, war Befehlshaber in Calais; und da er mit allen zur Vertheidigung nöthigen Mitteln versehen war, so munterte er die Bürger auf, ihre Pflicht gegen den König und das Vaterland bis aufs Aeusserste zu beobachten. Eduard sah demnach gleich Anfangs ein, daß es vergebens seyn würde, den Ort mit Gewalt anzugreifen, und wollte ihn aushungern lassen. Er wählte einen sichern Ort zu seinem Lager, ließ Schanzen rings um die Landseite der Stadt aufwerfen, Hütten für seine Soldaten bauen, und versah sein Heer mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten, um ihm den herannahenden Winter erträglich zu machen. Da der Kommandant von seinen Absichten bald benachrichtiget wurde, trieb er alle zur Vertheidigung des Platzes unnütze Leute — bey siebenzehnhundert — aus der Stadt; und Eduard hatte die Großmuth, diesen unglücklichen Leuten den Durchzug durch sein Lager zu erlauben, und gab ihnen sogar Geld zu ihrer Reise.

Unterdes daß Eduard mit dieser Belagerung beschäftiget war, welche fast ein Jahr lang daurete, trugen sich viele andre Begebenheiten in verschiedenen Gegenden Frankreichs zu, alle zum Vortheil der englischen Waffen. Der oben gemeldete Abzug des Herzogs Johann von der Normandie aus Güyenne überließ dem Grafen von Derby das Feld, und er war nicht nachläßig diese Ueberlegenheit zu nutzen. Er nahm Mirebau mit Sturm ein; er bemeisterte sich der Stadt Lüsignan auf dieselbe Art; Taillebourg und St. Jean d'Angeli fielen in seine Hän-

1346 de; **Poitiers** öffnete ihm die Thore; und nachdem Derby solchergestalt alle Gränzfestungen dieser Gegend in seiner Gewalt hatte, streifte er bis an die Ufer der Loire, und erfüllte diesen Theil von Frankreich mit Schrecken und Verwüstung.

Zu gleicher Zeit wüthete das Kriegsfeuer in **Bretagne** fort. **Karl von Blois** griff diese Provinz mit einer ansehnlichen Armee an, und berennte die Festung **Roche de Rien**: aber die Gräfin von **Montfort** überfiel ihn, von einigen englischen Truppen verstärkt, des Nachts in seinen Verschanzungen, zerstreute seine Armee, und nahm ihn verwundet selbst gefangen. Seine Gemahlin, von welcher seine Ansprüche an Bretagne herrührten, übernahm aus Noth die Anführung dieser Parten, und zeigte sich als eine Nebenbuhlerin in jeder Gestalt und als eine Gegnerin der Gräfin von Montfort, sowohl im Feld als im Kabinet.

Frankreich, so blühend unter den vorigen Regierungen, war jetzt von Menschen und Geld erschöpft; das Volk seufzte unter der Last der Auflagen; der Adel war, wegen der schrecklichen Niederlage bey Creci, muthlos und trauervoll; der König, ausser sich für Verdruß und Gram über so viele widrige Zufälle; und ein sieggewohnter Feind fuhr in seinen Verheerungen fort, und stand im Begriff, sich einer der wichtigsten Gränzfestungen des Königreichs zu bemächtigen. Man sah sich genöthigt, zu den äussersten Mitteln zu schreiten, um die Ehre der Nation nur einigermassen aufrecht zu erhalten, zu Erhöhung der Salzsteuer, zu Auflagen auf Kaufmannsgüter, zu Kopfsteuern: allein, unter allen diesen Bedrückungen war keine empfindlicher und nachtheiliger, als die **Erhöhung und Veränderung des Geldes.** Man schlug eine neue Münze, die an Gewicht und innerm Gehalt weit unter der alten war. Alle alte

Sorten

Sorten wurden verrufen; und überhaupt waren die 1346
Abänderungen des Geldes seit dem Anfang dieser Regierung bis ins Unendliche vermehrt worden. Das Volk, das Anfangs das Nachtheilige dieser Veränderung nicht einsah, war mit dieser Art, den Bedürfnissen des Staats abzuhelfen, zufriedener, als mit den Auflagen, die es sogleich fühlte: aber nach und nach erkannte es den Mißbrauch dieser Anstalten; jede Erhöhung des Geldes erhöhte auch den Preiß der Lebensmittel, der durch Verringerung niemals in gleichem Verhältniß herabgesetzt wurde. Die häufigen Verordnungen in dieser Sache verursachten stets neue Verwirrungen. Die Verfälschung der Metalle vergrösserte das Uebel; man war genöthigt, gute Münzen für schlechte hinzugeben. Diejenigen, die alte bessere Sorten besassen, sahen sich gezwungen, sie Leuten auszuliefern, die den Auftrag hatten, sie zu zerschneiden. Diesen Leuten muste man noch darzu ihre Mühe bezahlen; die auf diese Art verstümmelten Münzen musten hernach den Wechslern gebracht werden, mit grosser Einbusse an ihrem würklichen Werthe. Alle damals vorgenommene Aenderungen der Münzsorten hier anzuführen, würde lange Weile verursachen. Wir merken nur an, daß der Werth einer Mark Silber wohl funfzigmal von 55 Sols bis zu 13 livres und 10 Sols verändert und erhöht worden ist; so auch nach Verhältniß der Werth des Goldes von 40 bis zu 138 livres. Die Unordnung war so groß, daß es eine Zeitlang blos von der Willkühr des Volks abhieng, den Münzen ihren Werth zu bestimmen; wenn nämlich ein Goldstück nach der königlichen Verordnung so und so viel gelten sollte, so galt es im Handel und Wandel dennoch bisweilen nur die Hälfte, bisweilen gar nur den dritten oder vierten Theil so viel. Ausser den Vortheilen, die dem König durch solche Umschmelzungen

zuflos-

1346 zuflossen, hob er auch die Kirchenzehnten; und doch wurde die königliche Schatzkammer immer ärmer, je mehr Geld man zu erpressen suchte. Alles verschwand durch die Grossen des Reichs und durch die Kriegsleute, die das Geld, das sie zum Dienst des Königs und zur Vertheidigung des Staats aufwenden sollten, bey nichtswürdigen Lustbarkeiten und bey Wagspielen verschwendeten.

Diese innerlichen Zerrüttungen und die erst erlittene Niederlage hielten den König von Frankreich von dem Entsatz der Stadt **Calais** ab; überdies hoffte er, der Winter werde **Eduarden** zur Aufhebung der Belagerung nöthigen, und dann arbeitete er auch an der Entfernung der Flamländer von Eduards Partey. Der funfzehnjährige Graf **Ludwig von Flandern**, dessen Vater in dem Treffen bey Creci geblieben war, hatte noch keine Gemahlin, und hielt sich am französischen Hof auf. **Eduard** ließ ihm seine Prinzeßin **Isabelle** zur Gemahlin anbieten: hingegen hatte der Herzog **Johann** von Brabant mit seiner Tochter **Margarethe** gleiche Absichten, und ersuchte den König von Frankreich, diese Absicht zu begünstigen, dagegen er sich anheischig machte, die Flamländer von **Eduarden** ab- und auf **Philipps** Seite zu ziehen. Beydes geschah. Die Flamländer versprachen, den Grafen für ihren Herrn anzunehmen, und sich durch die vorgeschlagene Vermählung mit Frankreich zu vereinigen. Der Graf reiste hierauf nach Flandern, und wurde ehrerbietig empfangen. Dennoch wuste der König von England die unbeständigen Flandrer wieder anders zu stimmen, so daß sie alle ihren Grafen mit der Prinzeßin **Isabelle** vermählt wissen wollten. Die Gemeinden in Flandern ordneten einige ihrer Glieder an den Grafen mit diesem Auftrag ab. Er antwortete aber, er könne die Tochter des Mörders seines Vaters nicht heyrathen.

then. Diese Widersetzlichkeit veranlaßte die Flam- 1346
länder, ihn genau bewachen zu lassen. Der junge Herr war dieses Zwangs bald müde; um loszukommen, stellte er sich, als ob er ihnen zu Willen seyn wollte, und verlobte sich würklich mit Isabellen. Zur Vollziehung der Vermählung wurde ein gewisser Tag bestimmt. Allein, er betrog seine Aufseher doch, und entwischte bey Gelegenheit einer Reigerbaitze über die Schelde durch Artois nach Paris, wo er, um Eduarden alle Hoffnung zu benehmen, seine Vermählung mit **Margarethen von Brabant** vollzog.

Unterdes wurde die Einschliessung der Stadt **Calais** immer fortgesetzt. Weder die Strenge des Winters, noch andre Umstände konnten die Engländer vertreiben. **Eduard** hatte sogar das Vergnügen, seine Gemahlin, triumphirend über den Verlust, den sie den in England eingefallenen Schotten zugefügt, und über die Gefangennehmung ihres Königs, im Lager vor Calais zu sehen. Nun war also auch diese Hoffnung des Königs von Frankreich vereitelt, und er muste nur ernstlich darauf denken, wie der bey aller Hungersnoth wachsamen und standhaften Besatzung könne geholfen werden. Er erschien 1347
endlich mit einer zahlreichen Armee vor den englischen Verschanzungen. Er fand sie aber so fest und wegen der herumliegenden Moräste so unzugänglich, daß er es für unmöglich hielt, ohne Gefahr eines allzugrossen Verlustes, etwas zum Vortheil der Belagerten zu unternehmen. Er fand keine andre Auskunft, als daß er seinem Nebenbuhler eine prahlerische Ausforderung schickte, sich im freyen Felde mit ihm in ein Treffen einzulassen. Da ihm dieses abgeschlagen wurde, war er genöthigt, mit seiner Armee aufzubrechen, und sie in ihre verschiedene Provinzen zu vertheilen. **Johann von Vienne** sah nunmehr die

Noth-

1347 Nothwendigkeit der Uebergabe; er zeigte sich auf der Mauer, und gab der englischen Schildwache ein Zeichen, daß er eine Unterredung verlangte. Sir **Walther Mauny** und Sir **Basset** wurden von Eduarden zu ihm geschickt. „Tapfere Ritter, rief ihnen „Johann zu, es ist mir von meinem König die Ver„theidigung dieser Stadt anvertrauet worden; es ist „beynahe ein Jahr, daß ihr mich belagert; und so„wohl ich, als diejenigen, die unter mir dienen, ha„ben sich bemühet, unsre Schuldigkeit zu thun. Al„lein, ihr kennet unsre Umstände; wir haben keine „Hoffnung zu einem Entsatz; wir kommen für Hun„ger um; ich bin daher entschlossen, mich zu erge„ben, und verlange als die einzige Bedingung, daß „ihr mir das Leben und die Freyheit dieser tapfern Leu„te verspricht, welche so lange jede Gefahr und Be„schwerlichkeit mit mir getheilt haben.„ **Mauny** erwiederte, daß er die Absichten des Königs von England wüste; dieser Prinz wäre wider die Einwohner von Calais wegen ihrer hartnäckigen Widersetzung und wegen der Beschwerlichkeit erbittert, die er und seine Unterthanen ihrentwegen erlitten hätten; er wäre entschlossen, sich empfindlich an ihnen zu rächen, und würde die Stadt auf keine Bedingungen annehmen, die ihn in der Bestrafung dieser Beleidiger einschränken könnten. „Bedenket, versetzte **Vienne**, „daß man tapfern Leuten nicht so begegnet; wenn ein „englischer Ritter an meiner Stelle gewesen wäre; „so würde euer König dieselbe Aufführung von ihm „erwartet haben. Die Einwohner von Calais ha„ben das für ihren Oberherrn gethan, was die Hoch„achtung eines jeden Prinzen verdient, noch mehr „aber eines so tapfern Prinzen, als Eduard. Allein, „ich sage euch, wenn wir sterben müssen, so wollen „wir nicht ungerochen sterben, und noch sind wir „nicht so weit gebracht, daß wir nicht unser Leben

„den

„den Siegern theuer verkaufen könnten. Das Be- 1347
„ste beyder Parteyen erfordert, diesen verzweifelten
„und äussersten Mitteln zuvorzukommen; und ich
„hoffe, daß ihr selbst, tapfere Ritter, bey eurem Kö-
„nig für uns reden werdet.„ **Mauny**, von der Richtigkeit dieser Gesinnungen gerührt, stellte dem König die Gefahr und die Unbilligkeit vor, wenn er den Einwohnern von Calais so begegnen würde. **Eduard** ließ sich endlich überreden, die Strenge der verlangten Bedingungen zu mildern. Er drang nur darauf, daß ihm sechs der angesehensten Bürger geschickt werden sollten, um mit ihnen nach Willkühr zu verfahren. Sie sollen, sagte er, mit den Thorschlüsseln in der Hand, mit blossen Köpfen und Füssen, mit Stricken um den Hälsen, ins Lager zu mir kommen. Unter dieser Bedingung versprach er, das Leben aller übrigen zu schonen. Diese Nachricht setzte die Belagerten in neues Schrecken.. Sechs von ihren Mitbürgern einem gewissen Untergang aufzuopfern, weil sie ihre Herzhaftigkeit in einer gemeinen Sache bewiesen hatten, schien ihnen noch strenger, als jene allgemeine Bestrafung, womit sie vorhin bedrohet waren; und sie fanden sich unvermögend, in einer so grausamen und unglücklichen Lage einen Entschluß zu fassen. Endlich trat mitten aus den versammleten Einwohnern einer der vornehmsten hervor, mit Namen **Eustachius von Saint-Pierre**, dessen Andenken Frankreich in unsern Tagen so ruhmvoll erneuert hat, und erklärte sich bereit, den Tod für die Sicherheit seiner Freunde und Mitbürger zu leiden. Aus dankvoller Zärtlichkeit fielen ihm diese zu Füssen; und indem dies geschah, erbot sich **Johann Daire** zu gleichem Schicksal. **Jakob** und **Peter Wisant**, zween Brüder und Verwandte jener edlen Männer, folgten ihrem Beyspiel, und diesen noch zween, deren Namen man nicht weiß. Die-

1347 se sechs heroischen Bürger erschienen vor **Eduarden** in Gestalt der Uebelthäter, legten die Schlüssel ihrer Stadt zu seinen Füssen, und sollten nun hingerichtet werden. Alle Herren, die bey diesem rührenden Auftritt um den König waren, konnten ihr Mitleiden und ihre Bewunderung über die Geistesstärke dieser Männer nicht verbergen. **Eduard** allein schien unbeweglich; er blickte sie mit strenger Miene an, und befahl, sie zum Tode zu führen. Die Bitten und die Thränen seines ganzen Hofs waren umsonst; vergebens warf sich der Prinz von **Wallis**, für den er so grosse Liebe hegte, zu seinen Füssen. Ohne die Fürbitten seiner Gemahlin wäre seine unedle Rache gewiß erfüllt worden. Diese verehrungswürdige Prinzeßin stürzte in den Saal hinein vor seine Füsse, umfaßte seine Knie, und bat, mit Thränen in den Augen, um das Leben dieser Bürger. Der Monarch schlug die Augen nieder; nach einem stillen Augenblick rief er aus: „Ach, Madame, ich wollte lieber, daß „ihr an einem jeden andern Ort, als hier, wäret. „Ihr bittet mich so dringend, daß ichs euch nicht ab„schlagen kann, man überlasse sie eurer Willkühr.„ So gleich nahm sie die Königin in ihren Schutz, ließ sie anders kleiden, ihnen Essen und Reisegeld geben, und in Sicherheit von sich gehen *).

am 4. Aug. **Eduard** nahm von Calais Besitz, und übte sogleich eine Strenge aus, die sich eher rechtfertigen läßt,

*) Aus Roberts von Avesbury Historia de mirabilibus gestis Eduardi III. (edirt von Hearne zu Oxford 1720) p. 167. schließt Hume auf die Ungewißheit und Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung von den sechs Bürgern der Stadt Calais. Dieser Schriftsteller, sagt er, gedenkt in seiner sehr umständlichen Beschreibung von der Uebergabe dieses Orts dieser Sache gar nicht, sondern rühmt vielmehr den Edelmuth und die Gelindigkeit des Königs von England gegen die Einwohner überhaupt.

läßt, weil sie nothwendiger war, als diejenige, die er 1347
vorher beschlossen hatte. Er wuste, daß jeder Franzos ihn, ohngeachtet seines vorgeblichen Rechtes auf die französische Krone, für einen Todfeind hielt, und befahl daher allen Einwohnern von Calais, die Stadt zu räumen, und bevölkerte sie mit Engländern; eine Politik, die seinen Nachfolgern die Herrschaft über diese wichtige Festung vermuthlich so lange erhalten hat. Er legte daselbst eine Niederlage an von Wolle, Leder, Zinn und Bley, den vier vornehmsten, wo nicht einzigen Waaren seines Reichs, die auf auswärtigen Märkten verlangt wurden. Alle Engländer musten diese Güter dahin bringen. Fremde Kaufleute kamen an diesen Ort, um sie einzukaufen, wodurch er einer der vornehmsten Handelsplätze wurde. Nach dieser Eroberung ward zwischen beyden Nationen durch Vermittelung zweener Kardinäle ein Waffenstillstand bis auf Johannistag des folgenden Jahrs geschlossen, der hernach einigemal, bis zum Ende der Regierung **Philipps des Sechsten** verlängert wurde.

Frankreich war deswegen nicht glücklicher. Auf 1348
die durch den Krieg entstandene **Hungersnoth** folgte eine **Pest**, die besonders zu Paris zwey Jahre hindurch eine sehr traurige Zerstöhrung verursachte. Sie breitete sich in allen Erdtheilen aus, und ließ an manchen Orten kaum den zwanzigsten Theil der Einwohner übrig. Wiederum musten es die unglücklichen Juden entgelten; man gab ihnen eine Vergiftung der Brunnen Schuld, und tödtete ihrer, dieses Verdachts wegen, eine grosse Menge.

Der Stillstand ward so genau nicht beobachtet, weder unter den Schotten noch Engländern, weder in Güyenne, wo man einander verschiedene Schlösser wegnahm, noch in Bretagne, wo die Parten Karls von Blois la Roche de Rien eroberte. Aus-

1348 serdem fiel in jenen Gegenden nicht viel wichtiges vor. Schlimme Folgen aber hätte eine andre stärkere Verletzung des Stillstandes nach sich ziehen können. **Gottfried von Charni**, der französische Oberbefehlshaber zu St. Omer, faßte den Anschlag, Calais den Engländern zu entreissen. Der Kommandant daselbst war **Almerich von Pavia**, ein Italiener, zwar ein guter Soldat, aber ein Mann, der das Geld mehr, als die Ehre, liebte. Er versprach **Gottfrieden**, gegen zwanzigtausend Thaler den Platz zu überliefern. Allein, die Sache wurde verrathen, und **Almerich** nach England gerufen. **Eduard** hielt ihm sein Vergehen vor, versprach aber ihm das Leben zu schenken, wenn er diesen Handel zum Untergang des Feindes brauchen würde. Der Italiener verstand sich bald zu dieser doppelten Verrätherey. Es wurde ein Tag zur Einlassung der Franzosen bestimmt, und **Eduard**, der ohngefähr tausend Mann unter Sir **Walther Mauny** in Bereitschaft hatte, reiste nebst dem Prinzen von
1349 **Wallis** heimlich nach Calais. Am folgenden Tag
am nach seiner Ankunft erschienen die Franzosen; einem
1 Jan. Theil derselben öffnete man ein abgelegenes Thor, und **Almerich** versprach, nachdem er die bestimmte Summe erhalten hatte, mit Hülfe der Armee, welche die Erfüllung seines Versprechens mit Ungeduld erwartete, das grosse Thor zu öffnen. Alle Franzosen, die hineinkamen, wurden sogleich getödtet oder gefangen; das grosse Thor wurde geöffnet; **Eduard** stürzte hinaus mit einem Feld- und Siegsgeschrey; die Franzosen bewiesen sich tapfer, ob sie gleich über diesen Vorfall erstaunten; es erfolgte ein hartnäckiges Gefechte, und die meisten Franzosen wurden niedergehauen oder gefangen genommen.

Um die Zeit des Stillstandes 1348 verlohr König **Philipp** seine Gemahlin, **Johanne von Bur-**

Burgund, die er sehr liebte und schätzte. Bald 1349
hernach starb auch Bona von Luxemburg, Königs Johann von Böhmen Tochter, die Gemahlin des Herzogs von der Normandie. Kurze Zeit hernach ersetzten zwo Vermählungen diesen Abgang. Der König vermählte sich mit Blanka von Navarra, einer Tochter Königs Philipps von Navarra und der Prinzeßin Johanne, der bekannten Tochter Ludwigs des Zehnten; und der Herzog mit der Gräfin Johanne von Boulogne, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Boulogne und Auvergne, und seiner Gemahlin Margarethe von Evreux, und Wittwe Philipps von Burgund, Grafen von Artois, der vor Aiguillon mit dem Pferd stürzte und starb, als der Herzog von der Normandie den Platz belagert hatte.

In eben diesem Jahr — doch noch vor den angeführten Vermählungen — kam auch eine wichtige Sache zu Stande, an der schon Philipp seit dem Jahr 1343 gearbeitet hatte, die Erwerbung der Dauphiné oder des Delphinats. Humbert der Zweete, Graf Dauphin von Viennе, der letzte Prinz aus dem Hause de la Tour du Pin, das bisher im Besitz des Delphinats gewesen, war so tief in Schulden gerathen und so untröstlich über den Tod seines einzigen Sohns Andreas, daß er der Welt entsagen und ins Kloster gehen wollte. In dieser Absicht trat er mit seinem Oberherrn, dem König von Frankreich, in Unterhandlungen, und machte, in Gegenwart Pabsts Klemens des Sechsten, vieler Standesherren und Prälaten des Delphinats, ein unwiederrufliches Geschenk unter Lebenden, welches aber nicht eher Statt haben sollte, als bis der Dauphin ohne männliche oder weibliche, aus rechtmäßiger Ehe entstandene Erben mit Tod abgehen würde. Im Fall er noch Erben erhalten, und

1349 dieser ihre Nachkommen abgehen würden, sollte dieser Vertrag für des Königs Nachkommenschaft fest bestehen; nämlich daß alsdann einer von den französischen Prinzen den Besitz des Delphinats und der andern damit verknüpften Länder erhalten sollte. Würde der Dauphin rechtmäßige Töchter haben, so sollte Herzog **Philipp von Orleans**, der zweete Prinz des Königs, oder einer von den Söhnen des Herzogs von der Normandie, die älteste davon heyrathen, die ihm dann ihres Vaters Verlassenschaft zur Mitgabe zubringen sollte. Würde aber die älteste dem Prinzen wegen einer merklichen Ungestalt nicht anständig, oder sonst untüchtig seyn, so sollte er die zwote, oder eine von den übrigen zur Gemahlin nehmen, die alsdann ihres Vaters Erbin seyn soll. Wäre aber der Herzog von der Normandie selbst ohne Gemahlin, so stände ihm frey, sich mit derselben zu vermählen. Die Bedingungen sollten folgende seyn: Derjenige Prinz von Frankreich, dem das Delphinat zufällt, soll **Dauphin** genennt und das Wappen des Delphinats mit seinem französischen Wappen vereiniget werden. Er soll den Namen **Dauphin** und das Wappen des Delphinats nicht ablegen, und dieser Staat soll auch nicht dem Königreich einverleibet werden, noch mit ihm vereinigt werden können, bis das Kaiserthum gleichfalls mit demselben vereinigt seyn wird. Derjenige, der den Titel **Dauphin** führet, soll sich zu eben denjenigen Huldigungen, Erkenntlichkeiten und andern Pflichten verbinden, dazu sich die Grafen von Dauphiné gegen die Kirchen zu Vienne, zu Lyon und Grenoble verbindlich gemacht, daß sie ihre Gerechtigkeiten, Freyheiten, Privilegien und gute Gebräuche des Delphinats, in Ansehung aller seiner Stände, erhalten wollen. Der König soll an **Humberten** sechs und zwanzigtausend florentinische Goldgülden in gewissen Fristen bezahlen, und überdies

zehn-

zehntausend livres an Leibrenten, ihm auch auf Gü- 1349
ter oder Grundstücke zweytausend livres auf immer anweisen, die bisher aus der königlichen Rentkammer erhoben worden sind. **Humbert** soll seiner Seits, zur Versicherung seines Versprechens, dem König viele in dem Vertrag angegebene Festungen ohne Verzug ausliefern. Ausserdem wird in dem Vertrag das Witthum der damals noch lebenden Mutter des Dauphin und der Dauphine versichert.

Humbert lebte noch viele Jahre nach dem Schluß dieses Vertrags, in dem nichts geändert wurde, als daß das Recht **Philipps von Orleans** auf den Herzog von der **Normandie** übertragen worden ist. Im Jahr 1349 bestätigte Humbert nochmals alles, wozu er sich in den Jahren 1343 und 1344 anheischig gemacht hatte, trat auch würklich alle seine Länder ab, und setzte **Karl'n**, den ältesten Sohn des Herzogs von der Normandie, in den Besitz derselben. Einige Zeit hernach trat er in den Dominikanerorden. Der Pabst machte ihn alsdann zum Titularpatriarchen von Alexandrien, und bewilligte, daß er die beständige Verwaltung des Erzbißthums Reims behielt. Von der Zeit an ist das Delphinat bey der Krone Frankreich geblieben, von der es einige Jahrhunderte vorher abgesondert gewesen war. Es ist, wie bekannt, ein Titel, den alle älteste Prinzen der Könige von Frankreich führen, obgleich dies in dem Vertrag nicht ausgemacht und nur Philipps von Valois zweetem Sohne damals bestimmt war. Diese Prinzen haben nachher jederzeit das Wappen von der Grafschaft Dauphiné mit dem französischen Wappen vereinigt. Einige haben, da sie Könige worden sind, diese vereinigte Wappenschilder auf viele ihrer Münzen prägen, oder den Delphin zu den Lilien setzen lassen. Gemeiniglich geschah

1349 es auf dem in dem Delphinat geschlagenen Gelde. Humbert starb zu Clermont im Jahr 1355.

Damals brachte auch König **Philipp** die Standesherrschaft **Montpellier** in Languedok an sich, für hundert und zwanzigtausend Goldgülden, von **Jakob dem Zweeten**, König von Majorka, den **Peter der Vierte**, König von Aragonien, seiner Länder beraubt hatte. Dieser Kaufkontrakt wurde zwischen dem König Johann von Frankreich und dem gedachten König von Aragonien im April des Jahrs 1352 bestätiget.

1350 König **Philipp der Sechste** hatte eben eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit dem König von England beschlossen, als er zu Nogent le Roi krank wurde, und wenig Tage hernach, am 22sten August 1350, starb, im sieben und funfzigsten Jahr seines Alters und im drey und zwanzigsten seiner Regierung. Man zweifelte, sagt **Daniel**, ob sein Tod für Frankreich ein Unglück war, so viel Unfälle schienen seiner Person von langer Zeit her anzuhängen. Wenigstens verliehrt sich bey Betrachtung derselben der Beyname des **Glückseligen**, der ihm Anfangs seiner Regierung deswegen beygelegt ward, weil ihn das Glück unverhofft auf den Thron zu setzen schien, von dem er weit entfernt gewesen war. Die vornehmste Ursache seines unglücklichen Geschicks war sein grosser Gegner, der König von England, der nicht allein so tapfer, wie er, sondern auch weit klüger und kaltblütiger war. Es ward ihm allezeit vorgegriffen, immer ward er überrascht, immer hinter das Licht geführt. Wenn der eine Minen anlegte, so ließ der andre die seinigen schon springen. Wenn Philipp Zeit zu gewinnen suchte, riß ihn sein Volk mit Ungestüm fort, daß er die Vortheile bey einem Treffen aufs Spiel setzte, die er ohne Schwerdtschlag würde haben erhalten können, oder alle seine

Unternehmungen wurden wohl gar rückgängig, weil er von seinen unverträglichen Feldherren schlechten Beystand erhielt: da hingegen Eduard alle Triebfedern selbst mit weiser Mäßigung in Bewegung setzte, allzeit wohl bedient ward, und Gehorsam fand. Sonst besaß Philipp viel gute Eigenschaften. Nebst einem treflichen, majestätischen und des Throns würdigen Ansehn äusserte er viel Liebe gegen sein Volk, von dem er gleichfalls eine Zeitlang sehr geliebt wurde. Aber die Noth, die ihn zur Vertheidigung des Staats trieb, zwang ihn zu neuen Auflagen, die seine Unterthanen gegen ihn erbitterten. Für die Erziehung seines Sohns Johann trug er grössere Sorgfalt, als man auf die seinige gewendet hatte; denn er wuste von Wissenschaften sehr wenig. 1350

Unter der Regierung **Philipps von Valois** trug man in Frankreich lange Bärte und sehr kurze Kleider. Nach der Beschreibung eines gleichzeitigen Schriftstellers bestand die Kleidung in einem Wamms, das kaum über den Gurt der Beinkleider herab reichte, da man hingegen vor dieser Zeit viel längere Röcke trug, als heut zu Tage, welches weit mehr Ansehn gab. Daher auch die Prinzen vom Geblüt die alte Tracht beybehielten, und hierinn dem wunderlichen Geschmack des Volks nicht nachfolgten.

Unter eben dieses Königs Regierung im Jahr 1348 brachte Pabst **Klemens der Sechste** die Stadt und Grafschaft **Avignon** an den römischen Stuhl. Nach dem Tode Roberts des Weisen, Königs von Neapel, folgte ihm seine Enkelin Johanne, welche sehr jung mit ihrem Vetter Andreas, einem Bruder des Königs Ludwig von Ungern, vermählt worden war. Die grosse Verschiedenheit der Gemüthsart dieser beyden königlichen Personen war eine

1350 Quelle von Verbrechen und Unglücksfällen. Karl, Herzog von Durazzo, König Roberts Brudersohn, beredete sie, sich eines so beschwerlichen Gemahls zu entledigen. Der unglückliche Andreas wurde in ihrem Vorzimmer erdrosselt, und kurze Zeit hernach vermählte sich die lasterhafte mit Ludwig, Prinzen von Tarento. Bald aber eilte König Ludwig von Ungern herbey, den Tod seines Bruders zu rächen. Alles muste der Wuth seiner Völker weichen. Karl von Durazzo wurde ebenfalls mit Todesstrafe belegt, und Johanne muste sich nach der Provence retten. Da der Pabst in einem ihr gehörigen Lande wohnte; so nahm er sie mit vielen Ehrenbezeugungen auf, nutzte aber auch die Noth, in der sie sich befand, und erlangte für die geringe Summe von achtzigtausend florentinischen Goldgulden die Stadt und Grafschaft Avignon. Kaiser Karl der Vierte willigte als Lehnherr in diese Veräusserung, und die Prinzen vom Hause Anjou, die Nachfolger der Königin Johanne, haben sie viele Jahre hindurch nicht angefochten.

Graf **Peter von Dreux** überließ **Philippen** die Kastellaney des Schlosses **du Lar** an den touränischen und mainischen Gränzen; und Graf **Johann von Armagnac** handelte mit ihm wegen Uebertragung seiner an die Vicomteyen von **Lomagne** und **Aurillars**, an die Stadt und das Schloß **Blancafort**, und an einige andre Orte habenden Rechte. Er bekam auch von **Ingorger von Amboise**, Herrn von **Rochecorbon** und seiner Gemahlin, **Marie von Flandern**, Frauen von **Nesle**, die Güter und Kastellaneyen von **Crevecoeur**, von **St. Sulpice**, die Pairie von **Rümilli** und **Maisnieres**, die von dem Bißthum Cambray abhängen.

Der bisherige Herzog **Johann von der Nor-** 1350
mandie wurde nach seines Vaters Absterben ohne Schwierigkeit von allen Reichsständen als **König von Frankreich** erkannt. Er war beynahe vierzig Jahr alt, hatte sich viel Erfahrung im Krieg erworben, und war schon an die Geschäfte des Staats gewöhnt, weil ihn König Philipp wegen seiner reifen Urtheilskraft häufig daran hatte Theil nehmen lassen. Die Last der Regierung konnte ihm also nicht ungewöhnlich seyn; zumal da die Nation Liebe und Hochachtung gegen ihn äusserte. Ohngefähr vier Monate nach **Philipps** Tod ließ er sich nebst seiner Ge- am 26.
mahlin **Johanne von Boulogne** zu Reims krö- Sept.
nen. Bey dieser Feyerlichkeit schlug er seinen ältesten Sohn, den Dauphin **Karl**, seinen zweeten Sohn, den Grafen **Ludwig von Alençon**, seinen Bruder, den Herzog **Philipp von Orleans**, den Herzog **Philipp von Burgund**, seinen Stiefsohn, am 17.
nebst andern jungen Grafen und Edelleuten, zu Oktob.
Rittern.

Nach seiner Wiederkunft zu Paris zeigte er sich als einen sehr strengen und hitzigen Richter. Er ließ ganz unvermuthet den bisherigen Konnetabel, **Rudolf von Brienne**, Grafen von **Eu** und **Guines**, der in dem Treffen bey Caen von den Engländern gefangen worden war, in Verhaft nehmen. Während seiner Abwesenheit hatte **Karl von Spanien, de la Cerda** genannt, ein Bruder **Ludwigs von Spanien**, das Amt eines Konnetabels verwaltet, und sich der Gunst Königs Johann noch vor seiner Thronbesteigung bemächtigt; und aller Wahrscheinlichkeit nach war er die vornehmste Triebfeder des unglücklichen Schicksals, das nunmehr den Grafen von **Eu** betraf. Der Verlust bey Caen und die Eroberung dieser Stadt wurde diesem zugeschrieben,

1350 und man beschuldigte ihn auch noch eines geheimen Verständnisses mit dem König von England, der ihn eine Zeitlang, auf sein Ehrenwort, aus der Gefangenschaft entlassen hatte. Der Untergang des Konnetabels ward aus diesen argwöhnischen Grün-
am 16. Nov. den beschlossen. Der Prevot von Paris nahm ihn auf königlichen Befehl gefangen; seine Freunde klagten über dieses Verfahren; und die Partenlosen erwarteten in der Stille die Entwickelung eines für sie undurchdringlichen Geheimnisses. Der Hof der Pairs allein hatte das Recht, den Konnetabel zu richten, und es schien nicht, als wenn dieses ehrwürdige Kollegium dem König durch ein übereiltes Urtheil blindlings zu Gefallen leben wollte. Da man die verfluchte Kunst, Gesetze zu verdrehen, noch nicht kannte, so mußte man entweder ihrer Macht freyen lauf lassen, oder sie offenbar verletzen. Hier bey diesem Fall
am 19. Nov. entschloß man sich zum letztern. Der unglückliche Konnetabel wurde in der Nacht nach dem dritten Tag seiner Gefangenschaft aus dem Kerker geholt, und im Hotel de Nesle, in Gegenwart des Herzogs von Burgund, verschiedener Grafen und vieler Ritter und Edelleute, auf Befehl des Königs enthauptet. Um dieser That einigen Anstrich des Rechts zu geben, streute man unter dem Volk aus, er habe viele Verräthereyen in Gegenwart des Herzogs von Athen und vieler seiner andern Verwandten bekennet. Mit ihm starb die Linie der Grafen von Eu aus dem Hause Brienne ab. Ein solcher Mißbrauch der willkührlichen Gewalt mußte nothwendig alle Stände des Reichs, besonders den Adel, aufmerksam und unzufrieden machen. Man betrachtete den Konnetabel blos als ein Opfer der Habbegierde seiner Nebenbuhler und der Ungerechtigkeit des Monarchen. Er wurde für unschuldig erkannt, und sein Verbrechen, wenn es auch wahr gewesen, als eine verhaßte Beschuldi-

gung,

gung, als ein Werk der Finsterniß und Unbilligkeit, 1350
angesehen. Was für Gedanken mußte nicht auch das Verfahren des Königs erwecken, der die erste Person des Staats hinrichten ließ, ohne die Gesetze um Rath zu fragen, ohne einmal einen Schatten der Gerechtigkeit zu beobachten? Selbst das Völkerrecht war übertreten worden, indem der Graf von Eu nur auf sein Ehrenwort losgelassen und noch ein Gefangener des Königs von England war. Villani erzählt, das Verbrechen des Konnetabels habe in einem Vertrag mit dem König von England bestanden, welchem nach er diesem entweder achtzigtausend goldene Schildthaler als Lösegeld hätte bezahlen, oder in Ermangelung dieser Summe die Grafschaft Guines, die an das Gebiet von Calais stößt, überlassen sollen. Damals war die Stadt Guines, von der die Grafschaft den Namen führet, ein sehr beträchtlicher Platz, der Frankreich von dieser Seite bedeckte. Vielleicht hatte man den Konnetabel überführt, daß dieser Wechselvertrag, die achtzigtausend goldene Schildthaler zu zahlen oder die Grafschaft abzugeben, nur eine Finte gewesen sey, damit der König von England zum Besitz dieses Schlüssels von Frankreich gelangen sollte, folglich habe er sich durch Eduards Versprechen zu einer Verrätherey des Staats verleiten lassen. Allein, ausserdem daß dieser Vertrag nicht sehr wahrscheinlich ist, indem nur ein Ausländer dessen gedenkt, so findet man auch keine Spur davon in der Rymerschen Sammlung, die doch geheime und wichtige Unterhandlungsurkunden eben dieser Zeit zwischen Eduard und seinen heimlichen Anhängern in Frankreich enthält; sogar eine, von der wir bald reden werden, worinn von einer Theilung des Königreichs die Rede ist.

Der Amtmann oder Bailli von Calais — denn obgleich diese Stadt in Eduards Händen war, so blieb doch

1350 doch immer ein französischer Titularbeamter derselben — erhielt Befehl, im Namen des Königs von allen Gütern des Konnetabels Besitz zu nehmen. **Karl von Spanien, de la Cerda** genannt, erlangte, seinen Wünschen gemäß, die Würde eines Konnetabels. Die Grafschaft **Eu** ward dem Herrn oder Grafen **Johann von Artois** gegeben. Die Grafschaft **Guines** blieb mit der Krone vereiniget, bis unter der Regierung Ludwigs des Eilften, da sie einem Edelmann, **Anton von Croui**, ertheilt wurde.

1351 Zu Anfang des folgenden Jahrs reiste König **Johann** nach Villeneuve bey Avignon, und ließ daselbst ein Turnier halten, wobey der ganze päbstliche Hof gegenwärtig war. Der König untersuchte hierauf die Umstände und Angelegenheiten der Provinz Languedok, und versagte keiner Person Gehör, sie mochte seyn von welchem Stande sie wollte. Diese Gelegenheit ergriff der Erzbischof zu Toulouse, **Stephan Aldebrand**, um dem König durch seinen Generalvikar vorstellen zu lassen, wie unmenschlich und strenge die Mönche mit ihren Mitbrüdern, die sich erheblicher Verbrechen schuldig gemacht, verführen, indem sie dieselbe in finstre Gefängnisse, die sie **Vade in pace** nennten, lebenslang zu setzen pflegten. Diese Barbaren giengen überdem so weit, daß sie den Gefangenen nichts als Brod und Wasser reichten, und ihnen allen Umgang mit ihren Brüdern abschnitten, so daß diese Unglückliche allemal in der größten Verzweiflung dahinsterben mußten. Auf diese Klage verordnete der König, daß die Aebte und andre Vorsteher der Klöster in Zukunft monatlich zweymal diese eingesperrten Brüder besuchen und trösten sollten. Er ließ offene Briefe hierüber ausfertigen, und übertrug die Vollziehung derselben dem Seneschall zu Toulouse und den andern Seneschallen in Languedok. Was geschah? Die Franziskaner und Dominikaner

wußten

wußten die Abscheulichkeit ihrer Denkungsart so we- 1351
nig zu verbergen, daß sie Himmel und Erde bewegten
und sich an den Pabst wendeten, um den König zum
Wiederruf dieser ihm so sehr zur Ehre gereichenden
Verordnung zu bewegen. Aber Johann blieb stand-
haft und ließ den Mönchen sagen, sie sollten entweder
gehorchen oder das Königreich räumen. Mit der
größten Widersetzlichkeit vollzogen sie endlich seinen
Befehl.

Im August eben dieses Jahrs gieng der Waf-
fenstillstand zwischen Frankreich und England zu Ende.
Beyde Parteyen hatten dieses nicht einmal erwarten
können; denn schon vorher waren die Feindseligkeiten
zwischen ihnen in Saintonge wieder angegangen. Es
kam zu einem Gefechte, woben der Marschall **Veit**
von Vesle, Herr von **Offemont**, sein Bruder
Wilhelm von Vesle, und **Arnulf von Andeeg-**
hen nebst einigen andern Rittern von den Engländern
gefangen wurden. Die Franzosen rächten sich eini-
germassen durch Eroberung der Stadt **St. Jean**
d'Angeli, welche die Engländer seit fünf Jahren im
Besitz hatten, und aus Mangel der Lebensmittel über-
geben mußten. Es wurde jedoch bald ein **neuer**
Stillstand geschlossen, der ein Jahr lang währen
sollte. Dieses Ruhestandes bedienten sich beyde Kö-
nige zu desto lebhaftern Kriegsrüstungen. Man sie-
het, nach **Daniels** Aussage, in den Archiven viele
Huldigungspflichten, die dem König **Johann** in die-
sem Jahr von Herren und Rittern verschiedener Na-
tionen für die Jahrgelder abgelegt worden sind, die
er ihnen auf die königliche Schatzkammer angewiesen,
unter der Bedingung, ihm auf eine gewisse Zeit mit
Mannschaft zu dienen. Mit dem Grafen **Ludwig**
von Flandern schloß er ein Bündniß wider Eng-
land, und, damit er den Adel desto stärker an sich zie-
hen möchte, veranstaltete man eine Sache, von der

am 1 Apr.

am 11. Sept.

man

1351 man in Frankreich kein Beyspiel gehabt hatte. Dies war die Stiftung eines Ritterordens. König Eduard hatte kurz vorher mit gutem Erfolg den Hosenbandorden errichtet; der König von Frankreich ahmte dies nach, und, um wenigstens in einem Umstand seinen Nebenbuhler zu übertreffen, verordnete er, daß sein Orden aus fünfhundert Rittern bestehen sollte, da der englische Orden, ausser dem König, nur fünf und zwanzig Glieder zu haben pflegt. Allein, eben dadurch wurde der französische Orden bald gemein und verächtlich. Weil die Jungfrau Maria Patronin desselben seyn sollte, so wurde er in dem an die Ritter ergangenen Umlauf **der Ritterorden Unsrer Frauen vom edlen Hause** genennt. Dieses edle Haus oder dieser königliche Pallast war zu St. Oven zwischen Paris und St. Denis, wo die Ritter alle Jahre zusammenkommen sollten, und wo der König zu dem Ende eine Kapelle bauen ließ. Der Orden ward auch der **Sternorden** genennt, weil die Ritter vorn auf der Mütze und auf dem Mantel einen weissen Stern mit einer rothen Einfassung führen mußten, in dessen Mitte eine kleine goldene Sonne, mit einem blauen Zirkel umgeben, angebracht war, nebst der Umschrift: Monstrant regibus astra viam. Da die Anzahl der Ritter nachher noch mehr vergrössert wurde, so kam der Orden dadurch so sehr in Verachtung, daß er nach der Regierung Ludwigs des Eilften gar aufhörte, und das Ehrenzeichen desselben den Rittern von der Leibwache überlassen wurde, die es auch noch heut zu Tage auf ihren Wachröcken tragen.

Während der Zeit, da der Hof mit der Stiftungsfeyer dieses Ordens sich beschäftigte, überfielen die Engländer die Stadt und das Schloß **Guines**, durch Verrätherey **Wilhelms von Beaucourroi**, dem die Verwahrung, in Abwesenheit des Oberbefehlshabers,

habers, den das Ordensfest nach St. Ouen gezogen 1351
hatte, anvertrauet war. Eben der **Almerich von Pavia**, Befehlshaber zu Calais, von dem wir vorhin geredet haben, verführte auch den **Beaucourroi** zur Untreue. Die Engländer erschienen vor dem Platz, und kamen ohne Widerstand hinein. Beaucourroi ward für seine Verrätherey am Leben gestraft: aber dadurch wurde diese wichtige Festung nicht wieder erlangt. König Johann beschwerte sich über diese Verletzung des Waffenstillstandes: aber Eduard antwortete, die Ueberrumpelung der Plätze wäre in dem Stillstandsvertrag nicht verboten; man wäre ja in Frankreich davon selbst überzeugt, und man dürfe sich nur an **Charni's** Vorhaben wegen des Ueberfalls der Stadt Calais zu Ende der vorigen Regierung erinnern; der ganze Unterschied bestehe nur darinn, daß ein Streich gelungen, der andre aber fehlgeschlagen sey; und überdem habe er unstreitige Rechte auf die Grafschaft Guines wegen des Lösegelds des Konnetabels. Dies alles waren aber theils spöttische, theils ganz ungegründete Ausflüchte; der Waffenstillstand war gebrochen.

Dem König von Frankreich war es damals unmöglich, sich zu rächen; sein Staat lag in einer Art von Ohnmacht wegen der vorhin angeführten Ursachen, zu denen sich in demselben Jahr noch eine ausserordentlich starke **Hungersnoth** gesellte. Das wenige Geld war in den Händen der öffentlichen Wucherer, oder war durch die vorhergehenden Kriege verzehrt worden. Das Elend war so groß, daß die Landleute sich von Wurzeln nähren mußten. Neue Auflagen zu machen, war nicht möglich, vielmehr mußte man einige bisher bewilligte aufheben und fahren lassen. Vergebens hoffte man einige Hülfe von einer Besichtigung der Geldkästen reicher Finanzbedienten. Die Lombarden fuhren noch immer fort,

sich

1351 sich durch allerhand Kunstgriffe zu bereichern, und wußten sich immer gegen scharfe Prüfungen zu verwahren. Die **Rechnungskammer** *) that sich bey dieser Gelegenheit durch ihren Eifer für das gemeine Beste und die Vortheile des Regenten sehr hervor, indem sie sich bemühte, das Geheimniß der durch diese gierigen Ausländer begangenen Räubereyen zu erforschen.

Es würde schwer seyn, den Ursprung dieses Gerichtshofs zu entdecken; er verliehrt sich in den Finsternissen des entferntesten Alterthums. Ihre Verrichtungen sind so alt, als die französische Monarchie. Es hat völlig das Ansehn, daß sie Anfangs aus allen hohen Kronbedienten, von denen jeder einen gewissen Theil der königlichen Einkünfte und die verschiedenen Befugnisse des Monarchen durch das ganze Königreich zu besorgen hatte, bestanden habe. Unter den ersten Kapetingern bestätigten diese hohe Kronbediente die Aechtheit der königlichen Briefe durch ihre Unterzeichnungen. Dies muß man nicht als eine unnütze Formalität, sondern als ein wesentliches Kennzeichen der königlichen Urkunden betrachten; ein Kennzeichen, das eben so viel galt, als die nachher eingeführte Einregistrirung. Da sich mit der Macht der Könige die Regierungsgeschäfte häuften, so verstattete die Mannigfaltigkeit der Angelegenheiten jenen Ministern nicht mehr, die Besorgung derselben allein zu bestreiten; man mußte ihnen Prälaten und andre rechtschaffene und einsichtsvolle Personen zugesellen, angesehene Ritter und Herren, die durch ihren Diensteifer die Last der Geschäfte erleichterten, und die gemeinschaftlich mit ihnen die Durchsicht und Prüfung der Rechnungen besorgten. Bald wurde dieser Theil der öffentlichen Geschäfte den neuen Richtern allein übertragen. Die hohen Kronbedienungen, die Anfangs

*) Chambre des comptes.

Anfangs nur auf Zeitlebens vergeben, in der Folge 1351
aber erblich wurden, besassen Herren, die davon für
sich nichts behielten, als die Titel und die Ehre. Dies
kann man z. B. an den Würden des Seneschalls und
des Oberschenken sehen; diejenigen, welche die Titel
davon führten, befanden sich keineswegs in dem Ge-
folge der Könige, sondern unterhielten selbst in ihren
grossen Lehen einen ansehnlichen Hof, und hatten ih-
re hohen Bedienten, die mit eben solchen Aemtern
und Titeln, wie sie, versehen waren. Die Ober-
schenken blieben länger, als die andern Kronbedienten,
im Besitz ihres alten Rechts, der Rechnungskam-
mer vorzustehn, ob sie gleich nicht die einzigen Vor-
steher derselben waren; denn aus alten noch vorhan-
denen Rechnungen erhellet, daß auch der Kanzler mit
zu den Präsidenten der Kammer gehörte. Die Kanz-
ler zahlten ehedem der Kammer die Einkünfte von
dem königlichen Siegel, welches heut zu Tage nicht
mehr geschieht. Die Kosten der Kriegsrüstungen,
die Reisen des Hofs, die Unterhaltung des königlichen
Pallastes, ꝛc. wovon die Rechnungen der Prüfung
und Anordnung dieser Kammer unterworfen waren,
zogen nothwendig alle die verschiedenen Geschäfte der
hohen Kronbedienten vor ihre Gerichtsbarkeit. Eine
unendliche Menge der wichtigsten Staatsangelegen-
heiten wurde diesem nach durch sie entschieden, und
die Akten davon in ihrem Archiv aufbehalten. Die
Glieder dieses Kollegiums unterzeichneten und besie-
gelten mit dem grossen Kanzleysiegel als Sekretarien,
die königlichen Verordnungen, Urkunden und offenen
Briefe. Da die Menge und Verschiedenheit der Ge-
schäfte die Herren der Rechnungskammer nöthigte,
ihren beständigen Aufenthalt in Paris zu nehmen, so
war es ihnen nicht mehr möglich, alle königliche Brie-
fe auszufertigen; dennoch fuhren sie fort, die hohen
und einträglichen Rechte der Kanzley zu geniessen, bis

1351 im Jahr 1300 der Kanzler **Wilhelm von Crepi** ihnen ihren Antheil an der Kanzley entzog, aus eben dem Grunde, weil sie dem Hof nicht mehr folgten, doch so, daß dadurch keine Eingriffe in ihre Freyheiten geschehen sollten. Die Kammer behielt auch noch den grösten Theil ihrer Vorzüge lange nach ihrem Aufenthalt zu Paris, dessen Anfang unter der Regierung **Ludwigs des Neunten** zu suchen ist. Ob nun gleich die Rechnungskammer nach dieser Veränderung sich blos mit Untersuchung und Prüfung der Finanzgeschäfte, die durch die Vermehrung der königlichen Domänen, Befugnisse und Vorzüge immer wichtiger wurden, abzugeben schien; so findet man doch, daß auch sehr erhebliche Angelegenheiten, die ganz von der Oekonomie der Staatseinkünfte verschieden waren, in ihr Fach gezogen wurden. Ihre Glieder, als würkliche Verwalter der obersten Macht, urtheilten über die Fähigkeiten der Richter, setzten sie ab, setzten andre an ihre Stellen, und diese Handlungen übten sie für sich aus, ohne vorgängige Befehle. Von den ältesten Zeiten her standen zween Präsidenten an der Spitze dieser Gesellschaft, ein Prälat und ein Ritter, bisweilen wohl auch noch zween Prälaten nebst einem weltlichen Herrn: aber allemal war der erste Präsident ein Prälat. In jenen schrecklichen Zerrüttungen des Reichs durch die englischen Kriege, da allen Ständen der Umsturz gedroht wurde, kam auch die Rechnungskammer in Unordnung. Die erste Sorge **Karls des Siebenten**, nach Besitznehmung der Hauptstadt, gieng auf die Wiederherstellung der Ordnung in Verwaltung der Gerechtigkeit und der Finanzen. Durch eine Verordnung vom 18ten März 1437 erneuerte er die beyden Aemter des geistlichen und weltlichen Präsidenten nach der alten Form. **Ludwig der Eilfte**, sein Sohn, entfernte sich von diesem Gebrauch, in-

dem

dem er die erste Präsidentenstelle einem Layen über- 1351
trug. Im Gegentheil gab **Karl der Achte** die erste weltliche Präsidentenstelle dem Bischof von Lodeve, und kurz hernach unter **Ludwig dem Zwölften** erhielt sie **Johann Nicolay**, Requetenmeister des königlichen Hotels, im Jahr 1506, dessen Nachkommen jene Präsidentenstelle bis auf unsre Zeiten bekleidet haben.

Die **Räthe** *) **der Rechnungskammer**, so wie die Parlamentsräthe, waren in geistliche und weltliche abgetheilt; ein Gebrauch, der lange Zeit heilig beobachtet wurde. Nur eine Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetz findet man unter **Karl dem Siebenten**, als die Rechnungskammer zu Bourges ihren Sitz hatte. Die Zahl der Kammerräthe war vor Alters auf fünf gesetzt, wovon drey geistlich und zwey weltlich seyn musten. In der Folge vermehrte man diese Zahl; die Könige schufen neue Aemter; daher entstand der Unterschied zwischen ordentlichen und ausserordentlichen Räthen. **Franz der Erste** that dies, noch mehr sein Sohn **Heinrich der Zweete**, unter welchem die Räthe ihre Aemter wechselsweise halbjährig verwalteten. Als die geistlichen und weltlichen Kammerräthe noch dem Hofe nachfolgten, waren sie zugleich Richter und Referenten in Rechnungssachen. In der Folge überliessen sie das Referiren ihren **Clercs** oder Sekretarien, die man **kleine Clercs** **) nennte, zum Unterschied der Kirchenräthe. Diese Sekretarien wurden Anfangs von den Räthen ernennt und angeordnet, erhielten aber von den Königen Bestätigungsbriefe nebst dem Titel der **Clercs**, und in der Folge den Titel **Conseillers, Auditeurs.** Einige Zeit hernach wählte die Kammer einige **Auditeurs**, denen sie die Durchsicht und Verbesserung der Rechnungen, deren Prü-

*) *Maitres.* **) *Petits clercs.*

1351 fung durch die Vermehrung und Mannigfaltigkeit der Finanzen immer beschwerlicher wurde, anvertraute. Diese **Correcteurs** hatten Sitz und Stimme im Versammlungssaal der Räthe. **Karl der Siebente** änderte dies, und verordnete, daß sie an einem andern Ort von ihren Rechnungsuntersuchungen Bericht abstatten musten. Die Anzahl der Aemter bey der Rechnungskammer vervielfältigten sich so sehr, daß sie heut zu Tage aus einem Oberpräsidenten, zwölf andern Präsidenten, acht und siebenzig Räthen, acht und dreyßig Correcteurs und zwey und achtzig Auditeurs bestehet. Die Wichtigkeit der Angelegenheiten, die täglich bey der Rechnungskammer vorfielen, und ihre Geheimhaltung, erforderten, daß die Unterbedienten des Gerichtshofs nichts davon erfahren möchten. Sie musten daher, ehe sie angenommen wurden, eydlich versichern, daß sie weder lesen noch schreiben könnten *). **Colinet Malingre, Oberpedell** **) — ein Amt, das heut zu Tage den, der es verwaltet, adelt — war der erste, der im Jahr 1435 von der seinen Vorgängern vorgeschriebenen Unwissenheit dispensirt wurde. Die Erheblichkeit der Geschäfte und das undenkliche Alterthum dieser Gesellschaft haben ihr Vorzüge und Ehrenbezeugungen zuwege gebracht, wodurch sie den angesehensten Staatskollegien gleich wird. Bey öffentlichen Cärimonien geht der Hof der Pairs und die Rechnungskammer mit einander. Die Hof- und Kammerräthe sitzen beyde den Parlamentsräthen zur rechten Hand.

Wegen der besondern Aufmerksamkeit auf die Tilgung verschiedener in das Finanzwesen eingeschlichener Mißbräuche, schien König **Johann** ein treflicher

*) Vermuthlich doch auch, daß sie dies nicht lernen wollten: denn sonst würde ihr Eyd wenig genützt haben.

**) *Premier huissier.*

cher Regent zu werden. Seine natürliche Rechtschaf- 1351
fenheit und sein Edelmuth waren durch eine weise Erziehung noch mehr erhöhet worden. Ausser diesen Vortheilen hatte er das Beyspiel der Fehltritte seines Vaters vor sich, welches er aber — man begreift nicht warum — aus den Augen setzte, und dadurch den Staat an den Rand des Verderbens brachte. Mit seiner Unbesonnenheit vereinigten sich viele Umstände, deren Aenderung nicht in seiner Gewalt stand. **Die Epoche der schrecklichen Zerrüttungen** Frankreichs unter seiner Regierung war unstreitig das **Verlöbniß** seiner achtjährigen Tochter **Johanne** mit dem jungen **König Karl von Navarra.** Dieser Prinz, der unter der Regierung der Könige Johann und Karls des Fünften eine so verwünschungswürdige Rolle spielte, war ein Sohn **Philipps**, Grafen von **Evreux**, der durch seine Gemahlin **Johanne von Frankreich**, die Tochter Ludwigs des Zehnten, König von Navarra geworden war. Er besaß alle gute Eigenschaften, die durch eine schlechte Seele schädlich werden können, Verstand, Beredsamkeit, Geschicklichkeit, Kühnheit, Freygebigkeit. Er war der schönste und einnehmendste Mann seiner Zeit: aber dieses beneidenswerthe Aeusserliche ward durch die verhaßteste Denkart entehret. In seinem reitzenden Körper wohnte eine grausame, unbeständige, arglistige, rachsüchtige Seele, fähig, sich den unerhörtesten Ausschweifungen zu überlassen. Seine Einbildungskraft schien sogar neue Kräfte zu erlangen, wenn es auf den Entwurf einer schändlichen Handlung ankam. Sein Leben war ein Gewebe von Abscheulichkeiten. Man kann ihn mit Recht einen Inbegriff aller Laster nennen, und vielleicht ist er der einzige Uebelthäter unter den Grossen, der seinen Charakter nie durch eine tugendhafte Handlung verläugnet hat. Die Verachtung aller göttli-

1351 chen und menschlichen Gesetze, die Untreue, der verdeckte Haß, die unversöhnliche Empfindlichkeit, die ausgelassenste Unverschämtheit schienen in seiner schwarzen Seele mit einander um die Oberhand zu streiten. Verräthereyen, offenbare Empörungen, hinterlistige Unterhandlungen, Ueberraschungen, Meineyde, Meuchelmorde, Vergiftungen, waren die schrecklichen Beschäftigungen eines Prinzen, der zum Unglück des menschlichen Geschlechts gebohren zu seyn schien. Als das Triebrad der meisten Verschwörungen, als der ewige Stifter verderblicher Zwistigkeiten, zerrüttete er den französischen Staat, verheerte alle Theile desselben mit Feuer und Schwerdt, und brachte ihn mehr als einmal nahe an das äusserste Verderben. Zum höchsten Unglück steckte sein Beyspiel die französische Nation an, und befleckte den Edelmuth derselben mit unerhörten Verbrechen. Man nennte ihn **Karl den Schlimmen** oder **den Gottlosen**, und nie war wohl ein Beyname treffender und passender.

1352 In eben dem Jahr, da die Prinzeßin **Johanne** mit dem König von **Navarra** verlobt wurde, gieng auch die Vermählung des Konnetabels, **Karls von Spanien**, des Lieblings Königs **Johann**, mit **Margarethen von Blois**, einer Tochter **Karls von Blois**, vor sich. Diese Prinzeßin war die Nichte des Königs von Frankreich, indem **Karl von Blois** ein Sohn **Margarethens**, der Schwester **Philipps des Sechsten** war. Zur Begünstigung dieser Heyrath schenkte König **Johann** dem Konnetabel die Grafschaft Angouleme und die Schlösser Benaon und Frontenai l'abattü. Diese Ländereyen waren angewiesen auf die Zahlung von dreytausend livres Renten, die einen Theil vieler andrer Einkünfte ausmachten, welche dem König **Philipp von Navarra** und seiner Gemahlin **Johanne**, zur

Schadloshaltung wegen ihrer Rechte auf die Graf- 1352
schaften Champagne und Brie, waren versprochen worden. Diese Schenkung war der Keim des ersten Mißvergnügens von Seiten des Königs **Karl von Navarra**, und der Eifersucht gegen den Konnetabel, dem er Raub und Enterbung seines Vermögens vorwarf. Würklich waren auch diese Ländereyen dem König und der Königin von Navarra abgetreten worden: allein Johanne hatte vor ihrem Absterben einen zweeten Tausch mit Philipp dem Sechsten, in Ansehung der Grafschaft Angouleme und der Herrschaften Benaon und Frontenai l'abattû getroffen, für welche man ihr Pontoise, Beaumont an der Oise und Anieres gegeben hatte. Die Beschwerden des Königs von Navarra würden daher ungegründet gewesen seyn, wenn er den würklichen Besitz dieser Oerter erlangt gehabt hätte; aber so findet man keine Spur von der Erfüllung jenes Vertrags. Es erhellet so gar aus verschiedenen mit diesem Prinzen getroffenen Vergleichen, daß der Tausch nie ist vollzogen worden. Ohne auf diese Schwierigkeiten zu achten, die durch Befriedigung des Königs von Navarra gar leicht hätten können gehoben werden, folgte König Johann bey Austheilung seiner Gunstbezeugungen blos seiner blinden Neigung gegen den Konnetabel. Er hatte, sagt der gleichzeitige **Villani**, eine so sonderbare Liebe zu diesem Herrn, daß er sein Gutachten allen Rathschlägen seiner andern Minister vorzog; man machte, fährt er fort, dem König ein Verbrechen aus seinen übelgeordneten Leidenschaften gegen diesen jungen Mann.

Vornämlich fiel es dem jungen König von Navarra unerträglich, daß er, als Eydam des Königs von Frankreich, nicht den ersten Platz nach ihm besitzen sollte. Bey verschiedenen Gelegenheiten äusserte er seinen Unwillen durch beissende Spöttereyen ge-

1351 gen Karl'n von Spanien, worauf sich aber dieser nur noch übermüthiger bezeigte; zumal da König Johann stets seine Partey nahm, und den König von Navarra endlich so sehr aufbrachte, daß er den Hof verließ, und sich nach Evreux begab, wo er auf nichts weiter dachte, als wie er durch eine lebhafte Rache den Uebermuth des Günstlings dämpfen könnte. Er
1353 begab sich wieder nach Paris: es wollte ihm aber nicht gelingen, den vorsichtigen Konnetabel aus dem Weg zu räumen. Voll Verdruß kehrte er daher wieder zurück nach Evreux. Daselbst erfuhr er nach einiger Zeit, daß sich sein Feind zu Aigle in der Normandie aufhalte; er bediente sich sogleich dieses Umstandes, schickte einige Bösewichter dahin, und ließ den Konnetabel im Bett ermorden. Gleich nach vollbrachtem Streich schrieb König Karl an Johann, und bekannte sich ungescheut als Anstifter desselben; ja, er behauptete, er habe dies mit Recht gethan: weil er aber nicht zweifeln durfte, der König von Frankreich werde die That nicht ungerochen lassen, so schickte er in alle ansehnliche Städte des Königreichs ein Manifest, worinn er gleichfalls vorgab, der Konnetabel habe den Tod verdient; zugleich trug er viele verhaßte Dinge gegen die Regierung vor, und ermahnte die grossen Herren zu einem Bündniß, durch welches die königliche Macht verringert und die Auflagen abgeschafft werden könnten. Da er auch schon seit einiger Zeit heimlich die Partey des Königs von England ergriffen hatte, so suchte er sich nun noch mehr dadurch bey ihm einzuschmeicheln, daß er für den Prinzen von Wallis die aragonische Prinzeßin Konstantia zu werben suchte. Bey allen diesen verdrießlichen Schritten muste der König von Frankreich seinen Zorn verbergen. Er wuste, daß Eduard stets bereit stehe, entweder durch Güyenne oder Calais in Frankreich einzudringen; selbst der Waffen-

stillstand wurde bald da, bald dort überschritten. Auf 1353
der andern Seite kannte er die Macht und Argliſt
des Königs von Navarra, und dessen grossen An-
hang. In dieser schlimmen Lage stellte er sich, als
wenn er seinen Schwiegersohn, den König von Na-
varra, bedaure, als wenn er nicht begreifen könne,
wie er einer solchen That fähig gewesen wäre. Er ließ
ihm durch einige angesehene Herren und durch den
päbstlichen Legaten sagen; es wäre freylich unbillig,
daß er in der Sache des Konnetabels zu weit gegan-
gen sey; unterdes, da es einmal geschehen, so bät' er
ihn nur, die schmeichlerischen Hofleute von sich zu
entfernen, die ihn ohne Zweifel zu dieser Missethat
verleitet hätten. Ein so sanftes Verfahren that eine
sehr schlimme Würkung. Der König von Navarra
begriff leicht, daß man sich vor ihm fürchte, und er
mißbrauchte diese Schwäche des Hofs so sehr, daß
er nicht blos mit der Nachsicht desselben zufrieden war,
sondern auch die Grafschaften Champagne, Brie und
Angouleme verlangte. Nach vielen Unterhandlungen 1354
machte man zu Mantes einen Vertrag, welchemnach am 22.
König **Johann** die Grafschaften behalten, König Febr.
Karl aber dafür Beaumont, le Roger, Breteuil,
Conches, Pont Audemer, die Landschaft Cotentin,
und die Vicomteyen Valognes, Coutances und Ca-
rentan erhalten sollte. Den Herren von **Harcourt**,
Graville und andern Theilhabern an dem Mord des
Konnetabels, wurde verziehen, und ihnen verstattet,
dem König von Navarra wegen aller ihrer Güter in
der Normandie zu huldigen. Noch mehr, man gab
ihm sogar, zur Sicherheit wegen der Vollziehung die-
ses Vertrags, den zweeten Prinzen des Königs von
Frankreich, den Grafen von **Anjou**, als Geisel. Mit
solchen Vortheilen versehen und unter Begleitung ei-
ner starken Anzahl von Rittern, begab sich König am 3.
Karl nach Paris, und erschien vor dem Parlament, März.

1354 bey dem der König von Frankreich nebst den Pairs des Königreichs, dem Kardinallegaten von Boulogne und vielen Bischöffen, gegenwärtig war. Ohne zu erröthen, gestand er den Mord des Konnetabels, und bemühte sich, zu zeigen, wie rechtmäßig und verdienstlich er hierinn gehandelt habe; zugleich bat er aber doch um Vergebung, und versicherte, daß er keineswegs den Vorsatz gehabt habe, seinen Schwiegervater dadurch zu beleidigen. Mit grossem Ernst erwiederte der König, man würde die Sache untersuchen, und befahl dem neuen Konnetabel, **Jakob von Bourbon**, Grafen von **Ponthieu**, sich der Person des Königs von Navarra zu versichern. Kaum war dies geschehen, so traten zwo Fürbitterinnen für **Karl'n** herein, die Königin **Johanne**, Karls des Vierten Wittwe, und die Königin **Blanka**, Wittwe Philipps des Sechsten; die erste war die Tante des Königs von Navarra, die zwote dessen Schwester. Sie warfen sich dem König **Johann** zu Füssen, und baten durch den sie begleitenden Ritter **Regnault von Trie, Patrouillard** genannt, um Gnade. Hierauf ließ **Johann** durch den Konnetabel und die Marschälle den Prinzen zurückbringen, und der Kardinal von **Boulogne** redete ihn im Namen des Königs also an: „Monseigneur von Navarra, niemand darf sich wundern, daß der König von Frankreich mißvergnügt über euch ist, wegen eines Vergehens, das ihr selbst mündlich und schriftlich eingestanden habt. Es muß ihn dies um so mehr kränken, da ihr so genau mit ihm verbunden, da ihr sein Vasall, sein Pair, sein Eydam seyd. Aber dennoch sind es blos die hier gegenwärtigen Mesdames Königinnen, auf deren innigstes Bitten er euch aus gutem Herzen und aus gutem Willen verzeyht.„ Nach dieser Erklärung des Kardinals fielen der König von Navarra und die beyden Königinnen dem Kö-

nig von Frankreich wieder zu Füssen, und dankten 1354
ihm für die ertheilte Vergebung. Der König hob sie auf, und der Kardinal sagte mit lauter Stimme, daß diese Vergebung zu keiner Folge gezogen werden solle; denn wofern jemand einem der geringsten königlichen Beamten nach dem Leben stehen würde, so sollte derselbe nach der strengsten Gerechtigkeit, wär' es auch des Königs Sohn, bestraft werden. So endigte sich diese Art von Tragikomödie, wobey derjenige, der die Rolle des Richters spielte, sich einen grössern Zwang anthat, als der den Missethäter vorstellte. Dem König von Navarra kostete es nichts mehr, als die Stiftung einiger Messen, für die Seelenruhe des durch ihn getödteten Konnetabels. Graf **Johann von Harcourt** und **Ludwig von Harcourt**, dessen Bruder, erhielten gleichfalls Gnade, und die Erlaubniß, einige Monate hernach wieder bey Hof zu erscheinen. Es gieng die Rede, daß sie, um des Königs Gnade zu verdienen, ihm viele listige Ränke des Königs von Navarra und die geheimen Beweggründe des an dem Konnetabel verübten Mords entdeckt haben sollten. Unter andern hätten sie ihn benachrichtiget, daß sein Kammerherr, **Robert von Lorris**, mit dem König von Navarra in der engsten Vertraulichkeit stände, und ihm von allen Schlüssen des Staatsraths Bericht erstattete. Wenigstens war dies die gemeine Sage, als der Kammerherr den Hof und das Reich verließ. Demohngeachtet erhielt dieser Herr freyes Geleit, rechtfertigte sich, und wohnte nachher den Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und England bey, die in Gegenwart des Pabsts zu Avignon gehalten worden sind. Durch diese Unterhandlungen wurde doch abermals weiter nichts bewürkt, als eine **Verlängerung des Waffenstillstandes.**

1354 Zu Avignon hatte sich auch während eines Theils der Unterhandlungen der König von Navarra heimlich aufgehalten. Am häufigsten war er bey den Kardinälen von **Ostia** und **Boulogne**, und bey dem englischen Bevollmächtigten, dem Herzog von **Lancaster**, vorherigen Grafen von **Derby**; wo er dann seinen unruhigen, rachsüchtigen Geist zur Stöhrung des Friedenswerkes anwendete. Man erfuhr dies am französischen Hof, und König Johann schob nun seine Erklärung gegen einen Prinzen nicht länger auf, dessen Betragen keine Schonung mehr verdiente. Mit dieser Gesinnung begab er sich nach Caen, und gab Befehl zur Einziehung aller Ländereyen des Königs von Navarra. Aber was konnte eine blos gerichtliche Verordnung gegen einen Fürsten bewürken, der seine vornehmsten Plätze schon vorher hatte stärker befestigen und besetzen lassen? Die Befehlshaber in Evreux, Pont-Audemer, Cherbourg, Gaurai, Arranges und Mortagne achteten die so schlecht unterstützte Aufforderung nicht.

Unterdes arbeitete **Karl der Schlimme** an seiner Verbindung mit England fort. Der Herzog von **Lancaster** hatte von seinem König Vollmacht zu Unterhandlungen mit dem König von Navarra erhalten, der sich von Avignon in seine navarrischen Staaten begeben, wo er zweytausend Geharnischte zusammenzog, und mit ihnen bey Cherbourg landete. Bey dem noch daurenden Stillstand mit England würde es dem König von Frankreich leicht gewesen seyn, seinen Feind zu vertreiben und ihm Gesetze vorzuschreiben: aber die falsche Politik dieses Monarchen ließ es bey blossen Drohungen bewenden. Die Navarresen hingegen streiften häufig in die königlichen Landschaften, und bemächtigten sich der Stadt Conches wieder, des einzigen Platzes, den der König von Frankreich eingenommen hatte. Auf einer andern

Seite,

Seite, bey den Inseln Jersey und Guernsey, stand 1354
der Herzog von **Lancaster** bereit, die Umstände zu nutzen, und ohngeachtet des Stillstandes einen Einfall in die Normandie zu thun. In dieser Lage nahm der französische Hof abermals seine Zuflucht zu Unterhandlungen, und war froh, daß der erst verurtheilte König und die ihm anhängenden Herren, deren Zahl sich auf dreyhundert belief, nichts weiter verlangten, als eine Verzeihung und Vergessenheit alles Vorgegangenen, sogar der von ihm begangenen Verbrechen der beleidigten Majestät. Die durch den Vertrag zu Mantes Karl'n zugestandenen und bisher noch nicht erfüllten Vortheile wurden ihm aufs neue zugesagt; und dadurch wurde ihm König Johann hunderttausend Schildthaler schuldig.

Der Waffenstillstand mit England näherte sich hierüber seinem Ende, und **Eduard** rüstete sich ernstlich, die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Er schloß in der Eile mit Schottland einen Vertrag, nach welchem er den bisher gefangen gehaltenen König **David Bruis** für ein Lösegeld von neunzigtausend Mark Silber ausliefern sollte; es verzog sich aber hiermit noch drey Jahre lang. Unterdes schienen **Eduards** Gesinnungen gegen Frankreich äusserlich immer noch friedfertig. Er schickte aufs neue Bevollmächtigte nach Avignon, wo auch französische Gesandte waren, und erbot sich sogar, den Pabst **Innocenz** als Schiedsrichter anzunehmen. Allein, aus verschiedenen Briefen, die der Pabst zur selbigen Zeit an den König von England geschrieben, erhellet, daß Eduards übertriebene Forderungen den Frieden unmöglich gemacht haben. Er verlangte z. B. Güyenne, Artois und Guines mit unbeschränkter Oberherrschaft. Das ganze Friedensgeschäfte zerschlug sich, und man griff wieder zu den Waffen.

Der

1355 Der König von England entschloß sich, seinen Feind von zwo Seiten anzugreifen, von Güyenne aus, unter der Anführung des Prinzen von **Wallis**, und von Calais, in eigner Person. Der junge **Eduard** lief in der Garonne mit seiner Armee ein, auf einer Flotte von dreyhundert Segeln. Nach erlangter Verstärkung der Vasallen in Gascogne zog er ins Feld, verheerte und verwüstete alles, nach der damaligen Art Krieg zu führen. Er ließ die meisten Dörfer und verschiedene Städte in Languedok verbrennen; er ließ sich vor Toulouse sehen, setzte über die Garonne, und legte die Vorstädte von Carcassonne in die Asche. Nach einer Streiferey von sechs Wochen kam er mit vieler Beute und einer Menge Gefangener wieder nach Güyenne, wo er sein Winterlager nahm. Der Konnetabel von **Bourbon**, der in jenen Gegenden kommandirte, durfte auf Befehl des Königs kein Treffen wagen, ob er sich gleich an der Spitze einer stärkern Armee befand. Andern Nachrichten zu Folge war dessen Mißhelligkeit mit den übrigen Befehlshabern Schuld daran.

Eben so war der Einfall des Königs von England auf der Seite von Calais beschaffen. Seine zahlreiche Armee plünderte das offene Land völlig aus. Er rückte gegen St. Omer hin, wo sich der König von Frankreich gesetzt hatte, und da dieser sich zurückzog, folgte er ihm nach Hesdin. **Johann** hielt sich immer in einiger Entfernung, und vermied ein Treffen: um aber seine Ehre zu retten, schickte er **Eduarden** eine Ausforderung zu, ein Haupttreffen mit ihm zu wagen. Der König von England, der in der Ausforderung keinen Ernst fand, und an verschiedenen Bedürfnissen Mangel litte, zog sich nach Calais zurück, und begab sich von da nach England, um sein Reich vor einem bevorstehenden Einfall der Schotten zu schützen.

An

An diesen Verwüstungen des Reichs hatte der 1355
König von Navarra keinen Antheil genommen, aber dafür ins Geheim desto schädlichere Ränke geschmiedet. Gleich nach dem letzten Vertrag suchte er sich bey dem Dauphin Karl einzuschmeicheln und ihn zu verführen. Die Jugend dieses Herrn — denn er war damals siebzehn Jahr alt — das Sanfte seines Charakters, sein Edelmuth und seine Unerfahrenheit, machten ihn aller Eindrücke, die man ihm geben wollte, empfänglich. Durch den äussern Schein des Zutrauens und der Freundschaft ließ er sich von einem Treulosen dahinreissen. König Karl gab ihm mit seiner verführenden Beredsamkeit und Feinheit zu verstehen, daß ihn der König, sein Vater, tödtlich hasse, und zum vornehmsten Beweis dieser Behauptung führte er an, daß ihm derselbe bis jetzt noch keine Appanage gegeben habe. Und doch war Karl schon damals in dem völligen Besitz und Genuß des Delphinats; und doch ließ er sich bereden, zu glauben, sein Vater betrage sich hart und unbillig gegen ihn. Der Verräther brachte ihn nach und nach so weit, daß der Dauphin sich entschloß, den Hof heimlich zu verlassen, und sich zu seinem Oheim, Kaiser **Karl dem Vierten**, zu begeben. Schon war der Tag der Flucht bestimmt; der Dauphin bat den König von Navarra, der sich damals auf seinen Gütern in der Normandie aufhielt, ihm einige Leute zu schicken, auf die er sich verlassen und die ihm zur Flucht behülflich seyn könnten. **Karl der Schlimme**, voll von Vergnügen über den guten Fortgang seiner Anschläge, begab sich nach Mantes, um desto näher bey der Hand zu seyn, und dreyßig wohl bewaffnete Männer erwarteten zu St. Cloud den vermuthlichen Kronerben, um ihn der Willkühr des gottlosesten Menschen zu überliefern. Zum Glück wurde der Dauphin noch zur rechten Zeit der Schlinge gewahr,

1355 wahr, die man seiner Unschuld legte; er sah die schlimmen Folgen eines solchen unbesonnenen Schritts voraus, erkannte seinen Fehler, und gestand ihn sogar seinem Vater. König Johann, nicht sowohl erstaunt über die höchst strafwürdige Kühnheit des Königs von Navarra, als gerührt durch die Reue seines Sohns, verzieh diesem nicht allein, sondern auch allen, die auf irgend eine Art an dem Vorhaben Theil genommen hatten. Erst in der Folge erfuhr man die wahren Absichten des Königs von Navarra; sie giengen auf nichts geringers, als auf die Absetzung und Ermordung des Königs von Frankreich, wovon er aber freylich dessen Sohn nichts hatte wissen lassen. Um auch auf die Zukunft den Mißvergnügten allen Vorwand zur Verführung des Dauphins zu benehmen, überließ ihm sein Vater das Herzogthum Normandie.

Ein mächtiger Beweggrund zwang den König und seinen Prinzen — den wir von nun an Herzog von der Normandie nennen wollen — den Würkungen ihres Widerwillens gegen den König von Navarra und dessen Anhänger fürs erste Einhalt zu thun. Die Reichsgeschäfte befanden sich damals in einer sehr kritischen Lage. Die zur Fortführung des Kriegs dienende Quellen waren vertrocknet; es war nichts weiter übrig, als der gute Wille der Nation; von ihr muste alles erwartet werden. Zu dem Ende wurden die verschiedenen Stände derselben zusammen berufen.

Da der vornehmste Beweggrund solcher Reichsversammlungen in Erwerbung der zum Krieg nöthigen Fonds bestand, und da gemeiniglich der gröste Theil der Auflagen auf den Mittelstand fiel, so musten die Stimmen der Abgeordneten des Volks nothwendig den stärksten Einfluß in die Berathschlagungen haben. Stufenweiß gewann der dritte Stand

ein

ein Obergewicht; nachdem er einige Zeitlang dem An- 1355
sehn des Adels die Waage gehalten hatte, so wagte er es, die Rechte der oberherrlichen Macht zu prüfen und die Gränzen derselben anzugreifen. In der allgemeinen Reichsversammlung des Jahrs 1355 machte er damit den ersten Versuch. Man siehet, wie in derselben die Staatsverwaltung in verschiedenen Stücken anders geordnet und verbessert wird, wie der König mit seinen Unterthanen Unterhandlungen pflegt, wie er ihr statt der verwilligten Auflagen den Gewinnst des Münzprägens überläßt, und wie das Volk die Vertheilung und Erhebung der Auflagen macht, und die Verwaltung der Finanzen anordnet. Verschiedene Schriftsteller haben die auf die Vorstellung der Stände im Jahr 1355 vom König Johann ausgestellte Erklärung mit dem durch einen Prinzen gleiches Namens der englischen Nation ertheilten grossen Freyheitsbrief verglichen. Man kann daher nicht umhin, hier einen kurzen Begriff von den Berathschlagungen dieser berühmten Versammlung vorzulegen, zumal da man daraus nicht allein die Maasregeln, die man damals wegen Führung des Kriegs und wegen der innern Polizey genommen, sondern auch viele wesentliche Theile der Staatsverwaltung und Beschaffenheit mancher Gebräuche jenes Zeitalters kennen lernen kann.

Die aus den Abgeordneten von Languedoyl *) bestehende Versammlung wurde in dem gross- 2 Dec.

sen

*) So wurde, wie auch schon ist erinnert worden, der nördliche oder grössere Theil Frankreichs bis an die Garonne genennt, im Gegensatz des südlichen, der Languedok hieß. Languedoyl wurde auch das Gewohnheitsland genennt, Pays coutumier, weil es nach dem Gewohnheitsrecht, Languedok hingegen nach dem geschriebenen Recht regiert wurde.

1355 sen Saal des Parlaments gehalten. Peter de la Foreſt, Kanzler von Frankreich und Erzbiſchof von Roüen, that den Vortrag im Namen des Königs. Nachdem er vorgeſtellt hatte, daß der König ſich in einen heftigen und gefährlichen Krieg mit dem König von England verwickelt befinde, erſuchte er die Stände, über den Beyſtand zu rathſchlagen, den ſie ihm zur Führung dieſes Kriegs bewilligen könnten. Der König, ſetzte er hinzu, wolle den Beſchwerden über das Münzweſen gern durch Ausprägung beſſerer Sorten abhelfen, wenn man ihn nur bey dieſem Krieg hinreichend unterſtützen würde. Die drey Stände, nämlich die Geiſtlichkeit durch **Johann von Craon**, Erzbiſchof zu **Reims**, der Adel, durch den Herzog von **Athen**, der eigentlich **Walther der Sechſte**, Graf von **Brienne** hieß, und der bald hernach Konnetabel wurde, und die Städte durch **Stephan Marcel** oder **Martel**, Prevot des Marchands zu Paris; die Stände, ſage ich, verſicherten, daß ſie mit dem König leben und ſterben wollten, und daß ihr Leben und Vermögen zu ſeinen Dienſten ſtehe. Sie baten hierauf um Erlaubniß, mit einander über die ſchicklichſten Mittel zur Herbeyſchaffung des verſprochenen Beyſtandes und über die Vorſtellung wegen Abſchaffung vieler in die Staatsverwaltung eingeſchlichenen Mißbräuche zu rathſchlagen. So endigte ſich
am 3. Dec. die Sitzung, und am folgenden Tage fiengen die Berathſchlagungen an.

Der erſte Artikel, wegen deſſen man übereinkam, und woraus man ein unverletzliches Geſetz machte, beſtand darinn, daß alles, was durch die Stände würde vorgetragen werden, nicht anders gültig ſeyn ſollte, als wenn alle drey einmüthig darüber zuſammenſtimmen würden, und daß die Stimme zweener Stände den dritten, der andrer Meynung wäre, nicht ſollte verbindlich machen können. Hier-

aus

aus schon kann man urtheilen, wie groß damals das 1355
Ansehn des Tiers Etat gewesen seyn müsse, da er
die Gleichheit der Stimmen mit der Klerisey und dem
Adel, dessen Sklave er zwey Jahrhunderte vorher ge-
wesen war, gleichsam theilen durfte. Nach dieser
Verabredung nahm man die Punkte in Ueberlegung,
welcher wegen die Versammlung war angestellt wor-
den. Es wurde beschlossen, den Feinden ein Heer
von dreyßigtausend geharnischten Männern entgegen
zu stellen, welches ohngefähr neunzigtausend Reuter
betrug, wenn man rechnet, daß zu jedem derselben
wenigstens zween Waffenträger oder Trabanten zu
Pferd gehörten; hierzu muste nun noch erst das Fuß-
volk aus den Kommunen des Königreichs kommen.
Um die nöthigen Mittel zur Unterhaltung dieser Trup-
pen aufzubringen, legte man eine Steuer auf das
Salz und eine Abgabe von acht Denarien für jeden
livre aller verkäuflichen Waaren und Lebensmittel;
Erbschaftssachen ausgenommen. Dies sollte ein
Jahr lang währen, und niemand davon ausgeschlossen
seyn. Zur Vorbeugung alles und jeden Vorwandes
unterwarf sich der König mit seiner Familie eben die-
ser Auflage. Die Stände behielten sich die Wahl de-
rer vor, denen die Einnahme und Verwaltung dieser
Steuer anvertrauet werden sollte. Ungern willigte
der König und sein Rath in diesen Punkt, der dem
Oberherrn den freyen Gebrauch der zum Krieg be-
stimmten Hülfsquellen entzog. Man glaubte, daß
diese Auflage zur Unterhaltung einer solchen Armee
hinreichend seyn würde, indem man auf jeden Tag
funfzigtausend livres rechnete *).

*) Denn seit der Regierung Philipps des Sechsten ko-
stete die Unterhaltung eines jeden ganz gerüsteten Reu-
ters nebst seinen Begleitern täglich dreyßig Sous, oder
anderthalb Livres, welches eigentlich nur 45000 Li-
vres

1355 Der König billigte alles, was die Stände ausgemacht hatten, und gab eine Verordnung heraus, die mit den zur Führung des Kriegs genommenen Maasregeln und mit den Vorstellungen wegen Abschaffung gewisser Mißbräuche im Regiment übereinstimmte. Diese Verordnung regulirte die Erhebung der Salzsteuer und der andern Auflagen, die Wahl von neun allgemeinen Oberaufsehern, wovon jeder Stand drey wählen sollte, die Ernennung der besondern Abgeordneten in die Provinzen, welche die speciellere Eintheilung machen sollten, nach welcher die Auflage zu entrichten war; ferner den Eyd, den diese Beamte in Gegenwart der königlichen Räthe schwören sollten; endlich die Anwendung dieser blos zum Krieg bestimmten Fonds, bey welcher weder der König noch seine Leute zugelassen werden sollten. Der König machte sich anheischig, die einkommenden Summen nicht zu verringern, noch sie zu andern Angelegenheiten zu brauchen; würde er diesem entgegen handeln, so sollten die Oberaufseher und Abgeordnete vermöge ihres Eydes verbunden seyn, nicht zu gehorchen, und sich allen vielleicht darüber entstehenden Gewaltthätigkeiten zu widersetzen. Die Entscheidung der Streitigkeiten, die etwan unter den allgemeinen Oberaufsehern entspringen könnten, sollte von dem Parlament abhängen, und die Durchsicht der Rechnungen dem Staatsrath überlassen werden. Weil die Auflage auf ein Jahr bewilliget ward, so sollte die Versammlung der Stände gleich nach Verlauf desselben wieder gehalten werden.

Was die vorgebrachten Beschwerden betrift, so heißt es in der Verordnung weiter: Weil der König von dem ausnehmenden Gehorsam und der Liebe seiner

vres betrüge: aber die übrigen 5000 Livres konnten leicht für andre Truppen und für die grosse Menge von Kriegsbedürfnissen aufgehen.

ner Völker überzeugt, und weil er von den Klagen 1355
über ihr bisheriges Mißgeschicke gerührt ist; so verspricht er sowohl für sich, als für seine Nachfolger, daß von nun an eine beständig fortdaurende gute Münze geschlagen werden soll, nämlich Denarien von feinem Golde, deren zwey und funfzig auf eine Mark gehen, und ein jeder zwanzig Pariser Sols gelten soll, und dann auch nach Verhältniß das weisse oder Silbergeld, so daß eine Mark Gold am Werthe gleich seyn soll eilf Marken Silber. Für die Bequemlichkeit des Pöbels *) sollte an einem bestimmten Tag jeder Woche schwarze oder Scheidemünze, ganze und halbe Denarien von Kupfer ausgeprägt werden. Um den Zustand des Münzwesens auf einen festen Fuß zu setzen, verordnete der König, daß, wenn die grobe Münze umzulaufen anfangen würde, die Prälaten, Kapitel, Edelleute und Vornehmsten in jeder Stadt ein Modell oder Maaß zur Berichtigung des Gewichts, des Gehalts und Schrots der Münzen haben, und in der Folge allen Veränderungen der Münzen vorbeugen sollten. Die Aufsicht über das Münzwesen sollte verständigen und rechtschaffenen Personen, die den Eyd in die Hände des Monarchen abgelegt haben, anvertrauet werden. Der Artikel vom Münzwesen wurde mit dem Versprechen des Königs beschlossen, daß er diese Verordnung vollziehen, und sie durch die Eydschwüre des Herzogs von der Normandie, seiner drey andern Kinder, der Prinzen vom Geblüte, des Kanzlers, der Parlamentsglieder, der Kammerräthe, des Staatsraths, der Schatzmeister und der Münzbedienten wolle bestätigen lassen. Sollten, setzte er hinzu, übelgesinnte Leute zum Gegentheil rathen, so sollen sie augenblicklich ihrer Bedienungen entsetzt und für unfähig erklärt werden, irgend eine andre in Zukunft zu verwalten. Zu Folge

*) Le menu peuple.

1355 dieses Gesetzes über die Unveränderlichkeit der Münzsorten wurden nun auch die zum Zerschneiden oder Durchlöchern derselben bestellte Leute, als überflüßig, von ihrem Geschäfte abgerufen.

Hierauf folget in der Verordnung ein andrer Punkt, von nicht geringerer Erheblichkeit, der besonders für die öffentliche Ruhe vortheilhaft war. Der König entsagte auf immer so wohl für sich als für seine Gemahlin, seine Kinder, Prinzen vom Geblüt, als auch für alle Kronbediente, dem bisher gebräuchlichen Rechte, auf ihren Reisen von den Unterthanen Getraid, Wein, Lebensmittel, Fuhrwerke, Pferde oder andre Dinge, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, zu nehmen. Doch behielt man sich das Recht vor, wenn er reisen würde, seinen Haushofmeistern gewisse Bedürfnisse reichen zu lassen, als Stühle, Tische, Tischgestelle *), Betten, Stroh und Heu, wie auch Fuhrwerke, welches alles aber entweder gleich an dem ersten Tag ihres Gebrauchs oder am folgenden für einen billigen Preis bezahlt werden soll: geschähe dies aber nicht, so sollten diejenigen, die es empfangen haben, vor dem Richter des Orts, oder vor dem Stadtrichter zu Paris verklagt werden können. In Ansehung aller andern Personen, von welchem Stande sie auch immer seyn mögen, die sich etwan eines ähnlichen Rechts bedienen wollten, erlaubte der König, ihnen sich nicht allein zu widersetzen, und zwar, wo nöthig, mit Hülfe der Nachbarn und der nächsten Gemeinden, sondern auch, im Fall einer Gewaltthätigkeit, alle, die etwas würden genommen haben, als Räuber und Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu strafen. Die Richter sollten bey den strengsten Strafen verbunden seyn, über die Vollziehung dieses Befehls zu wachen. Um diesem Gesetz noch mehr Kraft zu geben, wurde hinzugesetzt, daß der königliche

*) *Treteaux.*

che Generalprokurator alle, die dawider handeln wür- 1355
den, mit der gröſten Strenge verfolgen ſollte, ſelbſt dann, wenn keine Klage darüber geführt werden würde.

Aus dieſem einzigen Artikel der Verordnung kann man von den Bedrückungen urtheilen, denen das Volk damals ausgeſetzt war; die grauſamſte Tyranney, die durch den Gebrauch und das Recht war gut geheiſſen worden! Durch dieſe Erklärung befreyte König Johann ſeine Unterthanen ganz von dieſer Sklaverey. Er verſprach ſogar, auch alsdann über dieſen Punkt zu halten, wenn die Stände ihn hülflos laſſen oder die verſprochenen Steuern nicht auftreiben würden. Er machte auch ſich, ſeine ganze Familie und alle ſeine Bediente verbindlich, niemals von irgend einer Perſon Geld zu borgen, wenn dieſe nicht willig darzu ſeyn ſollte.

Allen Gläubigern ward verboten, ihre Schulden einer mächtigern Perſon zu cediren, bey Verluſt ihrer Schulden und bey einer beliebigen Geldſtrafe. Alle Schulden der Pächter öffentlicher Gefälle, oder, wie ſie damals hieſſen, der lombardiſchen Wucherer, ſollten nach zehn Jahren verfallen ſeyn. In Anſehung andrer Schulden ſollten die Schuldner nicht anders, als bey ihrem ordentlichen Gerichtsſtand belangt werden können.

Durch eben dieſes Edikt verordnete der König, daß alle Gerichtsbarkeit den ordentlichen Richtern überlaſſen werden, und daß man von nun an keinen ſeiner Unterthanen mehr vor ſeinen Haushofmeiſter, Konnetabel, Marſchällen, Admiralen, Forſt- und Jagdaufſehern ꝛc. gerichtlich belangen ſollte. Doch wurde den königlichen Requetenmeiſtern die Gerichtsbarkeit über die königlichen Hausbedienten, jedoch auch nur in Perſonalſachen und Vertheidigungsweiſe vorbehalten; ſo auch die Gerichtsbarkeit der Mar-

1355 schälle und Forstbeamten in ihren Fächern. Den letztern wurde besonders die Erkennung über Jagdangelegenheiten in den Revieren der Prälaten und der hohen Vasallen untersagt. Alle neu angelegte Wildgehege und die blos zur Jagdlust auf Ländereyen angelegt sind, welche nützlicher gebraucht werden können, sollten abgeschafft werden, um den Mißbräuchen vorzubeugen, welche die Jagdbedienten durch Erweiterung der alten oder durch Anlegung neuer Gehege eingeführt hatten.

Da auch das Volk viele Beschwerden führte über die häufigen Bedrückungen und Bosheiten der Gerichtsdiener, so versprach der König, nicht allein ihre übermäßige Anzahl einzuschränken, sondern ihnen auch ausdrücklich und bey schwerer Strafe zu verbieten, unbillige Forderungen und Eintreibungen auszuüben, und ihre Dienste durch andre verrichten zu lassen.

Zur Versicherung der Ruhe und Freyheit des Handlungswesens wurde alle Art des Gewerbes den Mitgliedern des Staatsraths, den Präsidenten und Räthen des Parlaments, Requetenmeistern, Kammerräthen, Schatzmeistern, Einnehmern, Forstmeistern, Hofschenken, Hofbeckern, Stallbedienten, Münzbedienten, Seneschallen, Prevots, Amtleuten, Prokuratoren und Sekretarien des Königs, Kastellanen, überhaupt allen Richtern und Civilbedienten untersagt, bey Strafe der Wegnahme der Waaren und einer willkührlichen andern Bestrafung.

Alle vorherige Vergehungen gegen die Münzen, sowohl bürgerliche als peinliche, (das Verbrechen der falschen Münze und die Verschleppung des Geldes aus dem Königreich ausgenommen), sollten, wegen der von den Ständen verwilligten Subsidien, verziehen und vergeben seyn. — Der König versprach ferner, kein Aufgebot an die Aftervasallen ohne

offenbar

offenbar dringende Ursache ergehen zu lassen. — Alle 1355
andre Subsidien sollten während der Erhebung der bewilligten Steuern aufhören. Würde der Krieg länger als ein Jahr dauren, so sollten die Stände sich aufs neue versammlen, um neue Steuern anzuordnen. Sollten alsdann die Stände keine hinreichende Steuern aufbringen können, so behielt sich in diesem Fall der König die Macht vor, zu seinem Münzrecht und zu andern Befugnissen seine Zuflucht zu nehmen. Doch sollte hiervon die Wegnahme der Lebensmittel und des Hausgeräthes gänzlich ausgeschlossen seyn.

Der Rest der Verordnung betrift blos den Kriegsdienst. Alle Betrügereyen bey den Musterungen sollen bey Verlust der Waffen und der Pferde, und bey einer willkührlichen Strafe unterbleiben. Zur Vorbeugung aller Mißbräuche, die dabey vorgehen könnten, ward verordnet, daß die Abgeordneten der Stände den Musterungen beywohnen, daß keinem Kriegsmann blos auf sein Wort oder seine Schrift geglaubt werden solle, selbst die Prinzen vom Geblüt und die Herren nicht ausgenommen; daß ferner keinem Sold gegeben werden sollte, als denen, die sich in voller Rüstung zeigen würden; daß die Pferde gezeichnet werden sollten, damit kein Unterschleif bey den Musterungen vorgehen könnte; daß endlich kein Ritter ohne Urlaub sich aus dem Königreich sollte entfernen können: den hohen Officieren sollte eingeschärft werden, nichts von denen zu fordern, die gegen den Feind zu Wasser oder zu Land Streifereyen unternehmen würden. Die Kapitäne sollten für die durch ihre Leute verübten Unordnungen stehen. Die Truppen sollten in den Städten auf ihrem Marsch nicht länger als einen Tag liegen, deswegen war erlaubt, ihnen die Lebensmittel zu versagen, wenn sie über diese Zeit bleiben wollten, und sie sogar zum Fortziehen zu zwingen. Endlich versprach der König, sein Mög-

1355 lichstes zur schleunigen Beendigung des Kriegs zu thun, und weder Frieden noch Stillstand, ohne Beystimmung und Rath der Abgeordneten der drey Stände, zu schliessen. Um auch den Krieg desto eher anfangen und lebhafter führen zu können, sollte sogleich allen Kriegsleuten bey harter Strafe befohlen werden, sich beym ersten Aufgebot unverzüglich mit ihren Waffen und Feldgeräthe auf dem bestimmten Sammelplatz einzufinden.

1356 Die in dieser Reichsversammlung genommenen Maasregeln zur Entdeckung der nöthigen Hülfsquellen thaten doch nicht die gewünschte Würkung. Der König hatte mehr als einmal vorgestellt, die von den Ständen bewilligte Beyhülfe würde nicht hinreichen, eine allgemeine Kopfsteuer hingegen weit sicherer und minder beschwerlich für die Einnahme seyn. Um aber doch den guten Willen der Stände nicht zu beleidigen, nahm er die angebotene Beysteuer an; doch musten die Abgeordneten der drey Stände versprechen, im Monat März wieder nach Paris zu kommen und zu überlegen, ob man mit den erhobenen Steuern reichen würde. Sie versammleten sich auch würklich

am 1. März. wieder am ersten März, ausgenommen verschiedene Städte in der Picardie und ein Theil des Adels in der Normandie, welche zusammen eine besondre Versammlung zu Vaudreuil hielten, wo die Anhänger des Königs von Navarra, besonders der Graf von Harcourt, öffentliche Zeugnisse ihrer unedlen und verrätherischen Denkart ablegten. Man versichert, daß der Graf von Harcourt die beleidigendesten Reden gegen den König Johann, den er überhaupt auf eine unversöhnliche Art haßte, ausgestossen, ihn für einen schlechten Menschen erklärt und für keinen König erkannt habe.

Die Abgeordneten der drey Stände fanden würklich, daß die bewilligte Beysteuer zur Unterhal-

tung

tung der Truppen nicht hinreichen würde; zumal da 1356
ein grosser Theil der Einwohner verschiedener Provinzen widerspenstig hierin war. Man sah sich daher genöthiget, der Meynung des Königs zu folgen, und eine **allgemeine Kopfsteuer** auf alle Unterthanen des Königreichs zu legen, ohne die Prinzen vom Geblüte, den Adel und die Klerisey davon auszuschliessen. Diese Kopfsteuer ward nach dem Verhältniß des Vermögens angelegt; von hundert Livres Einkünften sollten vier Livres, von einem Vermögen unter hundert Livres vierzig Sols, und von einem Vermögen unter vierzig Livres zwanzig Sols erlegt werden. Diese Auflage wurde dadurch noch lästiger, daß die Arbeitsleute, Handwerker und besoldeten Personen, deren Vermögen oder Besoldung sich jährlich nur auf hundert Sols belief, auch mit zehn Sols angesetzt wurden. Selbst die beweglichen Güter waren unter dieser Taxe begriffen; man bezahlte für Meubeln, die tausend Livres werth waren, so viel, als für hundert Livres Einkünfte. Niemand war davon ausgenommen, als die Wittwen, die Pflegkinder, die Nonnen, die strengen Kloster- und Bettelmönchorden.

Zu eben der Zeit, da man auf den Empfang eines auswärtigen Feindes dachte, zeigte sich im Reiche selbst der erste Funken eines allgemeinen Feuers, das in der Folge ausbrach und das ganze Reich entzündete. Das gemeine Volk zu Arras empörte sich, der Adel wollte sich dem ersten Ausbruch des Aufruhrs widersetzen: da aber die Anzahl der Rebellen alle Augenblicke sich vergrösserte, so muste er weichen; und bey dieser Verwirrung kamen über zwanzig Standespersonen um. Diese Frechheit blieb nicht unbestraft; der Marschall **Arnulf von Andreghen** kam nach Arras, ohne daß es schien, als wenn er den Vorsatz hätte, irgend eine Strenge auszuüben. Am andern Tag nach seiner Ankunft ließ er hundert der

vor-

1356 vornehmsten Meutmacher gefangen nehmen und zwanzig von ihnen vor den Augen des Volks köpfen. Dadurch ward die Ruhe wieder hergestellt.

König **Johann** beschloß hierauf die Ausführung eines schon lang entworfenen Plans. Nach dem Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller vergaß er nie den Mord des Konnetabels, **Karls von Spanien**, und unterhielt stets das Verlangen, ihn an den Urhebern desselben zu rächen. Diese und so viele andre höchst empfindliche Beleidigungen, deren sich der König von Navarra und dessen Anhänger gegen ihn schuldig gemacht, ihre seinen Absichten stets entgegengesetzte Ränke, die Verschwörung, in die sie die Unschuld des Dauphin zu verwickeln gesucht hatten, die hernach entdeckten Folgen dieses Unterfangens, die Vergebung, die er aus Noth ihnen angedeyhen lassen muste, ihre Bestrebungen, die zum Besten des Königs und des Staats entworfenen Schlüsse der drey Reichsstände fruchtlos zu machen; alles muste dahin abzielen, den Unwillen des Königs zu nähren. Dennoch hatte er ihn bis jetzt nicht zum Ausbruch kommen lassen, und die Begierde nach einer vollständigen Rache hielt seinen natürlichen Ungestüm zurück. Der Herzog von der **Normandie** unterstützte die Absichten seines Vaters. Er hielt sich damals zu Rouen, der Hauptstadt seiner Appanage, auf. Sein Hof war zahlreich, und er fand leicht Mittel, den König von Navarra öfters an denselben zu ziehen, und eine genaue Verbindung mit ihm zu unterhalten. Die Herren von dem Gefolge **Karls des Schlimmen** begleiteten ihn gemeiniglich bey seinen häufigen Reisen von Evreux nach Rouen. Eines Tags lud ihn der Dauphin zu einem grossen Gastmahl ein, bey dem er sich würklich mit seinen getreuesten Anhängern einfand. Noch vor Anbruch dieses Tags war der König von Frankreich von dem

am 5 Apr.

Dorfe

Dorfe Manneville, in Begleitung von hundert Lan- 1356
zen, worunter sein zweeter Sohn, Graf **Ludwig von Anjou**, und sein Bruder, der Herzog von Orleans, war, aufgebrochen, und begab sich in ein Dorf bey Rouen, um die Zeit der Mittagstafel abzuwarten. Dann zog er durch ein abgelegenes Thor in das Schloß ein, besetzte alle Eingänge desselben, trat unter starker Begleitung in das Tafelzimmer, und gab sogleich Befehl, sich des Königs von Navarra und der ihm zugehörigen Herren zu bemächtigen. Einige retteten sich dennoch: die andern aber wurden in verschiedene Zimmer gebracht und genau bewacht. Bey der Tafel überlegte der König mit dem Dauphin und seinen vornehmsten Begleitern, wie man mit den Gefangenen verfahren sollte. Es ward beschlossen, daß der Graf **Johann von Harcourt**, die Herren **von Graville**, **Maubue von Mainemars**, und **Olivier Doublet**, ohne Verzug bestraft werden sollten. Der König ließ sie auf ein nahe gelegenes Feld führen, das noch heut zu Tage das Vergebungsfeld *) heißt, und ihnen in seiner Gegenwart die Köpfe abschlagen. Ihre Leichname hängte man an einen Galgen und steckte ihre Köpfe dabey auf Pfähle. Der König von **Navarra** ward nach Paris ins Chatelet gebracht, und die übrigen Mitgefangenen wurden freygelassen, weil der König so genau nicht untersuchen wollte, welcher unter ihnen eine oder keine Strafe verdient hätte.

Die Gefangenschaft des Königs von Navarra und die Todesstrafe der mit ihm ergriffenen Herren, dämpfte nicht etwan den Eifer ihrer Anhänger, sondern war vielmehr ein Zeichen zum Aufruhr eines Theils der Normandie. **Philipp**, Bruder des Königs von Navarra, sammlete alle Freunde seines Hauses, befestigte die haltbaren Plätze in den Landschaften

*) *Le champ du pardon.*

1356 ten seines Bruders, und beschloß, sich bis aufs Aeuſ-
ſerſte zu vertheidigen. Der Adel und die meisten
Städte der Provinz, ohnehin unzufrieden über die
Regierung, ergriffen entweder die Partey der Navar-
resen, oder blieben parteylos. **Gottfried von**
Harcourt, der unter der vorigen Regierung die Eng-
länder in das Königreich geführt hatte, bezeigte sich
bey diesen Umständen als der hitzigste Feind des Kö-
nigs von Frankreich. Der schmerzliche Schimpf, den
seine Familie eben jetzt erlitten, rechtfertigte gewisser-
massen diese zwote Empörung, und er gieng mit **Phi-**
lippen von Navarra so weit, daß sie sich in ein
förmliches Bündniß mit dem König von England ein-
liessen. **Eduard** war um so viel mehr hierzu bereit,
da die vorhin genannten Herren vornämlich einer Ver-
schwörung mit ihm gegen den König von Frankreich
waren beschuldiget worden. Er ließ ohne langen
Verzug ein an den Kaiser, den Pabst und an alle
Fürsten der Christenheit gerichtetes Schreiben aus-
streuen, worinn es unter andern heißt: „Wir halten
„Uns verbunden, den Schleyer wegzureissen, der die
„Wahrheit verbirgt, und sie ganz nackend darzustel-
„len. Jedermann weiß, daß **Johann von Frank-**
„**reich**, gegenwärtiger Besitzer eines Königreichs,
„das von Gott und Rechtswegen mir zugehört, sich
„unter der Verbindlichkeit des Eydes mit dem König
„von Navarra wieder ausgesöhnt und ihm verspro-
„chen gehabt habe, alles Geschehene zu vergessen und
„ihm und seinen Anhängern zu verzeihen. Demohn-
„geachtet hat er ihn nebst dem Grafen von Harcourt
„und vielen Adelichen gefangen nehmen und sie auf
„eine Art behandeln lassen, die man aus Ehrfurcht
„gegen die Ritterschaft nicht einmal beschreiben mag.
„Weil aber gedachter **Johann von Frankreich** zur
„Rechtfertigung seiner Handlung vorgiebt, er habe
„Briefe des Königs von Navarra und der Edelleute

„in

„in den Händen, aus denen erhelle, daß sie gegen 1356
„ihn sich verschworen und versprochen hätten, mit
„Uns gemeinschaftliche Sache zu machen, und Uns
„die Normandie auszuliefern, und da Wir befürch-
„ten, dergleichen Reden möchten Unsrer und des Kö-
„nigs von Navarra Ehre Eintrag thun, und Wir
„den König von Navarra wegen unsrer Blutsfreund-
„schaft, ohngeachtet er Unser Feind ist, von dieser
„falschen Beschuldigung befreyen möchten; so erklä-
„ren Wir hiemit bey Unserm königlichen Wort und
„vor Gott, daß der König von Navarra und seine
„Freunde niemals Unterhandlungen mit Uns gehal-
„ten, niemals Unsre Partey begünstiget, und daß
„Wir sie vielmehr immer als Unsre Feinde betrachtet
„haben. — Gegeben zu Westminster, am 14ten
„May 1356.„

Die Feinde des Königs von Frankreich unterliessen nicht, dieses Manifest auszubreiten, und dadurch die Zahl der Mißvergnügten zu vermehren. **Philipp von Navarra** reiste nebst **Gottfrieden von Harcourt** nach England, um den Schluß des angefangenen Vertrags zu betreiben. **Gottfried von Harcourt**, der sich ganz seinem Unwillen überließ, war kaum zu London angekommen, als er **Eduarden** für den rechtmäßigen König von Frankreich und Herzogen von der Normandie erkannte, ihm huldigte, und wegen der Herrschaft Saint-Sauveurle-Vicomte und andrer beträchtlicher Ländereyen in der Normandie, sich für seinen Vasallen bekannte. Zur Belohnung wurde er Eduards Lieutenant oder Statthalter in dieser Provinz. **Philipp von Navarra** huldigte gleichfalls dem König von England. In die über diese Huldigung ausgestellte Urkunde sind die Bedingungen des Bündnisses eingerückt, wovon die vornehmste der gegen Frankreich beschlossene Krieg ist. Beyde Theile versprachen einander,

ohne

1356 ohne beyderseitiges Vorwissen weder Frieden noch Stillstand zu machen.

Der Herzog von **Lancaster** kam nunmehr mit einem ansehnlichen Haufen von Engländern in die Normandie, und machte mit Philippen von Navarra, mit Gottfrieden von Harcourt und andern mißvergnügten normännischen Herren gemeinschaftliche Sache. Kurz vor seiner Ankunft hatte **Tancarville**, Konnetabel von der Normandie und Statthalter des Königs von Frankreich in dieser Provinz, die Stadt und das Schloß **Evreux** eingenommen. Dafür musten die Franzosen die Belagerung der Festung **Pont-Audemer** aufheben. Unter schrecklichen Verwüstungen rückten die Verbundenen in die Landschaft Perche ein, und eroberten **Verneuil**. Auf die Nachricht von der Ankunft des Königs von Frankreich verliessen sie den Platz bald wieder, und zogen auf Aigle zu. **Johann** eilte ihnen nach: als er aber auf sie stieß, sah er sie stark verschanzt, und hatte den Muth nicht, sie anzugreifen. Er wollte hierauf Breteuil den Feinden wieder entreissen, und kam auch zu seinem Zweck, aber erst nach zwey Monaten. Doch, was hier in der Normandie vorfiel, war gleichsam nur das Vorspiel der menschenverderblichen Schläge dieses Feldzugs. Ein weit furchtbarerer Feind, als die Navarresen und der Herzog von **Lancaster**, der **Prinz Eduard von Wallis**, durch das Glück des vorigen Feldzugs aufgemuntert, zog mit einer Armee ins Feld, die kein Geschichtschreiber über zwölftausend Mann angiebt, und wovon nicht der dritte Theil Engländer waren; und mit diesem kleinen Heer drung er in das Herz von Frankreich. Nachdem er Agenois, Querci und Limousin verheert hatte, rückte er in die Provinz Berri, und that einige vergebliche Angriffe auf die Städte Bourges und Issoudün. Er wollte, wie es schien, nach der Normandie marschi-

ren und sich mit dem Herzog von Lancaster vereini- 1356
gen: da er aber alle Brücken über die Loire abgeworfen und alle Päsſe besetzt fand, ward er genöthiget, wieder nach Güyenne zurückzuziehen. Sein Entschluß wurde noch nothwendiger, da er von der Bewegung des Königs von Frankreich Nachricht erhielt. Dieser Monarch, aufgebracht durch den Schimpf, der ihm durch diesen Einfall widerfuhr, und in der Hoffnung, aus der Verwegenheit eines so jungen Heerführers Vortheile zu ziehen, sammlete eine grosse Armee von ohngefähr sechzigtausend Mann, und gieng mit hurtigen Schritten auf seinen Feind los. Der Prinz wurde die Annäherung Johanns nicht gewahr, und verlohr auf seinem Rückzuge einige Tage vor dem Kastell **Romorentin** *), wodurch er den Franzosen Gelegenheit gab, ihn einzuholen. Er wurde ihrer ansichtig bey dem Dorfe **Maupertuis**, nicht weit von **Poitiers**; und er sah, daß sein Rückzug jetzt unmöglich war, und bereitete sich mit dem Muth eines jungen Helden, und mit der Klugheit des ältesten und erfahrensten Anführers zum Treffen. Allein, auch die gröste Klugheit und Tapferkeit würde seine Rettung nicht bewürkt haben, wenn der König von Frankreich sich seines Vortheils zu bedienen gewußt hätte. Seine grosse Uebermacht setzte ihn in den Stand, seinen Feind einzuschliessen, und diese kleine Armee, nach Beraubung der Zufuhr, woran es schon in dem englischen Lager zu fehlen anfieng, ohne einen Schwerdtstreich dahin zu bringen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben muste. Allein, die Hitze der französischen Ritter war so heftig, und sie hatten ihre Gedanken so sehr auf die Einholung der Engländer, als ihre einzige Absicht, gerichtet, daß keiner

*) Die erste Belagerung in Frankreich, wobey Kanonen gebraucht wurden.

1356 keiner auf diesen Einfall gerieth, und sie sich sogleich zum Angriff, als zu einer gewissen Sache, rüsteten. Indem die französische Armee in Schlachtordnung aufgezogen war, wurde sie durch die Ankunft des Kardinallegaten von **Perigord** aufgehalten, der auf die Nachricht von der Zusammenstossung beyder Heere herbeyeilte, um durch seine Vermittelung der fernern Vergiessung des Christenbluts vorzubeugen. Er that mit **Johanns** Erlaubniß dem Prinzen von **Wallis** Friedensvorstellungen, und fand ihn von dem schlechten Zustand seiner Sachen so überzeugt, daß ein Vergleich nicht unmöglich schien. **Eduard** sagte ihm, er wolle alle Bedingungen eingehn, die mit seiner eigenen und Englands Ehre bestehen könnten; und erbot sich, seinen Abzug damit zu erkaufen, daß er alle Eroberungen dieses und des vorigen Feldzugs zurückgeben und versprechen wollte, in sieben Jahren nicht wider Frankreich zu dienen. Allein, **Johann** bildete sich ein, er hätte jetzt schon ein hinlängliches Pfand für die Wiederherstellung von Calais in Händen, und verlangte, daß **Eduard** sich mit hundert seiner vornehmsten Ritter gefangen geben sollte; und bot der englischen Armee auf diese Bedingung einen freyen Rückmarsch an. Der Prinz verwarf diesen Vorschlag mit Verachtung, und sagte: England sollte nie ein Lösegeld für ihn zu bezahlen genöthiget seyn; es möchte ihm dann begegnen, welch ein Schicksal auch immer wollte. Diese entschlossene Antwort hob alle Hoffnung zu einem Vergleich auf: da der Tag aber schon mit Unterhandlungen zugebracht war, so wurde die Schlacht bis auf den nächsten Morgen verschoben. Der Kardinal von **Perigord** war, so wie die meisten Prälaten des römischen Hofs, der französischen Parten zwar sehr zugethan: allein kein offenbarer Feind hätte der Sache **Johanns** einen grössern Schaden zufügen können, als er durch

diesen

diesen Aufschub verursachte. Der Prinz von Wallis hatte in der Nacht Zeit gewonnen, sein Lager, das er mit so viel Ueberlegung ausgesucht hatte, noch stärker zu verschanzen. Er legte einen Hinterhalt von dreyhundert schweren Reutern und eben so vielen Bogenschützen, unter Anführung des Kaptals von Buche, und befahl ihm, einen Umweg zu nehmen, und während des Treffens der französischen Armee in die Seite oder in den Rücken zu fallen. Der Vortrab seines Heers wurde von dem Grafen von Warwick, der Nachtrab von den Grafen von Salisbury und Suffolk, die Hauptarmee aber von ihm selbst angeführt. Die Lords Chandos, Audeley und viele andre tapfere und erfahrne Generale befanden sich an der Spitze verschiedener Haufen seines Heers. König Johann stellte seine Truppen auch in drey fast gleiche Abtheilungen. Die erste wurde von dem Herzog von Orleans, dem Bruder des Königs, die zwote von dem Dauphin oder Herzog von der Normandie und seinen beyden jüngern Brüdern, die dritte von dem König selbst angeführet, der seinen vierten und liebsten Sohn Philipp bey sich hatte. Sie konnten der englischen Armee nicht anders beykommen, als durch einen engen Weg, der an beyden Seiten mit Hecken bewachsen war, und auf welchem kaum vier Mann neben einander marschiren konnten. Um diesen Durchzug zu eröffnen, sollten die Marschälle Andreghen und Clermont mit dreyhundert der herzhaftesten und wohlgerüstetesten Ritter vorrücken. So lange sie durch diesen Defilé marschirten, wurden sie beständig von den englischen Bogenschützen beunruhigt, die sich hinter den Büschen versteckt hatten, und sie von beyden Seiten mit ihren Pfeilen angriffen, welche desto tiefer eindrangen und selbst Rüstungen durchbohrten, da sie so nahe abgeschossen wurden. Sie erlegten ungerochen viele

1356 am 19. Sept.

1356 Ritter und Pferde, wodurch eine schreckliche Verwirrung entstand; doch kam endlich nach grossem Verlust das Detaschement an das Ende des Defile', wo es den Prinzen von **Wallis** in einer Ebene an der Spitze eines auserlesenen Heers bereit fand, es zu empfangen. Es wurde in Unordnung gebracht und über den Haufen geworfen. Der Marschall von **Clermont** kam um, **Andreghen** wurde gefangen, und die übrigen, die noch in dem engen Wege den Schüssen ihrer Feinde, ohne sich wehren zu können, ausgesetzt waren, zogen sich nach ihrer Armee zurück, und setzten alles in Unordnung. In diesem kritischen Augenblick erschien der Kaptal von **Buche** ganz unerwartet, und griff die Linie des Dauphins in der Seite an, und brachte sie in Verwirrung. Die Ritter, denen man die Aufsicht über die königlichen Prinzen anvertraut hatte, brachten diese, aus allzu grosser Besorgnis für ihre Sicherheit, auf den Weg nach Chauvigni, und gaben dadurch ein Beyspiel zur Flucht, welchem die ganze Division folgte. Der Herzog von **Orleans**, von gleichem panischen Schrecken ergriffen, meynte, alles sey verlohren, dachte nicht weiter ans Fechten, sondern zog seine Division zurück, die sich auch bald auf die Flucht begab. Lord **Chandos** rief dem Prinzen von **Wallis** zu, die Schlacht wäre gewonnen, und rieth ihm, den Haufen des Königs **Johann** anzugreifen, der zwar noch immer zahlreicher als die ganze englische Armee, aber doch über die eilige Flucht der andern erschrocken war. **Johann** strengte alle Kräfte an, das, was seine Unvorsichtigkeit verdorben, durch Tapferkeit zu verbessern, und der einzige Widerstand, den die Engländer an diesem Tage fanden, geschah von seiner Division. Der Prinz von **Wallis** griff die teutschen Ritter, die vor der Fronte gestellt waren, mit Heftigkeit an; es erfolgte ein hartnäckiges Treffen; die eine Partey

wurde

wurde von der Hoffnung eines so grossen Siegs auf- 1356
gemuntert: die andre von der Schaam, einer so schwachen Armee das Feld zu überlassen, zurückgehalten. Da aber die drey teutschen Anführer gefallen waren, so zog sich diese Reuterey, dem Oberbefehl des Konnetabels ungehorsam, zurück, und setzte den König der Wuth der Feinde völlig blos. Die Glieder rund um ihn her wurden jeden Augenblick verdünnet; ein Ritter nach dem andern fiel an seiner Seite; sein kaum vierzehnjähriger Sohn **Philipp** bekam eine Wunde, indem er zur Vertheidigung seines Vaters tapfer fochte; der König selbst, der abgemattet und eingeschlossen war, hätte leicht können niedergehauen werden: allein, ein jeder Engländer trachtete nach der Ehre, diesen hohen Gefangenen lebendig zu erhalten, schonte seiner, rief ihm zu, sich zu ergeben, und bot ihm Quartier an. Einige, die es versuchten, ihn gefangen zu nehmen, musten für ihre Verwegenheit büssen. Nachdem er endlich durch einen so heftigen Kampf ganz erschöpft war und zwey Wunden im Gesicht bekommen hatte — denn in der Hitze des Gefechts hatte er seinen Helm verlohren — näherte sich ihm ein aus seinem Vaterlande verbannter französischer Ritter, **Dionys von Morbec**, und bewegte ihn, sich nebst dem Prinzen **Philipp** gefangen zu geben. Unter die tapfern französischen Krieger, die an diesem Tag ihr Leben endigten, wurden gerechnet: der Marschall von **Clermont**, Herzog **Peter von Bourbon**, **Robert von Duras**, der Konnetabel Herzog von **Athen**, **Gottfried von Charni**, und sehr viele andre Standspersonen. Ueberhaupt waren damals wenige Familien in Frankreich, die nicht durch diesen Tag wären in Trauer versetzt worden. Siebzehn Grafen und über achthundert Baronen und Ritter, die zugleich grösstentheils verwundet waren, geriethen in die Gefangenschaft der

1356 Engländer. Diese setzen die Zahl aller Gefangenen auf funfzehn bis sechzehntausend Mann, wovon die meisten vor den Thoren der Stadt Poitiers gemacht wurden, welche man den Flüchtlingen nicht eröffnete, weil man besorgte, die Engländer möchten mit ihnen zugleich eindringen; und die Todten rechnete man ohngefähr auf sechstausend.

Der Prinz von Wallis führte seinen Gefangenen nach Bourdeaux; und da seine Armee nicht zahlreich genug war, die erworbenen Vortheile weiter zu treiben; so schloß er einen Waffenstillstand mit Frankreich auf zwey Jahre, welches auch deswegen nöthig geworden war, um den gefangenen König
1357 sicher nach England bringen zu können. Er landete
am 24. May. zu Southwark, und wurde von einer ungeheuren Menge Volks aus allen Ständen empfangen. Der Gefangene war in königlichen Schmuck gekleidet, und saß auf einem weissen Pferde, welches sich durch seine Grösse und Schönheit und durch die Pracht seines Geschirrs von andern unterschied. Der Sieger ritt neben ihm in einer schlechtern Kleidung auf einem schwarzen Pferde. In diesem Aufzug, der weit glänzender war, als alle ausschweifende Pracht eines römischen Triumphs, zog er durch die Strassen von London, und stellte den König von Frankreich seinem Vater vor, der ihm entgegen gieng, und ihn mit so vieler Höflichkeit empfieng, als wär' er ein benachbarter Monarch, der bey ihm freywillig einen freundschaftlichen Besuch ablegte. Wenn man, setzt Hume hinzu, dieses edle Verfahren betrachtet, so kann man unmöglich die Vortheile verkennen, welche sonst aus den phantastischen Grundsätzen der Ritterschaft entsprangen, und welche in jenen rohen Zeiten den Menschen einen Vorzug gaben, sogar vor Völkern einer gesittetern Zeit und Nation.

Unterdessen hatte die Gefangenschaft des Kö- 1357
nigs **Johann** und die vorigen Unordnungen in der französischen Regierung eine fast gänzliche Aufhebung der bürgerlichen Regierung in diesem Lande hervorgebracht, und die schrecklichsten und schädlichsten Verwirrungen, welche jemals eine Nation erfahren hatte, verursacht. Der **Dauphin Karl**, ohngefähr achtzehn Jahr alt, nahm natürlicher Weise, während der Gefangenschaft seines Vaters, die königliche Gewalt an, obgleich, wie wir gleich hören werden, unter starken Einschränkungen: allein, ob er gleich mit den vortreflichsten Eigenschaften selbst in so jungen Jahren begabt war; so besaß er doch weder die Erfahrung, noch das Ansehn, welches nöthig war, einen Staat zu vertheidigen, der auf einmal von einer auswärtigen Macht angegriffen, und von innerlichen Unruhen zerrüttet war. Um Unterstützung zu erlangen, versammlete er die drey Stände des Reichs. Schon zu Anfang des Oktobers kamen sie in Paris zusammen, und am 17ten desselben Monats hielten sie im grossen Parlamentssaal ihre erste Sitzung. Vor allen Dingen wurde festgesetzt, daß der Dauphin während der Gefangenschaft des Königs, weil er noch minderjährig war, nur als **Generallieutenant oder Generalstatthalter des Königreichs** *) die Regierung verwalten sollte. Der Adel, der gleich vom Anfang des Kriegs sehr gelitten hatte, war damals von sehr schlechtem Ansehn. Die Schlacht bey Creci hatte ihn sehr geschwächt, und durch die Niederlage bey Poitiers verlohr er vollends den kleinen Rest seiner Stärke. Die tapfersten Herren waren getödtet oder gefangen, und die Entflohenen wurden als Feige gehaßt und allgemein verachtet. Dieser Haß wurde noch durch die eingerissene Ueppigkeit

*) *Lieutenant générale du Royaume; Lieutenant du Roi de France.*

1357 der Edelleute vergrössert. „In diesem Jahr, sagt der Fortsetzer der Chronick Wilhelms von Nangis, „überliessen sich viele Edelleute und Kriegsbediente dem „Uebermuth und der Ausschweifung. Nicht zufrie„den, die kurze Kleidung anzunehmen, verstellten sie „sich durch übertriebene Pracht noch mehr, indem „sie an ihren vergoldeten und versilberten Kapuzen „und Gürteln Perlen trugen, und ihre Kleidungen „ganz mit Edelsteinen besetzen liessen. Dadurch stieg „der Werth der Perlen und Edelsteine so hoch, daß „man zu Paris gar keine mehr auftreiben konnte, und „ich erinnere mich, daß ein gewisser zwo Perlen, die „er lange vorher für acht Denarien gekauft hatte, da„mals für zehn Livres verkaufte. Sie fiengen auch „zu derselbigen Zeit an, Vogelfedern auf ihren Mü„tzen zu tragen, überliessen sich allen Wollüsten des „Fleisches, spielten bey Nacht mit den Würfeln und „bey Tag mit dem Balle. Das Volk murrte sehr „darüber, daß das von ihm zum Krieg hergeschossene „Geld so unnütz und lüderlich verplittert wurde. „Sonst pflegten die Edelleute den Landmann und auch „wohl den Bürger **Jaques bon homme** zu nen„nen: aber da sie in dem Feldzug dieses Jahrs die „Waffen so bauermäßig geführt hatten, so bekamen „sie diesen Namen **Jaques bon homme**, und die „Landleute verlohren ihn.„ Hieraus kann man zum Theil schon urtheilen, warum die Abgeordneten des Volks in die Reichsversammlung den stärksten Einfluß hatten, obgleich die Berathschlagungen unter dem gemeinschaftlichen Namen der drey Stände gehalten wurden. Bald werden wir den Gebrauch sehen, den der Mittelstand von seinem Ansehn machte.

Nachdem der Kanzler den Gliedern der Reichsversammlung, deren ohngefähr achthundert waren, die gegenwärtige lage des Staats vorgestellt, und sowohl zur Vertheidigung und Regierung des Reichs,

als auch zur Befreyung des Königs Rath und Beystand verlangt hatte; so baten die drey Stände, nämlich der geistliche durch den Erzbischof zu Reims, **Johann von Craon**, der Adel durch den Herzog von **Orleans**, und der Bürgerstand durch **Stephan Marcel**, Prevot des Marchands zu Paris, daß man ihnen zur Ueberlegung einer so wichtigen Angelegenheit Zeit geben möchte. Der Dauphin bewilligte dies, und sie fiengen am folgenden Tag ihre Berathschlagungen in der Franciskanerkirche, jeder Stand besonders, an. Es sollten ihnen königliche Räthe beywohnen: weil aber ihre Gegenwart die Freyheit der Berathschlagungen hemmte, so drungen die Abgeordneten darauf, daß den Räthen der Zutritt zu ihren Versammlungen untersagt werden muste. Schon dieser vorläufige Umstand weissagte dem Prinzen und seinen Ministern keinen guten Willen. 1357

Nach acht Tagen waren die Stände noch über keinen einzigen Punkt einig geworden, und sie sahen ein, daß ihre allzugrosse Anzahl Schuld daran sey. Man kam daher überein, aus dieser Menge funfzig Personen zu wählen, die einen Plan entwerfen möchten, der aber hernach von den übrigen allen gebilliget werden sollte. Die Wahl fiel gröstentheils auf solche Glieder der Versammlung, die weder dem Dauphin noch seinem Rath angenehm waren. Als sie ihren Entwurf ausgearbeitet hatten, baten sie den Dauphin, sich in die Franciskanerkirche zu begeben. Er kam dahin, von sechs Personen begleitet. Ehe ihm die Versammlung ihren Entschluß eröffnete, verlangte sie, daß er versprechen sollte, diese Eröffnung geheim zu halten. Ein solches Versprechen schien dem Dauphin seinem Stande nachtheilig, und er verwarf den Antrag. Demohngeachtet unterliessen sie nicht, ihre unter sich und mit den Abgeordneten ihres Standes abgeredeten Vorstellungen durch den Bischof zu

1357 laon, Robert le Coq, zu thun. Der Bischof suchte zuförderst den Dauphin zu überzeugen, daß die Quelle alles den Staat bisher betroffenen Unglücks in der schlechten Reichsverwaltung liege, und daß man vor allen Dingen diese umändern müsse; daß ferner die Minister und Räthe, die bisher das Gemüth des Königs eingenommen und beherrscht, sich durch ihre verderbliche Rathschläge vieler Fehler schuldig gemacht hätten; daß man diesen untreuen Bedienten ihre Würden und Aemter nehmen, sie ins Gefängniß setzen und ihre Güter einziehen müsse; und da sich unter ihnen einige befänden, die vermöge ihres Standes der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen wären, so würde der Dauphin am besten thun, wenn er in einem eigenhändigen Schreiben den Pabst bäte, daß er den Ständen erlauben möchte, diejenigen Geistlichen, die sich unbilliger und dem Staat nachtheiliger Handlungen schuldig gemacht, durch Kommissarien richten zu lassen. Le Coq übergab hierauf ein Verzeichniß von zwey und zwanzig königlichen Räthen und Bedienten, unter denen sich auch der Kanzler Peter de la Foreſt, und der erste Parlamentspräsident, Simon von Büßi, befand. Diese, sagten die Stände, haben den König durch Schmeicheleyen verführt, haben bey den ihm ertheilten Rathschlägen weder auf Gottesfurcht, noch auf die Ehre des Oberherrn, noch auf das Elend des Volks Rücksicht genommen; blos ihren eigenen Vortheil hatten sie vor Augen, indem sie einzig mit der Sorge, sich zu bereichern, sich der höchsten und besten Ehrenämter zu bemächtigen, und dem König die Wahrheit zu verhelen, beschäftiget waren. Nach diesen allgemeinen Vorstellungen gegen die Mißbräuche der Staatsverwaltung giengen die Abgeordneten zu dem Anschlag über, den sie zu deren Abstellung entworfen hatten. Es ist nöthig, sagten sie, daß

man

man unter den Gliedern der Reichsstände Reformato- 1357
ren aussuche, die durch ausdrückliche Aufträge bevoll-
mächtiget werden, den Treulosigkeiten und Unter-
schleifen der königlichen Beamten ein Ende zu ma-
chen; daß der Dauphin sich einen Rath zulege, der
aus vier Prälaten, zwölf Rittern und eben so viel
Personen vom Bürgerstand bestehe; daß nichts ohne
Theilnehmung dieser acht und zwanzig Männer ent-
schieden, und daß die Münze nach einer von den
Ständen entworfenen Ordnung verbessert werde. Zu-
letzt verlangten sie noch die Loslassung des Königs von
Navarra aus dem Gefängniß. Solche Vorstellun-
gen und Zumuthungen hätte der Dauphin bey allem
seinem Mißtrauen gegen die Stände nimmermehr er-
wartet. Erstaunt über ihre Kühnheit, versprach er,
ihre Forderungen mit seinem Rath in Ueberlegung zu
nehmen. Doch wollte er erst noch wissen, wie hoch
sich die Beysteuer beliefe, welche die Stände bey ge-
genwärtigen Umständen bewilligen könnten? Die Ab-
geordneten antworteten, daß sie, wenn ihre Forde-
rungen erhört werden würden, sich verbindlich ma-
chen wollten, auf Kosten der Provinzen dreyßigtau-
send ganz gerüstete Soldaten zu unterhalten. Um
die darzu nöthige Auflage einrichten und vertheilen zu
können, verlangten sie, daß ihre Versammlung bis
Ostern verlängert werden möchte. Dies verrieth ih-
re Absichten sehr deutlich; sie würden diese Verlänge-
rungen noch so oft gesucht haben, bis sie sich noth-
wendig und immer fortdaurend gemacht hätten. Die
Räthe waren eine Zeitlang verschiedener Meynung
über die Annahme oder Verwerfung dieser Vorträge.
Diejenigen, die auf der Verbannungsliste standen,
widerstrebten einmüthig. Einige von ihnen traten mit
den Abgeordneten in Unterhandlung, um etwan eini-
ge Abänderung oder Milderung zu erlangen: aber die-
se blieben unbeweglich. Endlich ward durch die Mehr-

heit

1357 heit der Stimmen beschlossen, daß der Dauphin versprechen sollte, den Forderungen der Stände Gehör zu geben und ihnen Genüge zu leisten. Karl empfand wohl, wie nachtheilig eine solche Nachgiebigkeit seinem Ansehn werden könnte; da er aber doch der Meynung seiner meisten Staatsräthe nicht offenbar zuwider handeln mochte, stellte er sich, als wenn er alles genehmige, was beschlossen worden, und versprach, am Tage vor Allerheiligen ins Parlament zu kommen, und seine Erklärung, der Berathschlagung gemäß, bekannt zu machen. Allein zu eben der Zeit, da der Dauphin den Abgeordneten mit der Erfüllung ihrer Wünsche schmeichelte, faßte er Maaßregeln, sie zu vereiteln. Die Sache wurde von neuem in seinem Rath vorgenommen, die Glieder desselben traten nunmehr den Absichten des Prinzen näher, und behaupteten, daß es höchst nothwendig sey, eine dem königlichen Ansehn nachtheilige Versammlung zu trennen, die aus Mißbrauch der gegenwärtigen Umstände sich der Regierung zu bemeistern suche. An dem zur Bekanntmachung der von den Ständen entworfenen Verordnung bestimmten Tage begaben sich die Abgeordneten ins Parlament. Das häufig versammlete Volk erwartete sehnsüchtig die Würkung von dem Versprechen des Dauphins. Der Prinz kam bey dem Thor des Pallastes an, und verlangte, daß neun von ihm benannte Glieder der Versammlung sich zu ihm heraus begeben sollten. Diesen erklärte er vor der ganzen Volkmenge, daß er die Befehle seines Vaters, ohne welche er in dieser Sache keinen Schritt weiter gehen könne, erwarten müsse, und daß er sich auch entschlossen habe, seinen Oheim, Kaiser Karl den Vierten, um Rath zu fragen; dem zu Folge verlangte er einen Aufschub, und ließ die Versammlung auf einige Tage auseinander gehen. Man hörte ein Gemurmel unter dem Volk: aber der Herzog von

Orleans

Orleans nahm das Wort und rechtfertigte das Be- 1357
tragen des Dauphins auf eine so scheinbare Art, daß der Lärmen sich legte. Die Versammlung gieng auseinander; viele Abgeordnete, die voraussahen, was sie in der Folge dieses Handels zu gewarten hätten, oder die vielleicht durch die königlichen Räthe eingenommen waren, begaben sich gar wieder in ihre Provinzen. Ein paar Tage hernach ließ der Dauphin einige von den Abgeordneten in den Louvre kommen, und eröffnete ihnen seine Willensmeynung, um sie den übrigen mitzutheilen. Er sagte ihnen, sie könnten sich bis auf neuen Befehl wegbegeben; er würde sie rufen lassen, wenn er es für nöthig fände; jetzt könne er noch keinen Entschluß fassen, da er die Gesinnungen seines Vaters nicht wisse, an den er einige Ritter abgeschickt hätte, und mit dem Kaiser, seinem Oheim, wolle er selbst sprechen. Hiermit entließ er sie.

Diejenigen Abgeordneten, die sich schon als Schiedsrichter der Regierung betrachteten, empfanden den äussersten Verdruß über den Entschluß des Dauphins: allein sie musten sich nur bequemen. Kein Vorwand berechtigte sie zur Verlängerung ihrer Sitzungen, wenn sie nicht als Aufrührer angesehn seyn wollten. Ehe sie ganz auseinander giengen, setzten sie auf Anrathen des Bischofs **le Coq**, und des Prevot des Marchands, **Stephan Marcel**, einen Bericht von ihren Berathschlagungen auf, wovon jedem Abgeordneten eine Abschrift zugestellt wurde, um, wie sie sagten, ihr Betragen dadurch rechtfertigen zu können.

Während daß die zu Paris versammleten Stände von **Languedoyl** über Sachen stritten, deren Untersuchung ruhigere Zeiten erforderte, thaten sich die Stände von **Languedok** unter Anführung des Grafen von **Armagnac**, königlichen Statthalters in

jenen

1357 jenen Provinzen, durch die stärksten Beweise ihrer Treue und Ergebenheit hervor. Sie beschlossen zu Toulouse einmüthig, fünftausend ganz gerüstete Männer, wovon jeder wenigstens zwey Pferde mitbringen sollte, ferner tausend Bogenschützen zu Pferd und zweytausend mit Schilden bewaffnete Fußgänger aufzubringen und zu unterhalten. Ueberdies verordneten sie, daß während der Gefangenschaft des Königs weder Manns- noch Frauenspersonen auf ihren Kleidern Gold, Silber, Perlen, blau- oder graufärbige kostbare Unterfutter, lange Kleider und andern überflüßigen Putz tragen, noch irgendwo Gaukler und Possenreisser auftreten sollten. Sie verfertigten auch ein neues Münzreglement, nach welchem sie die Sorten, die vorher sechzig Sols gegolten, auf zwey und dreyßig herabsetzten. Der Graf von Armagnac schickte die Verhandlungen der Stände an den Dauphin zur Bestätigung.

Nach der Trennung der Stände wendete sich der Dauphin mehr als einmal an den Prevot des Marchands und an die Schöppen der Stadt Paris, um einige Beyhülfe von ihnen zu erlangen: aber sie schlugen ihm alles ab, und versicherten, sie würden nicht eher etwas bewilligen, als bis man die Stände würde versammlet haben. Der Prinz, dem dies zuwider war, ergriff ein andres Mittel, indem er Glieder seines Staatsraths in die vornehmsten Städte des Königreichs schickte, und sie zur Vertheidigung des Staats ermahnen ließ. Unterdes reiste er selbst nach Metz, wo sich damals Kaiser Karl der Vierte aufhielt, und die goldne Bulle bekannt machte. Die Kardinäle von Perigord und von Kapua kamen gleichfalls dahin auf Befehl des Pabsts, der auch den König von England bewegte, Gesandte abzuschicken. Der Dauphin hoffte die Befreyung seines Vaters und den Frieden mit England an diesem Ort zu bewür-

bewürken: allein, so geschwind, als er glaubte, konnte 1357
dies nicht geschehen. König **Johann** war noch zu Bourdeaux, und König **Eduard**, bey allem äussern Schein von Friedensneigungen, hatte doch beschlossen, nicht eher Ernst zu brauchen, bis er den König von Frankreich als Kriegsgefangenen bey sich sehen würde. Diesem nach war die Reise des Dauphins fruchtlos, und seine Abwesenheit diente zu weiter nichts, als die Frechheit der Aufrührer in Paris zu vergrössern.

Bey seiner Abreise nach Metz bestellte er zum Reichsverweser seinen Bruder, den Grafen **Ludwig von Anjou**. Dieser junge Prinz gab, auf Befehl seines Bruders, eine Verordnung heraus, die Aenderung der Münze betreffend; denn der Dauphin und sein Rath glaubten, auf diese Art Gelder aufzubringen. Nun aber war der Artikel wegen der Münze einer von denen, in welchen der Dauphin ohne Zuziehung der Stände nichts anordnen sollte. **Stephan Marcel** begab sich daher sogleich unter starker Begleitung nach dem Louvre, und forderte mit Ungestüm die Rücknahme dieser Verordnung; zugleich versicherte er unter nachdrücklichem Widerspruch, daß weder er, noch seine Kollegen jemals den Lauf dieser neuen Münze gestatten würden. Der Graf von **Anjou**, der sich nicht anders helfen konnte, gab ihm zur Antwort, er wolle die Sache mit seinen Räthen überlegen, und ihm morgen seinen Entschluß sagen. **Marcel** blieb nicht aus. Er kam, von einer grossen Menge Volks umgeben, das durch sein ungestümes Betragen dem Prinzen deutlich genug zu verstehen gab, daß eine abschlägige Antwort gefährlich seyn würde. Er verschob daher die Vollziehung der Verordnung bis zur Rückkunft seines Bruders, dem er ohne Verzug von dem ganzen Vorgang Nachricht gab. **Karl** kam auch deswegen eher wieder nach Paris

am 16. Dec.

am 22. Jan.

1358 ris zurück, als er sich vorgesetzt hatte. Er ließ sogleich an den Prevot des Marchands Befehl ergehen, in einer bestimmten Stunde bey ihm zu erscheinen, um mit zwo Personen des Staatsraths über wichtige Geschäfte Unterredung zu halten. Stephan kam, nicht nur unter Begleitung des Pöbels, sondern auch bewaffneter Leute. Die beyden vom Dauphin abgeschickten Personen lagen dem Prevot sehr an, sein ganzes Ansehn bey dem Volk anzuwenden, daß die von dem Grafen von Anjou bekannt gemachte Verordnung vollzogen werden möchte. Stephan antwortete mit starker Stimme, er würde nimmermehr in diese Neuerung willigen. Der ihn umgebende Haufe stimmte mit einem heftigen Geschrey ein, und es fehlte nicht viel, daß nicht einige der erbittertsten an den beyden Abgeordneten Gewaltthätigkeiten ausgeübt hätten. Der Lärmen verbreitete sich schnell durch Paris, und jeder lief schon zu den Waffen. Die Handwerksleute schlossen ihre Werkstätte und Buden zu, und der Pöbel schrie auf allen Gassen wider die neue Verordnung und wider die neue Münze. Der Aufruhr geschah so plötzlich und ward so allgemein, daß der Dauphin nachgeben und bekannt machen muste, daß die neue Münze unterdrückt bleiben sollte. Diese Erklärung besänftigte das Volk. Stephan Marcel aber ließ es dabey nicht bewenden. Als er die Bestürzung des Hofs merkte, verlangte er, daß die Stände wieder berufen, daß die zu ihrer Versammlung nothwendige Patente ohne Zeitverlust ausgefertiget und ihm zugestellt werden sollten, welches man ihm auch versprach. Weil man nun alles, was er verlangt hatte, bewilligte, und seine Frechheit dadurch noch grösser ward, stellte er vor, daß es sich nicht schicken würde, den Kanzler und den ersten Präsidenten von Büßi, die wegen untreuer Staatsverwaltung angeklagt wären, nach Bourdeaux als Bevollmäch-

vollmächtigte zu schicken, welche mit dem Prinzen 1357
von Wallis wegen des Königs Ranzion handeln soll-
ten. Wegen des ersten Präsidenten gab der Dau-
phin nach: was aber den Kanzler betraf, so hieß es,
man könne ihn nicht hindern nach Bourdeaux zu gehn,
weil er die Erlassung seines Amts verlange, folglich
dem König selbst die Siegel wieder in die Hände lie-
fern müsse. Der Prevot des Marchands erlangte
auch dieses, daß der erste Präsident nebst andern, wi-
der welche die Stände eine rechtliche Untersuchung
verlangten, mit einer Wache belegt wurden, und die
Aufzeichnung aller ihrer beweglichen und unbewegli-
chen Güter geschah in der Absicht, daß sie eingezo-
gen werden sollten.

Dieses Betragen der Pariser gegen den Dau-
phin, der völlige Umsturz seiner Gewalt, die Bitt-
schrift, welche die Stände bey ihrer ersten Versamm-
lung wegen der Befreyung des Königs von Navarra
eingegeben, machten den Anhängern dieses letztern
neuen Muth, und frischten sie an, alles zu seinen
Diensten zu unternehmen. **Philipp von Navar-**
ra, sein Bruder, war aus England mit guter Ver-
tröstung auf Hülfe wieder zurückgekommen, und
streifte aus der Landschaft Cotantin bis in die Mitte
des Reichs. Er hatte mit acht- bis neunhundert
Mann das Land Chartrain verwüstet, ohne den ge-
ringsten Widerstand zu erfahren, weil der Dauphin
sich nicht von Paris entfernen durfte, wo er alle An-
stalten zu einem allgemeinen Aufruhr vor sich sahe.
Das Schloß und die Stadt Evreux giengen durch
Verrätherey verlohren, und **Philipp von Navar-**
ra setzte sich daselbst, war auch durch die dahin ge-
zogenen Truppen im Stande, seine Partey in Paris
zu unterstützen.

Endlich sah sich der Dauphin genöthigt, in die am 5.
Zusammenberufung der Stände zu willigen. So- Febr.

1357 bald sie sich versammlet hatten, wiederholten sie nicht nur die im vorigen Jahr gethanen Forderungen, sondern setzten auch noch neue hinzu. Man war nicht im Stande, ihnen etwas abzuschlagen. Sich selbst eigneten sie die Macht zu, sich zu versammlen, wenn es ihnen gut dünken würde. Anstatt der acht und zwanzig Personen aus ihrem Mittel, die ihrer ersten Forderung nach den Staatsrath ausmachen sollten, wählten sie nunmehr sechs und dreyßig, denen man die Verwaltung des Staats und der Finanzen übergab, so daß dem Dauphin nicht einmal ein Schatten von Herrschaft übrig blieb. Es ist wahr, die Stände verlangten sehr lobenswürdige Aenderungen: aber ihr Hauptzweck gieng auf die Ermächtigung des höchsten Ansehns in dem Staate. Es war beschlossen worden, dreyßigtausend Geharnischte durch einen Fond, der ihrer Willkühr überlassen seyn sollte, zu unterhalten, und durch dieses Mittel wurden sie Meister von einem der wesentlichsten Theile der Regierung. Um sich noch furchtbarer zu machen, nöthigten die Abgeordneten den Prinzen, in die damals ausgefertigte Verordnung die Erlaubniß einzurücken, nach welcher jedes Glied der Reichsversammlung sechs gewaffnete Männer zu seiner Bedeckung haben durfte. Die letzte Sitzung ward mit einer aufrührischen Rede geendiget, die der Bischof von Laon hielt. Das Parlament und die Rechnungskammer hiengen gleichfalls von den Abgeordneten der Reichsstände ab, indem sie die Mitglieder dieser beyden Höfe selbst ernennten, und die Zahl der Präsideuten und Räthe im Parlament auf sechzehn herunter setzten. Die neuen Glieder der beyden Höfe waren Leute, die ihnen ganz zugehörten, aber zu den Geschäften so ungeschickt, daß man ihnen von den alten einige beygesellen muste, um sie zu unterrichten.

Durch den am 23sten März zu Bourdeaux ge- 1357
troffenen Waffenstillstand und durch den Brief des Königs Johann, den der Erzbischof von Sens nach Paris brachte, wurden die Unternehmungen der Reichsstände eine Zeitlang gehemmt. Denn Johann erklärte alle ihre Anordnungen für nichtig, und verbot hauptsächlich die Erhebung der Beysteuer. Dadurch wurde den neuen Regenten die Besorgung der Finanzen genommen: sie waren aber so listig, diese Unterdrückung der Auflagen für eine dem Wohl der Nation zuwiderlaufende Sache zu erklären, und das Volk glaubte dies. Es versammlete sich tumultuarisch, und verlangte die fortzusetzende Erhebung der Steuer mit eben der Hitze, als es unter andern Umständen die Aufhebung derselben würde gefordert haben. Der Erzbischof von **Sens** und die ihn begleitenden Grafen von **Eu** und **Tancarville** wurden durch die Drohungen des wüthenden Pöbels genöthigt, Paris zu verlassen. Der Herzog von der **Normandie** sah sich abermals gezwungen, nachzugeben und eine Verordnung bekannt zu machen, wodurch, ohngeachtet der Verbote seines Vaters, die Versammlung der Stände verlängert und die fernere Eintreibung der Beysteuer befohlen wurde. Diese Herablassung besänftigte die Aufrührer, und stellte auf kurze Zeit eine scheinbare Ruhe in der Hauptstadt wieder her.

Marcel und seine Anhänger hatten Absichten, denen sogar dieser Schatten von Ruhe zuwider war; sie streuten aus, die Grafen von **Eu** und **Tancarville** und der Erzbischof von **Sens** versammleten Truppen, mit dem Vorsatz, sich an den Parisern zu rächen. Der erschrockene und erhitzte Pöbel ergriff die Waffen; man stellte Wachen aus; bey Tage ließ man nur drey Thore offen, und des Nachts wurden sie alle mit der strengsten Sorgfalt verschlossen; man

1357 zog Ketten vor die Strassen und Kreutzwege; man führte Gräben um die westlichen Mauern der Stadt und um die Vorstädte östlicher Seits; denn vorher waren nie dergleichen da; man errichtete Brustwehren; man warf Schanzen auf; man führte Ballisten und andre Schleudermaschinen, wie auch Kanonen *) auf die Wälle und Thürme. Viele schöne Gebäude riß man wegen dieser neuen Festungswerke nieder. Die Eigenthümer derselben erduldeten diese Niederreissung ohne Murren: dahingegen unter der vorhergehenden Regierung, als der König von England schon bis Poitzi vorgerückt war, und man zur Befestigung der Stadt einige Häuser wegräumen wollte, beynahe ein allgemeiner Aufruhr darüber entstanden wäre.

Während dieser Unruhen und selbst nach Bekanntmachung des Waffenstillstandes daureten die Feindseligkeiten in **Bretagne** fort, ohngeachtet diese Provinz in demselben mit begriffen war. **Karl von Blois** hatte für ein Lösegeld von siebenhundert tausend Thalern, die aber doch **Eduard** auf die Hälfte heruntersetzte, wenn sie in bestimmten Fristen bezahlt würden, seine Freyheit wieder erlangt. Bey seiner Rückkehr nach Frankreich muste er seine beyden Söhne als Geisel in England lassen. Seine Gegenwart erhielt auf einige Zeit das wankende Glück seines Hauses. Nicht lange vor der Schlacht bey Poitiers wollte der Herzog von **Lancaster** die unter ihm stehenden

*) Der Fortsetzer der Chronick **Wilhelms von Nangis** nennt hier ausdrücklich Canones. Die ganze Stelle lautet so: Munientes turres balistis, garretis, canonibus et machinis, et aliis bellicis instrumentis. Garretae oder Garitae waren wohl nicht blos, was wir heut zu Tage Schilderhäusgen nennen, oder Guerites, wie es **Villaret** übersetzt, sondern feste bewegliche Thürme, aus denen man von den Mauern gegen die Belagerer zu fechten oder zu schiessen pflegte.

den englischen Truppen in der Normandie mit der Ar- 1357
mee des Prinzen von **Wallis** vereinigen und deswegen bey Pont de Ce über die Loire gehen: aber die Franzosen hinderten dies. Nach vielen andern vergeblichen Versuchen muste er seinen Vorsatz fahren lassen. Um aber doch seinen Feinden zu schaffen zu machen, gieng er nach Bretagne, drang bis Hennebon, wo sich die Gräfin von **Montfort** aufhielt, und belagerte hierauf Rennes. Dies war diejenige Belagerung, bey der sich **Bertrand dû Guesclin** einen Theil jenes grossen Ruhms erwarb, der hernach immer mehr und mehr zunahm. Er hatte sich schon vorher durch ausserordentlich kühne Tapferkeit die Achtung aller französischen und englischen Krieger errungen; er war bey den Waffen aufgewachsen, und man kann wohl sagen, daß er sich selbst gebildet und daß er alles seiner Herzhaftigkeit zu danken gehabt habe. Ohngeachtet er aus einer der besten Familien in Bretagne, die mit dem höchsten Adel verwandt war, herstammte; so entsprachen doch die Glücksumstände seines Vaters, **Regnaut dû Guesclin**, diesem vornehmen Ursprung nicht. Dieser Herr, der eine grosse Familie und nur ein mittelmäßiges Einkommen hatte, konnte in einer solchen Lage seinem Sohne **Bertrand** nicht die erforderliche Erziehung eines Ritters geben: aber der Jüngling, der von Begierde, sich hervorzuthun, brannte, überstieg alle Hindernisse. Den ersten Versuch seiner Tapferkeit machte er bey einem Turnier in Gegenwart seines Vaters, der ihn aber nicht eher erkannte, als bis er selbst mit seinem Sohne, der schon funfzehn Ritter überwältiget hatte, eine Lanze brechen wollte. **Bertrand** warf bey diesem kritischen Anlaß seine Waffen von sich, und erregte bey seinem Vater und den übrigen Anwesenden Freude und Bewunderung. Nachher that er in Gesellschaft andrer Abentheurer manchen Streif gegen

1357 die Engländer und die Bretagner von Montforts Partey, bemächtigte sich durch Kriegslist des Schlosses Fougeres im Walde Tillai, und machte es zu einem Waffenplatz. Er hielt es beständig mit der Partey Karls von Blois, dem seine Familie ergeben war. Als die Engländer Rennes belagerten, so war **du Guesclin** einer von den Rittern, die das Meiste zur Befreyung dieses Platzes beytrugen.

Der Herzog von **Lancaster** hatte beynahe schon acht Monate lang **Rennes** eingeschlossen, und die Belagerten nun aufs Aeusserste gebracht. Einem nachdrücklichen Schwur zu Folge wollte er sein Lager nicht eher, als bis nach der Einnahme des Orts, verändern; er zweifelte auch nicht, daß dies in einigen Tagen geschehen würde. Unterdes. aber kam ein Bürger aus der Stadt, und schilderte ihm mit einer angenommenen Einfalt die schreckliche Noth der Belagerten, die noch ihre ganze Hoffnung auf einen französischen Entsatz bauten, den sie in zween Tagen erwarteten. Um diese Entdeckung zu nützen, entschloß sich der Herzog, mit dem grösten Theil seiner Truppen den Franzosen entgegen zu gehn. Der Bürger fand Mittel, auf einer andern Seite des Lagers durchzukommen, und traf nicht weit davon **Bertranden du Guesclin** an, dem er seine List erzählte. Der bretagnische Ritter versammlete sogleich seine geringe Mannschaft, fiel in das englische Lager ein, hieb alles nieder, was ihm aufstieß, stürzte die Gezelte um, zündete sie an, und nahm zweyhundert Wagen, mit Lebensmitteln beladen, die er dann vor sich her in die Stadt ziehen ließ, wo er als ein Erretter empfangen wurde. Nachdem der Herzog von **Lancaster** eine Zeitlang vergebens auf die Franzosen gewartet hatte, merkte er die List, und kam wieder zurück zu seinem Lager: aber wie groß war sein Erstaunen, als er die während seiner Abwesenheit geschehene Verwirrung erblickte!

erblickte! Er erkundigte sich jedoch sogleich nach dem 1357
Thäter eines so kühnen Streichs. Man nennte ihm den Ritter **dû Guesclin**, der ihm noch nicht bekannt war, wodurch aber in ihm eine desto lebhaftere Begierde, ihn zu sehen, entstand. Ein Herold muste sich nach Rennes begeben, und mit Anbietung eines sichern Geleites den Ritter zu dem Herzog einladen. **Dû Guesclin** ließ sich den Geleitsbrief vorlesen; denn er selbst konnte weder lesen noch schreiben. Er antwortete hierauf dem Ueberbringer, er würde dem Verlangen des Generals Genüge leisten; diese Antwort begleitete er mit einem seidenen Gewand und mit hundert Goldgülden. Am andern Tag begab sich **dû Guesclin** ins englische Lager. Alle Engländer liefen herbey, diesen ausserordentlichen Mann zu sehen, dessen Bildung eben nicht die feinste war. Als er vor den Herzog kam, kniete er mit einem Knie nieder: Lancaster aber hob ihn sogleich auf, und empfieng ihn sehr leutselig. Er war von seinem kriegerischen Betragen und von seiner naiven Denkart ganz eingenommen, und bot ihm unter den ansehnlichsten Bedingungen Dienste an. Der Ritter wickelte sich aber mit eben so viel Freymüthigkeit als Uneigennützigkeit von ihm los.

Der Winter nahte heran, und es schien nicht, als wenn **Rennes** nach erlangter Unterstützung zu erobern seyn würde. Doch strengten die Engländer noch einmal alle ihre Kräfte an, und wagten, mit Beyhülfe fürchterlicher Kriegsmaschinen, einen allgemeinen Sturm: aber **Penhoet**, der Oberbefehlshaber der Stadt, und **dû Guesclin** trieben sie unerschrocken zurück, und verbrannten in der folgenden Nacht bey einem Ausfall ihre Maschinen. Nunmehr wäre der Herzog von **Lancaster** gern aufgebrochen: aber die Schaam über seinen Eyd hielt ihn noch zurück. **Dû Guesclin** half ihm endlich selbst aus die-

1357 ser Verlegenheit. Es ward nämlich von beyden Theilen beliebt, daß der Herzog mit zehn gerüsteten Rittern in die Stadt kommen, daß während seines Aufenthalts in derselben seine Fahnen auf die Thore gesteckt werden, und daß er nach dieser Genugthuung die Belagerung aufheben sollte. Dies wurde mit aller Treue vollzogen. Doch beschimpften die Belagerten gewissermassen die Engländer dadurch, daß sie, so bald sie zu dem Thor hinaus waren, die Fahnen abnahmen und von den Wällen herabwarfen. Fast zu gleicher Zeit empfieng der Herzog von **Lancaster** einen Befehl aus England, die Belagerung aufzuheben, um auch dadurch gewissermassen seine Ehre zu retten. Der oben gedachte Waffenstillstand war ohnehin während der Belagerung geschlossen worden, und dennoch fuhr **Lancaster** fort, in Bretagne Feindseligkeiten auszuüben.

Die Kette der Begebenheiten ziehet uns wider unsern Willen zu dem traurigen Schauplatz der Unfälle Frankreichs zurück, Unfälle, die desto trauriger sind, da sie die Franzosen niemand, als sich selbst, Schuld geben können. Dieses düstre Gemählde ist so sonderbar und für die jetzigen und künftigen Staaten noch so unterrichtend, daß die Ausstellung desselben dem Geschichtschreiber zur Pflicht wird.

Das Betragen der neuen von den Ständen gewählten Reformatoren gab bald Anlaß, die alte oder eine bessere Regierung zurück zu wünschen. Man begriff leicht aus ihren Handlungen, daß das Wohl des Staats nur ein eitler Vorwand sey, womit sie ihren Eigennutz und ihre Habsucht zu beschönigen suchten. **Stephan Marcel**, der angesehenste, gierigste und thätigste unter seinen Kollegen, hatte die oberste Gewalt an sich gerissen. **Robert le Coq**, ein unruhiger Pfaffe, wandt' alle seine Kräfte an, einen Theil der Klerisey für seine Absichten einzunehmen; und

Johann

Johann von Pequigni arbeitete an der Verführung des Adels. Allein, diese beyden Stände, vorsichtiger als ein bethörtes Volk, liessen sich nicht durch den Strom mit fortreissen. Selbst diejenigen, die sie ernennt hatten, um mit den Abgeordneten des Bürgerstandes den neuen Verbesserungsrath auszumachen, schämten sich mit solchen Nebenbuhlern ein Ansehn zu theilen, das sich auf die Ruinen der Regierung gründen sollte. Sie überliessen diesen Tyrannen das Staatsruder, mit der Ueberzeugung, daß ihre Macht sich selbst bald aufreiben werde. Zugleich muß man auch dem gesundern Theil des Volks Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Daß man sich ja nicht die grosse Menge von Abgeordneten der Städte als eben so viel Anhänger von Marcels Partey vorstelle! Der gröste Theil erkannte die Bosheit der Häupter dieser Rotte, so daß unter den sechs und dreyßig gewählten Reformatoren kaum zehn bis zwölf Schöppen und Bürger, die fast alle von Paris waren, sich fanden, die an den Staatsgeschäften Theil nehmen wollten. Die Beysteuer, deren Beytreibung das Volk so ungestüm forderte, trug nicht so viel ein, als man gehofft hatte. Die Klerisey und der Adel wollten nichts darzu beytragen, und die Häupter der Faction, die alles nach Willkühr anordneten, hatten Leute zur Erhebung der Steuer ernannt, die von den eingelaufenen Geldern so viel für sich behielten, daß ein ansehnlicher Theil derselben verlohren gieng. Das übrige verwendeten der Prevot des Marchands und seine Beysitzer zu ihrem Vortheil. Also war noch immer kein Fond zur Werbung und Unterhaltung der Truppen da. Die Pariser selbst fiengen an, eine solche Staatsverwaltung zu verabscheuen. Der Bruder des Königs von Navarra hatte Evreux wieder eingenommen; die navarrischen Truppen streiften bis fast nach Paris, weil sie nirgends Widerstand 1357

1357 fanden. Die Gefahr öffnete dem Volk die Augen, und alle jene schöne Entwürfe verschwanden so geschwind, als sie waren gemacht worden, und ihre Urheber fielen in die verdiente Verachtung. Diesen günstigen Umstand nützte der Dauphin. Er ließ den Prevot des Marchands nebst den übrigen Anführern vor sich kommen, nahm nun zum erstenmal einen seiner Würde gemässen Ton an, und erklärte ihnen, daß er in Zukunft selbst regieren wolle, und daß er keiner Vormünder weiter bedürfe. Zugleich verbot er ihnen alle künftige Theilnehmung an den Staatsangelegenheiten, deren sie sich bisher so bemeistert hätten, daß man ihnen mehr als ihm gehorcht habe. Solche unerwartete Ausdrücke verwirrten Marcels Entschlossenheit, und er fand keinen andern Ausweg, als sich zu unterwerfen. Er empfand den Verfall seines Ansehns zu sehr, als daß er Widersetzlichkeit hätte wagen sollen, und er verließ, nebst seinen Anhängern, ganz betäubt den Louvre. Der Bischof von Laon war von seiner Kühnheit so verlassen, daß er sich eilends in seinen Kirchsprengel begab. Bald hernach reiste der Dauphin in verschiedene Städte des Königreichs, um selbst Hülfsmittel ausfündig zu machen, welche die gegenwärtige Lage des Staats verlangte. Aber, allem Ansehn nach zog er wenig Vortheil aus dieser Reise, weil er nach sechs Wochen wieder zurückkam, und sich aufs neue der Leitung Marcels und seiner Kreaturen überließ. Während seiner kurzen Abwesenheit hatten diese Leute ernstliche Betrachtungen über ihr bisheriges Betragen angestellt. Sie sahen leicht die Folgen ihrer Schritte ein: aber sie waren schon zu weit vorgetreten, als daß sie sich mit Sicherheit hätten zurückziehen können. Sie ergriffen die ihrer Einsicht nach schicklichsten Maasregeln zur Abhaltung des ihnen drohenden Ungewitters; und nachdem sie die Geheimnißvolleste Fürsicht verabredet hatten,

ten, schickten sie an den Prinzen, und baten ihn, wie- 1357
der nach Paris zu kommen, wobey sie ihm die ein-
nehmendsten Anerbietungen thaten. Sie versprachen ihm Geld im Ueberfluß; sie drangen nicht mehr auf die Absetzung gewisser Staatsbedienten, und schwiegen ganz still von der Loslassung des Königs von Navarra. Sie verlangten blos als eine Gnade, daß man die Abgeordneten von zwanzig bis dreyßig Städten zu Paris versammlen möchte, um sich gemeinschaftlich mit ihnen berathschlagen zu können. Der Dauphin, durch diese scheinbare Unterwürfigkeit verführt, begab sich wieder nach Paris. Er wurde aber im Okt.
gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft von der Falschheit Marcels und seiner Anhänger überzeugt. Denn als es darauf ankam, ihr Versprechen zu erfüllen, so antworteten sie: ohne eine Versammlung der drey Reichsstände könnten sie nichts entscheiden. Ohngeachtet der vorherigen Erfahrungen ließ sich der Prinz bewegen, diese Versammlung zu veranstalten, und den Anfang derselben auf den siebenten November zu setzen. **Marcel** hatte die Verwegenheit, in seinem eigenen Namen an die vornehmsten Städte zu schreiben, und den Schreiben des Dauphins Einladungsbriefe beyzufügen. **Le Coq** war eine Zeitlang unschlüßig wegen seiner Wiederkunft nach Paris: aber durch die inständigen Bitten des Prevot des Marchands entschloß er sich, der Versammlung beyzuwohnen.

Kaum war die Versammlung eröffnet, so bekam man Nachricht von der Befreyung des Königs von Navarra aus dem Gefängniß. Alle Rechtschaffene waren hierüber unzufrieden: **Marcel** und die ihm ergebenen Leute frohlockten. Dieser Vorfall war mit aller ersinnlichen Klugheit und Geschicklichkeit entworfen und ausgeführt. **Johann von Pequigni**, Statthalter in Artois, näherte sich mit dreyßig bewaffne-

1357 waffneten Leuten in der Nacht dem Schlosse Arleux in Pailleul an den Gränzen der Picardie und Cambresis *), wo der König von Navarra gefangen saß, bestieg es mit Sturmleitern, brachte den König heraus, und führte ihn Anfangs nach Amiens. Andre sagen, **Pequigni** habe die Zeit abgewartet, da **Tristan du Bois**, dem die Wache des Königs von Navarra anbefohlen war, verreiset gewesen sey; er habe alsdann einen falschen Befehl, entweder von diesem Herrn oder von dem Dauphin nachgemacht, und dem Kastellan seinen Auftrag wegen der Erledigung des Gefangenen so scheinbar vorgestellt, daß er ihm wäre ausgeliefert worden. Wie dem auch sey, die Befreyung dieses Königs trieb die Unordnungen in Frankreich aufs höchste. Zwanzig Monate einer engen Gefangenschaft hatten den bösen Sinn **Karls des Schlimmen** nicht verbessern können, vielmehr ward dadurch sein unversöhnlicher Haß verdoppelt. Sobald er nach Amiens gekommen war, ließ er die Bürger versammlen, und hielt an sie eine Rede, in der er über die gegen ihn ausgeübte Härte Klagen führte. Um auch den geringsten Pöbel auf seine Seite zu bringen, ließ er alle Gefängnisse öffnen. Kaum hatten seine Freunde zu Paris Nachricht von seiner Entweichung aus dem Gefängniß erhalten, so bemühten sie sich aus allen Kräften, die übrigen Pariser auch für ihn einzunehmen und eine glänzende Aufnahme in der Hauptstadt für ihn auszuwürken. Sie giengen noch weiter, und brachten es durch offenbare Kühnheit dahin, daß der Dauphin einen Geleitsbrief für den König von Navarra unterzeichnete, den der Bischof von Laon selbst diktirt hatte.

Hierauf zog König **Karl** nach Paris, in Begleitung vieler Einwohner von Amiens, besonders derer,

*) Nach andern in dem Schlosse Crevecoeur in Cambresis.

berer, die er aus den Gefängnissen gelassen hatte. In 1357
allen Städten und Flecken, wohin er kam, hielt er Reden an die Bewohner derselben. Bey seiner Annäherung verliessen die meisten Abgeordneten der Städte, vorzüglich aus Champagne und Burgund, eilends die Stadt Paris, weil sie nicht in den Verdacht kommen wollten, als wenn sie an seiner Loslassung Theil gehabt hätten. Der Bischof zu Paris, **Johann von Meulant**, gieng ihm nebst zweyhundert Personen bis St. Denis entgegen. **Johann von Pequigni, Stephan Marcel** und die Schöppen vergrösserten den Zug, und **Karl** ward unter vielen freudigen Zurufungen empfangen. Er zog durch die Stadt und begab sich in die Abbtey St. Germain des Pres, wo man eine Wohnung für ihn zubereitet hatte. Der Dauphin konnte dabey nichts anders thun, als auf die Verbergung seines Unwillens denken. Am folgenden Tag ließ **Karl der Schlimme** die Pariser bey der Abbtey versammlen, und hielt an sie von einem an den Mauern derselben errichteten Gerüste, von dem sonst die Könige den Kampfspielen zusahen, eine lange Rede, die der Herzog von der **Normandie** selbst mit anhörte. Namentlich führte er nun zwar diesen nicht an, aber er zog doch verdeckter Weise gegen ihn los. Von seinen bisherigen Unfällen machte er ein so rührendes Gemählde, daß viele Zuhörer darüber weinten. Er versicherte, er wolle für die Vertheidigung des Königreichs Frankreich leben und sterben. Er gab zu verstehen, daß er ein noch näheres Recht zur französischen Krone habe, als der König von England. Dies war auch eine von den Ursachen, warum Eduard ihn nicht kräftig genug und ganz nach seinen Absichten unterstützte.

Des Tags hernach begab sich Marcel in Be- am 1.
gleitung vieler seiner Anhänger zum Dauphin, und Dec.
verlang-

1357 verlangte im Namen des dritten Reichsstandes, daß man dem König von Navarra wegen seiner Beschwerden Recht schaffen sollte. Der Bischof von Laon antwortete im Namen des Dauphins, ohne daß es ihm dieser aufgetragen hatte: **Monseigneur Dauphin wolle dem König von Navarra Gnade und Liebe, die ein guter Bruder dem andern schuldig wäre, erweisen.** Alle Anwesende wurden über diese Frechheit bestürzt, sahen einander an, keiner aber wagte es, etwas zu erwiedern. Diesem nach ward beschlossen, daß der König und der Dauphin in der Wohnung der Königin **Johanne**, der Wittwe **Karls des Vierten**, einander sprechen wollten. Der Dauphin begab sich zuerst dahin, und da der König von Navarra mit einer starken Wache ankam, muste des Dauphins Wache abziehen, und jene die Thür besetzen lassen. Man grüßte einander sehr frostig, und die Unterredung ward bald geendiget. Der König von Navarra verlangte, daß man viele Klagschriften annehmen sollte, die er wegen verschiedener Beschwerden habe verfertigen lassen, die seine Gefangenschaft und diejenigen von Adel beträfen, die man bey dieser Gelegenheit habe tödten lassen. Der Herzog nennte ihm einige seiner Räthe, denen er solche übergeben lassen könnte, und damit schieden sie von einander. Am 2ten December wurden die Klagschriften im Staatsrath übergeben, woben sich auch Marcel mit einigen Gliedern seiner Rotte einfand. Alle Stimmen fielen für den König von Navarra aus, und da der Dauphin über einige Artikel Schwierigkeiten machte, sagte der Prevot: **Monseigneur, gestehen Sie nur dem König von Navarra alles gutwillig zu, denn es muß so seyn.** Der Dauphin sah sich also gezwungen, einzuwilligen, daß dem König von Navarra und seinen Anhängern vollkommene Vergebung wiederfahren, daß man ihm die

in

in der Normandie ihm gehörigen Plätze zurückgeben, 1357
daß man die Ehre der zu Rouen enthaupteten Ritter herstellen, und daß man ihren Erben die eingezogenen Güter wiedergeben sollte. In Ansehung der Summen, die König Karl als Schulden von dem Dauphin verlangte, und der Schadloshaltung, die er forderte, verschob man es bis zur nächsten Reichsversammlung, die am funfzehnten Januar gehalten werden sollte. Aber die schändlichste Bedingung des dem Dauphin abgenöthigten Vergleichs bestand in der Loslassung aller Gefangenen in Paris. Diesem nach muste er eine Erklärung bekannt machen lassen, vermöge welcher der Prevot zu Paris alle Arten von Gefangenen, sie mochten auch verbrochen haben, was sie wollten, loslassen sollte. Der König von Navarra blieb hernach noch eine Zeitlang in Paris, besuchte den Dauphin öfters, und speiste mit ihm, oder lud ihn zu Tische. Bey einem solchen Gastmahl soll es geschehen seyn, daß der König dem Dauphin ein so heftiges Gift beybrachte, daß er fast in einem Augenblick die Nägel und die Haare verlohr, und sein ganzes Leben hindurch Mattigkeit im Körper empfand. Doch genau kann man die Zeit dieses Vorfalls nicht angeben, und **Karl der Schlimme** hatte so sichere und geheime Maasregeln dabey genommen, daß man bey dem in der Folge gegen ihn angestellten Proceß diesen Punkt nicht anführen konnte.

Die Weigerung einiger Befehlshaber der dem König von Navarra abgetretenen Plätze, ihm dieselben einzuräumen und ihn für ihren Herrn zu erkennen, gab ihm einen guten Vorwand, Truppen zu werben, und nebst seinem Bruder **Philipp** Feindseligkeiten auszuüben. Sie plünderten die Gegenden um Paris, und die Landleute flüchteten häufig in diese Stadt. Der Dauphin wollte sich widersetzen, und gab Befehl zur Anwerbung einiger Truppen. Die Rebellen

glaub-

1357 glaubten, es geschähe dies ihrentwegen, und thaten dem Prinzen viele Vorstellungen. Vergebens versicherte er sie der Lauterkeit seiner Absichten; sie schlossen die Thore zu und befahlen, keinen gewaffneten Menschen einzulassen. Unterdes fuhr König Karl in seinen Rüstungen fort, und alles verkündigte schon die Schrecken eines bürgerlichen Kriegs.

Marcel und seine Anhänger brachen nunmehr auch los, indem sie sogar den bisher noch angenommenen schwachen Schein der Abhängigkeit verliessen. Um sich noch genauer zu verbinden und einander gleich zu erkennen, nahmen sie ein sichtbares Kennzeichen an, welches in einer halb rothen und halb grünlich blauen Mütze *) bestand. Ueberdies trugen sie silberne Spangen **), die halb röthlich und halb blau waren, mit der Aufschrift: In guter Absicht. Sie errichteten eine Brüderschaft, die bald so allgemein ward, daß man in Paris nichts als solche Mützen und Spangen sah; denn selbst die Gegner dieser Partey musten sie tragen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, von dem Pöbel in Stücken zerrissen zu werden. Die Universität, die damals wegen der grossen Menge inländischer und fremder Studenten sehr ansehnlich war, that sich bey dieser Gelegenheit durch ihre Treue hervor. Der Rektor verbot durch einen öffentlichen Befehl allen akademischen Mitgliedern, diese Kennzeichen der Rebellion anzunehmen.

Da dies in Paris vorgieng, war der König von Navarra zu Rouen, wo er die auf Befehl des Königs Johann gehängten Herren mit grosser Feyerlichkeit von dem Galgen nehmen und begraben ließ. Nach der Cärimonie hielt er eine Rede an das Volk, bey

*) Chaperon ou Capuce mi-parti de drap rouge et pers.

**) Fermails d'argent mi-partis d'email vermeil et azuré.

bey der er die Worte aus dem Psalm: Innocentes et recti adhaeserunt mihi etc. zum Grunde legte, die hingerichteten Edelleute als Märtyrer rühmte, und durch seine Beredsamkeit und Vertraulichkeit alle Gemüther gewann. 1357

Der Dauphin seiner Seits wendete alles an, um sich von der Tyranney, unter der er seufzte, los zu machen. Er wollte sich, wie **Karl der Schlimme**, die Gunst des Volks erwerben und ihm selbst seine Absichten erklären; zu dem Ende ließ er öffentlich bekannt machen, er wolle die Pariser unter der Kaufmannshalle sprechen. Vergebens suchten ihn **le Coq** und **Marcel** davon abzubringen; er kam mit wenig Leuten an den bestimmten Platz, und versicherte in einer ziemlich langen Rede das zahlreich versammlete Volk, daß er mit ihm leben und sterben wolle, daß er blos zu ihrer Vertheidigung Truppen versammlet, daß er den Feinden ihre Streifereyen längst würde verwehret haben, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte; daß die Männer, denen von den Ständen die Verwaltung der Finanzen wäre aufgetragen worden, die Gelder zu ihrem Privatnutzen anwendeten, daß er aber hoffe, sie mit der Zeit zu zwingen, daß sie von einem dem Wohl des Reichs so nachtheiligen Betragen Rechenschaft geben müsten ꝛc. Diese Rede machte erwünschten Eindruck, und ward mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Der Kronerbe gewann alle Herzen der Unterthanen, nur die Rotte des Prevot des Marchands ausgenommen. Dieser suchte, erschrocken über diese Veränderung, das Volk wieder auf seine Seite zu lenken, und ließ es deswegen auf den folgenden Tag in die St. Jakobs-Hospitalkirche kommen. Der Herzog von der **Normandie** begab sich sogleich selbst dahin, und ließ durch seinen Kanzler **Johann von Dormans**, dasjenige wiederholen, was er den Tag vorher selbst ge-

1357 sagt hatte. Die Versammlung schien ihm mit Zufriedenheit zuzuhören. Als er aufgehört hatte, wollte der Schöppe **Consac** das Wort nehmen: aber er ward durch ein allgemeines Murmeln gehindert. Der Triumph des Herzogs war vollkommen; er gieng wieder nach Hause. Als dies geschehen war, brachten es die Kreaturen des Prevot des Marchands unter dem Volke noch dahin, daß es den Schöppen anhörte, der dann gegen die Bedienten des Herzogs heftig loszog. Nach ihm trat **Marcel** selbst auf, und versicherte endlich, daß die erhobenen Gelder weder von ihm, noch von irgend einem Abgeordneten der Stände wären berührt worden. Hierauf erklärte ein Advokat, der mit den Steuersachen zu thun hatte, daß die meisten Summen sehr übel angelegt würden; er habe selbst auf Befehl des Herzogs von der **Normandie** verschiedenen Rittern an die funfzigtausend Goldstücke ausgezahlet. **Consac** sprach alsdann noch einmal, verschwendete Lobeserhebungen an dem gegenwärtigen **Marcel**, versicherte, daß er bis auf den heutigen Tag nichts anders gethan habe, als was zum gemeinen Besten diene, und wenn die Pariser ihren Vorsteher nicht unterstützen wollten, so würde er genöthiget seyn, eine Freystätte zu suchen, um der ihm drohenden Gefahr zu entgehen. Durch diese Vorstellungen wurde das wankelmüthige Volk so geschwind wieder von der Partey des Dauphins abgezogen, als es ihr vorher zugefallen war. Die Zuhörer schrien einmüthig, **Marcel** habe Recht, und sie würden ihn gegen jedermann vertheidigen.

Mitten unter diesen Unruhen versammleten sich die Stände zu Paris gegen das Weyhnachtsfest. Der gröste Theil derselben bestand aus Bürgerlichen und einigen Geistlichen; denn der Adel scheute sich, Versammlungen beyzuwohnen, die auf die Zerstöhrung der obersten Macht losgiengen. Es ward auch nichts

entschie-

entschieden, und man beschloß nur, gegen Mitfasten 1357
wieder zusammenzukommen. Unterdes verordnete
man, daß eine Münze von geringerm Gehalt, als
die vorhergehende, geprägt werden, daß der Herzog
von der Normandie zu seinem Auskommen den
fünften Theil des davon fallenden Gewinnstes erhal-
ten, und daß die übrigen vier Theile zur Bestreitung
der Kriegskosten aufgehoben werden sollten.

Die Truppen, die der Prinz aufgeboten hatte, 1358
waren zu Paris und in den Gegenden dieser Stadt
angekommen, und machten ohngefähr zweytausend ge-
harnischte Leute aus, die unmöglich den Streifereyen
der Navarresen allenthalben wehren konnten. Selbst
an dem Tag der Vermählung des Grafen von
Etampes mit Johannen, der Tochter des Gra-
fen Rudolf von Eu, enthaupteten Konnetabels
von Frankreich, überfielen sie Etampes, plünderten
den Ort aus, und führten viele Gefangene weg. Per-
rin Marc erstach auf öffentlicher Strasse in Paris
mit einem Messer den Schatzmeister und Liebling des
Herzogs von der Normandie, Johann Baillet.
Der Herzog gab dem Marschall von Champagne,
Johann von Chalons, Befehl, den Mörder aus
der Kirche zu St. Merri zu holen und ihn hängen zu
lassen. Dies geschah, nachdem ihm vorher an dem
Ort, wo er den Mord begangen, die rechte Hand
war abgehauen worden. Der Bischof von Paris
machte Bewegungen hierüber, behauptete, es wäre
dies ein Eingriff in die Freyheiten des geistlichen Stan-
des, und brachte es so weit, daß der Bösewicht vom
Galgen genommen und in gedachte Kirche feyerlich
begraben werden muste.

Um den Rebellen Furcht einzujagen, ließ der
Dauphin das Gerücht ausstreuen, als wenn der Frie-
de mit England und die Befreyung seines Vaters na-
he bevorstehe. Aber jene erfuhren durch ihre Kund-

1358 schafter sehr bald den Ungrund dieses Vorgebens, und trieben ihre Frechheit nur noch weiter. Johann von Pequigni kam als Abgeordneter des Königs von Navarra nach Paris, und beschwerte sich bey dem Dauphin, in Gegenwart der Königinnen Johanne und Blanka und vieler Glieder des Staatsraths, über die Nichterfüllung verschiedener Artikel des letzten Vertrags. Der Prinz kniete hierauf vor den Königinnen, die ihn aber geschwind aufhoben und neben sich setzen liessen, nieder, und betheuerte, daß er den Vertrag genau vollzogen habe, und wenn jemand das Gegentheil behaupten wollte, so wäre er bereit, ihn Lügen zu strafen. Pequigni aber sey nicht derjenige, von dem er eine solche Ausforderung annehmen könnte; bestünde er unterdessen darauf, so habe er Ritter an seinem Hof, die sich mit ihm schlagen sollten. Der stets partheyische und unverschämte Bischof von Laon unterbrach ihn, und versicherte dem Ritter Pequigni, Monseigneur Dauphin werde den Forderungen des Königs von Navarra willig Gehör geben, seinen Rath darüber fragen, und eine befriedigende Antwort ertheilen.

Einige Tage hernach schickten die durch le Coq und Marcel aufgebrachten Pariser eine feyerliche Gesandtschaft an den Herzog von der Normandie wegen des Königs von Navarra. Bruder Simon von Langres, General des Dominikanerordens, führte das Wort im Namen der Abgeordneten, und hatte die Kühnheit, dem Prinzen zu sagen, daß er und seine Kollegen sich versammlet, und mit einander beschlossen hätten, der König von Navarra sollte alle seine Forderungen auf einmal vortragen, und sobald dies geschehen seyn würde, sollte der Herzog verbunden seyn, ihm alle seine feste Plätze wieder einzuräumen, und ihm hernach wegen seiner übrigen Forderungen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Nach

dieser

dieser kühnen Rede schwieg der Dominikaner still, und wagte es nicht, seinen übrigen Auftrag vollends herauszusagen. Daher rief ihm der Prior von Essone zu: Ihr habt nicht alles gesagt! wendete sich alsdenn zum Herzog, und sagte ihm ohne Umschweif, sie hätten einmüthig beschlossen, sich entweder wider den König von Navarra oder gegen ihn selbst zu erklären, wenn einer von beyden sich ihren Anordnungen nicht unterwerfen würde. — So unwürdig betrugen sich zween rebellische Mönche gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit! 1358

Noch war dies nur das Vorspiel von den Abscheulichkeiten, welche die Wuth **Marcels** und seiner Rotte erdachte. Dieser Mensch ließ den grösten Theil der Handwerker in Paris bey der Kirche des heiligen Eligius, wo heut zu Tage das Barnabitenkloster steht, zusammenkommen. Indem dies geschah, erblickten sie den Generaladvokaten **Regnaut d'Aci** auf der Strasse, verfolgten und tödteten ihn. Hierauf gieng der Prevot des Marchands an der Spitze der Aufrührer auf den königlichen Pallast zu, und gerade in das Zimmer des Dauphin, der beym Anblick einer solchen Menge erschrocken schien. **Sire**, sagte Marcel, **wundern Sie sich nicht über das, was hier vorgeht, denn es ist so verordnet und muß einmal so seyn.** Er wendete sich darauf an seine Leute und sagte: **Richtet nun hurtig dasjenige aus, weswegen ihr hierhergekommen seyd.** Sogleich fielen sie über die bey dem Dauphin stehenden **Marschälle von Champagne** und **Normandie** her, und ermordeten sie, so daß der Prinz mit dem Blute dieser Unglücklichen besprützt wurde. Alle übrige Bediente des Prinzen zerstreuten sich und flohen. Der Dauphin soll den Prevot des Marchands gefragt haben, ob man sich auch an seiner Person vergreifen wolle? **Nein, gnädiger** am 22. Febr.

1358 Herr, habe dieser versetzt, Sie aber sicher zu stellen, gebe ich ihnen hier meine Mütze. Der Dauphin nahm sie, und gab ihm die seinige, die dieser Unverschämte den ganzen Tag über trug. Die Leichname der beyden ermordeten Herren wurden auf den Schloßplatz geschleppt, und blieben den ganzen Tag den Beschimpfungen des Pöbels ausgesetzt, ohne daß es einer von ihren Bedienten gewagt hätte, sie wegzunehmen. Auf den Abend wurden sie nicht ohne Schwierigkeit zur Erde bestattet. Nach diesem so leicht vollbrachten Verbrechen begab sich **Marcel** auf das Rathhaus, in Begleitung der barbarischen Vollzieher seines Willens. Er trat an ein Fenster, und sagte dem auf dem Platze häufig versammleten Volk, daß alles, was jetzt geschehen wäre, zum Besten des Staats diene, daß die hingerichteten Herren Niederträchtige und Verräther gewesen, und daß es nöthig wäre, ihm wegen der Folgen einer so heilsamen Handlung beyzustehen. Sogleich ertönte der Platz von einem allgemeinen Zuruf und von der Versicherung, für ihn zu leben und zu sterben. Stolz auf die Gunst dieser unsinnigen Menge kehrte er zum Pallast zurück, oder vielmehr, er wurde dahin getragen. Mit einem Theil seiner Leute gieng er in das Zimmer, wo der Dauphin, gebeugt durch die Grösse des Kummers, seinen eigenen Tod von den Händen dieser Unmenschen erwartete. Der Prevot des Marchands spottete seines Schmerzens, und sagte ihm, er habe keine Ursache, sich über das Vorgegangene zu betrüben; es wäre alles nach dem Willen des Volks geschehen, in dessen Namen er jetzt um eine Billigung des Geschehenen bitte; zugleich ersuchte er ihn, sich auf immer mit den Parisern zu vereinigen. Der Dauphin gieng alles ein; denn was würde eine Weigerung gefruchtet haben? Er bat die Einwohner von Paris, seine guten Freunde zu seyn, und

versi-

versicherte, daß er der ihrige seyn werde. Am Abend 1358
schickte ihm der Prevot des Marchands zwey Stücke Tuch, das eine roth und das andre grünlich blau, um sowohl für sich als für seine Bediente Mützen daraus machen zu lassen. Einige Tage vorher hielten viele Abgeordnete der Städte eine Versammlung zu Paris, in welcher beschlossen ward, daß man von den geistlichen Einkünften eine Beysteuer von einem Halbzehnten *) erheben, und daß die Städte für fünf und sechzig Feuerstätten einen bewaffneten Mann und die Landleute für hundert einen stellen sollten. Während dieser Versammlung geschah es eben, daß der Bischof von Laon den Herzog von der Normandie nöthigte, an den Pabst zu schreiben, und für ihn den Kardinalshut auszuwürken. Es erfolgte aber nichts, vermuthlich weil der Prinz unter der Hand selbst den Pabst um das Gegentheil gebeten hatte. — Einige Abgeordnete der Stände hatten Paris zur Zeit des Mords der beyden Marschälle noch nicht verlassen. **Regnaut von Corbie** stellte ihnen diese That des Prevot des Marchands als billig und nothwendig vor, und drung in sie, alles, was geschehen war, zu genehmigen, und die andern Stände des Königreichs zu einer Vereinigung mit den Parisern zu bewegen. Die Furcht vor einer schimpflichen Behandlung trieb die Abgeordneten zur Einwilligung, und sie erhielten dafür vielen Dank.

Jeder Tag ward damals durch verwegene Schritte der Aufrührer merkwürdig. Sie giengen zum Dauphin ins Parlament, und verlangten durch **Marcel'n** das Gutheissen alles dessen, was die Stände verordnet hätten, die Bestätigung ihres Besitzes von der Regierung, und die Abdankung einiger Glieder seines Raths, für die er drey oder vier Bürger, die sie ihm nennen würden, annehmen sollte.

*) Demi dixieme.

1358 Die Umstände erlaubten keinen Vorwand zur Widersetzlichkeit; sie erhielten alles, was sie verlangten.

Während dieser Verwirrungen kam der König von Navarra wieder nach Paris mit einem zahlreichen Gefolge bewaffneter Leute, um aus der damaligen Verfassung der Gemüther und aus dem Unvermögen des Dauphins Vortheile zu ziehen. Noch am Tage seiner Ankunft gieng der Prevot des Marchands zu ihm ins Hotel de Nesle, und hielt eine lange Unterredung mit ihm. Die Königinnen **Johanne** und **Blanka**, die sich zwar immer als Mittlerinnen betrugen, heimlich aber doch den König von Navarra begünstigten, weil die eine die Schwester und die andre die Tante desselben war, stifteten einen Schein der Freundschaft zwischen dem König und dem Dauphin. Dieser machte keine Schwierigkeiten wegen der von **le Coq** und **Marcel** aufgesetzten Artikel. Dieses Uebermaaß von Herablassung war für die Mißvergnügten noch nicht hinreichend. Sie schrieben an die meisten Städte des Reichs, um ihr Betragen zu rechtfertigen, und sie durch das Tragen der doppelfarbigen Mützen zur Vereinigung mit ihnen zu bewegen. Sie hatten aber den Verdruß, daß ihnen, ausser den Städten Amiens und Laon, niemand antwortete.

Dennoch herrschten die Unruhen nicht blos in der Hauptstadt; sie erstreckten sich durch das ganze Königreich. Seit dem letztern zu Bourdeaux getroffenen Waffenstillstand hatten die durch verschiedene Theile Frankreichs ausgebreiteten Truppen fortgefahren, Feindseligkeiten auszuüben, und sich sogar einiger Plätze bemächtiget. Der gefangene König beschwerte sich deswegen bey **Eduarden** über die Nichterfüllung des Vergleichs. Zu diesem Ende schickte dieser zween Ritter nach Frankreich, mit dem Befehl, die Abtretung dieser Plätze in seinem Namen zu verlangen: sie erhielten aber von den meisten Befehlsha-

bern

bern zur Antwort, sie ständen nicht in dem Sold des 1358
Königs von England, und sie besässen die Festungen weder für ihn, noch in seinem Namen. Andre sagten, sie und ihre Truppen gehörten dem König von Navarra. Noch andre gestanden zwar, daß sie aus eigenem Trieb diese Plätze eingenommen hätten, sie wären aber versichert, daß es Leute geben würde, die dies billigten. Mit solchen Antworten musten sich die englischen Ritter begnügen, und die Festungen blieben in der Gewalt derer, die sie besetzt hatten. Diese Oerter wurden eben so viele Raubnester, und ihre Bewohner eben so viele Spitzbuben, welche die umliegenden Gegenden plünderten und verheerten, und alle Provinzen unsicher machten. Nach der Niederlage bey Poitiers hatten sich die meisten Truppen der französischen Armee zerstreuet. Da sie gewohnt waren, von den Waffen, von ihrem Sold und vom Plündern zu leben, so sahen sie sich nun auf einmal aller Mittel zu ihrem Unterhalt beraubt. Der König war gefangen, sein Sohn noch zu jung zur gehörigen Lenkung des Staatsruders, die Prinzen entweder gefangen oder durch eine schimpfliche Flucht entehrt, der Adel vertilget oder in den Augen eines Volks, das durch das allgemeine Unglück trotzig und frech geworden war, verachtet; die Aufrührer voll von Stolz, und doch zu schwach, sich der obersten Gewalt ohne Widerspruch zu bemeistern; durchgehends herrschte Uneinigkeit, Mangel und Elend; alles vereinigte sich zur Vermehrung solcher Uebel, die einer schwachen Regierung oder vielmehr einer wahren Anarchie ankleben. Wer sollte bey solchen Umständen eine rohe Menge, die nur vom Plündern und Rauben lebte, und die durch die vorhergegangene Vernachläßigung der Kriegszucht noch mehr verwildert war, im Zaum halten? Kein Wunder also, daß sie sich durch alle Theile des Königreichs verbreitete und Nahrung

1358 suchte. Schon lange hatten, wie man wird bemerkt haben, die französische Könige, ausser den Nationaltruppen, viele Ausländer, die sie besoldeten, in ihre Dienste genommen. Diese Beyhülfe konnte zwar auf kurze Zeit nützlich seyn, weil dadurch das Blut der Unterthanen geschont wurde: aber sie zog auch sehr gefährliche Folgen nach sich, wie man schon oft erfahren hatte; doch vielleicht nie so sehr, als jetzt, da Frankreich ohne Oberhaupt war. Anfangs widersetzte man sich nicht ihren Raubereyen; dadurch wurden sie immer kühner, und wuchsen bald zu grossen furchtbaren Haufen an. Sie hatten ihre Anführer, und waren bey mancher wichtigen Unternehmung glücklich. Die Verwirrung des Staats begünstigte ihre Verwegenheit; es nahmen sogar verarmte Ritter und Edelleute Theil daran. Franzosen, Engländer, Schottländer, Bretagner, Teutsche, Flamländer, Hennegauer, Brabanter, vereinigten sich, um den Raub der Provinzen unter sich zu theilen. Einige dieser **Kompagnien** oder **Kameradschaften** — denn so nennte man sie — hatten Anführer von grossem Ruhm. **Arnold von Cervole** war einer der berühmtesten; man gab ihm den Beynamen **Erzpriester** *). In dem Treffen bey Poitiers gerieth er in englische Gefangenschaft: aber durch Hülfe des Marschalls von **Andreghen** konnte er sich bald loskaufen, und kam sogleich wieder nach Frankreich. Er kannte

*) *Archiprêtre.* In den ältern Zeiten war Erzpriester so viel als bischöflicher Vikar; in der Folge hiessen die den Archidiakonen untergeordnete Priester so. Arnold von Cervole stammte aus einer edeln Familie in Gascogne her, und genoß, ohngeachtet er Ritter und Ehemann war, die Einkünfte eines Erzpriesters, nach dem Gebrauch, der noch in einigen französischen Provinzen gilt. Man will hierinn noch Spuren finden von den Schenkungen, die Karl Martell den Kriegsleuten von geistlichen Einkünften machte.

kannte keine andre Beschäftigung, als den Krieg, und 1358
brachte daher mit leichter Mühe einige von diesen zerstreuten Horden zusammen, errichtete davon eine kleine Armee, mit der er Limousin und Auvergne durchstreifte, sich der Brücken über die Dürance und Rhone bemächtigte, und den päbstlichen Hof zu Avignon in Schrecken setzte. Er ließ **Innocenz dem Sechsten** sagen, er würde sich nicht an dem Gebiet der Kirche vergreifen; unterdes plünderte er doch die Provence. Innocenz traute nicht dem Versprechen des Anführers eines Haufens, dem er den Namen der **Gesellschaft der Erwerber** gab. Vergebens ersuchte er Kaiser **Karl den Vierten** um Beystand; der gefangene König von Frankreich und der ohnmächtige Dauphin konnten noch weniger leisten. Der Pabst sah sich also genöthiget, selbst eine Armee aufzubringen; man schloß die Thore von Avignon zu; man fieng an, jene Mauern um die Stadt aufzuführen, die noch heut zu Tage als eine Art von Wunderwerk angesehn werden. Die ganze Christenheit wurde dieser Mauern wegen in Kontribution gesetzt. Und doch halfen dem Pabst weder Truppen noch Mauern; er muste sich mit dem **Erzpriester** vergleichen, der in Begleitung der vornehmsten Anführer seiner Leute in die Stadt kam, öfters an der Tafel des Pabsts und der Kardinäle speiste, für das Heil seiner Seele die Vergebung aller seiner Sünden erlangte, und nebst dieser Absolution vierzig tausend Thaler mit sich davon trug. Verschiedene Kompagnien dieser Räuber ängstigten die benachbarten Provinzen von Isle de France, und es war zuletzt nicht mehr möglich, aus Paris zu gehen, ohne sich der grösten Gefahr auszusetzen. Da ein Theil dieser Völker heimlich durch den König von **Navarra** begünstigt ward, oder von ihm abhieng; so reiste man nicht leicht ohne Geleitsbriefe von diesem Prinzen; denn diese wurden mehr geachtet, als

1358 diejenigen, die der Herzog von Normandie ausfertigen ließ. Karl der Schlimme verließ Paris aufs neue, um auch an andern Orten zu seinem Vortheil zu arbeiten. Am folgenden Tag darauf nahm der Herzog von Normandie, der bisher nur den Titel eines königlichen Statthalters geführt hatte, den Titel eines Reichsregenten an. Karl trat damals in sein ein und zwanzigstes Jahr, das ist, er wurde volljährig und nach den Gesetzen des Königreichs fähig, das Staatsruder zu regieren.

am 14. März.

Man findet nicht, daß sich jemand dieser Veränderung widersetzt habe, obgleich das Ansehn des vermuthlichen Kronerben nie eingeschränkter gewesen war, als damals. In der That blieb es auch nur bey der Veränderung des Titels; seine Macht nahm dadurch um nichts zu. Vielmehr nöthigten ihn eben damals die Aufrührer, einige Pariser Schöppen in seinen Rath aufzunehmen. Nichts wurde entschieden ohne vorhergegangene Berathschlagungen mit diesen Räthen, und ohne Bestätigung des Prevot des Marchands und des Bischofs von Laon.

Endlich aber faßte der Regent den Entschluß, das unanständige Joch abzuwerfen, unter dem er so lange geseufzt, wobey er jedoch auch die Regierungskunst zu studieren Gelegenheit genug gehabt hatte. Mit Beystimmung des Königs von Navarra und seiner Anhänger hatte er eine Versammlung des Adels in der Picardie zu Senlis bestellt. Dies gab ihm guten Vorwand, öffentlich aus Paris zu gehen, ohne daß die Pariser unruhig darüber hätten werden können. Von Senlis begab sich der Regent nicht wieder nach Paris, sondern nach Compiegne, wo eine ziemliche Menge von Adel zu ihm kam. Viele Abgeordnete der drey Stände aus Champagne versammleten sich zu Provins, wohin sie der Regent gefordert hatte; der König von Navarra, der auch

dahin

dahin kommen sollte, erschien nicht. Die Pariser 1358
fiengen an, nach und nach unruhig über diese Schritte zu werden, und schickten Abgeordnete zu dieser Versammlung. Der Regent stellte den Gliedern derselben die traurige lage und die vielfachen Bedürfnisse des Staats lebhaft vor, zeigte ihnen die Nothwendigkeit der Vereinigung zwischen dem Oberherrn und den Unterthanen, und zuletzt sagte er, die Abgeordneten der Stadt Paris möchten der Versammlung ihre Willensmeynung eröffnen. Der Prinz schien mit Fleiß noch einige Schonung gegen die Rebellen zu äussern, und vielleicht wollte er sich nicht eher ganz erklären, bis er sich der Mittel, sie zu züchtigen, versichert hätte. Der Schöppe Corbie hielt hierauf eine Rede, auf welche die Stände wenig achteten, sondern baten um Erlaubniß, unter sich zu rathschlagen, ohne Zulassung der Pariser Abgeordneten.

Der Regent kam alsdann in Begleitung des Herzogs von Orleans, des Grafen von Etampes und vieler Herren zur zwoten Sitzung der in einem Garten der Stadt versammleten Stände. Simon von Roußi, Graf von Bresne, versicherte ihn im Namen aller Champagner, daß sie bereit wären, ihm ihren Eifer und ihre Treue als ihrem Herrn zu beweisen; er möchte nun eine andre Versammlung nach Vertûs berufen, auf welcher man über die geschwindesten und wirksamsten Mittel zur Hülfe Rath halten wollte; zugleich versprachen sie ihm, daß die Abgeordneten ihrer Provinz nie wieder nach Paris kommen sollten. Der Graf von Bresne wendete sich hierauf an die beyden Pariser Abgeordneten, und sagte ihnen, daß man auf ihre Vorträge keine Antwort zu geben hätte. Dann fragte er den Regenten im Namen seiner landsleute, ob er glaube, daß der Marschall von Champagne, Herr von Conflans, sich einer niederträch-

1358 trächtigen und sträflichen Handlung schuldig gemacht, und er deswegen den Tod verdient habe? Der Prinz antwortete, daß sowohl der Marschall von Champagne, als auch der von Normandie ihm jederzeit treu gedient und gerathen hätten. Nach diesen Worten kniete der Graf vor den Regenten nieder, und sagte: Monseigneur, wir Champagner danken Ihnen für das, was Sie jezt gesprochen haben, und wir erwarten, daß Sie an denen, die Ihren Freund ohne Ursache getödtet haben, gute Gerechtigkeit üben werden. Eine sehr bedenkliche und gefährliche Zumuthung für Karln! Eine Beleidigung der Champagner in diesem Falle würde ihn der benöthigten Mittel zur Ausführung seines Vorhabens beraubt, und eine offenbare Bewilligung ihrer Bitte den Pariser Rebellen vor der Zeit seine Absichten verrathen haben. Er half sich also damit, daß er die Champagner zur Einigkeit ermahnte, ohne sich über ihre Vereinigung mit den Parisern, welche diese verlangt hatten, zu erklären, und sprach nur in allgemeinen Ausdrücken von dem Mord seiner Diener. Dieses Betragen that die gewünschte Würkung; die Champagner wurden noch weit mehr gegen die Pariser erbittert, und diese konnten doch dem Prinzen nichts zur Last legen.

Karl begab sich hierauf nach Meaux, und erhielt daselbst von den Parisern sehr trotzige Briefe, die eine Art von Kriegserklärung waren. Schon vorher hatten sie die Feindseligkeiten angefangen. Nach der Abreise des Regenten von Paris hatte der dortige Adel die Stadt verlassen, und sich grösstentheils zum Prinzen begeben. Dadurch wurde das wankelmüthige und furchtsame Volk niedergeschlagen, und Marcel muste darauf denken, sich desselben durch eine glänzende Unternehmung zu versichern. Zu dem Ende bemächtigte er sich des Louvre, welches damals

noch

noch auſſer den Stadtmauern lag, und beſetzte es mit 1358
Leuten, die ihm ganz ergeben waren. Er hatte daſelbſt eine beträchtliche Menge von Waffen und Kriegsmaſchinen gefunden, die er in das Rathhaus bringen und in den verſchiedenen Vierteln der Stadt austheilen ließ. Er ſchmeichelte ſich, durch dieſe Gewaltthätigkeit würde er den Pariſern alle Ausſöhnung mit dem Prinzen entziehen, und ſich unzertrennlich mit ſich verbinden.

Die zu Compiegne verſammleten Stände von **Vermandois** bewilligten dem anweſenden Regenten eine Beyſteuer, die derjenigen faſt gleich war, welche die zu Vertüs verſammleten Stände von Champagne zu eben der Zeit anboten. Dieſe Beyſteuern beſtanden gleichfalls in dem Zehnten der Kircheneinkünfte, in dem Zwanzigſten der adelichen Einkünfte und der von Unadelichen beſeſſenen Lehen, und in der Unterhaltung eines bewaffneten Mannes von ſiebenzig Feuerſtätten in den Städten, und eines von hundert Feuerſtätten auf dem Lande. Dieſe Auflage erſtreckte ſich bis auf die Dienſtboten, welche aus zweyhundert Feuerſtätten zuſammen einen bewaffneten Mann ſtellen muſten.

Unterdes nahte die Zeit heran, da die Stände des ganzen Königreichs ſich zu Paris verſammlen ſollten. Da aber der Regent auf den Beyſtand einiger Provinzen ſicher rechnen konnte, ſo änderte er den Ort der Zuſammenkunft, und lud die Stände nach Compiegne ein. Dies gefiel den meiſten Abgeordneten, weil ſie über das Betragen der Pariſer ſehr unwillig waren. Gleich in der erſten Sitzung baten ſie den Prinzen, den Biſchof **Robert le Coq** aus ſeinem Rath und von ſeinem Umgang zu entfernen, indem ihn alle Rechtſchaffene als einen Verräther und als einen der vornehmſten Stifter der Unordnungen, die das Reich drückten, betrachteten. Er muſte ſich

glück-

1358 glücklich schätzen, daß er dem Unwillen der Edelleute, die ihm eine schimpfliche Behandlung zugedacht hatten, entgehen, und Paris erreichen konnte.

Bis hieher hatte sich Karl immer genöthiget gesehn, jede Provinz besonders um Beystand zu ersuchen: nun aber genoß er das Vergnügen, zu sehen, wie sich die meisten Städte, die der Empörungsgeist noch nicht angesteckt hatte, ihre Stimmen zu seinem und des Staats Vortheil vereinigten. Sie sagten ihm eben das zu, was die Stände von Champagne und Vermandois schon bewilliget hatten. Alle Schlüsse der im vorigen Jahr zu Paris gehaltenen Versammlungen wurden verdammt; so wie das Bezeigen der Stadt Paris und andrer Städte, die es mit ihr hielten. Am schmeichelhaftesten aber für den Regenten muste das öffentliche Zeugniß seyn, welches die Versammlung seinem Wohlverhalten und seiner Klugheit gab. Die Stände dankten ihm im Namen der Nation, daß er bey den bisher stürmischen Zeiten doch nicht an Frankreichs Wohl verzweifelt habe.

Einige Tage vorher hatte der König von **Navarra** um eine Unterredung mit dem Regenten angesucht, und sie erfolgte auch zu Clermont in Beauvois. **Karl der Schlimme**, der gern die Gesinnung des Prinzen erforschen wollte, sprach von einem Vergleich mit den Parisern. Der Dauphin antwortete ihm, er liebe die Stadt Paris; er kenne ihre Bewohner als Bürger, die ihrem Fürsten und Vaterlande treu wären: aber er würde nicht eher wieder zu ihnen kommen, bis die Urheber der Empörung bestraft seyn würden. Diese Antwort brachte der König mit nach Paris; und **Marcel** begriff nun leicht einen Theil der ihm drohenden Gefahr; er wollte den König von Navarra bereden, öffentlich an die Spitze der Partey zu treten: allein dieser spürte keine allgemeine

meine Neigung des Volks, und verließ nach einigen 1358
Tagen die Stadt wieder.

Der Prevot des Marchands sah an dem Betragen des Regenten, daß er von dem Genie desselben falsch geurtheilt habe; es reute ihn, daß er so weit gegangen war, und zurückzutreten, war damals schwer. Unterdes machte er doch einen Versuch. Der Rektor der Universität begab sich auf sein Bitten mit einigen seiner Kollegen nach Compiegne, in Hoffnung, einen Vergleich zu stiften. Der Prinz empfieng sie sehr leutselig, und antwortete ihnen, so wie dem König von Navarra, er wäre bereit, den Parisern eine allgemeine Vergessenheit angedeihen zu lassen, so bald sie zu ihrer Pflicht zurückkehren, und ihm zehn bis zwölf, oder auch nur fünf bis sechs der Schuldigsten ausliefern würden, deren Leben er zu schonen versprach. Er setzte hinzu, sie hätten nimmermehr etwas von ihm zu hoffen, wenn sie ihm nicht diesen Beweis ihrer Folgsamkeit geben würden. **Marcel**, der alle übrige nach der Wildheit seiner Seele beurtheilte, konnte sich nicht überreden, daß der Prinz so edelmüthig seyn und ihm das Leben schenken würde. Ausserdem empfand er sehr wohl, wie schwarz seine Verbrechen und wie unwürdig der Vergebung er sey; er versuchte daher noch einige andre Auskünfte, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Dieser von Gewissensbissen gemarterte Bösewicht sahe nun nichts vor sich, als die schreckhaftesten Anstalten zu schimpflichen Strafen und Qualen; die Verzweiflung frischte seine Kühnheit aufs neue an, und diente ihm statt der Herzhaftigkeit. Er wollte wenigstens seinen Untergang, den er als unvermeidlich ansah, verschieben. Er ließ die Arbeit an den Festungswerken der Stadt verdoppeln; er zog englische und navarrische Truppen hinein; er ließ sogar Soldaten oder Räuber werben, und bis in die Provence Waffen

1358 aufkaufen. Allein, unterwegs ließ diese der Graf von Poitiers wegnehmen, und schickte sie seinem Bruder, dem Regenten. Der Bischof von Laon befestigte sich gleichfalls in seiner Diöces. — Die Pariser sahen sich bald genöthiget, hinter ihren Mauern zu bleiben. Die Kameradschaften streiften bis an die Thore; die Edelleute hatten sich bewaffnet, und behandelten sie bey aller Gelegenheit mit der äussersten Strenge. Fulko von Laval verwüstete mit einem Haufen Bretagner die Landschaft Beausse, und ein andrer plünderte und verbrannte zum zweytenmal die Stadt Etampes. Das Innerste Frankreichs war ein Schauplatz der Verwüstung geworden; man sah nichts als Plündern, Morden und Brennen. Unterdes sammlete der Regent, unterstützt von dem gesundern Theil der Stände und des Adels, Mannschaft zur Unterwerfung der Rebellen.

Man glaubte, Frankreichs Unglück könnte nicht höher getrieben werden: aber dies war ein Irrthum. Das flache Feld stand allen Schrecken des Kriegs offen, und war für dessen Bewohner nichts als ein schauderhafter Aufenthalt. Die überall hinstreifenden Soldaten oder Räuber nahmen dem unglücklichen und wehrlosen Landmann alles. Dieser sah keine Hülfe vor sich, hatte also nichts weiter zu fürchten, noch zu hoffen, gerieth in Verzweiflung, und aus der Verzweiflung in Wuth. Die ersten Funken der Unruhe, welche plötzlich in ein allgemeines Feuer ausbrachen, spürte man in Beauvoisis. Einige Bauern dieser Landschaft beredeten sich mit einander, und schwuren, die Edelleute auszurotten, die, wie sie glaubten, an allem Unglück Schuld wären. Sie waffneten sich mit eisernen Stäben, und bestürmten das Schloß eines benachbarten Edelmanns, erbrachen die Thore, tödteten den Ritter, seine Gemahlin und seine Kinder, plünderten und verbrannten das Gebäude. Dieser

ser erste Haufen bestand nur aus ohngefähr hundert 1358
Personen: aber bald wuchs er zu einer unzähligen Menge an. In allen Gegenden von Paris und Isle de France, in Picardie, Soissonnois, Beauvoisis, mit einem Worte, beynahe in allen mitternächtlichen Provinzen sah man nichts als herumlaufende Bauern, die sogar diejenigen ihres Standes tödteten, die sich nicht mit ihnen vereinigen wollten. Dieser Aufstand geschah fast an Einem Tag, und, was noch ausserordentlicher scheinen muß, er entstand, ohne daß man vermuthen konnte, als wenn diese Leute ihn vorher mit einander abgeredet hätten. Die grösten Haufen wählten sich Anführer, unter denen sich ein Bewohner des Dorfs Mello, **Wilhelm Caillet**, hervorthat. Diese zusammengelaufene Bauern selbst nennte man **Jacques** oder **Jakobe** *). Ihre Ausschweifungen übertrafen alles, was die zügelloseste Rache nur immer erdenken und ausüben kann. Man zittert, und das Buch fällt uns aus der Hand, wenn wir lesen, daß diese in wilde Thiere verwandelte Menschen in das Schloß eines Ritters dringen, ihn an eine Pfoste binden, vor seinen Augen seine Frau und seine Töchter schänden, hernach diesen Herrn spiessen und an einem langsamen Feuer braten; daß sie ferner seine Kinder und seine Frau zwingen, von seinem Fleisch zu essen, und die gräßliche Scene mit der Ermordung dieser unglücklichen Familie und mit Einäscherung des Schlosses endigen. Ueber zweyhundert Schlösser oder Wohnungen der Edelleute wurden geplündert und verbrannt. Die ersten Ausbrüche dieser Thätlichkeiten hatten die Würkung eines ausgetretenen Stroms; alles floh vor den **Jakoben**. Der erschrockene Adel nahm seine Zuflucht in die festen Städte oder Schlösser, welche für die Bauern unbezwinglich waren. Die Herzoginnen von Norman-

*) Von einem ihrer Anführer *Jacques Bonhomme*.

1358 die und Orleans, und viele andre Damen vom ersten Range, wurden in die Nothwendigkeit versetzt, eine Freystätte zu suchen, wo sie für der Vermessenheit dieser Ungeheuer, die weder für Geschlecht noch Rang Ehrfurcht hatten, sicher seyn könnten. Nach und nach erholte sich der Adel von dem ersten Schrecken, versammlete sich, bot die benachbarten Provinzen zur Unterstützung auf, und erhielt Beystand von vielen fremden Rittern aus Flandern, Brabant, Hennegau und Böhmen. Sie giengen alsdann auf die zerstreuten Haufen los, trieben sie auseinander, tödteten viele Bauern, und jagten die übrigen in ihre Wohnungen zurück.

Der König von **Navarra** bewies dabey nicht gemeine Thätigkeit, weil die Bauern die Brüder oder Verwandte seines Lieblings, Johanns von Pequigni, ermordet hatten. Er ließ ihrer an Einem Tag dreytausend niederhauen, worunter auch der angeführte **Wilhelm Caillet** war; durch diese Vereinigung bekamen die Edelleute noch mehr Muth; sie verwüsteten alle Gegenden, wohin sie kamen, mit Feuer und Schwerdt, und tödteten alle ihnen aufstossende Bauern, schuldige und unschuldige. Die an der Loire wohnende Landleute flüchteten mit ihren Weibern und Vieh auf die Inseln dieses Flusses oder auf Fahrzeuge, um den Engländern zu entgehen, welche, des Waffenstillstandes ohngeachtet, Touraine und Orleannois durchstreiften, Mehun und Boisgenci plünderten und verbrannten, und sich hernach in den Landschaften Chartrain, Maine und Bretagne, bis Nantes ausbreiteten.

Viele Dörfer waren damals feste Plätze geworden. Die Landleute, die ihre Wohnungen nicht verlassen und sich nicht mit den **Jaques** vereiniget hatten, umgaben ihre Kirchen mit Gräben, schafften Steine und Wurfmaschinen auf die Thürme, und

bauten Warten oder Schilderhäuschen bey den Glo- 1358
cken, wo Tag und Nacht Wachen stehen musten. So bald man den Feind herannahen sah, so gaben die Wachen ein Zeichen mit den Glocken oder mit einem Horn; worauf sogleich alle, die auf dem Felde oder in ihren Häusern waren, herbeyliefen, und sich in die Kirche einschlossen. Die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, hatte sie die Kriegskunst gelehrt.

Mitten unter diesen Unordnungen versammlete der Regent den vornehmsten Adel, besuchte die Provinzen, vereinigte mit seiner Parten die Städte, die der Empörungsgeist nicht angesteckt hatte, befestigte diejenigen, die sich schon für ihn erklärt hatten, in ihrer Treue; kurz, er ließ alle Triebfedern einer weisen Politick spielen, um das wankende Glück des Staats wieder herzustellen. Die Edelleute, erklärte Feinde der Pariser und andrer Bewohner rebellischer Städte, eilten zu seinen Fahnen. Verschiedene, die sich mit dem König von Navarra wegen seiner Anstalten gegen die tollen Bauern vereiniget hatten, verliessen diesen Herrn, so bald sie seine verderblichen Anschläge erkannten. Marcel und seine Rotte lebten in grosser Unruhe, ohngeachtet sie Meister der Stadt waren. Sie konnten leicht vermuthen, daß die gutgesinnten Einwohner nur eine günstige Gelegenheit, sich wider sie zu erklären, erwarteten. Inzwischen suchten sich die Pariser der Stadt Meaux zu bemächtigen, wo sich die Herzogin von Normandie und andre königliche Personen aufhielten. Sie warteten die Zeit ab, da der Regent abwesend war, und rückten, dreyhundert Mann stark, zu denen sich viele Bauern gesellten, vor die Thore dieser Stadt, deren Bürgermeister und Einwohner ihnen dieselben öffneten, ohngeachtet des dem Regenten geleisteten Eydes der Treue. Sie stellten sich vor dem Markt in Ordnung, wurden aber gleich beym ersten Angriff, den der Graf

1358 von Foix nur mit fünf und zwanzig Rittern auf sie that, zurückgetrieben, und nur wenige konnten sich mit der Flucht retten. Die Besatzung, durch die Untreue der Einwohner aufgebracht, legte hierauf Feuer in der Stadt an, welches vierzehn Tage lang währte, tödtete einen Theil der Bürger und den Bürgermeister, und verfolgte die Flüchtigen bis ins freye Feld. Es kamen bey dieser Gelegenheit über sieben tausend Menschen ums Leben. Von denen mit den Parisern gekommenen Bauern kam fast keiner davon; dadurch erlitt die Faktion der Jaquerie einen tödtlichen Stoß, und sie konnte nachher nicht wieder zu Kräften kommen.

Marcel, von innen und aussen mit neuen Gefahren bedroht, beschloß, den König von Navarra zu Hülfe zu rufen, und den Eifer seiner Anhänger durch die Gegenwart eines ansehnlichen Führers, der durch Truppen seine wankende Partey aufrecht erhalten könnte, wieder zu beleben. **Karl der Schlimme** begab sich wieder nach Paris, und hielt seiner Gewohnheit nach eine Rede an das Volk. Nach ihm trat der Schöppe **Consac** auf, und sagte, der übel verwaltete Staat habe jemand nöthig, der ihn besser regiere; dies könne nur allein der König von Navarra, der wegen seiner hohen Geburt und seiner persönlichen Eigenschaften verdiene, zum Generalkapitän erwählt zu werden. Einige unter dem Volk befindliche Aufrührer bestätigten diesen Vorschlag durch ihr Geschrey: aber das Volk selbst bezeugte seinen Unwillen durch ein melancholisches Stillschweigen. Es fand sich aber doch auch niemand, der widersprochen hätte, und Marcel that den Ausspruch, man müsse im Namen der Pariser an alle Städte des Königreichs schreiben, und sie zur Bestätigung dieser Wahl auffordern.

Der

Der gröste Theil der aufrührischen Bauern war 1358
ausgerottet, und der Adel, der sich damit beschäfti-
get hatte, vergrösserte nun die kriegerische Schaar
des Regenten; auch diejenigen, die dem König von
Navarra bisher gefolget, aber nach und nach seine
schädlichen Absichten kennen gelernt hatten, kamen
zu ihm, und setzten ihn in den Stand, an der Spi-
tze eines Haufens von mehr als dreytausend Gehar-
nischten — welche ohngefähr zwölftausend Mann
ausmachten — auf Paris loszugehen. Der neue
Generalkapitän rückte mit sechstausend Mann bis zur
Abbtey Chelles, vier französische Meilen von Paris.
Es wurden Unterhandlungen zu einem Vergleich an-
gefangen: als man aber zu keinem Schluß kommen
konnte, zog sich der Regent in die Gegenden von Vin-
cennes, Conflans und Charenton. Marcel seiner
Seits betrieb die Arbeit an den Festungswerken der
Stadt Paris desto stärker. Er hatte viele englische
und navarrische Truppen in die Stadt gezogen, nicht
sowohl zur Vertheidigung derselben, als zur Ermun-
terung seiner niedergeschlagenen Partey.

Auf anhaltendes Bitten der Königin Johanne
willigte der Regent in eine Unterredung mit dem Kö-
nig von Navarra, zwischen Vincennes und der Abb-
tey St. Anton, in Gegenwart der beyderseitigen
Heere. Die Prinzen verglichen sich würklich; denn
nachdem dem König von Navarra von dem Regenten
die Bezahlung seiner Schuldforderung, die sich auf
vierhundert tausend Gulden belief, bewilliget war, so
versprach er, sich mit ihm gegen jedermann, ausge-
nommen gegen den König von Frankreich, zu ver-
einigen, und die Pariser zur Unterwürfigkeit und zur
Auszahlung einer Summe von dreyhundert tausend
Thalern zur loskaufung des Königs zu bewegen, wenn
nemlich der Regent alle peinliche Strafen wegen des
Geschehenen erlassen würde. Hierauf las der Bischof

1358 von Lisieux in dem Zelte, wo der Vertrag geschlossen ward, die Messe in Gegenwart der beyden Prinzen und vieler Herren; wobey die ersten auf einer Hostie, die der Bischof hielt, die Vollziehung ihres Vergleichs eidlich beschwuren. Alsdann theilte der Prälat die Hostie, und gab jedem die Hälfte. Der König von Navarra, so gottlos er auch war, konnte doch eine solche Probe nicht aushalten; er versicherte, er sey nicht mehr nüchtern, und könne also nicht kommuniciren. Der Bischof sah sich dadurch genöthiget, die Hostie selbst zu sich zu nehmen.

Nach dieser Feyerlichkeit trennten sich die Prinzen, und Karl der Schlimme begab sich zween Tage darauf nach Paris, unter dem Vorwand der Erfüllung des Vertrags. Die Pariser wollten ihm, wie man vorgab, nicht beytreten. Der König von Navarra erneuerte seine Verbindungen mit ihnen, und überließ ihnen einige von seinen mitgebrachten Truppen. Es fiel zu eben der Zeit ein Gefechte zwischen der Armee des Regenten und den Rebellen vor, und war den letztern nachtheilig. Der König von Navarra nahm daher Anlaß, sich von der Vollziehung des Vertrags loszusagen, da doch die Pariser durch ihre Widersetzlichkeit, die allem Ansehn nach von ihm herrührte, ihn zuerst gebrochen hatten.

Die Stellung der Truppen des Regenten, die alle Zufuhr abschnitten, war den Einwohnern von Paris beschwerlich. Zu ihrer Aufmunterung wollte Marcel eine herrliche That verrichten, und that einen Ausfall mit zwölfhundert Mann, wodurch er auf kurze Zeit die Zufuhr erleichterte. Einige Tage hernach wagten die Pariser unter Anführung des Königs von Navarra einen andern Ausfall. Dieser ließ sich aber in kein Gefecht, sondern nur in eine Unterredung mit den Häuptern der Gegenparteyen ein, wodurch er den Bürgern verdächtig und verächtlich wurde.

wurde. Sie bildeten sich ein, er habe ein Verständ- 1358
niß mit den Edelleuten, die sie als ihre Feinde betrachteten. Von der Zeit an verlohr er ihr ganzes Zutrauen, und sie nahmen ihm sogar den Titel eines Generalkapitäns. Dies soll ihn veranlaßt haben, die Stadt nebst dem grösten Theil der bisher darinnen gelegenen Engländer und Navarresen zu verlassen, und sich nach St. Denis zu begeben, wo er sich einige Zeitlang aufhielt.

Die Königin Johanne war damals bey dem Regenten, um die Unterhandlungen wieder herzustellen. Sie kamen auch würklich zu Stande, und der Regent bewilligte viele Forderungen des Königs von Navarra: aber die Hartnäckigkeit der Pariser warf den schon geschlossenen Vergleich wieder über den Haufen. **Marcel**, unruhiger als jemals über die Folgen seiner Bosheit, that an den König von Navarra die niederträchtigsten Bitten für seine Unterstützung, die ihm auch mit starken Versicherungen versprochen wurde. Demohngeachtet fiel sein Ansehn immer mehr, und ein unvermutheter Zwischenfall stürzte dasselbe ganz um. Ausser den Navarresen und Engländern, die Karl der Schlimme zu St. Denis bey sich hatte, standen auch noch einige dieser Truppen in dem besondern Solde der Pariser. Das über den König von Navarra und seine Anhänger mißvergnügte Volk seufzte heimlich nach der Rückkehr seines rechtmäßigen Herrn; die Gegenwart der Engländer erneuerte bey den Parisern sehr lebhaft das Andenken an ihren zu London gefangen sitzenden Oberherrn. Das niederschlagende Schauspiel der Unglücksfälle, die Frankreich verwüsteten, belebte ihren Unwillen. Sie konnten nicht länger den Anblick ihrer grausamsten Feinde, die sogar in dem Schooße ihrer Hauptstadt zu triumphiren schienen, ertragen: sie beleidigten und verspotteten die Engländer so lange, bis sie sich zur

1358 Rache der Beschimpfungen anschickten. Die Pariser waren ihnen überlegen, und tödteten in der ersten Hitze ohngefähr sechzig Engländer. Marcel begünstigte die Flucht der übrigen, muste aber doch zur Befriedigung des Volks in die Gefangennehmung von hundert und funfzig Engländern willigen, die man in den Louvre sperrte. Ueber diese Gewaltthätigkeit ward der König von Navarra sehr aufgebracht, und Marcel konnte ihn nicht anders, als durch die Loslassung der gefangenen Engländer besänftigen, worüber er sich aber den Haß des Volks zuzog. Die gemißhandelten Engländer suchten sich durch die schrecklichsten Verwüstungen der Gegenden um Paris zu rächen, und sie giengen so weit, daß sie die Einwohner dieser Stadt herausforderten. Der Prevot des Marchands muste sichs gefallen lassen, die gereitzten Bürger gegen ihre Feinde anzuführen. Er gieng aus der Stadt mit zwölfhundert Mann, die er in zween Haufen theilte, um, wie er vorgab, die Engländer zu überfallen und einzuschliessen. Die Anführung des kleinern Haufens übernahm er selbst, und begab sich damit in eine Gegend, wo er wohl wuste, daß keine Feinde, mit denen er ein Verständniß unterhielt, anzutreffen wären. Der andre Haufe fiel unterdes in einen bey St. Cloud gelegten Hinterhalt; die Engländer tödteten an sechshundert, und verfolgten den Rest bis an die Stadtthore. Marcel kam zurück, ohne geschlagen zu haben, und muste viel von dem Muthwillen und den Spöttereyen des Pöbels erdulden. Am folgenden Tage wollten die Verwandte und Freunde der Erschlagenen die Leichname derselben holen: die Engländer aber griffen sie zum zweytenmal an, und tödteten ihrer über hundert und zwanzig.

Der König von Navarra, ein ruhiger Zuschauer dieser Unfälle, weidete sich mit heimlichem Vergnügen an den Drangsalen der Pariser. Er hoffte,

hoffte, sie würden nun bald selbst ihm sich ganz in 1358
die Arme werfen müssen. Die Verwirrung war zu weit getrieben, als daß sie noch lang in diesem Zustand hätten aushalten können; eine entscheidende Veränderung konnte nicht weit mehr entfernt seyn. Marcel, ohne alle Hoffnung einiger Begnadigung, deren ihn seine Verbrechen unwürdig gemacht hatten, verabscheut von dem gröſten Theil des Volks, dessen Götze er zum Verdruß aller wohlgesinnten Bürger gewesen war, muste nunmehr das Aeusserste wagen, das ist, er muste sich entweder unter den Ruinen seiner Faktion begraben, oder sich ohne Vorbehalt dem König von Navarra überlassen, welcher ihn verachtete, und ihn blos als das niedrige Werkzeug seiner Bosheiten betrachtete. Er begab sich also heimlich zu ihm, und beyde entwarfen einen Plan, der ihrer schwarzen Seele vollkommen würdig war. Der Prevot des Marchands versprach, die Stadt Karl'n dem Schlimmen einzuräumen. Seine Truppen sollten in Gesellschaft mit den Rebellen sich der Bastille St. Anton und der vornehmsten Thore bemächtigen, sich hernach in der Stadt ausbreiten, und alle Anhänger des Regenten umbringen, deren Häuser schon bemerkt waren. Nach dieser grausamen That sollte **Karl der Schlimme** durch den Bischof von Laon zum König von Frankreich gekrönt werden. Der neue Monarch sollte alsdann dem König von England einige Provinzen abtreten, und sich von dem übrigen Theil des Königreichs huldigen lassen. Man setzet hinzu, der König von England habe dem Vergleich gemäß dem gefangenen König Johann den Kopf vor die Füsse sollen legen lassen, wenn die Veränderung in Frankreich glücklich abgelaufen seyn würde. Villani ist jedoch der einzige, der dieses letzten Umstandes gedenkt, und es ist überhaupt unwahrscheinlich, daß Eduard darein würde gewilliget haben, gesetzt auch,

der

1358 der König von Navarra und Marcel hätten dies in ihren Plan gebracht. Gewiß hingegen ist es, daß zu eben der Zeit die Unterhändler des Königs von Navarra zu London zwischen diesem Prinzen und dem König von England einen Vergleich geschlossen haben, wovon wir bald hernach reden werden, und der blos die Fortsetzung des Kriegs betraf. Eben so gewiß ist es, daß der König von Navarra den Regenten durch Unterhandlungen, die auf die Wiederherstellung des Friedens abzuzielen schienen, und den König von England durch die Hoffnung, seine Parten zu ergreifen und ihm Frankreich erobern zu helfen, einzuschläfern gesucht habe. Indem er also das Zutrauen des einen mißbrauchte und von den andern Unterstützung erschlich, bahnte er sich einen geheimen Weg zu der Revolution, die er entworfen hatte, und die nun bald ausgebrochen seyn würde, wenn man der Verrätherey Marcels nicht zuvorgekommen wäre.

Nachdem der Prevot des Marchands seine Maaßregeln genommen hatte, ließ er dem König von Navarra Nachricht davon geben, damit dieser sich mit Truppen nähern und auf ein verabredetes Zeichen in die Stadt gelassen werden könnte. Der erste August ward zur Ausführung dieses Unternehmens bestimmt. Die Truppen des Königs von Navarra zogen sich in der Nacht heran, sowohl bey dem Thore St. Honorius, als an das Thor St. Anton, und ein wenig vor Tage kam der Prevot des Marchands an das letztgenannte. Er gab einigen dort auf der Wache stehenden Bürgern, die ihm verdächtig schienen, Befehl, zurückzugehn, und er behielt nur diejenigen bey sich, auf die er sich gewiß verlassen konnte. Die Stadt wäre also ein Raub der Verräther geworden, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein treuer edelmüthiger Bürger, mit Namen **Johann Maillard**, mit einem Haufen seiner Freunde dazu gekom-

gekommen wäre, die Verrätherey gemerkt, und zum 1358
Prevot gesagt hätte, es sey jetzt keine Zeit, die Wache an den Thoren zu schwächen, und sein Betragen käm' ihm sehr verdächtig vor.

Marcel schimpfte hierauf Maillarden, und begegnete ihm sehr übel. Dieser holte aber ohne langen Verzug mit seiner Streitaxt aus, und spaltete dem Treulosen den Kopf, daß er zu seinen Füssen niedersank. Von der Rotte Marcels wurden hierauf diejenigen, die seinen Tod rächen wollten, niedergemacht, und die übrigen in die Flucht gejagt. Als dies geschehen war, setzte sich **Maillard** zu Pferde, ergriff eine Fahne mit dem königlichen Wappen, ritt durch die Strassen mit seinen Leuten, unter beständigem Geschrey: **Montjoye St. Denis!** Dieser Lärmen machte die meisten noch schlafenden Bürger munter; sie versammleten sich unter der Halle, und Maillard erzählte ihnen die Verrätherey und den Tod des Prevot des Marchands. In gröster Wuth lief hierauf der Pöbel nach dem Thore St. Anton, schleppte die Leichname Marcels und seiner Anhänger unter vielen Beschimpfungen durch die Gassen, und ließ sie unbegraben liegen. Viele Freunde des Prevot, die sich in ihren Häusern verschlossen hatten, wurden mit Gewalt herausgeholt und in Fesseln gelegt. Einer der vornehmsten Urheber der bisherigen Unruhen, der Bischof von Laon, entwischte. Die Gefangenen hingegen wurden nach ordentlich geführtem Proceß mit verschiedenen Todesstrafen belegt, nachdem die meisten vorher die Tortur hatten ausstehen müssen.

Nunmehr schickte die Stadt Abgeordnete an den Regenten Karl nach Charenton, die ihm den ganzen Verlauf der Sache erzählen, und ihn bitten mussten, durch seine Gegenwart die Ruhe vollends wiederherzustellen. Karl ließ die Pariser seiner Huld versichern, und kam einige Tage hernach bey ihnen

an,

1358 an, da man ihn denn mit grossem Freudengeschrey empfieng. Am folgenden Tage begab er sich aus dem Louvre, das er bezog, nach dem Rathhause, vor dem sich eine grosse Menge von Bürgern versammlet hatte. Er erzählte ihnen umständlich die angesponnene und vernichtete Verrätherey, nach welcher die Stadt den Engländern und Navarresen hätte ausgeliefert, alle treue Bürger ermordet, und Karl der Schlimme zum König gekrönt werden sollen. Er endigte seine Rede mit der Versicherung, alles bisher Geschehene zu vergessen, und die Würkungen seiner Gerechtigkeit blos auf die Urheber der Empörung einzuschränken. Er gab ihnen hernach von dieser Versicherung die unwidersprechlichsten Beweise. Seine Gütigkeit erstreckte sich so weit, daß er den Weibern und Kindern der hingerichteten Aufrührer einen Theil ihrer eingezogenen Güter wieder zustellen ließ. Dies rührte die Pariser so sehr, daß sie zu ihren Pflichten zurückkehrten, und dem Prinzen eine unverletzliche Ergebenheit angelobten.

In der Nacht, da Marcel die Stadt abtreten sollte, hatte sich der König von Navarra bey dem Thore St. Anton eingefunden: als er es aber wider seine Erwartung verschlossen fand, befürchtete er, ein neuer Zufall möchte das Unternehmen rückgängig gemacht haben; der Lärmen, den er hörte, verdoppelte seine Unruhe; er schickte einige Kundschafter herum, und ward bald von dem, was vorgegangen war, unterrichtet. Er versuchte dennoch einen Angriff auf die Stadt, wurde aber zurückgeschlagen, und gieng voll Zorns über die Pariser nach St. Denis zurück. Aus Rache verheerte er die umliegenden Ländereyen. Einige Tage hernach bekam er Nachricht von dem durch seine Unterhändler mit dem König von England am ersten August geschlossenen Vergleich, nach welchem er Eduarden aus allen Kräften zur Eroberung

Frank-

Frankreichs behülflich seyn sollte. Im Fall ihnen ihr 1358
Vorhaben gelingen würde, sollte Karl zu seinem Antheil der Grafschaften Champagne, Brie und Chartres, und das Amt Amiens erhalten. Die übrigen Provinzen sollten dem König von England zufallen, und die Ansprüche des Königs von Navarra auf die Normandie besonders untersucht werden *).

Nach diesem Bündniß und nach dem mißlungenen Anschlag auf Paris fand der König von Navarra nicht mehr nöthig, des Regenten zu schonen, oder die Zeit mit Unterhandlungen länger zu verschwenden. Er kündigte ihm also den Krieg an, und verübte offenbare Feindseligkeiten. Sein Bruder **Philipp** nahm **Melün** und **Mantes** ein, machte sich dadurch Meister von der Seine, und streifte ungehindert bis in die Gegenden von Paris. Die im lande herumstreichenden Engländer vereinigten sich mit den Navarresen, und es waren die festesten Städte vor plötzlichen Ueberfällen nicht mehr sicher. Keine konnte der andern beystehen, weil unzählige Räuberbanden alle Gemeinschaft hinderten. Die Wege waren mit Gras und Dornen bewachsen; die Häuser, die Kirchen, die Klöster, mit einem Wort, alle Gebäude, die befestiget werden konnten, waren entweder mit Soldaten angefüllt, oder von beiden Parteyen verwüstet. Die Engländer und Navarresen rissen sie nieder, aus unmenschlicher Feindschaft: die Truppen des Regenten schonten ihrer auch nicht, damit sie den Feinden die Gelegenheiten, sich darinn festzusetzen, benehmen möchten. Die Landleute, durch so vielerley Arten von Ueberfällen und Gewaltthätigkeiten

*) Villaret (T. 9. p. 349.) will den Inhalt dieses Vertrags aus den Rymerschen Actis publicis gezogen haben: ich kann aber in der besten Ausgabe dieser Sammlung, die ich vor mir habe, nichts davon finden.

1358 keiten ganz verarmt, musten dem Anbau ihrer Ländereyen ganz entsagen. Das Elend war so groß, daß selbst die Häupter der Kirche, die vorher so beträchtliche Einkünfte genossen hatten, arm und dürftig wurden. Viele Aebbte und Mönche, auch Aebtißinnen, musten ihren Unterhalt mit grosser Beschwerlichkeit suchen. Prälaten, die sonst mit einem grossen Haufen bewaffneter Reuter aufzogen, musten sich jetzt ihrer Füsse bedienen, und zufrieden seyn, wenn sie nebst einem Bedienten oder Mönch von mässiger Kost gesättiget wurden, weil ihre Häuser, Klöster und Güter grösstentheils oder auch ganz verwüstet oder geplündert waren.

Die Hauptabsicht des Königs von Navarra gieng auf das Einschliessen und Aushungern der Stadt Paris. Er hatte die Flüsse, Seine, Oise und Marne, auf denen sie Zufuhr erlangen konnte, in seiner Gewalt. Der Regent sammlete Truppen, sah sich aber bey der Seltenheit derselben gezwungen, viele von den Räuberbanden, die das Königreich verheerten, in Sold zu nehmen. Der Zustand seiner Finanzen erlaubte ihm nicht, sie gehörig zu bezahlen; sie begiengen daher die abscheulichsten Unordnungen. Einige ihrer Anführer errichteten sogar ein heimliches Verständniß mit den Feinden, und machten eine Verschwörung, die aber entdeckt wurde. Die Bestrafung dieser Verräther zog die Entweichung ihrer Truppen zu dem König von Navarra nach sich. Dieser Fürst, der sich durch die von Marcel gezogenen Summen im Stande fand, sie zu bezahlen, sahe täglich die Zahl seiner Anhänger wachsen, und betrieb durch ihre Hülfe sein Vorhaben mit vieler Hitze.

Auf Bitten des Regenten gaben die Städte in Picardie und Vermandois Truppen her, welche der Bischof von Noyon und einige weltliche Herren anführten, und mit denen man **Mauconseil**, einen

wegen

wegen seiner Lage wichtigen Platz, belagerte. Aber 1358
Johann von Pequigni überfiel sie durch Hülfe der Besatzung von Creil bey einem Nebel, und schlug sie in die Flucht. Die meisten Herren wurden getödtet oder gefangen; unter den letzten befand sich der Bischof von Noyon. Die Beute des Lagers war sehr ansehnlich, und die Gefangenen musten sich mit grossen Summen und Gütern loskaufen. Diejenigen, die nichts hatten, musten eine gewisse Zeit unter den Truppen des Königs von Navarra dienen. — In der Stadt **Amiens**, welche Karl der Schlimme durch Verrätherey schon halb eingenommen hatte, erlitten die Navarresen einen ziemlichen Verlust, wobey aber eine Vorstadt von dreytausend Häusern, wie alle damalige Geschichtschreiber versichern, in die Asche gelegt wurde. Fast zu gleicher Zeit geschah ein Versuch auf die Stadt **Laon**, die der dortige Bischof dem König von Navarra in die Hände spielen wollte. Der Anschlag ward aber entdeckt; der treulose Prälat entfloh nach Melun zu dem König von Navarra, und hinterließ seine Mitschuldigen der Züchtigung, die er selbst vorzüglich verdient hatte. Ueberhaupt hörte man damals fast alle Wochen von einer neuen Verschwörung oder Verrätherey. Durch eine derselben sollten navarrische Truppen in die Stadt Paris gebracht werden. Der Regent bekam aber Nachricht davon, und ließ die schuldigen Bürger gefangen nehmen; die übrigen besänftigte er durch Erzählung des wahren Verlaufs der Sache und durch die nachherige Entlassung der Gefangenen. Die Stadt Auxerre wurde durch Nachläßigkeit der Besatzung von den Engländern und Navarresen eingenommen, ganz ausgeplündert und ihre Festungswerke geschleift. Die meisten englischen und navarrischen Befehlshaber hatten sich gewisse Städte oder Festungen eigen gemacht, von welchen aus sie ungestraft die unerhörtesten Räu-

1358 bereyen und Gewaltthätigkeiten verübten. Sie streiften viele Meilen weit, und wo sie hinkamen, hinterliessen sie Beweise ihrer Barbarey. Die einzige Sicherheit, die man sich verschaffen konnte, bestand darinn, daß man sich von diesem Befehlshaber Geleitsbriefe oder Befreyungen von Plünderung und Ranzion kaufte, welches Mittel aber so beschwerlich wurde, als das Uebel selbst, weil man, um einige Ruhe zu haben, allen diesen Befehlshabern Tribut erlegen muste. Selbst die schlecht besoldeten Truppen des Regenten betrugen sich oft eben so, wie die Feinde. Mit einem Worte, das Gemählde von der damaligen Beschaffenheit der verschiedenen Theile Frankreichs ist immer eben dasselbe, aber bis ins Unendliche abwechselnd und vervielfältiget.

1359 **Karl, der Regent**, hatte durch sein weises Betragen und durch verschiedene lobenswürdige Anstalten nach Marcels Tode die bisherige Gährung so weit gedämpft, daß er glaubte, es sey Zeit, minder rückhaltig zu handeln, sich in seiner natürlichen Gestalt zu zeigen, und seine edelmüthigen Absichten zu
am 27. May. rechtfertigen. Er begab sich ins Parlament, und sprach, wie sich die Chronik von St. Denis ausdrückt, mit seinem eigenen Munde aus, daß die Dienstleistung der zwey und zwanzig königlichen Bedienten, die im Jahr 1356 geschehen, ganz unbillig sey, daher er sie hiermit wieder in die Ehren und Würden eingesetzt haben wolle. Er betheuerte, daß er sie jederzeit gut und gerecht befunden habe, und durch den Bischof von Laon und andre Verräther, sie ihrer Dienste zu entsetzen, gezwungen worden wäre. Zugleich verlangte er, daß seine Erklärung dem Kaiser, dem Pabst, den Fürsten und den Städten zugeschickt, und durch ein solches authentisches Zeugniß alles, was diesen rechtschaffenen Männern zum Nachtheil gereichen könnte, von Grund aus getilget werden möchte. Diese

Hand-

Handlung befestigte die wohlgesinnten Franzosen nicht 1359
wenig in der Ergebenheit gegen ihren Regenten. Die Edelleute verbanden sich auch daher in einer gerade damals gehaltenen allgemeinen Reichsversammlung zu Paris, einen Monat lang auf ihre Kosten im Kriege Dienste zu leisten, ohne die Zeit dazu zu rechnen, die zur Armee zu reisen und sie wieder zu verlassen erfordert wird. Die Stadt Paris machte sich anheischig, für sich und für die Vicomten sechshundert geharnischte Reuter, vierhundert Bogenschützen und tausend Mann von den Kameradschaften zu unterhalten. Die andern Städte versprachen, zusammen zwölftausend geharnischte Reuter zu stellen. Mit einem Theil dieser Truppen belagerte man **Melün**, von welcher Stadt aus die Navarresen den Parisern grossen Abbruch thaten. Es waren auch die beyden verwittweten Königinnen von Frankreich und der König von Navarra darinn. Nach einem sehr blutigen Sturm, bey dem sich der Ritter du Guesclin sehr hervorthat, versprach die Königin Johanne und ihr Rath, die Stadt zu übergeben, und man fieng schon an, vorläufige Bedingungen zu einem neuen Vergleich mit dem König von Navarra zu entwerfen. Der Regent kehrte, in Zuversicht auf die Erfüllung dieses Versprechens, nach Paris zurück.

Während daß die Unterhändler von beyden Seiten zu **Vernon** über die Artikel des Vertrags stritten, wollte der Regent seinen Unterthanen Kennzeichen seines Zutrauens gegen sie geben. Seine Räthe begaben sich ins Parlament, wohin der Prevot des Marchands und die vornehmsten Bürger waren gefordert worden. Man fragte die Versammlung um Rath wegen des vorhabenden Vergleichs mit dem König von Navarra, und alle Glieder derselben riethen, ihn anzunehmen. Die Abgeordneten des Königs von Navarra wurden nach Paris eingeladen,

1359 und nachdem alles zu dem Ende geordnet war, begab sich der **Regent** nach **Pontoise**, wohin **Karl der Schlimme** gleichfalls kommen sollte, um den Vertrag zu bestätigen. Er kam auch, nach Empfang vieler ansehnlicher Geisel, machte aber, da es zum Schluß des Vergleichs kommen sollte, so viele Schwierigkeiten, daß man alle Hoffnung deswegen aufgab. Der Regent ließ ihm sagen, wenn er jetzt die angebotenen Bedingungen ausschlagen würde, so wäre hernach an keinen Frieden weiter zu denken. Würklich war nunmehr alle Hoffnung verschwunden, als der König von Navarra wider alles Vermuthen alles bewilligte, nichts weiter verlangte, den Rath des Regenten in sein Zimmer kommen ließ, und ihm seinen Entschluß eröffnete, welchem nach er dem Elend des Staats ein Ende zu machen, ein Freund des Königs und seines Sohns zu seyn, und ihnen aus allen Kräften beyzustehen versprach. Er versicherte, daß er von nun an weder Geld noch neue Ländereyen begehre, wenn ihm nur diejenigen, die ihm rechtmäßig zugehörten, wieder zugestellt würden. Er setzte hinzu, seine Absicht sey, seine Gesinnungen dem Volk öffentlich bekannt zu machen. Eine so unerwartete Veränderung bewegte den Regenten, auszurufen: **Denkt der König von Navarra so, wie er spricht, so hat es ihm Gott selbst eingegeben.** Karl der Schlimme ließ ihn nicht lange im Irrthum. Unterdes wiederholte er von dem im Saal des Schlosses zu Pontoise versammleten Volk die gegen den Staatsrath geäusserte Erklärung; er versprach sogar, die seit dem Anfang des Kriegs von ihm oder seinen Bundsgenossen eingenommene Plätze zu räumen. In Ansehung einiger hielt er Wort: allein, diese scheinbare Ehrlichkeit entsprang aus einem Grundsatz, den wir nothwendig entwickeln müssen.

Ein grosser Theil der bisher von Karl dem 1359
Schlimmen gebrauchten Truppen bestand aus Engländern und den sogenannten Kameradschaften. Ihre meisten Anführer suchten nun, nach Ausplünderung der Provinzen, ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Viele verkauften sogar, ohne sein Vorwissen, die ihnen anvertrauten Plätze. Viele Engländer wurden auch von Eduarden zurückgerufen, welcher seine Macht zur Ausführung eines neuen Entwurfs zusammenzog. Was wagte demnach der König von Navarra durch die Annahme des Friedens? Er entledigte sich eines Kriegs, der ihn zu drücken anfieng, und behielt sich doch immer das Vermögen vor, ihn wieder zu erneuern, weil sein Bruder Philipp dem Frieden nicht beytreten wollte, und aus verstelltem Zorn gegen ihn sagte: Er glaube, der König von Navarra sey behext, weil er einen so nachtheiligen Vergleich eingehe. — Ueberdies war der Waffenstillstand mit England verlaufen. Da ihn Eduard nur mit grosser Vorsicht unterstützt hatte, so hoffte er, bey der Erneuerung des Kriegs bessere Bedingungen zu erlangen; und seine verstellte Ehrlichkeit setzte ihn in den Stand, neue Treulosigkeiten desto sicherer und feiner anzulegen. Dieses Urtheil stützet sich nicht auf blosse Muthmassungen. Viele Engländer giengen zurück nach London, und die Wuth der Kameradschaften schien sich eine Zeitlang zu legen. Karl der Schlimme aber arbeitete an einer neuen Verrätherey, deren übler Erfolg ihn nöthigte, die Maske abzunehmen. Obgleich durch einen der ersten Vergleichsartikel die Insel und derjenige Theil der Stadt **Melün**, den der König von Navarra im Besitz hatte, zurückgegeben werden sollte, so muste man sie doch noch erst von der Königin Blanka kaufen; und ohngeachtet auch dies verglichen ward, räumten sie die Navarresen doch nicht. Karl der

1359 Schlimme hatte den Krieg in eine andre Art von Räuberey verwandelt. Alle Kaufmannswaaren und Lebensmittel, die unter der Brücke bey Melún durch musten, um nach Paris zu kommen, waren den übertriebensten Abgaben unterworfen. Der Ertrag derselben war, wie es hieß, zur Zahlung der Summen bestimmt, die man denen vom König von Navarra zu Melún unterhaltenen Truppen schuldig war. Zu Mantes und Meulan geschah eben dies; und so setzte der König von Navarra die Hauptstadt in Kontribution, ohne Krieg zu führen. Er hatte geheime Ursachen, wieder nach Paris zu kommen, und bat deswegen bey dem Regenten um Erlaubniß. Dieser ertheilte sie ihm, mit Einwilligung der Bürgerschaft, und empfieng ihn mit den schmeichelhaftesten Höflichkeiten. Nach einer Woche reiste der König nach Melún, unter dem Vorwand, seine Truppen aus diesem Platz zu ziehen. Dies geschah aber nicht, und er gieng weiter in die Normandie. Der Regent merkte sogleich seine Kunstgriffe: die damaligen Umstände verboten ihm aber die Aeusserung seines gerechten Unwillens. Unterdes führte Philipp von Navarra mit den übrigen Engländern und Kameradschaften Krieg oder vielmehr Räuberey in verschiedenen Gegenden fort.

König **Eduard** von England, der von Frankreichs Schicksal genau unterrichtet war, wollte Umstände, die seinem Ehrgeitz so günstig schienen, nicht ungenützt vorbey lassen. Noch zur Zeit hatte er sich nicht deutlich über die Loslassung des Königs **Johann** erklärt. Viele Unterhandlungen waren deswegen bisher gehalten worden: aber alle waren fruchtlos. Nunmehr lief der Waffenstillstand zu Ende, die Feindseligkeiten fiengen wieder an, und die Unterhandlungen wurden dabey immer fortgesetzt. Johann, dem bey seiner leidlichen Gefangenschaft dennoch die Zeit lang

wurde,

wurde, glaubte endlich am besten zu thun, wenn er 1359
sich selbst mit Eduarden vergliche. Vielleicht hoffte er so desto bessere Bedingungen zu erlangen: aber Eduard ließ sich nicht weich machen, sondern schrieb seinem Gefangenen die härtesten und für Johann äusserst nachtheiligen Punkte vor; und dieser, um nur loszukommen, begieng die Schwachheit, sie zu unterzeichnen. Er versprach, alle Provinzen, welche Heinrich der Zweete und seine beyde Söhne besessen hatten, wieder zurückzugeben, und sie auf immer dem englischen Reiche, ohne einen Huldigungseid von Seiten des englischen Monarchen, einzuverleiben. Allein, die vom Regenten versammleten Reichsstände verwarfen einmüthig einen Vergleich, der dem Königreich so unanständig und verderblich war.

Das grosse Ansehn und der Ruhm des Königs von England und seines Prinzen, der vortrefliche Fortgang der vorigen Unternehmungen, und die gewisse Hoffnung, die wehrlosen Provinzen Frankreichs zu plündern, brachten Englands Kriegsmacht bald zusammen; und eben diese Beweggründe zogen eine sehr grosse Menge ehr- und raubbegieriger Abentheurer aus verschiedenen Ländern Europens unter Eduards Fahne. Die Kriegsleute, die er mit nach Calais herüberbrachte und schon an diesem Ort antraf, beliefen sich an hundert tausend Mann; eine Macht, welcher der Regent im freyen Felde nicht widerstehen konnte. Er setzte daher alle ansehnliche Städte in Vertheidigungsstand, ließ sie mit Magazinen und Kriegsbedürfnissen versehen, und wählte seinen eigenen Stand zu Paris, damit der Feind seine erste Wuth an dem offenen und ohnehin verstöhrten Lande auslassen möchte. Der König von England hatte diesen Vertheidigungsplan vermuthet, und war genöthiget, sechstausend mit Proviant beladene Wagen zur Unterhaltung seiner Armee mitzunehmen. Nach-

1359 dem er die Picardie verheert hatte, rückte er in Champagne ein, und da er ein grosses Verlangen hatte, als König in Frankreich zu Reims, dem gewöhnlichen Orte, wo diese Cärimonie vor sich geht, gekrönt zu werden; so belagerte er diese Stadt, ohne Frucht, sieben Wochen lang. Der Ort wurde von den Einwohnern tapfer vertheidiget, wozu der Erzbischof, Johann von Craon, sie aufmunterte; bis die späte Jahrszeit — denn die Unternehmung hatte mit dem Eintrit des Winters ihren Anfang genommen — den König nöthigte, die Belagerung aufzuheben.

1360 Während der Belagerung sollte die Verschwörung ausbrechen, die der König von Navarra seit einiger Zeit angesponnen hatte, und durch welche dem Regenten Karl das Leben genommen, und die Stadt Paris in die Hände Karls des Schlimmen geliefert werden sollte. Durch die Unvorsichtigkeit eines Pariser Bürgers ward aber der Anschlag entdeckt, und als man ihn auf die Folter legte, entfloh der König von Navarra aus Paris, und kündigte dem Regenten und seinen Brüdern von neuem Krieg an.

Nach Verwüstung der Grafschaften Champagne und Brie führte Eduard seine Armee in gleicher Absicht nach Burgund. Allein, der junge Herzog, dem seine kurz vorher gestorbene Mutter, die Königin Johanne, einen wohlgeordneten Staatsrath hinterlassen, und die bisher Burgund für den benachbarten Verwüstungen bewahrt hatte, wendete das Ungewitter von seinen Staaten, in denen Eduard den Rest des Winters zubringen wollte, ab, indem er eine Summe von zweyhundert tausend Goldstücken, die man Moutons d'or nennte, zahlte, und dafür einen dreyjährigen Waffenstillstand erlangte. Die Landschaft Nivernois, wohin sich nunmehr die Engländer wendeten, befreyte sich von der

Verheerung durch einen gleichen Vertrag. Eduard 1360
erschien endlich nach einem langen Marsch, der für Frankreich sehr schädlich und für seine eigene Armee etwas verderblich war, vor den Mauern der Hauptstadt, nahm Quartier in Burg la Reine, und suchte den Regenten zu einer Schlacht zu reitzen, indem er ihm eine Ausforderung schickte, konnte es aber nicht dahin bringen, daß dieser kluge Prinz seinen Operationsplan verändert hätte. **Paris** war wegen seiner zahlreichen Besatzung vor einem Sturm, und wegen der wohl versehenen Magazine vor einer Einschliessung sicher; und da Eduards Armee in einem Lande, das von auswärtigen und einheimischen Feinden verheert, und überdem durch diese Vorsicht des Regenten ausgeleert war, keinen Unterhalt finden konnte, so war er genöthiget, seine Quartiere weiter zu verlegen, und breitete sich über die Provinzen Maine, Beausse und Chartrain aus, und verdarb sie mit Feuer und Schwerdt, so wie die Isle de France.

Indem der Krieg so unmenschlich fortgesetzt wurde, währten die Friedensunterhandlungen beständig fort, und die päbstlichen Legaten thaten dem König von England unaufhörlich Vorstellungen und Ermahnungen zum Vergleich: allein, **Eduard** blieb hartnäckig auf den Bedingungen des mit dem gefangenen König Johann errichteten Vertrags. Der Herzog von **Lancaster** bemühte sich dennoch, die Härte dieser Bedingungen etwas zu mildern, und den Krieg auf eine billigere Art zu endigen. Er stellte Eduarden vor, ohngeachtet seiner bewundernswürdigen Thaten, wäre er dem Zweck des Kriegs, wenn dieser die Erlangung der französischen Krone seyn sollte, noch gar nicht näher gekommen, als beym Anfange desselben, sondern durch solche Siege und Thaten, die zu demselben zu führen schienen, nur noch mehr davon entfernt. Seine Ansprüche an die Thron-

1360 folge hätten vom Anfang an ihm keine einzige Partey im Reiche gewonnen, und die Fortsetzung dieser verderblichen Feindseligkeiten hätte alle Franzosen zu dem unversöhnlichsten Haß wider ihn verbunden; obgleich innerliche Faktionen in die Regierung von Frankreich sich eingeschlichen hätten, so nähmen sie doch in jedem Augenblick ab, und es hätte keine Partey, während der grösten Hitze des Streits, wo man sich gemeiniglich lieber einem auswärtigen Feinde, als der Herrschaft eines Mitbürgers zu unterwerfen pflege, sich jemals der Ansprüche des Königs von England angenommen. Der König von Navarra selbst, als der einzige Bundsgenosse der Engländer, wäre, anstatt der gröste Freund von ihnen zu seyn, Eduards gefährlichster Nebenbuhler, und schiene, nach der Meinung seiner Anhänger, ein weit grösseres Recht an die französische Krone zu haben. Die Verlängerung des Kriegs, wenn sie gleich die Soldaten bereichere, wäre doch für den König selbst schädlich, indem er alle Kosten der Kriegsrüstung selbst tragen müsse, ohne einige feste und dauerhafte Frucht davon einzuerndten. Wenn die gegenwärtigen Unordnungen in Frankreich fortdaureten, so würde dieses Königreich bald so verwüstet werden, daß die Verwüstenden keinen Raub mehr finden würden: wenn es aber eine beständigere Regierung erlangen könnte, so möchte sich vielleicht das Kriegsglück zu seinem Besten wenden, und durch seine grössere Macht und Vortheile in den Stand kommen, die jetzigen Sieger zurückzutreiben. Der Dauphin, selbst während seiner grösten Gefahr, hätte sich so klug verhalten, daß die Engländer nicht einen Fußbreit Land in dem Königreiche gewonnen; und es wäre besser für ihn, dasjenige durch einen Frieden zu nehmen, was er durch Feindseligkeiten vergeblich zu gewinnen gesucht hätte; diese wären bisher zwar sehr glücklich, aber auch ausserordentlich kostbar gewesen,

wesen, und könnten sehr gefährlich ausschlagen. Und 1360
da Eduard so vielen Ruhm durch seine Waffen erworben hätte, so wäre die Ehre der Mäßigung die einzige, wornach er jetzt trachten könnte ꝛc. —

Diese Gründe bewegten Eduarden zur Annahme billigerer Bedingungen; und es ist wahrscheinlich, daß, um die Veränderung seines Entschlusses zu bemänteln, er sie einem Gelübde zuschrieb, welches er gethan, da seine Armee von einem schrecklichen Sturm war überfallen worden, und dadurch grossen Verlust erlitten hatte. Die Zusammenkünfte der französischen und englischen Gesandten dauerten nur wenig Tage zu **Bretigni**, einem Flecken bey Chartres; und der Friede wurde endlich im Namen der beyden ältesten Prinzen der Könige von Frankreich und England unter folgenden Bedingungen geschlossen:

1. Der König von England sollte ausser **Güyenne** und **Gascogne**, welches er schon besaß, **Poitou**, die Lehen **Thouars** und **Belleville**, **Saintonge**, **Agenois**, **Perigord**, **Limousin**, **Querci**, **Tarbes**, **Bigorre**, **Gaure**, **Angoumois**, **Rodes** und **Rouergue**, erhalten, und zwar mit aller Oberhoheit, und so, daß die zu diesen Landschaften gehörigen Vasallen, z. B. die Grafen von **Foix**, **Armagnac**, **l'Isle**, **Perigord**, der Vicomte von **Limoges** ꝛc. dem König von England, als ihrem Oberherrn, huldigen sollten. 2. Wurde an Eduarden abgetreten **Montreuil**, 3. die Grafschaft **Ponthieu**, 4. **Calais** mit seinem Gebiete und die Herrschaften **Merch**, **Sargate**, **Coulogne**, **Homes**, **Wall** und **Oye**, 5. die Grafschaft **Guines**, 6. die von allen abgetretenen Provinzen abhängenden Inseln, 7. der König von Frankreich und sein Prinz sollten in Jahres Frist dem König von England alle ihre Rechte, sie seyen beschaffen wie sie wollen, auf gedachte Provinzen übertragen. 8. Der König von

England

1360 England sollte sie auf eben die Art besitzen, wie die Könige von Frankreich, und alle seit siebenzig Jahren durch die französische Monarchen geschehene Veräusserungen sollten widerrufen werden. 9. Der König von England sollte in diesen Provinzen die Ländereyen, die seinen Vorgängern gehört, auf eben die Art benutzen, wie sie bisher die Könige von Frankreich besessen hatten. 10. Sollten die ehemals von den Königen von England besessenen Ländereyen von den Königen von Frankreich durch neue Erwerbungen vergrössert worden seyn, so sollten auch diese Eduard und seine Nachfolger mit eben dem Rechte besitzen. 11. Eine Wiederholung des siebenten Artikels. 12. Der König von Frankreich und sein ältester Sohn sollten ausdrücklich aller Gerichtsbarkeit und Oberhoheit, und allen Rechten, die sie haben, und die sie haben können, auf alle durch diesen Vertrag abgetretene Länder, entsagen. Hingegen sollen der König von England und sein ältester Sohn ausdrücklich allen Dingen entsagen, über welche ihnen gegenwärtiger Vertrag kein Recht giebt, wie auch allen andern Forderungen und Ansprüchen, die sie vorher an den König von Frankreich gethan, besonders dem Recht und dem Namen der Krone Frankreich, ferner der Huldigung und Oberhoheit der Herzogthümer **Normandie** und **Touraine**, der Grafschaften **Anjou** und **Maine**, des Herzogthums **Bretagne** und der Grafschaft **Flandern**, und überhaupt allen andern Forderungen. Beide Könige sollten sich zu Calais wegen des Orts und der Zeit, wann diese wechselseitigen Verzichtleistungen geschehen sollten, mit einander vergleichen. 13. Zufolge dieses Vertrags sollte der König von England den König von Frankreich nach Calais bringen lassen, drey Wochen nach Johannistag. 14. Der König von Frankreich sollte Eduarden für seine Loslassung bezahlen drey Millionen Goldthaler,

deren

deren zween einen Noble englischer Münze thun, näm- 1360
lich sechshundert tausend Thaler zu Calais, vier Monate nach seiner Ankunft, und dann jährlich vierhundert tausend Thaler, bis die ganze Summe abgetragen seyn wird. 15. Unmittelbar nach der Zahlung der ersten sechshunderttausend Thaler und nach Verpfändung der Stadt **Rochelle** und der Grafschaft **Guines** an den König von England, sollte Johann ungehindert von Calais abreisen können, vorher aber auch noch folgende Geisel stellen: **Philipp von Frankreich**, seinen Sohn, die Grafen von **Eu**, **Longueville**, **Ponthieu**, **Tancarville**, **Joigni**, **Sancerre**, **Dammartin**, **Ventadour**, **Salbruch**, **Ancoeurs** und **Vendome**, wie auch die Herren von **Craon**, **Derval**, **Odenham** und **Aubigni**. Diese Prinzen und Herren waren alle im Treffen bey Poitiers gefangen worden. Ueber diese sollten nun folgende Geisel gestellet werden: **Ludwig**, **Graf von Anjou**, und **Johann**, **Graf von Poitiers**, Söhne des Königs von Frankreich, **Philipp**, **Herzog von Orleans**, dessen Bruder, der **Herzog von Bourbon**, der **Graf von Blois** oder von **Alençon**, oder ihre Brüder, die Grafen von **St. Paul**, **Portien**, **Valentinois**, **Brenne**, **Vaudemont**, **Forez**, der Vicomte von **Beaumont**, die Herren von **Couci**, **Fiennes**, **Preaux**, **St. Venant**, **Garencieres**, der **Dauphin von Auvergne**, die Herren von **Hangueft**, **Montmorenci**, **Craon**, **Harcourt** und **Ligni**. 16. Die zu Geisel ernennten Gefangenen wurden von aller Ranzion frey gesprochen. 17. Sollte sich ein zum Geisel bestimmter Herr ohne Urlaub entfernen, so sollte der König von Frankreich verbunden seyn, einen andern von ähnlichem Rang zu stellen, so bald es der König von England verlangen würde. Bey seiner Abreise nach Calais sollte es dem König von Frankreich

1360 reich frey stehen, zehn von den sogenannten Geiseln mit sich zu nehmen; doch sollte er sie nicht ohne Einwilligung des Königs von England wählen können. 18. Drey Monate nach seiner Abreise von Calais sollte Johann Eduarden zwey und vierzig Bürger aus zwanzig in dem Vertrag angegebenen Städten als Geisel ausliefern. 19. Im ersten Monat seines Aufenthalts zu Calais sollte Johann auf Kosten Eduards, in den folgenden aber auf seine eigene leben. 20. Ein Jahr nach seiner Abreise von Calais sollte er die Landschaft **Montfort** dem Grafen dieses Namens wieder geben. 21. Die beiden Könige sollten sich bemühen, entweder selbst oder durch ihre Kommissarien die Streitigkeiten zwischen Karln von Blois und Johann von Montfort wegen **Bretagne** zu endigen, und wenn sie dies in anderthalb Jahren nicht bewürken könnten, sollten beide Parteyen ihre Rechte mit Hülfe ihrer Freunde so gut verfolgen, als sie könnten; doch möchte das Ende des Streits ausfallen, wie es wollte, so sollte die Huldigung wegen Bretagne dem König von Frankreich bleiben. 22. Die Könige sollten sich den Besitz der abgetretenen Länder wechselseitig bestätigen, so oft einer von beiden dies verlangen würde. 23. **Philipp von Navarra** sollte alle seine Ländereyen wieder erhalten. 24. Nur für diesmal sollte der König von England die Erbfolge **Gottfrieds von Harcourt**, der ihn zu seinem Erben eingesetzt, bestimmen können. 25. Kein Unterthan der beiden Könige, die durch den Vertrag unter andre Herrschaft kommen, sollte wegen irgend einer vorher begangenen That beunruhiget werden. 26. Alle Eigenthümer der während des Kriegs eingezogenen Ländereyen sollen wieder zu dem Besitz derselben kommen, ausgenommen die Herren von **Fronsac** und von **Gallard Brassac**, welcher letztere auch Herr von **Limeuil**, und in Güyenne sehr mächtig und angesehen war.

war. Er hatte einen besondern Vertrag mit dem 1360
Prinzen von Wallis gemacht, den Eduard bestätigte,
und ihn hernach wegen des Verlustes seiner Ländereyen
durch viertausend livres Renten gewissermassen ent-
schädigte. 27. König Johann sollte in Jahresfrist
alle durch den Vertrag verlohrne Landschaften abtre-
ten. 28. Der König von England sollte auf seine
eigene Kosten alle Ländereyen und Plätze, die er oder
seine Bundsgenossen in denen dem König von Frank-
reich bleibenden Provinzen bisher besessen, wieder
herstellen, wenn nämlich erst vorher der König von
Frankreich **Ponthieu**, **Saintonge**, **Angoumois**
und die Herrschaft **Montfort**, förmlich würde ab-
getreten haben. 29. Gleicher Weise sollte der König
von Frankreich die an England abzutretenden Länder
auf seine Kosten ausliefern; und im Fall die damali-
gen Besitzer solcher Ländereyen oder Plätze sie nicht
gutwillig räumen würden, sollten beide Könige einan-
der helfen. 30. Die Klerisey sollte demjenigen von
beiden Monarchen unterworfen seyn, von dessen Län-
dern sie ihre weltliche Einkünfte ziehen. Der 31ste
Artikel bestätiget das Bündniß der beiden Könige.
Durch den 32sten machte sich der König von Frank-
reich verbindlich, dem Bündniß mit den Schottlän-
dern, und der König von England, dem Bündniß
mit den Flamländern, zu entsagen. Durch den
33sten machten sich beide Könige anheischig, den Ver-
trag durch den Pabst genehmhalten zu lassen, bey
Strafe der Kirchencensuren. Der 34ste bestätiget
alle während des Kriegs geschehene Vergebungen der
Pfründen. Der 35ste erlaubt den Unterthanen bei-
der Könige, nach Belieben in den beiden Königrei-
chen zu studieren und die Privilegien der Universität,
die sie besuchen, zu geniessen. 36. Die beiden Kö-
nige sollten einander Sicherheitsbriefe geben, die mit
ihren grossen Siegeln versehen und von den Prinzen

ihres

1360 ihres Geblüts und von zwanzig der vornehmsten Herren unterzeichnet seyn sollten. Sollten sich Personen finden, die sich dem Vertrag widersetzen wollten, so sollte sich der König von Frankreich mit Eduarden vereinigen, um sie auf andere Gedanken zu bringen. Durch den 37sten Artikel wurden alle vorhergegangene Verträge für nichtig erklärt. Der 38ste verordnet die Art, mit welcher beide Könige einen Monat nach der Beschwörung des Vertrags zu Calais sich die Bestätigungsbriefe desselben zuschicken sollten. 39. Die beiden Könige sollten versprechen, alle Hindernisse, die von päbstlicher Seite bey der Vollziehung des Vertrags gemacht werden möchten, gemeinschaftlich von der Hand zu weisen. Endlich wurde durch den 40sten Artikel ausgemacht, daß beide Könige zu Calais sich miteinander über die Art vergleichen möchten, mit welcher die zehn Geisel, von denen im 17ten Artikel die Rede war, dem König von Frankreich ausgeliefert werden sollten.

Nachdem der Dauphin und der Prinz von Wallis den Vertrag auf das feyerlichste bekräftiget und König Johann zu London in Gegenwart Eduards und des Prinzen von Wallis ihn ratificirt hatte; so wurde der bisher gefangene König in Freyheit gesetzt, nämlich in so fern, daß er nach Calais gebracht wurde. Drey Monate hernach langte auch Eduard daselbst an, und man entwarf sogleich die zur sichern Vollziehung des Vertrags nöthigen Briefe und Urkunden. Sie hörten hierauf mit einander die Messe, beschwuren die Beobachtung des Friedensschlusses auf dem Evangelienbuch, und umarmten einander in Gegenwart der ganzen Versammlung.

Noch ein Wort von einer Veränderung in dem Vertrag, und zwar von einer sehr wichtigen! Man ließ nämlich bey der Bestätigung desselben den zwölften Artikel weg, welcher die gegenseitigen Verzicht-

zichtleistungen Eduards auf Frankreich und Johanns 1360
auf die Souveränetät der abgetretenen Provinzen betraf. Du Tillet und einige andre nach ihm haben behauptet, daß diese Weglassung des zwölften Artikels von der Politik des Herzogs von der Normandie herrühre, der sich dadurch ein Mittel zur Widersetzlichkeit gegen einen so nachtheiligen Vertrag vorbehalten wollen. Allein, ist es wohl auch nur wahrscheinlich, daß die Weglassung eines so wesentlichen und wichtigen Punktes der Kenntniß Eduards und seiner Minister sollte entgangen seyn? Könnte es nicht eben sowohl ein Kunstgriff von Seiten des Königs von England gewesen seyn, um sich dadurch sein vermeintliches Recht auf die französische Krone zu erhalten? Solcher Fragen könnte man mehrere aufwerfen: aber wo bliebe dann die Wahrheit? Diese werden wir wohl heut zu Tage nicht ausfindig machen; obgleich die französischen Geschichtschreiber ihren König und den Dauphin aus allen Kräften zu vertheidigen suchen. Villaret will sogar eine Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Paris gesehn haben, nach welcher König Johann der Oberhoheit über die an Eduarden abgetretenen Provinzen entsagt, wenn nämlich dieser auch seine Ansprüche, dem zwölften Artikel des Friedens zu Bretigni gemäß, entsagen würde. Allem Ansehn nach mangelte auf beiden Seiten eine vollkommene Aufrichtigkeit.

Die übrigen Friedensartikel, einige ausgenommen, wurden treulich erfüllet. Der König von Frankreich ließ an alle Statthalter und Befehlshaber der abgetretenen Provinzen und Plätze Befehle zur Einräumung derselben an die englischen Beamten ergehen. Die vornehmsten Geisel begaben sich nach Calais. Endlich reiste der König nach einer Gefangenschaft von vier Jahren, einem Monat und sechs Tagen, in Begleitung des Prinzen von Wallis und seiner beiden

1360 Brüder von Calais ab. Dies geschah zu Fuß, weil diese Reise eine Wallfahrt zu U. L. Fr. nach Boulogne seyn sollte. Zu Boulogne wurde der Friede aufs neue bestätiget und eidlich bestärkt. Unter den zehn Geiseln, die Eduard dem König von Frankreich wiedergeben muste, war auch **Philipp**, Johanns geliebtester Sohn, der mit ihm die Gefangenschaft getheilt hatte. Johann verwandelte für ihn die Provinz **Touraine** in eine herzogliche Pairie, und seinem dritten Sohne überließ er statt der Grafschaft **Poitiers**, die man dem König von England abtreten muste, **Berri** und **Auvergne**, und machte gleichfalls daraus eine herzogliche Pairie. Eben dies that er auch mit der Grafschaft **Anjou** für seinen andern Sohn.

Kameradschaften — Bretagne — Herzogthum Burgund fällt der Krone heim — Neuer Herzog von Burgund — Weise Anstalten Karls des Fünften — du Guesclin — Verräthereyen Karls des Schlimmen — Zustand der Wissenschaften in Frankreich.

Vom Jahr 1360 bis 1380.

An eben dem Tage, da zu Calais der Bretignische Frieden bestätiget wurde, ward auch, durch Eduards Vermittelung, ein **Vergleich mit dem König von Navarra** gestiftet. Zufolge desselben bewilligte ihm **Johann** eine völlige Vergessenheit des Vergangenen, so wohl für ihn, als für seine Anhänger, und die Wiedergabe aller ihrer Güter. Bey der grossen Anzahl von Anhängern, die mit in der Amnestie begriffen waren, behielt sich Karl der Schlimme das Recht vor, dreyhundert anzugeben, denen man beson-

besondere Erlassungsbriefe aus der Kanzley zufertigen 1360
sollte, und dieser Erlaß oder diese Verzeihung sollte kein Verbrechen ausnehmen, selbst nicht das Verbrechen der beleidigten Majestät. Durch diesen Vertrag machte sich der König von Navarra anheischig, dem König Johann den Eid der Treue zu leisten, jedoch unter der Bedingung, daß er sich vorher zwölf Geisel zur Sicherheit seiner Person wählen dürfte. Dies geschah zu St. Denis unter den grösten Feierlichkeiten. Von St. Denis hielt endlich der König am 13.
seinen Einzug in Paris, zu grosser Freude der Ein- Dec.
wohner und mit so vielem Gepränge, als die trübseligen Zeiten gestatten wollten. Als er in den königlichen Pallast kam, überreichten ihm die Abgeordneten der Stadt ein Geschenk von tausend Mark Silbergeschirr.

Vor allen Dingen bestätigte der zurückgekommene König alle von seinem ältesten Sohn Karl als Regenten während seiner Abwesenheit verrichtete Handlungen der Souveränetät. Diese Bestätigung, die damals für unumgänglich nothwendig gehalten wurde, dienet zur Bestimmung des wesentlichen Unterschiedes zwischen der während der Abwesenheit oder Krankheit des Monarchen verwalteten Regentschaft, und zwischen derjenigen, die während seiner Minderjährigkeit Statt findet. Im letzten Fall wird die Bestätigung des zur Volljährigkeit gelangten Prinzen nicht für nothwendig gehalten, weil die Gesetze und Verordnungen des Königreichs, die denjenigen, der die Pflichten des Souveräns erfüllt, zur Verwaltung des Staats berufen, eben dadurch und zugleich alle von der ihm anvertrauten Macht hergekommene Anstalten und Handlungen bekräftigen. Als eigentlich sogenannten Regenten betrachtet man nur denjenigen, der während der Minderjährigkeit regiert: wer aber während der Abwesenheit oder Krankheit des

1360 Monarchen regiert, ist nur zufällig und gleichsam lehnsweise Regent, ob er gleich während seiner Staatsverwaltung den ganzen Umfang der obersten Macht genossen hat.

Nach dieser Handlung war die vornehmste Sorgfalt des Königs auf die Herbeyschaffung des zu seiner Ranzion nöthigen Geldes gerichtet. Der Pabst hatte ihm zu dem Ende zween Zehnten von der französischen Geistlichkeit bewilliget: die meisten wohlgesinnten Städte hatten sich selbst taxirt; viele Finanzverwalter wurden eingezogen; mit einem Wort, man nahm zu allen erdenklichen Mitteln Zuflucht, nur nicht zur Verringerung der Münzsorten, ohngeachtet dies damals eher, als sonst erlaubt gewesen wäre: vielmehr schlug man eine neue Münze, die besser war, als die vorhergehende. Allein, mit dieser neuen Münze musten auch die Zehnten und andre Auflagen bezahlt werden; der König von England würde auch mit schlechten Sorten nicht zufrieden gewesen seyn.— Die **Juden**, ohngeachtet ihrer vielfältigen Verbannung aus Frankreich, bedienten sich dieser Gelegenheit, wieder dahin zu kommen, oder einen leidlichern Zustand für sich auszuwürken. König Johann erlaubte ihnen, zwanzig Jahre lang in Frankreich sich aufzuhalten; dafür muste jeder Hausvater zwölf florentinische Goldgülden, und dann alle Jahre sechs Gulden, wie auch für jeden Kopf seiner Familie einen Gulden erlegen. Um aber ihre Habbegierde einigermassen zu beschränken, wurde ihnen verboten, mehr als vierzig Denarien für den Livre wöchentlich zu nehmen; ein so ausschweifender Wucher, durch eine königliche Verordnung bestätiget, setzt uns allein schon in den Stand, auf die Grösse des damaligen über Frankreich verbreiteten Elendes Schlüsse zu machen.

König

König Johann, der auf nichts weiter, als 1360
auf die Erfüllung seines Vertrags mit Eduarden bedacht war, schlug alle ihm vorgelegte Plane aus, nach welchen er die so nachtheiligen Friedensbedingungen hätte umstossen oder schwächen können: vielmehr brachte er die alte Maxime, die er auch oft aussprach, in Uebung: **Wenn Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit aus der ganzen Welt verbannt wären, so müste man doch diese Tugenden noch in dem Mund und in dem Herzen der Könige finden.** Die englischen Kommissarien wurden bey der Uebernahme der abgetretenen Provinzen und Plätze von Seiten des Königs von Frankreich auf keine Weise gehindert. Vergebens widersetzte sich ein Theil der Nation der Auflegung eines fremden Jochs; Johann blieb unbeweglich, und stellte den Bitten und Seufzen seiner treuen Unterthanen die Heiligkeit der Verträge und die unwidertreibliche Nothwendigkeit entgegen. Dennoch widerstrebten die meisten Stände in den abgetretenen Landschaften der Vertauschung ihres Oberherrn, vorzüglich die alten edlen Familien la Marche, Comminge, Perigord, Chatillon, Carming, Pincornet, Foix, Armagnac, Albret. Sie und alle mit ihnen verbundene Herren und Edelleute stellten einmüthig vor, daß sie keinen andern Oberherrn, als den König von Frankreich, erkenneten, daß sie unzertrennt mit der französischen Monarchie vereinigt wären. Sie führten ihre Urkunden und Freyheitsbriefe an, die seit Karl'n dem Grossen von allen französischen Königen waren bestätiget worden. Alle hielten es für eine unerträgliche Erniedrigung, eine andre Herrschaft, als diejenige ihres rechtmäßigen Königs, zu erkennen. Johann, von diesem edelmüthigen Widerstand innigst gerührt, schickte Jakoben von Bourbon an sie, der dann durch viele Bitten und Vorstellungen die

1360 aufgebrachten Gemüther nach und nach besänftigte und zu der bevorstehenden Aenderung zubereitete.

Noch in eben dem Jahr, da König Johann seiner Gefangenschaft entlediget worden, vermählte, oder vielmehr verkaufte er seine Tochter Isabelle an **Galeazzo Visconti**, Herrn oder Tyrannen von **Mayland**, für dessen eilfjährigen Sohn, **Johann Galeazzo**, für hunderttausend Goldgülden *). König Johann gab seiner Tochter die Grafschaft **Sommieres** in Languedok mit, welche Galeazzo in der Folge mit der Grafschaft **Vertûs** vertauschte.

Durch die bisherigen Unruhen waren die **Angelegenheiten des Parlaments** sehr in Unordnung gekommen; ja, dieses hohe Kollegium hatte sogar, so wie einigemal vor- und nachher, aufhören müssen, Sitzungen zu halten, theils weil die Prälaten, Barone und Ritter, die den grösten Theil desselben ausmachten, durch den Kriegsdienst von ihren Präsidenten- und Rathsgeschäften abgezogen wurden, theils weil die Besoldungen nicht ausgezahlt, und daher die erledigten Stellen nicht ordentlich besetzt wurden. Um dies zu verstehen, ist zu wissen, daß man zur Verringerung der Unkosten nur einer gewissen Anzahl von Präsidenten und Räthen, von denen man alle Jahre eine neue Liste machte, Besoldungen anwies; man war darauf bedacht, diese Anzahl immer möglichst klein zu machen. Die andern Räthe, die nicht mit auf der Liste standen, behielten aber doch auch das Recht, den Sitzungen des Parlaments mit einer Stimme beyzuwohnen. Allein, ihre Dienste waren freywillig; sie bekamen keine Besoldung; schon im Jahr 1344 hatte Philipp der Sechste durch eine Verordnung dies veranstaltet. Einige noch vorhandene Zeug-

*) Nach andern für 500000, und noch nach andern 600000 Goldgülden, vielleicht sind die Kosten der Reise und des Beylagers hierzu gerechnet.

Zeugnisse unterrichten uns von der Beschaffenheit die- 1360
ser Besoldungen. Unter Philipp dem Vierten bekam ein Baron für einen Aufenthalt von neun und sechzig Tagen am Hofe, und für den eilftägigen Dienst im Parlament, neunzehn livres sechs Sols, wovon dreyzehn livres sechzehn Sols für die im Gefolge des Hofs zugebrachten Tage, folglich täglich vier Sols, und die übrigen fünf livres zehn Sols für die dem Dienst im Parlament gewidmeten Tage gerechnet wurden. Solch' einen Gehalt zu erlangen, muste man Präsident seyn! Man schliesse nun auf die Besoldungen der Räthe und der übrigen Parlamentsglieder! Noch länger als ein Jahrhundert nach dem Zeitpunkt, den wir beschreiben, bekam ein Parlamentsrath täglich nicht mehr als fünf pariser Sols. Der erste Präsident hatte jährlich für alle Einkünfte seiner Stelle tausend pariser livres, und die drey andern Präsidenten, jeder fünfhundert livres; die übrigen alle, täglich nur fünf Sols, die sie nur an den Tagen bekamen, da sie den Sitzungen beywohnten. Der Gehalt des Kanzlers war gleichfalls nur auf tausend livres gesetzt. Diese obersten Magistratspersonen erhielten, ausser ihren Besoldungen, vom König jährlich zween Mäntel, gleich denen, die noch heut zu Tage die Präsidenten à mortier tragen, eigentlich die alte Rittertracht. Den geringen Preis dieser Mäntel kann man aus dem noch heut zu Tag üblichen Gebrauch erkennen, welchemnach jedem Parlamentsglied jährlich zwölf livres für die Mäntel bezahlt werden. — Noch ist zu bemerken, daß zu König Johanns Zeit der ganze Aufwand zur Unterhaltung des Parlaments jährlich auf eilftausend pariser livres sich belief.

König Johann setzte noch zu Ende des Jahrs
1360 und zu Anfang des folgenden das Parlament 1361
wieder in Thätigkeit, und brachte die Angelegenheiten desselben in Ordnung. Er muste aber auch seine Auf-

1361 merksamkeit auf die von den Kameradschaften geplagten Provinzen richten. Diese Räuberbanden waren jetzt durch die Menge abgedankter englischer Truppen so sehr vergrössert, daß man fast nirgends mehr gegen ihre Anfälle Sicherheit finden konnte. Ohne Unterschied plünderten sie Freunde und Feinde, und tödteten unbarmherzig alle, die zum Widerstand Miene machten. Die ersten Ausschweifungen begiengen sie in Champagne und Burgund. Sie nennten sich die **Spätgekommenen** oder **Spätlinge** *), weil sie erst nach den Kameradschaften, von denen vorher die Rede war, Frankreich verheerten. Das Elend der bisherigen Zeiten verführte viele Franzosen, an ihren Räubereyen Theil zu nehmen, und ihre Zahl wuchs dadurch bald zu einer fürchterlichen Menge von sechzehntausend streitbaren Köpfen an. Die Reichthümer des Pabsts und seiner Prälaten zu **Avignon** reitzten sie zu einer Streiferey dahin. Ihr Zug durch die Provinzen breitete den lebhaftesten Schrecken aus, und der königliche Staatsrath wurde mit Bittschriften und Vorstellungen gleichsam bestürmt. Eine allgemeine Verwüstung drohte dem Königreich, wenn man nicht noch zur rechten Zeit taugliche Mittel dagegen angewendet hätte. Bey dem Mangel an Truppen und Geldern, nahm König Johann seine Zuflucht zu **Jakob von Bourbon**, der sich damals zu Montpellier aufhielt, und beschäftiget war, den neuen englischen Statthalter, **Johann Chandos**, einen mit den edelsten Eigenschaften begabten Herrn, in die abgetretenen Provinzen einzusetzen. Bourbons Edelmuth, Tapferkeit und Thätigkeit brachte in Agenois, wohin er sich begeben, und in den benachbarten Landschaften, bald eine ziemliche Anzahl von Edelleuten, Rittern und Waffenträgern zusammen, welche von Begierde, in seiner Gesellschaft zu fechten, brannten.

*) Les Tards-venus.

ten. Sie näherten sich den Kameradschaften, die ge- 1361
rade mit der Verheerung der Gegenden um Chalons
an der Saone beschäftiget waren. So bald diese
Räuber die Ankunft der Franzosen erfuhren, erwar-
teten sie dieselben nicht erst, sondern giengen, als leu-
te, die nichts zu verliehren hatten und auf ihre Macht
trotzten, ihnen entgegen. Sie streiften aus der Land-
schaft Maconnois durch Forest und Beaujolois, und
hatten sich eben des Schlosses **Brignais**, ohngefähr
drey französische Meilen von der Rhone in Lyonnois,
bemächtiget, als **Jakob von Bourbon**, der Graf
von **Usez** und andre Befehlshaber der Franzosen ge-
gen sie anrückten. Die Kameradschaften bestanden
grösstentheils aus alten und erfahrnen Soldaten, die
noch überdies durch eine List ihre Feinde hintergien-
gen, indem sie ihre besten Truppen versteckten, so
daß es schien, als bestänben sie nur aus fünf bis
sechstausend schlecht bewehrten Menschen. Dies er-
zeugte bey dem Herrn von Bourbon Unbesonnenheit
und Hitze, und er beschloß auf der Stelle, die Räu-
ber in ihren Verschanzungen anzugreifen, ohngeachtet
der **Erzpriester**, der vorher selbst ein Anführer der
ersten Kameradschaften gewesen war, ihn davon ab-
rieth, und einen sehr unglücklichen Angriff prophezeih-
te. Würklich erfolgte eine gänzliche Niederlage. Die
hinter einem Berg versteckten Feinde brachen plötzlich
unter die Franzosen, und tödteten oder verwundeten
und nahmen gefangen die meisten Herren und Ritter.
Unter den Verwundeten war auch **Jakob von
Bourbon**, der drey Tage hernach starb. **Peter
von Bourbon**, sein Sohn, war gleichfalls ver-
wundet, und überlebte ihn nur einige Tage. Der
junge Graf von **Forez** büßte das Leben ein. **Reg-
naut von Forez**, dessen Onkel, wie auch der Graf
von **Usez**, **Robert von Beaujeu**, **Ludwig von
Chalons**, der **Erzpriester**, und über hundert Rit-

1361 ter wurden gefangen. Nach diesem Sieg fuhren die Kompagnien fort, die Provinzen **Lyonnois, Forez und Beaujolois** zu plündern und zu verderben. Ihre Zahl vergrösserte sich täglich; denn die Nachricht von der Niederlage bey Brignais bewegte viele englische, teutsche, brabantische und gascognische Räuber, die festen Plätze, die sie bis hieher im Besitz gehabt, eilends zu verlassen, und sich in die Gegend von **Avignon** zu begeben, weil sie nichts geringers im Sinn hatten, als die Eroberung dieser Stadt und die Plünderung der Provence. Sie verübten aller Orten die verabscheuungswürdigsten Verbrechen und die unmenschlichsten Grausamkeiten. Der päbstliche Hof zitterte; **Innocenz** griff zu den geistlichen Waffen: allein, was sollten diese gegen die entschlossensten Bösewichter? Man predigte einen Kreutzzug wider sie; der Pabst versprach allen, die sich ihnen widersetzen würden, vollkommene Lossprechung von allen Sünden; der Kardinal von Ostia wurde zum Haupt der Kreutzbrüder ernennt; er brachte einige Truppen zusammen: aber sie verliefen sich auch bald wieder, da ihnen nichts, als Ablaß, zum Sold gereicht wurde; einige traten sogar zu den Kameradschaften über. Zum Glück für den päbstlichen Hof erbot sich der Markgraf von **Montferat**, gegen eine beträchtliche Summe die Provence von diesen Ungeheuern zu reinigen. Sehr willig nahm der Pabst den Vorschlag an; der Markgraf trat mit den Kameradschaften in Unterhandlung, und bewegte sie für sechzigtausend Gulden und für die Absolution ihrer Sünden, Frankreich zu verlassen, und mit ihm nach Italien zu ziehen, wo er sie in seinen Kriegen mit den Visconti's brauchte.

Eines grossen Theils der Kameradschaften war Frankreich los: aber der noch ansehnliche Rest derselben fuhr unter **Seguin von Badesol** in seinen Ver-

heerun-

heerungen fort. Dieser furchtbare Räuber begab sich, 1361
nach Verübung vieler Unmenschlichkeiten in Lyonnois und Auvergne, mit unermäßlichen Reichthümern wieder nach Gascogne. Der König von Navarra wollte ihn bald hernach zur Ausführung seiner Bosheiten brauchen: als aber Badesol seine Forderungen übertrieb und nichts davon nachlassen wollte, vergab ihn Karl mit Gift.

In **Bretagne** hatten unterdes die Feindseligkeiten zwischen den Grafen von **Montfort** und **Blois** fortgewähret. Beide begaben sich nach Calais, als Eduard den König von Frankreich von England herüber in diese Stadt gebracht und auf freyen Fuß gestellt hatte. Sie konnten damals nichts erlangen, als das Versprechen der Parteylosigkeit des englischen und französischen Hofs in Ansehung der bretagnischen Angelegenheiten. Eduard äusserte viele Gleichgültigkeit gegen seinen Schwiegersohn, den Grafen von Montfort; der einzige Herzog von Lancaster nahm sich seiner an: aber dessen Vorstellungen waren fruchtlos. Die den beiden Parteyen in Bretagne anhängenden Herren hatten eine gleiche Theilung des Herzogthums zwischen Montforten und Blois vorgeschlagen. Die beiden Nebenbuhler waren zwar nicht ganz damit zufrieden: aber Montfort würde sich dazu bequemt haben, wenn Eduard nur mehr Eifer und Ernst hätte blicken lassen. Karl von Blois wollte entweder alles oder gar nichts haben. Der Streit blieb also in eben der Lage, wie vor dem bretignischen Friedensschluß, und wurde in diesem der Untersuchung gewisser Kommissarien vorbehalten. In Hoffnung eines gütlichen Vergleichs brachte es der Herzog von Lancaster zu einem Waffenstillstand; vielleicht würde dieser Herr so glücklich gewesen seyn, den ganzen Streit zu schlichten, hätte ihm nicht der Tod bald hernach das Leben geraubt. So aber ergriffen

die

1361 die beiden Grafen nach Verlauf des Stillstandes die Waffen wieder. Doch vermittelten die geistlichen und weltlichen Herren des Herzogthums bald einen neuen Stillstand, der bis zum Michaelfest des Jahrs 1363 dauren sollte. Dies war auch ohngefähr die Zeit, da **Bertrand dü Guesclin** in die Dienste des Königs Johann trat, der ihn zum Kapitain über hundert Lanzen ernannte, welche aber dü Guesclin selbst unter seinen Freunden in Bretagne zusammenbringen muste.

Obgleich ganz Frankreich durch die Räubereyen der abgedankten Soldaten ausgezehrt war, so wurden doch die **Steuern** mit eben der Pünktlichkeit beygetrieben, als zu den Zeiten des blühendsten Wohlstandes. Die unendliche Menge von Beschwerden, die darüber einliefen, bewegte den König, anstatt aller bisherigen Auflagen, die gröstentheils nur zur Bereicherung der Finanzbedienten waren gebraucht worden, eine allgemeine Auflage von zwölf Denarien für jeden Livre auf alle im Königreich verkaufte Waaren, eines Fünftheils auf das Salz und eines Dreyzehntheils auf die Weine und andre Getränke, anzuordnen. Die Auflage auf die flüßigen Sachen war nach dem Verhältniß ihrer Güte eingerichtet, so daß ein mittelmäßiger Wein weit geringer, als die Burgunder- und Champagner-Weine, taxirt waren. Zugleich wurde die **Münze** wieder auf den alten Fuß gesetzt, und damit die aus solchen Veränderungen entstehenden Beschwerlichkeiten möchten verhindert werden, verbot der König allen Kaufleuten, Handwerkern und Ackerleuten, von dieser Herabsetzung der Münze Gelegenheit zur Vertheuerung ihrer Waaren und Arbeiten zu nehmen. — Nachdem solche Maasregeln zur Wiederherstellung eines Theils der Finanzen waren getroffen worden; so dachte König Johann auch auf die nicht minder nothwendige Abstel-

lung

lung der Unordnungen, die seit vielen Jahren aus der übertriebenen Freygebigkeit seiner Vorgänger in **Veräusserung königlicher Domänen** entsprungen waren. König Johann widerrief alle seit Philipp dem Vierten geschehene Veräusserungen der Krongüter, ausgenommen die Appanagen der königlichen Kinder und die den Kirchen bewilligten Schenkungen. Durch eine andere Verordnung verwies der König die Beurtheilung aller die Krongüter betreffende Processe an das Parlament zu Paris. Auf diese Art wurden die Domänen in der Folge besser beysammen erhalten; und schlich sich ja ein Mißbrauch ein, so ward er auch bald wieder abgestellt. 1361

Die Abtretung so vieler Provinzen durch den Frieden zu Bretigni hatte die Gränzen des Königreichs so enge beschränkt, daß kein Anschein zur Erweiterung derselben vorhanden war. Aber der unvermuthete **Todesfall des funfzehnjährigen Herzogs Philipp von Burgund**, der um das Osterfest des Jahrs 1361 erfolgte, verschaffte dem Staat von Frankreich einen Theil seiner vorigen Grösse wieder. Mit ihm starb die erste königliche Linie des burgundischen Hauses ab, nachdem sie seit dem ersten Herzog (dem französischen Prinzen Robert und Urenkel Hugo Kapets) dreyhundert und dreyßig Jahre gedauret hatte. Philipp, der zwölfte Herzog, hatte nach seiner Rückkehr aus England, wo er als Geisel gewesen, ein Testament gemacht, nach welchem seine Staaten in zween Theile getheilt werden sollten. Die Grafschaften Boulogne und Auvergne besaß Johann von Boulogne, Oheim der Königin Johanne, der Mutter des jungen Prinzen. Die Grafschaften Burgund und Artois fielen an die junge Gräfin Margarethe von Flandern, die einzige Erbin des Grafen Ludwigs von Flandern, Nevers und Rethel, die mit dem verstorbenen Herzog verlobt, aber noch nicht

vermählt

1361 vermählt war. Das Herzogthum Burgund nebst allem, was zur Erbschaft Otto des Vierten gehört hatte, kam wieder an den König Johann von Frankreich, der schon wegen seiner Geburt ein Recht darauf hatte, indem er ein Sohn der Johanne von Burgund, der Schwester Otto's des Vierten, war. Doch hätte ihm dieses Recht, ohne Philipps Testament, von dem König von Navarra streitig gemacht werden können, weil dessen Großmutter, Margarethe von Burgund, gleichfalls eine Schwester Otto's, und noch dazu die ältere Schwester war: allein, Johann gründete seine Rechte auf den Vortheil des nähern Grads der Verwandtschaft, den er über den König von Navarra hatte. Durch einen offenen Brief erklärte er demnach die **Wiedervereinigung des Herzogthums Burgund, wie auch der Grafschaften Toulouse, Champagne und Brie, und des Herzogthums Normandie mit der Krone,** und ermahnte zugleich den Dauphin und seine Nachfolger, dieser Anordnung nicht entgegen zu handeln, und nie eine von diesen Provinzen von den königlichen Domänen zu trennen. Er verlangte sogar, daß dies die folgenden Könige bey ihrer Thronbesteigung beschwören sollten. Eine solche Verordnung war allerdings weise: aber zum Unglück war König Johann selbst der erste, der sie übertrat.

1362 Der König von Navarra unterließ nicht, **seine Rechte auf das Herzogthum Burgund** vorzutragen. König Johann ließ ihm den Vorschlag thun, dem Pabst die Entscheidung dieser Sache zu überlassen. Unterdes reiste Johann selbst nach Burgund, nahm davon Besitz, und bestätigte die Freyheiten sowohl der Herren, als der Städte und Gemeinheiten. Auf der Rückreise nach Paris ertheilte er auch den Ständen in Champagne Bestätigungsbriefe. Es war höchstnöthig, die noch übrigen Theile

Frank-

Frankreichs nach strengster Möglichkeit beysammen zu 1362
erhalten und immer fester mit einander zu verknüpfen.
Der König von England, der durch die abgerissenen
Stücke noch mächtiger und furchtbarer geworden
war, wollte seine Grösse noch weiter treiben, und sei-
nen Sohn **Edmund, Grafen von Cambridge,**
mit **Margarethen von Flandern** vermählen.
Seine Unterhändler arbeiteten zu diesem Zweck bey
den vornehmsten flandrischen Ständen so nachdrück-
lich, daß der Graf Ludwig bey allem seinem Wider-
willen gegen England in diese Verbindung willigte, ge-
wissermassen willigen muste. Die Artikel dieser Ver-
einigung waren entworfen, und Eduard, der den
ganzen Umfang eines solchen Vortheils fühlte, eilte
zum Schluß des Vertrags. Die Sache schien so
gut, als richtig, und man glaubte schon gewiß, daß
die Grafschaften Flandern, Burgund und Artois mit
England würden vereinigt werden. König Johann
sah die Gefahr, die dadurch seinen Staaten gedrohet
wurde, leicht ein: aber wie sollte ein schon so weit
gerückter Handel hintertrieben werden? Durch den
Pabst allein glaubte er dies bewerkstelligen zu können;
und zu dem Ende eilte er nach Avignon, wo kurz
vorher Innocenz der Sechste gestorben und Urban
der Fünfte an dessen Statt erwählt worden war. In-
nocenz hatte dem König von England allgemeine Di-
spensationsbullen ertheilt, ohne die Namen der Per-
sonen darinn anzugeben. König Johann brachte es
nun bey dessen Nachfolger dahin, daß diese Bullen
widerrufen und die Vermählung des Grafen von
Cambridge mit Margarethen von Flandern ausdrück-
lich untersagt wurde, weil sie im dritten und vierten
Grad mit einander verwandt wären. Diese Unterfa-
gung — kaum sollte man es glauben — vernichtete
Eduards Plan, und er vermählte in der Folge seinen
Sohn mit einer Tochter des Königs **Pedro von**
Kasti-

1362 Kastilien, mit dem er schon vorher ein Bündniß gemacht hatte.

Diesem neuen Bundsgenossen Eduards wollte der König von Frankreich einen Nebenbuhler entgegen stellen. In dieser Absicht schloß er einen geheimen Vertrag mit dem Grafen Heinrich von Transtamara, dem natürlichen Bruder des Königs von Kastilien, Heinrich, der schon lange mit seinem Bruder Krieg geführt hatte, und dieser machte sich dadurch verbindlich, die Kameradschaften aus Frankreich zu ziehen, dem König Johann gegen jedermann zu dienen und ihm zu huldigen. Um ihn noch stärker an sich zu ziehen, gab ihm der König von Frankreich zehntausend livres Renten an Ländereyen, und im Fall ihm sein Unternehmen gegen den König Peter mißlingen sollte, so versprach er ihm einen seinem Stande gemässen Unterhalt. Dieser Vergleich erzeugte die unter der folgenden französischen Regierung vorgefallene Veränderung in Kastilien.

1363 Der König von Frankreich hatte vor seiner Reise nach Avignon den Dauphin zum Reichsregenten bestellt, und weil er sich auf dessen Weisheit in Verwaltung der Geschäfte verlassen konnte, so blieb er länger in Avignon, als es der Zustand seiner Angelegenheiten erlaubte. Er kam sogar auf den unseligen — man möchte wohl sagen — unklugen Gedanken, einen Kreutzzug nach Asien zu unternehmen. Er erwartete den König von Cypern, Peter von Lusignan, der wegen seiner Beredsamkeit und Tapferkeit sehr berühmt war, um mit ihm den Plan zum Kreutzzug zu entwerfen. Kaum war dieser in Avignon angekommen, so nahm er, nachdem der Pabst Messe und eine Rede gehalten hatte, das Kreutz; und diesem Beyspiele folgten alle übrige Herren und Ritter von dem Gefolge des Königs. Am folgenden Tag ließ der Pabst eine an den König gerichtete Bulle ausfertigen,

fertigen, worinn er ihn zum Anführer dieses Unter- 1363
nehmens und den Kardinal von Perigord zum Legaten des heiligen Stuhls bey der Kreutzarmee ernannte. Die Abreise sollte nach zwey Jahren geschehen. Der König von Cypern reiste bald darauf von Avignon wieder ab, um die christlichen Fürsten um Beyhülfe zu diesem Zug zu ersuchen. Aber der ganze Erfolg dieser Thorheit bestand darinn, daß die Christen im Orient nicht allein keinen Beystand erlangten, sondern noch überdies von Türken und Arabern heftiger verfolgt wurden, da sie bisher ein ganz leidliches Schicksal genossen hatten.

Die vielfachen Schwierigkeiten bey der Vollziehung des bretignischen Vertrags waren niemand verdrießlicher, als den französischen Geiseln in England. Die gröste Ungeduld äusserten die beiden Prinzen und der Bruder des Königs von Frankreich *). Eduard, stets auf neue Vortheile bedacht, that ihnen den Vorschlag, er wollte sie alle drey und noch einen Theil der andern Geisel nach Frankreich zurückgehen lassen, wofern man von der ihm angeforderten Ersetzung des Schadens weiter nichts erwähnen wollte, welchen die Kameradschaften, darunter die meisten als Soldaten in seinen Diensten gestanden, in Frankreich verübt hätten. Man sollte ihm überdies verschiedene Plätze und Ländereyen in Güyenne, die noch streitig waren, abtreten; und der König von Frankreich und der Dauphin sollten der Oberhoheit und Gerichtsbarkeit aller an England überlassenen Provinzen entsagen. Unter diesen Bedingungen wollte Eduard auch die Frist der völligen Ranzionsbezahlung verlängern.

Würde

*) Diese drey Prinzen und der Herzog von Bourbon nennte man gemeiniglich die Herren von der Lilie (Liliorum Dominos, Dominos liliatos; *Les Seigneurs des fleurs de Lys*).

1363 Würde man einige Artikel dieses Vergleichs nicht erfüllen, so sollten sie wieder nach England zurückzukehren verpflichtet seyn. Die Prinzen, die nichts als ihre Rückkehr nach Frankreich wünschten, gaben ihre Einwilligung zu diesem Vertrag, und reisten mit Eduards Erlaubniß nach Calais, damit sie die Vollstreckung des Vertrags desto leichter bewürken möchten. Sie schickten die Artikel an den König Johann nach Avignon, der sie auch bestätigte, wiewohl mit einer Ausnahme der Befreyung einiger in dem Vertrag benennten Geisel, an deren Stelle er die Namen einiger andern setzte, an denen ihm nicht viel gelegen war. Er verlangte aber auch, daß der Dauphin oder Reichsregent diesen Vertrag, ehe er in Erfüllung gebracht ward, dem Prinzen und dem Hofgerichte der Pairs, wie auch den Baronen und Prälaten des Reichs vorlegen sollte. Als diese ihn untersucht hatten, thaten sie dem König so dringende Vorstellungen dagegen, daß er ihnen nicht zuwider seyn konnte, mithin der Vertrag ohne Wirkung blieb. Als dieser Entschluß den Prinzen, welche die Bürgschaft über sich hatten, bekannt wurde, kränkte sie es nicht wenig, und Herzog **Ludwig von Anjou**, der ein Mittel zu entwischen gefunden hatte, kam nach Frankreich zurück, und gieng nach Guise, wo sich seine Gemahlin aufhielt. Von da reiste er nach Paris, um sein Verfahren bey seinem Bruder, dem Regenten, zu rechtfertigen. **Der König** verwies es ihm sehr ernstlich, und **entschloß sich**, um den Fehler seines Sohnes einigermassen wieder gut zu machen, und die Erfüllung des bretignischen Friedens zu endigen, **selbst wieder nach London zu gehen.** Einige neue englische Geschichtschreiber haben vorgegeben, die Liebe zu der schönen Gräfin von Salisbury habe ihn eigentlich wieder nach England gezogen. Allein, ausserdem, daß diese Meinung auf kein gültiges Zeugniß

gegrün-

gegründet ist, so ist sie auch sehr unwahrscheinlich, in 1363
Betracht der vielen Unglücksfälle und des Alters dieses Königs, der damals sechs und funfzig Jahr alt war.

Alle Vorstellungen, die man zur Hintertreibung der Reise des Königs nach England that, waren fruchtlos. Als er Avignon verlassen, kam er durch Montpellier, ließ sich von verschiedenen die Provinz Languedok betreffenden Angelegenheiten unterrichten, und bestätigte die Privilegien der meisten Städte und Gemeinheiten dieses Landes. Auf eben dieser Reise legte er den Grund zu einer Macht, deren schnelles Wachsthum eine Quelle von Trennungen und Unfällen wurde. König Johann hegte, wie schon gesagt, eine vorzügliche Liebe gegen seinen jüngsten Sohn Philipp. und er sann darauf, wie er ihm eine beträchtlichere Herrschaft geben wollte, als den ältern Söhnen, den Herzogen von Anjou und Berri. Nichts konnte zu diesem Zweck bequemer seyn, als das Herzogthum und die Grafschaft Burgund. Ohngeachtet Johann diese Provinzen unwiderruflich mit der Krone vereinigt hatte, so hieß es doch in der darüber ausgefertigten Verordnung, „auf Ansuchen der Burgundischen Stände „und zur Belohnung des Eifers, den sein „vierter Sohn Philipp in dem Treffen bey „Poitiers und in der Gefangenschaft bezeugt „hätte, schenke er ihm und seinen Erben das „Herzogthum und die Grafschaft Burgund.„ In eben dieser Verordnung erklärt er Philippen zum ersten Pair von Frankreich, welcher Vorzug eine der vornehmsten Ursachen der Eifersucht seiner Brüder gegen ihn wurde; er genoß ihn auch erst nach vielen Jahren vollkommen und ohne Widerspruch. Bisher hatten die Herzoge von Aquitanien und Normandie bey vielen Gelegenheiten den Rang

1363 vor dem Herzog von Burgund. Es giebt aber in der Folge mehrere Beyspiele von dieser Macht der Könige von Frankreich in Abänderung alter Anordnungen.

Nachdem König Johann seinem Prinzen Philipp den Besitz des Herzogthums und der Grafschaft Burgund versichert hatte, hielt er zu Amiens eine **allgemeine Versammlung der Stände von Languedoyl**, theils um die zur Bezahlung des Rests seiner Ranzion bestimmte Steuer in Ordnung zu bringen, theils um Maasregeln zur Wiederherstellung des Wohlstandes seines Reichs zu nehmen. Dem zu Folge wurde allen Prinzen, Herren, Städten und Gemeinheiten verboten, willkührliche Zölle auf die Waaren und Lebensmittel, die durch ihre Länder gebracht werden musten, zu legen. Diese Bedrückungen waren den Gerechtsamen des Königs eben so nachtheilig als der Handlung. — Aus den Bewegungen des Königs von **Navarra** konnte man urtheilen, daß dieser Fürst zu neuen Unruhen sich vorbereite. Er hatte sogar schon Feindseligkeiten verübt. Dies und die noch nicht geschehene Räumung aller Plätze von Seiten der Engländer, wie auch die fortdaurenden Streifereyen der Kameradschaften verursachten, daß man so unsicher in Frankreich lebte, wie bey den lebhaftesten Kriegen. Daher verbot der König alle Privatkriege, so lange, bis der öffentliche Krieg völlig würde aufgehört haben. — Weil auch das **Parlament** gar zu sehr mit Geschäften beschwert wurde, so verordnete der König, daß man vor dasselbe weiter nichts bringen sollte, als die Processe der Pairs, einiger Prälaten, der geistlichen Kapitel und Gemeinheiten, der Baronen, der Bürgermeister und Schöppen der Kommunen, ferner Domänen-Sachen, Appellationen von den Urtheilen des Prevot zu Paris, der königlichen Seneschalle und Amtleute. Hieraus kann man sehen, was für Angelegenheiten damals der

Unter-

Untersuchung und dem Urtheil des Parlaments vor- 1363
behalten waren. Den **Advokaten** wurde in dieser Verordnung verboten, mehr als zweymal bey einem Proceß öffentlich zu reden, rhetorischen Ueberfluß anzubringen, und ihre Reden mit unnützen Wiederholungen anzufüllen. Es sollten auch die Advokaten von nun an ihre Vor- und Zunamen unter ihre Schriften setzen; ein Gebrauch, der seit der Zeit beständig beobachtet worden ist.

Bald nach dieser Verordnung begab sich der **König Johann wieder nach England**, gerade zu einer Zeit, da seine Gegenwart in Frankreich am nothwendigsten war. Der König von **Navarra** rüstete sich nunmehr öffentlich zu einem neuen Krieg gegen Frankreich, und ernannte den **Raptal** *) **von Buch, Johann von Grailli**, zum Oberbefehlshaber seiner Truppen. Ihm stellte der Dauphin und der Herzog von der Normandie, als Reichsregent, den **Grafen von Auxerre, Johann von Chalons**, und **Bertranden du Gueſclin** entgegen. Du Gueſclin eroberte Mantes und Meulan, und machte dadurch die Schiffarth auf der Seine unterhalb Paris wieder frey. An eben dem Tage, da du Gueſclin am
sich des Schlosses zu Mantes bemeisterte, **starb Kö-** 8 Apr.
nig Johann in London, wo er schon seit einiger Zeit 1364
krank gewesen war, im fünf und funfzigsten Jahr seines Alters und im vierzehnten seiner Regierung.

Die französische Nation schien durch die bisherige 1364
lange Reihe von Unglücksfällen so tief erniedriget, daß alle Hoffnung zu ihrer Aufrichtung verschwunden war. Allein, alle Staaten, also auch der französische, enthalten geheime und blos tiefschauenden Augen sichtbare Quellen, die nur einen thätigen und aufgeklärten

*) Capitalis, so viel als Chef.

1364 Geist erwarten, der sie öffne und zur Erholung der Völker fliessen lasse. **Karl**, den wir nun erst als Jüngling und Regenten gleichsam in Profil kennen gelernt haben, dessen zärtliche Gesundheitsumstände sich zu kriegerischen Geschäften nicht wohl schickten, bestieg zu einer Zeit den Thron, da das Reich einen Helden nothwendig zu brauchen schien, dessen Muth einen allzumächtig gewordenen Feind hätte in Schranken halten können. Dieser König führte, in seinem Kabinet, ohne den Degen zu ziehen, Dinge aus, die man kaum von den grösten Feldherren erwartet hatte. **Karl der Fünfte**, dem man den Beynamen des **Weisen** schwerlich streitig machen kann, zeigt durch seine, für Frankreichs Wohl allzukurze Regierung, wie sehr Staatsklugheit und Urtheilskraft einer unbesonnenen und übereilten Tapferkeit vorzuziehen sind. Die Begebenheiten seiner Regierung, mit den Begebenheiten der vorigen verglichen, sind ein Beweis, wie wenig ein Reich Ursache habe, stolz auf seine Siege, oder muthlos über seine Niederlagen zu seyn, welche im Grunde fast immer der guten oder schlechten Anführung der Regenten zuzuschreiben sind, und sehr wenig vermögen, den Nationalcharakter und die Sitten eines Volks zu bestimmen. Frankreich bekam unter Karls Scepter eine neue Gestalt, seinen alten Glanz. Karl arbeitete unaufhörlich für das Glück seiner Unterthanen; er liebte sie, er wurde von ihnen geliebt; er verdiente ihre zärtlichste Zuneigung.

Indem der neue König beschäftigt war, nach Reims zu reisen, um sich daselbst krönen zu lassen, thaten sich seine Truppen unter dem tapfern **du Guesclin** gegen den König von **Navarra** durch manche That hervor. Unterdes war der englische Oberbefehlshaber, der **Kaptal von Buch**, in der Normandie angekommen, und bald hernach bey Cocherel an dem Flusse Eure auf die Franzosen gestossen.

Es

Es kam zu einem heftigen Treffen, welches du Gueſclin gewann, nicht durch Uebermacht, ſondern durch Liſt und Kühnheit. Als das Gefecht am hitzigſten war, führten dreyßig Gaſcogniſche Ritter eine That aus, die ſie ſchon vor dem Treffen mit einander verabredet hatten. Sie ſchloſſen ſich feſt aneinander, und drungen in den feindlichen Haufen, den der Kaptal ſelbſt anführte. Da ihre Abſichten blos auf ſeine Gefangennehmung gerichtet waren, ſo kam er in ihre Gewalt, ſo ſehr ſich auch die Seinigen widerſetzten. 1364 am 19. März.

Bald nach der Krönung reiſte König Karl in die Normandie, um durch ſeine Gegenwart die guten Geſinnungen des dortigen Adels zu befeſtigen. Der gefangene Kaptal von Buch wurde ihm bey dieſer Gelegenheit von Rolland Bodin, einem bloſſen Waffenträger, der ihn in ſeiner Gewalt hatte, vorgeſtellt, und alsdann in das Schloß zu Meaux geſchickt, um daſelbſt auf ſein Ehrenwort als Gefangener zu bleiben. Die übrigen Gefangenen wurden auf eben dieſe Art behandelt, nur nicht diejenigen, die als gebohrne Unterthanen des Königs von Frankreich ſich zur Partey des Königs von Navarra geſchlagen hatten; dieſe wurden enger verwahrt und einige von ihnen ſogar am Leben geſtraft. Dem wackern du Gueſclin aber ſchenkte der König für den wichtigen durch das Treffen bey Cocherel erwieſenen Dienſt die Grafſchaft Longueville, ſowohl für ihn, als deſſen Nachkommen, mit der Bedingung, zu Kriegszeiten vierzig Ritter zum Dienſt des Königs zu unterhalten. Das Schloß Longueville muſte du Gueſclin mit Gewalt einnehmen; denn die Navarreſen hielten es noch beſetzt.

Zu Folge des Vergleichs des verſtorbenen Königs Johann, welchem nach Karls des Schlim-

1364 men Streitigkeiten wegen des Herzogthums Burgund durch den Pabst geschlichtet werden sollten, schickte der neue König Karl Gesandte nach Avignon. Auch den König von England ließ er vermahnen, dem bretignischen Frieden gemäß, zur Beylegung dieses Zwists beförderlich zu seyn, und dem Prinzen von Wallis, welcher in den englischen Provinzen Frankreichs unter dem Titel eines Herzogs von Aquitanien seit einigen Jahren Statthalter war, zu befehlen, daß er den König von Navarra auf keine Weise unterstützen möchte. Um eben diese Zeit trug er seinem Bruder **Philipp**, dem neuen **Herzog von Burgund**, das Oberkommando in der Normandie auf, und stellte unter dessen Befehle den Grafen **dü Guesclin von Longueville**, den Marschall von **Boucicaut**, den Grafen von **Auxerre**, **Ludwigen von Chalons**, und **Johann Büreau de la Riviere**, seinen Liebling und Finanzverwalter. Die Armee bestand aus fünftausend Geharnischten und ihren Leuten. Der Herzog theilte sie in drey Haufen, wovon er selbst einen, und die beiden andern dü Guesclin und de la Riviere anführten. Sie machten in kurzem so viele Eroberungen, daß für den König von Navarra wenig Anschein zu grossen Vortheilen übrig blieb. Vielleicht hätte er alle seine Besitzthümer in der Normandie verlohren, wenn die französischen Generale nicht durch zween andre Vorfälle genöthigt worden wären, ihre Truppen aus dieser Provinz zu ziehen. Der Graf von **Mümpelgard** war auf Karls des Schlimmen Ansuchen in Burgund eingefallen; Herzog Philipp eilte zurück in seine Staaten, und vertrieb diesen schwachen Feind ohne grosse Mühe. Dies würde also auch dem König von Navarra wenig geholfen haben, wenn nicht dü Guesclin eben die Normandie hätte verlassen und auf königlichen Befehl sich nach **Bretagne** begeben müssen, wo sich seit einiger Zeit

die

die Wuth des Kriegs stärker, als jemals, ausgebrei- 1364
tet hatte.

In dem vorhergehenden 1363sten Jahr war grosse Hoffnung zu Endigung dieses verderblichen Zwists vorhanden, indem, wie vorhin schon erinnert worden, **Karl von Blois** und **Johann von Montfort** bey einer Gelegenheit, da ihre Armeen schon zum Fechten fertig standen, Vergleichspunkte entworfen hatten, nach welchen das Herzogthum Bretagne in zwey Herzogthümer getheilt, und die eine Hälfte von Johann zu Rennes und die andre von Karl'n zu Nantes regiert werden sollte. Beide Theile hatten einander schon Geisel deswegen gegeben; der Friede war bekannt gemacht, und diese glückliche Neuigkeit erfüllte mit unaussprechlicher Freude die Bewohner dieses so viele Jahre hindurch zerrütteten landes. Allein, schnell verflog diese Freude. Die **Gräfin von Penthievre** kam ganz ausser sich, als ihr Gemahl von seinem Vertrag mit Montforten durch ein Schreiben sie unterrichtete. Sie äusserte unter vielen Thränen Unmuth, Verzweifelung und Bitterkeiten über Karls Verfahren. Dieser, der ihr mit der zärtlichsten Neigung ergeben war, ließ sich von der Liebe dahin reissen, da er doch von Rechtswegen der Ehre und Vernunft hätte folgen sollen. Die Bestätigung des Vergleichs war noch zurück, und Karl von Blois unterließ sie. Der Krieg fieng von neuem an, und Montfort machte öffentlich bekannt, daß er an allem Unglück, das auf einen so offenbaren Bruch des feierlichst beschwornen Friedens folgen würde, unschuldig seyn wolle. Er stellte auch alle Geisel wieder auf freyen Fuß, ausgenommen Bertranden du Guesclin, der aber Gelegenheit fand, zu entwischen, und hierauf eben in der Normandie dasjenige verrichtete, was erst erzählt worden ist.

1364 Ein neuer Versuch, den Streit wegen Bretagne zu endigen, ward zu Bourdeaux unter Vermittelung des Prinzen von Wallis gemacht: allein, **Karl von Blois**, so sehr er auch zum Frieden geneigt war, wurde auch diesmal durch die Hartnäckigkeit seiner Gemahlin gehindert. Doch wurde damals ein Waffenstillstand bewürket, der bis zu Ende dieses Jahrs währen sollte. Kaum war er verflossen, so gieng man wieder zu Felde, und **Johann von Montfort** kam nach Eroberung einiger Schlösser vor **Aurai**, um diesen Platz einzunehmen. Karl von Blois wollte ihn entsetzen, und damals geschahe es, daß du Guesclin aus der Normandie zu ihm stieß. Dadurch war sein Heer so zahlreich und ansehnlich worden, daß er an einem guten Ausgang nicht mehr zweifelte. Beide Armeen kamen bey Aurai zusammen, und eine Wiese, von einem Bach durchschnitten, lag zwischen ihnen. Der Herr von Beaumanoir wagte noch einen fruchtlosen Versuch zum Vergleich, und hierauf rüstete man sich zu einem entscheidenden Treffen. Die Truppen **Karls von Blois** wurden von **du Guesclin** und die Truppen **Johanns von Montfort** von dem berühmten englischen Ritter **Johann Chandos** in Ordnung gestellt. Gerade da der Angriff von beiden Seiten geschehen sollte, kam ein Bote von dem König von Frankreich an den Grafen von Montfort, mit dem Ersuchen, die Belagerung von Aurai aufzuheben, und sich nach Paris zu begeben, da ihm dann vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren sollte. Montfort äusserte seine Bereitwilligkeit, wenn unterdes Aurai einem Herrn von seiner Partey, Olivier von Clisson, und einem von Karls Partey, dem Herrn von Beaumanoir, in Verwahrung gegeben würde. Aber der Uebermuth seines Gegners schlug alle Anerbietungen aus, und glaubte, ein jeder Verzug hindere seinen Triumph.

Es

Es erfolgte also eines der blutigsten **Treffen**, veran- 1364
lasset durch den Ehrgeitz einer Frau, aber auch entscheidend für Bretagnens Schicksal. Diejenigen Haufen, die von den beiden Nebenbuhlern selbst angeführt wurden, kamen zuerst aneinander. Die andern Haufen folgten, und man focht mit wüthendem Eifer. Die Blüthe des bretagnischen Adels, die entschlossensten Abentheurer aus Frankreich und England, kämpften in den Ebenen bey Aurai um die Ehre, einen Herzog von Bretagne zu machen. Karls Haufen war durch den unvermutheten Angriff, den das Hintertreffen seines Gegners auf ihn that, so in Unordnung gebracht, die herzhaften Krieger, die ihn lange gedeckt, waren so häufig zu Boden gelegt, und seine eigenen Kräfte so sehr erschöpft, daß ein Engländer ihm beykommen und den Degen in den Mund stossen konnte, so daß er hinten am Halse herausgieng. **Karl von Blois fiel**, nebst seinem natürlichen Sohne, **Johann von Blois**, und soll zuletzt noch gesagt haben: **Ich habe lang genug wider mein Gewissen Krieg geführt.** Der Tod des Anführers hemmte den Eifer der für ihn fechtenden Krieger. **Du Guesclin**, der sich an diesem Tage selbst übertroffen, mit Wunden bedeckt, **ergab sich dem Ritter Chandos**; das Blutvergiessen hatte ein Ende, und mit ihm ein drey und zwanzigjähriger Krieg. Der Tod Karls von Blois war eine Wohlthat für das Herzogthum Bretagne. Dieser Prinz sollte wegen seiner vorzüglichen Frömmigkeit unter die Heiligen versetzt werden: aber der Graf von Montfort hinderte dies, weil man ihn für einen Usurpator hätte halten müssen, wenn er der Ueberwinder eines Heiligen gewesen wäre. Obgleich Karl von Blois viele Kinder hinterließ, wovon zwey als Geisel wegen der Ranzion ihres Vaters in der Gewalt des Königs von England waren; so endigte doch das Treffen bey Aurai

den

1364 den Streit über die Erbfolge in Bretagne. Die Herren, die bis jetzt Karl'n von Blois mit so grosser Treue beygestanden, unterwarfen sich nunmehro dem Ueberwinder desselben. Karls Wittwe kam bey der Nachricht von dessen Tode von Sinnen, und wurde nur durch die Tröstungen ihres Schwiegersohns, des Herzogs von Anjou, wieder in einige Fassung gebracht.

1365 König **Karl** fand bey diesen Umständen für besser, den Weg der **Unterhandlung**, als des Kriegs, einzuschlagen. Die Konferenzen nahmen zu Guerande ihren Anfang: aber es fanden sich so grosse Schwierigkeiten, daß man schon im Begriff war, auseinander zu gehen und den Krieg aufs neue anzufangen, als der Graf von **Montfort** durch das Wehklagen, Seufzen und Weinen der Bretagner bewegt wurde, die **Unterhandlungen** wieder anzufangen und so viel nachzugeben, als es seine Ehre verstatte. Durch den **Vergleich**, der hierauf zu Stande kam, entsagte die **Gräfin von Penthievre** ihren Rechten und Ansprüchen auf Bretagne, und behielt dafür die Grafschaft **Penthievre**, die Vicomten **Limoges**, und bekam noch überdies jährlich zehntausend livres Renten, die auf liegende Gründe angewiesen wurden, und dreytausend livres Leibrenten. Diese Herrschaften und Renten sollten von ihr und ihrer Nachkommenschaft als Lehen des Herzogs von Bretagne besessen werden: doch sollte sie für ihre Person von der Huldigung frey bleiben. Dieser Verzichtleistung zu Folge wurde **dem Grafen Johann von Montfort** und seinen Nachkommen männlicher Linie **das Herzogthum Bretagne zuerkannt.** Im Fall seine männliche Nachkommenschaft ausstürbe, sollte das Haus Penthievre folgen. Ueberdies wurde verordnet, daß von nun an das weibliche Geschlecht keinen Anspruch an Bretagne eher sollte machen können, als bis keine rechtmäßigen Mannserben

mehr vorhanden seyn würden. Montfort machte sich 1365
auch verbindlich, dem Sohne Karls von Blois, Johann, der damals in England war, die Freiheit zu verschaffen, ihm seine Schwester zur Gemahlin und hundert tausend Franken zu seiner Ranzion zu geben. Dieser Artikel wurde nicht vollzogen. Endlich wurde noch verordnet, daß der neue Herzog von Bretagne dem König von Frankreich, als Oberherrn des Herzogthums, die Huldigung leisten sollte. Weil er nicht sogleich im Stande war, dies zu thun, so schickte er **Olivier von Clisson** nach Paris, der dann einen Aufschub dieser Cärimonie bis Johannistag vom König auswürkte. Karl, der diesen Herrn hochschätzte, wendete Geschenke und Gefälligkeiten an, ihn auf seine Seite zu bringen. Er gab ihm die Güter seines Hauses wieder, die Philipp der Sechste eingezogen hatte. Viele andre bretagnische Herren wurden gleichfalls Karls Freunde, worunter auch **Tanneguü dü Chastel** war. Die meisten dieser Herren besassen ansehnliche Güter in Frankreich. **Clisson** wurde in der Folge Konnetabel von Frankreich, und **dü Chastel** Statthalter von Isle de France und Prevot der Stadt Paris, und that sich durch ausnehmenden Eifer zum Besten Karls des Fünften und seiner Familie hervor.

Nach Beylegung des grossen Streits wegen Bretagne hatte Frankreich keinen offenbaren Feind mehr zu besänftigen, als den unruhigen **König von Navarra.** Nun da die Kräfte des Staats wieder vereinigt waren, war dessen Macht nicht mehr zu fürchten; er konnte sich sogar glücklich schätzen, daß die Königinnen von Frankreich, die Wittwen der Könige Karls des Vierten und Philipps des Sechsten, Johanna und Blanka, sich für ihn ins Mittel schlugen, und einen minder nachtheiligen Vergleich für ihn auszuwürken suchten. Der Kaptal von Buch gab sich

gleich-

1365 gleichfalls viel Mühe für Karln den Schlimmen, und bediente sich sehr geschickt der Achtung und Freundschaft, womit ihn der König von Frankreich beehrte. Doch der stärkste Beweggrund zum Frieden für den König von Navarra muste das **Vertheidigungs- und Angriffsbündniß** seyn, welches die Könige von Frankreich und England mit einander geschlossen hatten. Nach vielfachen Unterhandlungen an verschiedenen Orten kam man zu St. Denis wegen der **Friedensbedingungen** überein. Die einzige Schwierigkeit, die noch zuletzt übrig blieb, war die Wiedergabe der Städte Mantes und Meulan und der Grafschaft Longueville an den König von Navarra. Endlich wurde sie so gehoben, daß man ihm die von Philipp dem Sechsten erworbene Herrschaft **Montpellier** abtrat. Alle von den französischen Generalen in der Normandie eroberten Plätze wurden ihm wieder überliefert. Die Verzichtleistung auf die alten Ansprüche des Hauses Evreux auf Champagne und Brie wurden erneuert und bestätigt, und die Untersuchung der Rechte des Königes von Navarra auf das Herzogthum Burgund dem päbstlichen Hof überlassen. Der übrige Theil des Vergleichs enthält blos eine Wiederholung derer in die vorhergehenden Verträge eingeflochtenen Artikel, z. B. die Begnadigung der Anhänger Karls des Schlimmen, die Wiedergabe ihrer eingezogenen Güter, die Vergessenheit aller Verräthereyen und Verschwörungen. Die unentgeldliche **Loslassung des Kaptals von Buch** war auch einer von den Vergleichspunkten. König Karl von Frankreich wünschte sehr, diesen nützlichen Mann in seine Dienste ziehen zu können; er gab ihm deswegen die Herrschaft Nemours zu Lehn, und machte ihn folglich zu seinem Vasallen. Allein zum grösten Verdruß des Königs währte diese Vasallenschaft nicht lange. Der Prinz von Wallis machte dem

Kaptal

Kaptal bey seiner Rückkunft nach Güyenne so viel Vor- 1365
würfe, daß er seinen Stallmeister an den französi-
schen Hof schickte, und dem König das Original des
Schenkungsbriefs wegen Nemours wieder zustellen
und in seinem Namen auf die geschehene Huldigung
Verzicht thun ließ. Einige Zeit vor der Rückreise
des Kaptal hatte man dem König gerathen, ihn ge-
fangen zu behalten: aber dieser eben so edelmüthige
als staatskluge Prinz wollte der Freyheit desselben
nicht zu nahe treten, so gut er auch den Muth und
die Erfahrung eines so gefährlichen Feindes kannte.
Johann von Grailli wurde in der Folge zum zweyten-
mal ein französischer Gefangener, und starb nach ei-
ner fünfjährigen Gefangenschaft im Temple zu Paris,
wo ihn Karl genau bewachen ließ, ohngeachtet der
König von England die vortheilhaftesten Anerbietun-
gen zu seiner Loslassung gethan hatte.

Nun war zur völligen Wiederherstellung der
Ruhe Frankreichs nichts mehr übrig, als die Bän-
digung und Vertreibung der Kameradschaften, die
sich nach dem Friedensschlusse mit dem König von
England und Navarra durch Abdankung der Trup-
pen auf eine äusserst furchtbare Art vervielfältiget
hatten, und nach ihrer gewöhnlichen Art das Land
und dessen Bewohner zu Grunde richteten. Daß ih-
re Vertreibung nicht leicht wäre, belehrte schon die
Niederlage bey Brignais; man hätte auch zu dem
Ende erst wieder neue Aufgebote müssen ergehen las-
sen; hierdurch wären neue Auflagen nothwendig ge-
worden, folglich alle Vortheile des Friedens ver-
schwunden. In dieser peinlichen Lage hatte man ver-
schiedene Versuche gemacht, die Räuber durch List
und in Güte aus Frankreich zu bringen; z. B. nach
Ungern, wo sie König Ludwig, aus dem Hause An-
jou, mit dem Beynamen der Grosse, gegen die Wal-
lachen, Kroaten und Tatarn brauchen wollte; oder

auch

1365 auch nach Asien zum Kreuzzug, an dem der König von Cypern schon so lange gearbeitet hatte. Allein, so weite Züge reitzten Leute nicht, die gewohnt waren, in den eingenommenen Ländern ihrer Raubbegierde ohne Mühe Genüge zu leisten. Unterdes erlangte das Uebel neue Kräfte. Diese Truppen bestanden nicht mehr aus blossen Abentheurern und Räubern; ihre Zahl wurde durch eine Menge von Rittern, Edelleuten und sogar Herren vom ersten Range zusehends vergrössert. Die elende Staatsklugheit der Könige hatte zur Verlängerung dieser Plagen nicht wenig beygetragen. Sie waren seit langer Zeit gewohnt, Kriegsleuten aus allerley Ländern jährliche Gelder aus dem königlichen Schatz reichen zu lassen, wofür sie mit einer gewissen Anzahl Geharnischter Kriegsdienste thun muste, da sie doch weit wohlfeiler regelmässige und besoldete Truppen, die ganz zu ihren Befehlen gestanden wären, hätten unterhalten können. Hatte einmal ein Ritter sich einiges Ansehn erworben; so ließ er sich seine Dienste theuer bezahlen, wurde Befehlshaber eines Trupps, der ganz von ihm abhieng, und stand demjenigen Herrn bey, der ihm den besten Gehalt gab. Die Soldaten, die er zum Gefechte anführte, gehörten ihm zu, nicht dem Prinzen. Zur Errichtung und Vermehrung seines Haufens bedurfte er keines Auftrags; und da die Werbung der Kriegsleute nicht im Namen des Königs geschah, so stand es auch nicht in dessen Gewalt, sie zu verabschieden. Die Verwirrung war damals so groß, daß das Recht, Krieg zu führen, jedem zu gebühren schien, der es wagte, sich zu waffnen. Kein Wunder demnach, daß sich die Kameradschaften furchtbar machten! Aber, daß die französische Monarchie durch sie nicht ganz über den Haufen geworfen worden, dies ist betrachtungswürdig.

Nachdem

Nachdem die Kompagnien Champagne, Bar, 1365
Lothringen und Elsaß verheert hatten, und schon im Begriff waren, wieder rückwärts zu gehen, fand sich auf einmal eine Gelegenheit, Frankreich von ihren Gewaltthätigkeiten zu erlösen. Der spanische Prinz **Heinrich von Transtamara** war nach Avignon gekommen, um bey dem Pabst die Verdammung seines Bruders, des Königs Pedro von Kastilien, der wegen seiner Tyranney von jedermann verabscheuet wurde, auszuwürken. Zugleich ließ er den König von Frankreich um die Erneuerung des unter der vorigen Regierung errichteten Vertrags erinnern, nach welchem er sich erboten hatte, die Kameradschaften aus Frankreich in seine Dienste zu ziehen. Karl nahm die Vollziehung des Vertrags sehr willig an, und wählte zum Anführer dieser Truppen **Bertranden dû Guesclin**, der noch ein Kriegsgefangener war. Chandos verlangte hunderttausend Franken für seine Ranzion; König Karl bezahlte davon vierzigtausend livres, und den Rest der Pabst und Graf Heinrich von Transtamara. Man überlegte mit dû Guesclin, welches die schicklichsten Maasregeln zur Ausführung der Kameradschaften seyn möchten. Sie hatten sich damals in den Gegenden von Chalons an der Saone gelägert, und machten ein Heer von dreyßigtausend Köpfen aus. Der Pabst hatte gegen diese Räuber die geistlichen Waffen gebraucht: sie machten aber nicht den geringsten Eindruck. Zwanzig Bann- und Indulgenzbullen waren nicht so würksam, als ein blosses Versprechen vom dû Guesclin. Er machte sich durch eine förmliche Urkunde verbindlich, die Kameradschaften, die sich in Bretagne, Normandie, Chartrain und anderswo aufhielten, eilends gegen eine Summe, die der König herschiessen sollte, aus Frankreich zu führen. Hierauf ließ sich dû Guesclin von den Anführern der Kameradschaften durch einen Herold

1365 rold sicheres Geleite geben, und reiste alsdann in ihr Lager. Hier stellte er ihnen mit einer kriegerischen Freymüthigkeit ihre bisherige Lebensart vor, schilderte ihnen die grossen Vortheile des spanischen Zugs, z. B. die Plünderung der unermäßlichen Schätze des Königs von Kastilien; und versprach ihnen von Seiten des Königs von Frankreich zweyhundert tausend Franken. Er endigte seine militarische Rede damit, daß er ihnen zusagte, sie zu einem Besuch des Pabstes nach Avignon zu führen; ein Umstand, der den Charakter des grossen Kriegers, den der Pabst vorher hatte loskaufen helfen, ziemlich schwärzet! Solche Anerbietungen brachten den Vergleich auf der Stelle zu Stande. Die Häupter der Kameradschaften kamen nach Paris, dem König aufzuwarten. Sie wurden günstig aufgenommen; man bewirthete sie im Tempelpallast sehr herrlich, und gab ihnen, ausser den bedungenen zweymal hunderttausend Franken, noch andere Geschenke.

So bald der Entwurf zum spanischen Kriege bekannt wurde, gesellten sich viele Herren und Ritter zu den Kameradschaften. Bertrand dú Gueselin ließ dem englischen Befehlshaber, Johann Chandos, antragen, die Ehre dieses Zugs mit ihm zu theilen; ob er sich nun gleich entschuldigte, so zogen doch viele englische Ritter mit. Den jungen Grafen von la Marche, Johann von Bourbon, hatte König Karl zum Oberbefehlshaber bey der ganzen Unternehmung ernennet: aber dú Gueselin war der eigentliche Feldherr, und Bourbon muste auf Befehl des Königs sich nach seinen Rathschlägen richten. Dú Gueselin führte, seinem Versprechen zu Folge, die Kompagnien zuerst nach Avignon. Die Gegenden um die Stadt wurden so lange verwüstet, bis sich der Pabst bequemte, eine grosse Summe — man sagt, zweyhundert tausend Franken — auszuzahlen. Unterdes

erwar-

erwartete man in Spanien mit Ungeduld die Ankunft 1366
dieser schrecklichen Menschen. Dü Gueselin eilte mit ihnen durch Languedok und den übrigen Theil Frankreichs nach Aragonien, wo sich Heinrich von Transtamara mit ihnen vereinigte.

Die Abreise der Kameradschaften stellte die Ruhe völlig wieder her, nach welcher Frankreich so lange geseufzet hatte. König Karl ließ diesen Zeitpunkt nicht unbenutzt; er wendete seine ganze Sorge auf die Abstellung der durch die bisherigen Unfälle verursachten Unordnungen. **Oekonomie bey den Finanzen, Verbesserung des Münzwesens, Mässigung der Auflagen, Schutz der Landleute, Freyheit der Handlung** — dies waren die wichtigen Artikel, die Karls Geschäftigkeit untersuchte und beförderte. Die **Verwirrung im Münzwesen** heischte schleunige Abstellungsmittel. Durch die häufigen unerlaubten Kunstgriffe beym Umschmelzen der Sorten, hatten sich viele fremde Münzen von noch geringerm Schrot und Korn eingeschlichen. König Karl half den daher entspringenden Unbequemlichkeiten dadurch ab, daß er den von Philipp dem Sechsten festgesetzten Münzfuß wieder einführte, und befahl, daß eine feine Mark Gold 64 Livres und eine Mark Silber 5 Livres 5 Sols gelten sollte. Durch dieses Mittel fielen die ausser dem Königreich geprägten Sorten von selbst, ob man auch gleich eine Frist zu ihrer Verrufung bestimmt hatte. Die Besoldungen der Münzbedienten wurden ordentlicher eingerichtet, und die Gegenschreiber als unnöthig abgeschafft, und ihre Geschäfte den Waradeinen aufgetragen. Zu eben der Zeit ward der Münzhof zu Tours angelegt. — Eine sehr billige und nöthige Wohlthat für die Nation war nun auch die **Erleichterung der Auflagen.** Grösstentheils geschah dies durch die **Verminderung der Feuerstätten.** Um diesen Aus-

1366 druck zu verstehen, erinnere man sich, daß die Abgaben nach den Familien oder Feuerstätten waren eingerichtet worden. Nun war aber das Verzeichniß der Feuerstätten zu einer Zeit gemacht, da die Bevölkerung weit stärker war als nachher; und doch muste man nothwendig die alte Vertheilung beybehalten; die übrig gebliebenen Familien musten die Abgaben der verloschenen mit tragen; daher unzählige Bedrückungen, denen aber jetzt Karl auf gedachte Art abhalf. Kommissarien, mit besondern Instrucktionen versehen, wurden in die Provinzen geschickt, um den Zustand der königlichen Domänen, deren Einkünfte damals den grösten Reichthum eines Landesherrn ausmachten, zu untersuchen. Diese Kommissarien musten bey diesem Geschäfte genaue Registraturen führen, damit der Staatsrath nach deren Inhalt die nöthigen Verbesserungen einrichten und veranstalten konnte.

Durch die wohlthätige Ruhe, die sich nunmehr über Frankreich zu verbreiten anfieng, wurden der **Ackerbau** und die **Handlung** wieder belebt. Die französischen Geschichtschreiber bemerken, daß es schon damals Tuchmanufakturen in verschiedenen Städten Frankreichs gegeben habe, die zwar von der heutigen Vollkommenheit weit entfernt, aber doch hinreichend gewesen wären, wenn nicht die Ueppigkeit fremden Arbeiten den Vorzug ertheilt hätte. Die Flamländer verstanden damals die beste Zubereitung der Wolle. Brüssel allein lieferte die feinsten Tücher. Die feinsten seidenen Stoffe kamen aus Italien, ohngeachtet die italienischen Kaufleute schon längst in die mittäglichen Gegenden Frankreichs Seidenwürmer gebracht hatten.

Seit langer Zeit waren in den grossen französischen Städten die Kaufleute und Handwerksleute in **Zünfte** oder **Gilden** vereiniget, wovon jede ihre besondern Privilegien, Gebräuche und Statuten hatte.

Die

Die meisten waren von Ludwig dem Neunten einge- 1366
richtet und angeordnet, oder vielmehr er bestätigte nur ihre Gewohnheiten, deren Ursprung weit älter war. Schon das Sonderbare einiger dieser Gebräuche läßt uns auf ihr Alterthum schliessen. So findet man in den Gesetzen der Pariser Tuchmacher, daß bey den öffentlichen Schmausereyen dieser Zunft auch für den König eine Portion bestimmt war. — Die Kaufleute und Handwerker machten in den Städten den angesehensten Stand aus, weil der Adel einen grossen Theil des Jahrs in seinen Schlössern zubrachte, wenn er nicht am Hofe seyn oder zu Felde gehen muste. Die allgemeinen Handlungsgesellschaften, die nach den verschiedenen Profeßionen, die sie trieben, in Klassen eingetheilt waren, schwungen sich nach und nach durch die erlangten Privilegien empor. Die älteste unter allen Handlungsgilden in Frankreich soll die Pariser seyn. Unter Ludwig dem Siebenten erhielten die Bürger, die auf der Seine Handlung trieben, die Bestätigung der Freyheitsbriefe ihrer Vorfahren. Diese Handlungsgesellschaft auf der Seine hatte das ausschliessende Privilegium über alles Kommerz zu Wasser. Die fremden Kaufleute, die für ihre eigene Rechnung Waaren bringen wollten, waren genöthiget, sich in der Pariser Handelsleute Gemeinheit, die man die Hanse nennte, aufnehmen zu lassen, oder wenigstens in Gesellschaft eines Pariser Kaufmanns seine Waaren zu verkaufen. Die französischen Könige bewilligten den **Kaufleuten zu Wasser** *) die Hälfte der Geldbussen und Konfiskationen, und dann noch verschiedene andre Rechte. Zur Handhabung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten ihrer Gesellschaft wählten die Kaufleute zu Wasser einen **Prevot**, der mit Beystand der **Echevins** oder Schöppen eine besondere Gerichtsbarkeit über sie ausübte.

*) Les marchands de l'eau.

1366 Dieser Anordnung kann man den Ursprung der Polizey und Aufsicht über die Seine zuschreiben, die dem **Prevot des Marchands** und den **Schöppen** zukommt. Die Vortheile, welche die Kaufleute aus einer solchen Vereinigung zogen, nöthigten gleichsam alle handelnde Gesellschaften darzu zu treten, so daß alle Einwohner der Stadt Paris, Bürger, Negocianten und Handwerker eine unmittelbare Beziehung auf diese allgemeine Gesellschaft hatten. Dadurch eben kam fast die ganze Stadt unter die Gerichtsbarkeit des Prevot oder Vorstehers der Kaufleute und seiner Beysitzer, der Schöppen. Die Nothwendigkeit, den Parisern verschiedene Steuern aufzulegen, vergrösserte das Ansehn dieses privilegirten Kollegiums. Die Könige verwiesen an dasselbe die Streitigkeiten zwischen den Einnehmern und Bürgern. Noch heut zu Tage geschieht die Erhebung der Kopfsteuer durch den Prevot des Marchands und die Schöppen. Sie wurden auch zu den Berathschlagungen über Polizeysachen und zu der Wahl der Geschwornen gezogen. Unter der vorhergehenden Regierung hat man gesehn, wie hoch das Ansehn dieser Obrigkeitspersonen durch den Mißbrauch, den Marcel und die Schöppen davon machten, gestiegen war. Die Handlungsangelegenheiten wurden gemeinschaftlich behandelt, die Kaufleute hielten ihre Berathschlagungen an einem Orte, den man le parlouer oder parloir aux bourgeois, das **Stadtgericht**, oder besser die **Börse**, nennte. Diese Versammlungen wurden unter den Merovingern an dem Orte gehalten, wo heut zu Tage das Dominikanerkloster in der Jakobsstrasse liegt. Als unter den letzten Karolingern dieser Theil der Stadt Paris durch die Normänner verwüstet war, verlegte man die Börse in ein Haus bey dem grossen Chatelet, wo die Versammlungen der Kaufleute bis zu den letzten Jahren der Regierung des Königs Johann

hann gehalten wurden. Während der Gefangenschaft 1366
dieses Prinzen brachten Marcel und die Schöppen ein Haus auf dem Platze de Greve an sich, genannt la maison aux pilliers; in ältern Zeiten hatte dies Gebäude den Dauphins von Viennois gehört. Die Kaufsumme bestand aus 2400 Goldgülden, oder nach heutigem Gelde aus 32563 livres 6 Sols 8 Deniers. Dies Gebäude stand zum Theil auf dem Platze, worauf das **Hotel de Ville**, die heutige Börse der Pariser Kaufleute, gebauet ist. Das alte Gebäude wurde unter der Regierung Franz des Ersten niedergerissen, der auch zugleich den Grund zu dem neuen legte, welches unter der Regierung Heinrichs des Vierten vollendet wurde.

König Karl der Fünfte ermunterte alle Arten von **Negocianten** und **Handwerksleuten** durch die Erneuerung und Vermehrung ihrer Privilegien. Er blieb nicht bey dem Schutz und Beförderung des Landeshandels stehen; er lockte auch fremde Kaufleute herbey. Die Kastilier, die Portugiesen, besonders die Italiener, die damals den stärksten Handel zur See trieben, wurden eingeladen, die französischen Häfen zu besuchen, und ihnen zu dem Ende viele Freyheiten bewilliget.

Mit den Sorgen für das Nützliche verband Karl auch die Aufmerksamkeit auf die Verzierung seiner Palläste und der Hauptstadt. Er ließ das **Hotel St. Paul**, wo er sich am liebsten aufhielt, bauen. Es bekam seinen Namen von der Paulskirche, in deren Nachbarschaft dasselbe stand. Er vereinigte es unwiderruflich mit den Krongütern, er erklärte sogar in den Vereinigungsbriefen, daß er dieses thue aus besonderer Neigung zu diesem Hotel, in welchem er mit Gottes Hülfe von vielen grossen Krankheiten genesen sey *). Obgleich dieser Pallast für die damali-

*) Er nennte es l'Hôtel solemnel des grands Ebattemens.

1366 gen Zeiten kostbar war, so machte doch nicht sowohl die Pracht des Gebäudes, als der lachende Anblick der daranstossenden und längst den Ufern der Seine sich erstreckenden Gärten diesen Ort zu einem reitzenden Aufenthalt für den König. Die Gartenkunst hatte noch nicht den Grad der Feinheit und Vollkommenheit erreicht, welcher die Vergnügungen eines Lustgartens auf die blosse Ergötzung des Gesichts und Geruchs einschränket, und alles daraus verbannet, was den Geschmack befriedigen kann. Obstbäume, nützliche Pflanzen und Hülsenfrüchte wechselten in den Gärten unserer Voreltern mit Blumen, Taxbaum und Linden ab. Eine angenehme Unordnung, die vielleicht unserer Verzärtelung anstößig seyn würde, mag wohl ein eben so angenehmes Schauspiel verursachet haben, als unsere abgezirkelte Blumenbeete und verschnittenen Bäume. Grüne Gänge und Lauben verschönerten jene ländlichen Gartenfluren. Man sah daselbst hochstämmige Obstbäume von allerley Art: den widernatürlichen Zwergbaum und Spaliere kannte man noch nicht. König Karl ließ auf einmal hundert Birnbäume, hundert und funfzehn Aepfelbäume, eilfhundert und fünf und zwanzig Kirschbäume, und hundert und funfzig Pflaumenbäume in seine Gärten setzen. Die Früchte dieser Bäume waren für die Tafeln des Königs, der Königin und ihrer vornehmen Tischgenossen bestimmt. Auf die Tafeln der geringern Hofleute kamen nur Nüsse. Anstatt der Springbrunnen und Wasserkünste, sahe man grosse Weyher, die zum Fischen einluden. Die Gärten des Pallastes **Tournelles**, der seinen Namen von der grossen Anzahl der ihn umgebenden Thürme hat, waren fast den Gärten beym Hotel St. Paul ähnlich. In den Gärten beym Pallast Tournelles fanden sich viele Alleen, die man den Labyrinth nennte. Uebrigens wurden diese beiden Hotels zu gleicher Zeit gebauet.

Wäh-

Während dieser Zeit nahmen dü Guesclin und 1367
viele andre französische und bretagnische Ritter starken Antheil an den bürgerlichen Kriegen in Kastilien. König Peter der Grausame war von seinem natürlichen Bruder, Heinrich von Transtamara, mit Beyhülfe der Kameradschaften, vom Throne gestossen; er nahm seine Zuflucht zu dem Prinzen Eduard von Wallis, Statthalter und Herzog von Aquitanien; dieser zog nunmehr die Kameradschaften an sich, und setzte ihn nach dem sehr blutigen Treffen bey Najara oder Navarette wieder auf den Thron, und nahm in der Schlacht den französischen Feldherrn dü Guesclin gefangen. Heinrich von Transtamara flüchtete nach diesem Unglück nach Languedok zum Herzog von Anjou, dem Bruder und Statthalter des Königs in dieser Provinz, genoß von diesem grosse Unterstützung, wagte sogar Streifereyen in Güyenne, und brachte nach und nach so viel Truppen zusammen, daß er im Stande war, wieder nach Kastilien zurückzugehn.

Unterdes hatte sich der Prinz von Wallis wieder nach Bourdeaux begeben. Die Truppen, die ihn nach seinem Zug nach Spanien begleitet hatten, waren sehr zusammengeschmolzen. Die Kameradschaften, die sich beym Anfang des spanischen Kriegs auf dreyßigtausend Mann beliefen, waren auf sechstausend herunter gebracht: allein ohngeachtet ihrer geringen Zahl, waren sie doch überall beschwerliche Gäste. Der Prinz wollte sie abdanken: dies konnte aber nicht anders geschehen, als nach Erlegung der ihnen versprochenen Summen. Der König Peter von Kastilien war undankbar, und hielt sein Versprechen nicht; es fehlte allenthalben am Gelde. Eduard, der in seinem Fürstenthum Aquitanien einen glänzenden Hof hielt, als irgend ein Prinz seiner Zeit, hatte seine Schätze und die gewöhnlichen Quellen derselben erschöpft. Bey dieser schlimmen Beschaffenheit

1367 seiner Finanzen rieth man ihm, eine allgemeine Steuer auf alle von seiner Herrschaft abhängende Ländereyen zu legen. Der einzige **Chandos**, ehemaliger Generalstatthalter des Königs von England in Güyenne, kannte den Adel dieser Provinz besser, und wollte sich diesem schädlichen Rath widersetzen: aber der äusserste Geldmangel machte, daß man ihn nicht hörte. Die Sache ward in einer zu Niort gehaltenen Versammlung der aquitanischen Stände vorgetragen. Die Räthe des Prinzen verlangten auf fünf Jahre die Erhebung einer Beysteuer von zwanzig Sols für jede Feuerstätte durch die ganze Provinz. Die Abgeordneten aus Poitou, Limousin, Saintonge und Rouergue äusserten nur geringen Widerspruch: hingegen die Herren von **Armagnac**, **Albret**, **Comminges**, **Perigord**, **Carmain**, **Pincornet**, mit einem Wort, der ganze gascognische Adel weigerte sich, indem er anführte, ihre Ländereyen wären von allen Forderungen frey, und daß sie sonst, als Unterthanen des Königs von Frankreich, nie mit dergleichen Erpressungen wären geplagt worden. Sie sprachen so standhaft für die ihnen ertheilten Freyheiten, daß der Prinz bey allem seinem Stolz sich genöthiget sah, zur Verstellung seine Zuflucht zu nehmen. Die Versammlung gieng auseinander, und wurde auf eine andre Zeit wieder bestellt. Aber die Herren beschlossen untereinander, sich nie wieder dabey einzufinden, und die kräftigsten Mittel zur Abwerfung des engländischen Jochs anzuwenden. Wäre die Erhebung dieser Auflage vor sich gegangen, so würde sie jährlich eine Summe von zwölfhundert tausend Franken eingetragen haben. Hieraus schließt man, daß damals blos in denen zu Aquitanien gehörigen Landschaften vier Millionen Menschen gelebt haben. Bald hernach kamen die meisten Herren und Prälaten der englischen Provinzen nach Paris, beklagten

klagten sich über die Tyranney des Prinzen von Wal- 1367
lis, und verlangten von dem König von Frankreich, als Oberherrn von Güyenne, Gerechtigkeit. Karl'n muste eine solche Forderung angenehm überraschen: aber er verbarg seine Freude, und versicherte diese Herren in blos allgemeinen Ausdrücken seiner Zuneigung und seines Schutzes. Dem Prinzen von Wallis machte dies einigen Kummer: weil er aber nicht gewohnt war, nachzugeben, so blieb er auf seinem Vorhaben, ohngeachtet der weisen Rathschläge seiner treuesten Diener.

Während dieser Erscheinung dieser Vorboten einer nahen Empörung war dü **Guesclin** von dem Prinzen von **Wallis** seiner Gefangenschaft gegen eine Summe von hundert tausend Gulden entlassen. Der Ritter eilte **Heinrichen von Transtamara** nach, und half ihm seinen Bruder, den König Peter von Kastilien, überwinden. Peter fiel Heinrichen in die Hände, wurde von ihm ermordet, und hatte ihn zum Nachfolger auf dem kastilischen Thron. Heinrich beschenkte nicht allein den französischen Befehlshaber sehr ansehnlich; sondern ernennte ihn auch zum **Konnetabel von Kastilien**, gab ihm das Herzogthum **Molina** und fünf Herrschaften. Auch die übrigen französischen Ritter erhielten für ihre Dienste grosse Belohnungen.

Während dieser Unruhen in Spanien hatte **Urban der Fünfte** den päbstlichen Stuhl von **Avignon** wieder nach **Rom** versetzt, so sehr ihn auch König Karl von Frankreich davon abzuhalten suchte. Glücklicher war dieser bey ihm in Ansehung der vernichteten Vermählung des englischen Prinzen Edmund, Grafen von Cambridge, mit Margarethen, der Erbin von Flandern. Ja, im Jahr 1368 brachte er es gar dahin, daß **Margarethe** mit seinem

Bruder,

1367 Bruder, **dem neuen Herzog von Burgund, vermählt** wurde.

1368 Noch hatten die Herren aus Güyenne und Gascogne Paris nicht verlassen; sie lagen dem König unaufhörlich an, sich zu erklären. Sie hatten mehr als Eine Ursache, über die englische Regierung mißvergnügt zu seyn. Als König Eduard den Krieg mit Frankreich anfieng, hatte er den aquitanischen Adel durch viele Summen und durch reitzende Versprechen auf seine Seite gebracht. Nach der Erreichung seines Zwecks schien er die Dienste derer, denen er einen Theil seines Glücks zu danken hatte, zu vergessen. Er widerrief sogar die Schenkungen, die er ihnen zu der Zeit, da ihm ihr Beystand am nothwendigsten gewesen, gemacht hatte. Sie wurden hierüber äusserst empfindlich, und der englische Monarch wendete keine Sorgfalt zu ihrer Besänftigung an. Hiezu kam ein Zwist des Herrn von Albret mit dem Prinzen von Wallis; und die Zumuthung der unbilligen Auflage entzündete vollends alle Gemüther. König Karl beobachtete unabläßig alle Schritte der beiden Eduarde, und seine feine Politik benutzte alle ihre Fehler. Um eben diese Zeit zog er den Ritter **Olivier von Clisson** vollends in seine Dienste. Er that ihm den Auftrag, den Streifereyen der aus Kastilien mit dem Prinzen von Wallis schon im vorigen Jahre zurückgekommenen Kameradschaften zu wehren. Der junge Eduard war gleich nach seinem spanischen Feldzug in eine Melancholie verfallen, die in eine schleichende, sehr gefährliche Krankheit ausartete. In diesem Zustande befand er sich zu Bourdeaux, als er von den Bewegungen am französischen Hofe Nachricht bekam. Er meldete dies seinem Vater, der aber unachtsam darüber hinsah. Der alte Eduard war nicht mehr derjenige Herr, dessen aufgeklärtes Genie sonst alles vorhersah und die Begebenheiten durch seine

Thätig-

Thätigkeit lenkte. Es schien, als wenn er vergessen 1368
hätte, daß er sein grosses Glück blos durch eine uner-
müdete Aufmerksamkeit erlangt habe. Er glaubte gar
nicht, daß Frankreich je in den Stand kommen wer-
de, sich von der Demüthigung, in welche seine Waf-
fen diesen Staat versetzt, wieder zu erholen. Un-
terdes daß er im Schooße seiner Glückseligkeiten
schlief, arbeitete Karl an der Verbesserung der Un-
fälle seines Vaters und Großvaters.

Karls Staatsrath erkannte die Klagen der ga- 1369
scognischen Herren für rechtmäßig, und es war nichts
weiter übrig, als der Vortrag derselben bey dem ober-
sten Gerichtshof der Pairs. Zu dem Ende begab sich
der König, in Begleitung der Prinzen und Pairs des
Königreichs, ins Parlament. Man nahm daselbst
die Klagen an, und fertigte eine Akte aus, durch
welche der Prinz von Wallis vorgeladen wurde, um
sich wegen seines Betragens zu rechtfertigen, und sich
dem Urtheil, das über ihn würde ausgesprochen wer-
den, gemäß zu bezeigen. Eine solche Zumuthung mu-
ste nothwendig den Sieger bey Creci, Poitiers und
Navarette sehr befremden; er entließ die französischen
Abgeordneten mit der Antwort: Wir werden nach am 28.
Paris kommen, so bald es uns möglich seyn Jan.
wird: aber dies soll mit dem Helm auf dem
Haupte und in Begleitung von sechzigtausend
Mann geschehen, um den Schimpf zu rä-
chen, daß man sich meiner aufrührischen Un-
terthanen annimmt, über welche dem König
von Frankreich kein Recht zustehet, nachdem
er sich desselben so feyerlich begeben hat. Die
beiden Abgeordneten, denen Eduard vorher bey der
Audienz verziehen, ließ er, als sie schon von Bour-
deaux bis nach Agen weggereist waren, einholen und
ins Gefängniß setzen. Andere wollen gar behaupten,
er habe sie tödten lassen.

Ueber

1369 Ueber dieses Verfahren beschwerte sich **Karl** bey dem Prinzen von **Wallis**, zugleich aber gab er dem Herzog von **Anjou**, Statthalter von Languedok, Befehl, noch keine Feindseligkeiten zu verüben. Dies war um so viel nöthiger, da dieser junge feurige Herr schon im Begriff war, in die englischen Provinzen einzufallen. Denn der Prinz von Wallis rüstete sich, um seine Drohungen zu erfüllen, und hoffte, der erste im Felde zu seyn, als ihm fast der ganze Adel in Güyenne durch einen allgemeinen Aufstand zuvorkam. Die Herren von Perigord, Comminges und Carmain griffen bey **Montauban** einen Haufen englischer Truppen an, und schlugen ihn. Eduard schwur eine schnelle Rache; aber seine zerrüttete Gesundheit hinderte ihn an dem Gebrauch seiner gewöhnlichen Thätigkeit. **Chandos** war damals in der Normandie, und bekam Befehl, eilends nach Güyenne zu kommen. Gleich nach seiner Ankunft schickte ihn der Prinz nach Montauban, um den Streifereyen der Feinde Einhalt zu thun. Er suchte auch den Ueberrest der Kameradschaften, die damals um die Loire herumschwärmten, an sich zu ziehen; eben dieses that der König von Frankreich, der auf alle Bewegungen des Prinzen, sogar auf dessen abnehmende Gesundheit, genau Achtung gab, und alle Umstände klüglich benutzte. Die Häupter der Kameradschaften, die keine Engländer waren, traten um so viel lieber in Karls Dienste, da dessen Finanzen jetzt besser bestellt waren, als die englischen. Zu eben derselben Zeit ließ er die Gesinnungen der Einwohner von **Ponthieu** erforschen, und fand sie bereit zur Abwerfung des englischen Jochs. Durch seine Gesandten zu London erhielt er die letzte Antwort des Königs von England, welcher verlangte, daß Karl die von den gascogniischen Herren verursachten Schäden ersetzen, sie zum Gehorsam gegen ihn ermahnen,

und

und seine Verzichtbriefe auf die durch den bretigni- 1369
schen Frieden abgetretenen Provinzen einschicken soll-
te; er, Eduard, werde hernach ein gleiches thun.

Auf diese Aeusserung beschloß König **Karl** in der vollen Versammlung des Staatsraths und des Parlaments den **Krieg gegen England**; und kaum war der Ueberbringer der Kriegserklärung von London zurückgekommen, so fiengen auch schon die Feindseligkeiten gegen die Engländer in Frankreich an. Die Städte der Grafschaft **Ponthieu** öffneten, ohngeachtet der englischen Besatzungen, den französischen Befehlshabern die Thore; und die Eroberung der ganzen Grafschaft geschah in sehr kurzer Zeit. Karl belohnte den Eifer der Bewohner dieser Landschaft durch Erneuerung und Vermehrung ihrer Privilegien. Es wurde verordnet, daß in Zukunft die Grafschaft Ponthieu nicht sollte veräussert werden können, daß in den Plätzen, deren Bewahrung der Treue der Einwohner anvertrauet würde, keine Festung angelegt, daß die Einwohner mit keiner neuen Auflage, ohne ihre eigene Einwilligung, belegt werden, und daß sie die völlige Handlungsfreyheit in allen Staaten des Königs von Frankreich geniessen sollten.

Der Empfang der französischen Kriegserklärung durch einen Kammerdiener, und noch mehr die Wiedereinnahme der Grafschaft Ponthieu reitzte den ganzen Zorn des **Königs von England**. In der ersten Hitze drohte er, alle französische Geisel zu tödten, die er noch hatte: er wurde aber durch Ueberlegung von dieser unedeln Rache abgehalten. Doch ließ er von nun an die französischen Herren genauer bewachen, und sich von denen, die nach Freyheit schmachteten, starke Lösegelder zahlen. Nachdem er auf Anrathen des Parlaments den leeren **Titel eines Königs von Frankreich** wieder angenommen hatte, bemühte er sich, die Franzosen von einigen

Seiten

1369 Seiten auf einmal anzugreifen. Indem der Herzog von **Lancaster**, Eduards zweyter Prinz, zu Calais mit einem Theil der englischen Truppen landete, begaben sich die Grafen von **Cambridge** und **Pembroke** nach Güyenne, welche Provinz von Poitou und languedok her durch die Herzoge von **Berri** und **Anjou** angegriffen ward. Der Herzog von **Bretagne**, Eduards Schwiegersohn, erlaubte, daß der Graf von Cambridge in einem seiner Hafen landen und seinen Zug durch Bretagne nach Poitou nehmen durfte. Auf die Nachricht von den Bewegungen der Engländer fand König Karl, der sich zu Rouen aufhielt, für gut, die Truppen, die unter dem Herzog von Burgund zu Harfleur eingeschifft werden sollten, dem Herzog von lancaster entgegen zu schicken, mit Befehl, sich in kein grosses Treffen einzulassen, sondern nur die Feinde zu ermüden. Ohne wiederholte Einschärfung dieses Befehls würde die Hitze des jungen Prinzen und seiner Franzosen bey St. Omer in der That Gefahr gelaufen seyn, das Andenken und den Verlust in den Schlachten bey Creci und Poitiers zu erneuern. Man beobachtete einander und zog sich zurück. Der Herzog von lancaster wollte hernach Harfleur einnehmen und die französischen Schiffe in dem dortigen Hafen verbrennen: aber der Graf von **St. Paul** hinderte ihn daran.

Nachdrücklicher wurde der Krieg in **Güyenne** geführt. Fast in allen Gegenden dieses Landes fielen Gefechte vor, und man eroberte wechselseitig Städte und Schlösser. Der gröste Verlust, den die Engländer in diesem Feldzug erlitten, war wohl der **Tod des Konnetabels Chandos**, der in einem Gefechte auf der Brücke zu Leusec bey Poitiers ums Leben kam. — Zu spät erkannten nunmehr die beiden Eduarde ihren Fehler, den sie durch die Drückungen der Herren in Güyenne begangen hatten. Sie boten

ihnen

ihnen eine allgemeine Vergessenheit alles Geschehenen 1369
und eine völlige Abschaffung aller Auflagen, die den Aufstand verursachet, an. Sie versuchten noch andre Mittel: aber keines wollte fruchten. Die Herren in Güyenne wurden durch dieses deutliche Geständniß der begangenen Fehler nur noch mehr in ihrem Vorhaben, sich dem König von Frankreich zu unterwerfen, bestärkt.

Der Feldzug war für dieses Jahr geendiget, und man machte auf beiden Seiten Anstalt zu einem neuen. Dem König von Frankreich bewilligten die Reichsstände, die im Herbst im Hotel St. Paul zusammengekommen waren, alle Unterstützung. Es ward verordnet, daß die Auflagen von zwölf Denarien für jeden Livre und die Salzsteuer zum Unterhalt des königlichen Hauses angewendet, und daß zur Führung des Kriegs eine Steuer von vier Livres auf jede Feuerstätte in den Städten und dreyßig Sols auf jede Feuerstätte in den Flecken und Dörfern gelegt werden sollte. Auch die Weine wurden mit Steuern belegt. Die hohe Meinung, die man von den Einsichten des Königs in die Staatswirthschaft hatte, machte, daß niemand über diese Auflagen murrte. Bald 1370
darnach wurde du Guesclin aus Kastilien zurückberufen, wo er sich bisher noch immer aufgehalten hatte.

Ohne Zweifel wird man wissen wollen, wie sich der König von **Navarra** bey diesen neuen Irrungen zwischen Frankreich und England betragen habe. Er trieb zu gleicher Zeit mit Eduarden und Karl'n Unterhandlungen, mißbrauchte beide, und betrog sich selbst. Der König war durch seine Schliche in den letzten kastilischen Kriegen so sehr aufgebracht, daß er ihm die Herrschaft **Montpellier** wieder nehmen ließ. Aus Zorn über diesen Verlust that er eine heimliche Reise nach London, unterzeichnete einen Vertrag mit Eduarden, gieng alsdann nach Bretagne, wo er mit

1370 dem Herzog ein Bündniß machte, und kam wieder in die Normandie, um sein Eduarden gethanes Versprechen zu erfüllen, und dem König von Frankreich öffentlich den Krieg anzukündigen. Seine Unbeständigkeit widerstrebte jedoch dieser Erfüllung. Listige Kunstgriffe und Ränke waren ihm geläufiger, als erklärte Feindschaften. Er ließ sich mit Frankreich in Unterhandlungen ein, und brachte es durch die Königinnen Johanne und Blanka zu einem Vertrag, nach welchem ihm **Montpellier** wieder abgetreten werden sollte. Allein, zu eben der Zeit, da er diesen Vergleich unterzeichnete, schickte er Gesandte nach London, um mit Eduarden einen andern ganz entgegengesetzten zu schliessen. Er wagte es nicht, nach Paris zu kommen, und, seinem Versprechen gemäß, dem König von Frankreich zu huldigen.

Mitten unter dem Kriegsgetümmel ließ Karl die **Staatsverwaltung** nicht aus den Augen. Die innere Polizey des Reichs war der vorzüglichste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Die Spielsucht war damals unter den Franzosen so sehr eingerissen, daß es nothwendig schien, durch Dämpfung derselben einer allgemeinen Verderbniß vorzubeugen. König Karl machte zu dem Ende eine Verordnung bekannt, durch welche unter gewissen Geldstrafen alle Spiele, die nicht zur Fertigkeit, die Waffen zu führen, dienten, verboten wurden, z. B. die Würfel, das Bretspiel, der Ball, die Kegel. Der Karten wird in dieser Verordnung nicht gedacht, denn sie wurden erst unter der folgenden Regierung erfunden. Zugleich ermahnte der König seine Unterthanen, sich solche Ergötzlichkeiten und Zeitvertreibe zu wählen, die den Körper fest und behend machen, z. B. die Uebung mit der Lanze, dem Bogen und der Armbrust. Eduard ließ zu eben derselben Zeit eine ähnliche Ver-

ordnung ergehen, in welcher alle solche erstgenannte 1370
Spiele französische Spiele genennt werden.

Noch während der Gefangenschaft seines Vaters hatte Karl an neuen Befestigungen der Stadt Paris arbeiten lassen. Im Jahr 1370 legte Hugo Aubriot, Prevot zu Paris, dem die Besorgung am 22. April. dieser Arbeit aufgetragen war, den ersten Grundstein zu der am äussersten Ende der Antonsstrasse angelegten Bastille. Dieses weitläufige Gebäude wurde erst unter der folgenden Regierung ganz geendiget. Einige Zeit vorher musten um die Abbtey St. Germain, die noch ausserhalb der Ringmauern der Stadt Paris lag, Mauern, Gräben und Wälle geführt werden.

Ehe man den Feldzug gegen die Engländer wieder antrat, führte König Karl einen Streich aus, der Aufsehn machte, und auf den er schon lange gedacht hatte. Denn ob er gleich dem König von England den Krieg angekündigt und den Prinzen von Wallis vor das Parlament gefordert, so hatte er doch die Sache noch nicht bis aufs Aeusserste getrieben, das ist, er hatte sich nicht des Rechts eines Oberherrn in seinem ganzen Umfange gegen die Eduarde bedienet. Dieses Recht bestand in der Einziehung der Lehngüter eines aufrührischen Vasallen und Lehnsverbrechers wider seinen Lehnsherrn, und dies führte er nunmehr aus. Er versammlete den Hof der Pairs, und ließ am 14. May. durch denselben das Urtheil abfassen, daß das Herzogthum Guyenne, und alle andre vom König Eduarden von England und dem Prinzen von Wallis in Frankreich besessene Lehngüter, eingezogen und mit der Krone vereiniget werden sollten. Es ward auch ein Befehl ausgefertiget, dadurch diejenigen, die in jenem Lande Lehen besässen, bey dem König von Frankreich die Huldigung abzulegen angewiesen wurden. Eduard wurde in diesem Urtheil nur schlechtweg Eduard von England genennt, weil er bey gewis-

1370 sen Gelegenheiten, wenn er von dem König von Frankreich gesprochen, eben dies gethan hatte.

Ueber dieses stolze Urtheil würden die Engländer mit Recht gespottet haben, wenn es König Karl nicht durch würksame und nachdrucksvolle Kräfte unterstützt hätte. Die Herzoge von **Berri** und **Anjou** griffen zu gleicher Zeit von Limousin und Languedok her die englischen Besitzthümer mit zwo Armeen an. **Dû Guesclin** befand sich bey der Armee des Herzogs von Anjou, und belebte den Muth der Krieger durch seine Gegenwart. Alles wich vor den französischen Waffen; die Städte **Moissac**, **Agen**, **Porte-Sainte-Marie**, **Thonnins**, **Montpesat**, ergaben sich ohne sonderlichen Widerstand. **Walter von Mauni**, Befehlshaber zu **Aiguillon**, konnte nur vier Tage lang die Belagerung dieses Platzes aushalten, der unter der Regierung Philipps des Sechsten ein halbes Jahr lang einem Heere von sechzigtausend Mann getrotzt hatte. Diese schnellen Eroberungen, und besonders die Einnahme dieses letzten Platzes, setzten die Engländer in Verwirrung. Der Herzog von **Berri**, unterstützt durch **Bertranden dû Guesclin**, bemächtigte sich der ganzen Provinz **Limousin**. Die Hauptstadt derselben, **Limoges**, war stark befestiget, und gehörte der Wittwe Karls von Blois, die Engländer aber hatten sich darinn festgesetzt. Die Franzosen nahmen sie ein, hauptsächlich durch Verrätherey des Bischofs der Stadt, auf dessen Treue sich der Prinz von Wallis ganz verlassen hatte, da er ein Freund und Verwandter von ihm war. Prinz Eduard schwur den Verräthern eine schreckliche Rache; er nahm die Stadt wieder, und richtete unter den Bewohnern derselben, ohne Unterschied des Standes, Alters oder Geschlechtes, das unerhörteste und schauderhafteste Blutbad an. Dem Bischof sollte der Kopf abgeschlagen werden: aber die

drin-

dringenden Fürbitten des Pabsts retteten ihn. — Die 1370
Wiedereinnahme der Stadt Limoges war die letzte That des Prinzen **Eduard von Wallis**, wodurch er aber auch seinen vorhergehenden Handlungen einen Schandflecken angehängt hat. Denn seine Krankheit erlaubte ihm nicht länger, Güyenne zu regieren; er verließ bald hernach diese Provinz, und begab sich nach London.

Unterdes kam eine andre englische Armee, unter Anführung eines der geschicktesten Generale Eduards, mit Namen **Robert Knolles**, von Calais her, und durchstrich unter lauter Verheerungen **Artois, Vermandois, Champagne.** Der König hatte vorher befohlen, daß sich jedermann mit den besten Habseligkeiten in die festen Städte werfen möchte. Viele kleine Haufen leichter Truppen beunruhigten den englischen Feldherrn bey diesem weiten Marsch. Er kam endlich in die Provinz Isle de France, in die Gegenden der Hauptstadt, wo sich der König mit mehr als zwölfhundert Rittern aufhielt. Die Engländer boten ein Treffen an, aber Karl hatte sichs zum Gesetz gemacht, keines anzunehmen. Unterdes fielen manche Scharmützel vor, woben die Engländer nach und nach viele Mannschaft verlohren, und weil sie auch an Lebensmitteln grossen Mangel litten, so hoben sie ihr Lager auf, und zogen sich in die Normandie, und von da aus durch die Landschaften Chartrain und Beausse nach Anjou.

Damals eigentlich wurde **du Guesclin** von Karl'n mit dem Degen eines **Konnetabels von Frankreich** beschenkt. Dieser Held bekam zwar wenig Truppen, nur fünfhundert Geharnischte: allein, sein Edelmuth, sein Eifer und seine Uneigennützigkeit, welche so weit gieng, daß er sein eigenes Silbergeschirr und den Schmuck seiner Gemahlin verkaufte, vergrösserten diesen kleinen Haufen bald auf viertausend

1370 Mann. Er bewies bald durch muthige Handlungen, daß der König sein Zutrauen keinem Unwürdigen geschenkt habe. Er suchte mit seinem kleinen, aber ausgesuchten Heer die Engländer in Maine und Anjou auf, und überfiel bey Pontvilain den ansehnlichsten Haufen so plötzlich, daß er sie zerstreute, viele tödtete, und noch mehrere gefangen nahm. Mit der bewundernswürdigsten Schnelligkeit traf er auf die übrigen Quartiere der Engländer, und war bey allen glücklich. Die grosse fürchterliche Armee, die Knolles nach Frankreich geführt hatte, war verschwunden; nachdem der Konnetabel auch einen Theil von Poitou wieder unter den Gehorsam seines Königs gebracht hatte, kam er mit Clisson und andern Mitgenossen seiner Siege nach Paris, wo er von Karl'n seinem Verdienste gemäß empfangen wurde.

1371 Auf wiederholtes Ansuchen des Herzogs von Lancaster wurde in England dem Grafen von Pembroke aufgetragen, den englischen Truppen eine beträchtliche Verstärkung zuzuführen. Der Graf segelte zuförderst nach Rochelle, mit dem Vorsatz, die Einwohner dieser Stadt, die keine englische Besatzung hatten einnehmen wollen, in Fesseln hinwegzuführen. Ihr Widerstand hielt ihn auf; es erschien die spanische Hülfsflotte, vierzig Segel stark; sie griff die englischen Schiffe an, und besiegte sie nach einem hartnäckigen Kampf von zween Tagen, und verfolgte sie bis nach Bourdeaux, wo sie viele derselben auf den Strand jagte. Mit den genommenen Schiffen segelte der Admiral von Kastilien, Boccanegra, zurück nach Spanien, und brachte ansehnliche Beute mit sich, wie auch eine starke Anzahl von Gefangenen, worunter der Graf von Pembroke selbst war.

Der König von Navarra hatte unterdes wieder unzählige Ränke, Betrügereyen und Niederträchtigkeiten angewendet, um die Könige von Frankreich

und

und England im Zwist zu erhalten und Vortheile da- 1371
durch zu erschleichen. Endlich ermüdete ihn doch Karls Wachsamkeit, und er schien sich fest zu einem aufrichtigen und unumstößlichen Vergleich zu entschliessen. Seine Räthe hatten schon die vornehmsten Punkte auseinander gesetzt, als er, gegen Auslieferung ansehnlicher Geisel, sich entschloß, selbst zum König von Frankreich nach Vernon zu kommen, und sich mit ihm zu unterreden. Nach vielen bittern Verweisen von Seiten des Königs von Frankreich, und nach eben so vielen demüthigen Bitten um Verzeihung von Seiten des Königs von Navarra, bequemte sich dieser, jenem wegen aller seiner Länder in Frankreich die vollkommene Huldigung abzulegen. Nach einem solchen Schritt glaubte jedermann, seine Arglist würde Frankreichs Ruhe in Zukunft nicht mehr stöhren. Sein Charakter schien auch in der That ganz geändert. Er folgte dem König von Frankreich nach Paris, wo er seine Versicherungen der Ergebenheit und Treue wiederholte; man überhäufte ihn dafür mit Bezeugungen der Freundschaft und des Wohlwollens. Dennoch versichert die Geschichte, er habe noch vor seiner Abreise in die Normandie neue Unterhandlungen mit den Engländern angefangen. Karls Scharfsinn muste es auch leicht begreifen, daß es unmöglich sey, die Unbeständigkeit dieses Prinzen zu besiegen: aber es war schon genug, wenn man ihn hindern konnte, sich öffentlich zu erklären.

Um eben diese Zeit fiel eine Begebenheit vor, die an sich von geringer Erheblichkeit seyn würde, wenn die Uneinigkeit, die sie verursachet, nicht die schrecklichsten Folgen gehabt hätte. Der König von Navarra reiste nach Bretagne, und kam nach Clisson, wo ihn der bekannte Olivier mit allen ersinnlichen Ergötzlichkeiten unterhielt, und ihn hernach zum Herzog von Bretagne begleitete. Karl der Schlimme

1371 machte sich während dieser Zeit das grausame Vergnügen, das Haus Montfort zu entzweyen, indem er dem Herzog von Bretagne Argwohn und Eifersucht gegen seine Gemahlin dadurch beybrachte, daß er ihm versicherte, Clisson treibe einen verbotenen Umgang mit ihr. Der leichtgläubige Herzog beschloß, sich durch den Tod Clissons zu rächen. Dies sollte zu Vannes mitten unter Lustbarkeiten geschehen: allein Clisson, der daran Theil nahm, ward noch zur rechten Zeit von der ihm drohenden Gefahr benachrichtiget, eilte auf seine Güter, und suchte sich auf die bestmöglichste Art in Sicherheit zu setzen. Dies war der Ursprung jenes unversöhnlichen Hasses, der unter der folgenden Regierung die traurigsten Würkungen hervorbrachte, und der eine von den vornehmsten Ursachen der Unfälle Frankreichs wurde.

Die Engländer in Güyenne musten täglich neue Widerwärtigkeiten empfinden, besonders nach der Abreise des Prinzen von Wallis. Der Herzog von Lancaster besaß weder die Geisteskräfte seines Bruders, noch hinreichende Macht, um den Adel und das Volk in Gehorsam zu erhalten. Der Titel eines Königs von Kastilien, den er seit seiner Vermählung mit Konstanzien, der ältern Tochter Peters des Grausamen, zu eben der Zeit, da sich sein Bruder, der Graf von Cambridge, mit der jüngern vermählte, angenommen hatte, verschaffte England keinen wesentlichen Vortheil, sondern diente nur zur Festknüpfung des Bandes zwischen König Heinrich von Kastilien und dem König von Frankreich. Er sah sich bald genöthiget, selbst nach London zu reisen, und um neue Unterstützung anzuhalten; unterdes hatte er die Regierung der englischen Provinzen in Frankreich dem Kaptal von Buch, Johann von Grailli, übergeben.

Den

Den folgenden Feldzug in Frankreich eröffnete 1372
der Konnetabel du Gueſclin mit einer Armee von dreytauſend Lanzen, worunter der Kern des franzöſiſchen Adels war. Nachdem er Montmorillon, Chauvigni, Leuſac und Montcontour eingenommen hatte, gieng er auf Poitiers los: als aber der Kaptal dieſe Stadt in Schutz nahm, begnügte ſich der Konnetabel mit Befeſtigung der eingenommenen Plätze. Hierauf begab er ſich in die Provinz Limouſin, und half dem Herzog von Berri St. Severe erobern. Zu ſpät kam der Kaptal zum Entſatz dieſes Orts herbey; er verlohr ſogar Poitiers darüber; denn als er ſich mit Rathſchlägen über ſeinen Rückzug bey St. Severe verweilte, zog der Konnetabel, ohne daß es der Kaptal gewahr wurde, eilends mit einem Haufen entſchloſſener Krieger nach Poitiers, welche Stadt ihm ohne Schwierigkeiten die Thore öffnete, da er vorher mit einigen Bewohnern derſelben ein geheimes Verſtändniß unterhalten hatte. Als der Kaptal wieder nach St. Jean d'Angeli zurück wollte, überfiel ihn Ivain von Wallis, ein Abkömmling der alten Fürſten von Wallis, der den Königen von Frankreich ſchon ſeit vielen Jahren gute Dienſte geleiſtet, mit vierhundert Mann, mit denen er kurz vorher auf der ſpaniſchen Flotte vor Rochelle angekommen war. Dies geſchah bey der Nacht mit Fackeln, und ſo plötzlich, daß der Kaptal keine Anſtalten zur Vertheidigung treffen konnte. Seine Leute wurden theils getödtet, theils gefangen genommen; dies letztere widerfuhr ihm ſelbſt. Sein Verluſt muſte den Engländern deſto nachtheiliger ſeyn, da ſie nach dem Tode des Ritters Chandos und bey der Untüchtigkeit des Prinzen von Wallis, keinen beſſern Anführer finden konnten, als den Kaptal von Buch. Wir haben ſchon vorhin geſagt, daß ihn König Karl nicht losließ, ſo ſehr auch Eduard ſich deshalb bemühte,

1372 und daß dieser grosse Mann im fünften Jahr seiner Gefangenschaft gestorben ist.

Die meisten Plätze und Schlösser in Aunis, Saintonge und Poitou, selbst **Rochelle**, ergaben sich den Franzosen. Der einzige Ort von Wichtigkeit, **Thouars**, war noch in den Händen ihrer
1. Jun. Feinde. Der Konnetabel belagerte ihn mit Artillerie, und zwang die Besatzung bald zur Kapitulation unter folgenden Bedingungen: es sollte bis auf Michaeltag Stillstand seyn; es sollte ihnen frey stehen, nach England zu schicken und ihren Zustand berichten; käme vor Michaeltag keine Hülfe, so wollten die Herren, die in Thouars lagen, nicht allein diesen Platz, sondern auch alle ihre Schlösser dem König von Frankreich unterwerfen. Eduard rüstete auch in der That eine sehr mächtige Flotte aus, und wollte selbst mit ihr nach Güyenne segeln. Allein, der Wind war ihm entgegen, und er muste, nachdem er neun Wochen lang mit widrigen Winden gekämpft hatte, unverrichteter Sachen und einem vergeblichen Aufwand von neunhundert tausend Pfund Sterling, nach England zurückkehren. Unterdes verstrich die angesetzte Frist, und **Thouars** wurde dem Konne-
am 29. Sept. tabel übergeben. Die Herren aus Poitou, die den Ort besetzt hatten, versprachen, dem König von Frankreich für ihre Personen und für ihre Länder aufs neue zu huldigen. Die französische Armee gieng hierauf wegen des herannahenden Winters auseinander.

Diesen Winter wendete König Karl nicht allein zu neuen Kriegsrüstungen, sondern auch zur **Einführung besserer Mannszucht unter den Truppen** an. Nachdem er die Prinzen und die andern Häupter der Armee um Rath gefragt hatte — denn dies war bey allen Handlungen seine Gewohnheit — so gab er eine Verordnung, die militarische Polizey betreffend, durch welche den Kriegsleu-

ten viele Vortheile zugestanden, aber auch die öffent- 1372
liche Ruhe befördert wurde. Der Konnetabel, die Marschälle und der Befehlshaber der Armbrustschützen *) erhielten den Auftrag, geschickte Männer zur Musterung der Truppen auszusuchen, und nicht zu gestatten, daß jemand in die Musterrolle komme, der sich nicht in Person würde gestellt haben. Man findet hierinn den Ursprung der noch heut zu Tage bey den Franzosen gewöhnlichen **militarischen Inspektoren**. Jedem Krieger sollte genau eingeschärft werden, sich nie ohne Erlaubniß seines obern Befehlshabers zu entfernen, bey Verlust seines Soldes; und nie von den Bewohnern der Städte und Dörfer etwas ohne Bezahlung zu nehmen. Besonders sollte den beurlaubten Kriegern auf das strengste verboten seyn, Unordnungen auf ihrer Reise nach Hause zu verüben. Zum Werben neuer Truppen sollten Aufträge vom König, oder von den Prinzen vom Geblüt, oder von dem General unumgänglich nothwendig seyn. Um endlich den Ausschweifungen der Soldaten desto kräftiger vorzubeugen, sollten die Befehlshaber der Kompagnien verbunden seyn, für das Betragen ihrer Untergeordneten zu stehen. Jede Kompagnie sollte aus hundert Mann bestehen, und jeder Befehlshaber derselben monatlich hundert Franken erhalten.

Auf gleiche Art stellte König Karl die von den Statthaltern oder Befehlshabern in Städten oder festen Plätzen verübten Bedrückungen ab, nach welchen den Einwohnern beträchtliche Summen, unter allerley Vorwand, abgepreßt wurden. Damit sie aber um so viel weniger zur Ueberschreitung der dahin abzielenden Verordnung verleitet werden möchten, sorgte Karl weislich für ihren hinreichenden Unterhalt. Ueberhaupt wurde die Bezahlung der Truppen von

den

*) *Le grand maître des arbalêtriers.*

1372 den Steuern genommen. Besonders ernennte Kommissarien musten die Einnehmer der Steuern zu ihren Pflichten anhalten. Jeder dieser Einnehmer war gehalten, alle Monate dem Oberschatzmeister das Geld, das er in seiner Kasse hatte, einzuliefern; und dieser Schatzmeister oder Obereinnehmer muste gleichfalls monatlich die Berechnung seiner Einnahme den Oberaufsehern des Steuerwesens vorlegen. So war die Gerichtsbarkeit des **Steuerhofs** *) bey seinem Ursprung beschaffen. Die Unwissenheit und die Menge der Steuerbedienten nöthigten den Staatsrath, die Zahl derselben zu verringern, und eine bessere Wahl unter ihnen zu treffen. Besonders muste dies in Ansehung der **Sergens**, die man zur Betreibung der Steuern brauchte, geschehen. Die Städte und Dörfer waren gleichsam von ihnen überschwemmt und hart gedrückt. Ohngeachtet ihrer Verringerung blieben aber doch noch allzuviele übrig.

Um eben diese Zeit richtete der König sein Augenmerk auf einen andern Mißbrauch, der sich in das Finanzwesen eingeschlichen hatte. Sehr viele Personen hatten sich weder durch Geburt, noch durch Würde und Stand abhalten lassen, Pachtungen zu übernehmen, und sich dadurch zum Schaden des gemeinen Wesens zu bereichern. Auf der Liste der würklichen und Anwartschaft habenden Pachter standen königliche Bedienten, Officiere, Advokaten, Edelleute, ja sogar Geistliche. Ausser dem Uebelstand, Leute in Geschäften, die ihren Bedienungen ganz zuwider waren, zu sehen, war auch dieser Mißbrauch dem Interesse des Königs nachtheilig, indem dergleichen Leute durch ihr Ansehn gleichsam die Schiedsrichter des Werths der Pachtungen wurden. Eine strenge Verordnung wies die Advokaten zu ihren Klienten, die Officiere zum Krieg, die königlichen Bedienten zu ihren

*) *La Cour des Aides.*

ren Aemtern, und die Geistlichen zum Dienst des Al- 1372
tars. Allen solchen Personen, wie auch dem Adel, ward verboten, in Zukunft Pachtungen zu übernehmen.

Der Winter war noch nicht ganz verflossen, so 1373
erschien der Konnetabel **dů Guesclin** mit vierzehn hundert Lanzen wieder in Poitou. Unter den übrigen noch uneroberten Plätzen war noch das Schloß **Chizai**, vier französische Meilen von Niort. **Dů Guesclin** schließt dasselbe mit Verschanzungen ein; aber wider Vermuthen zeigt sich ein englisches Heer zum Entsatz; dů Guesclin geht ihm muthig entgegen, und richtet eine solche Niederlage an, daß wenig oder gar keine Feinde entkommen können. Die Besatzung ergab sich hierauf, und wurde bis nach Bourdeaux begleitet. **Niort, Lůsignan, Chatel-Allart, Mortemar** und alle übrige Plätze fielen nunmehr den Franzosen ohne Schwerdtstreich in die Hände. Nachdem der Konnetabel ganz Poitou, Aunis und Saintonge bis an die Garonne seinem König wieder unterworfen hatte, kam er nach Paris zurück, wohin sich schon die Herzoge von Berri, Burgund und Bourbon, nebst andern Grossen des Reichs, auf Befehl des Königs begeben hatten, um mit ihm über die Mittel zu rathschlagen, durch welche man die schlimmen Absichten des Herzogs von **Bretagne** vereiteln wollte.

Ohngeachtet so vieler fruchtlosen Bestrebungen hatte doch König **Eduard** der Hoffnung, den Besitz der verlohrnen Provinzen wieder zu erlangen, noch nicht entsagt. Die Wohlthaten, die ihm der Herzog von **Bretagne** zu danken hatte, liessen ihn nicht zweifeln, daß er auf eine unbegränzte Erkenntlichkeit von Seiten desselben Rechnung machen könnte. So lang er noch sich selbst für stark genug gehalten, hatte er sich dieser Quelle nicht bedient: aber nun hatten sich seine Angelegenheiten so geändert, daß er zu ihr

Zuflucht

1373 Zuflucht nehmen muste. Die Neigung und Dankbarkeit des Herzogs liessen sich auch sogleich bereitwillig finden. Zu gleicher Zeit suchte er den König Heinrich von Kastilien von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen. Um in einer so kitzlichen Sache zum Zweck zu gelangen, sollte sein zweeter Sohn, der Herzog von Lancaster, Titularkönig von Kastilien, seinen Ansprüchen auf diese Krone entsagen. Der Herzog ließ sich dies gefallen, und versprach überdem, einen geschickten Unterhändler hierzu zu wählen. Die Wahl fiel auf den König von Navarra. Dieser Prinz, der Zeither ziemlich ruhig geschienen, aber den Verdruß über sein Unvermögen, sich zu rächen, bey sich genährt hatte, war leicht zu bereden. Versehen mit einer englischen Vollmacht, begab er sich nach Madrid, und bot König Heinrichen, im Namen des Königs von England und des Herzogs von Lancaster, eine Verzichtleistung dieses letztern auf die kastilische Krone an, wenn man ihm nur dafür eine Summe Geldes bewilligen wollte. Ueberdem versicherte er ihn, der König von England sey Willens, ihm den Krieg zu erklären, wolle aber dies unterlassen, wenn sich Heinrich von dem französischen Bündniß losmachen würde. — Der Edelmuth des Spaniers verwarf ohne Bedenken diese Vorschläge; er gab sogar dem König von Navarra wegen des Mißbrauchs seines Geistes und seiner Einsichten einige Ermahnungen. Aber Karl der Schlimme war aller Verbesserung unfähig; er eilte voll Schaam und Verdruß über die mißlungene Unterhandlung in seine Staaten zurück. Eduard ward dafür durch die Ergebenheit des Herzogs von Bretagne nicht ganz schadlos gehalten. Der gute Wille dieses Herrn fand bey der Ausführung nicht geringe Hindernisse. Der König von Frankreich hatte sich durch sein edles und wohlthätiges Betragen die fast allgemeine Zuneigung des bretagnischen

schen Adels erworben; und der neue Herzog war nach 1373
dem Tode seines Nebenbuhlers zu sorglos in Anse-
hung des Liebgewinnens seiner Unterthanen. Den
Edelleuten mißfiel dessen allzustarker Hang zu den
Engländern; er äusserte sich hauptsächlich dadurch,
daß er alle Aemter und Ehrenstellen, die erledigt wur-
den, zum Nachtheil der Eingebohrnen des Landes mit
Engländern besetzte. Das Volk, das sich von den
Abscheulichkeiten eines drey und zwanzigjährigen
Kriegs kaum erholt hatte, wünschte sehnlich die Fort-
setzung des Friedens, und verfluchte die Engländer.
Einige Herren bekannten ihm auch aufrichtig, daß sie
ihn verlassen würden, sobald er die englische Partey
ergreifen wollte. Erklärte sich der Herzog öffentlich
für diese, so muste er eine allgemeine Empörung be-
fürchten. Eine Zeitlang hemmte diese Furcht den
Ausbruch seines Vorhabens. Endlich aber opferte
er das Wohl seiner Staaten und seine eigene Ruhe
den Pflichten, die er Eduarden schuldig zu seyn glaub-
te und die er ihm vielleicht schuldig war, auf. Er
schloß, nach vielen Unterhandlungen, zu Ende des
Jahrs 1372 ein Bündniß mit dem König von Eng-
land **gegen und wider jedermann**, und beson-
ders wider den König von Frankreich. Eduard mach-
te sich anheischig, den Herzog, im Fall er angegriffen
würde, zu unterstützen, und gab ihm überdies, zur
Schadloshaltung wegen der Kriegskosten, die Graf-
schaft **Richmond** und die den Engländern zwischen
Bretagne und Poitou zugehörigen Landschaften. Der
bretagnische Adel hatte alle Schritte der Verbünde-
ten bisher erfahren, durch den einzigen bretagnischen
Edelmann in dem Staatsrathe des Herzogs, mit Na-
men **Kaermartin**. Eben dieser brachte es dahin,
daß dem Vicomten von **Rohan**, der unter die vor-
nehmsten Feinde der Engländer gehörte, vier Plätze
eingeräumt wurden, die der Herzog besetzt hatte. Die

1373 Aufnahme englischer Truppen in einige Oerter war das Zeichen zum Aufruhr. Der Adel vertrieb sogleich die Engländer aus Morlaix und Lesnevan, und tödte-te viele. Unterdes kam der Graf von **Salisbury** mit einer Flotte von vierzig Segeln vor dem Hafen zu St. Malo an, und verbrannte sieben spanische Kauffartheischiffe. Der Herzog rief ihn zu Hülfe, und besetzte mit dessen Truppen Brest, Quimperle, Concq und Hennebon. Die bretagnischen Herren hingegen ersuchten den König von Frankreich um Beystand, und bemächtigten sich vieler festen Plätze. König Karl, der auch in dieser Sache ordentlich verfahren wollte, ließ zuförderst den Herzog von Bretagne ermahnen, der Pflichten eines Kronvasallen eingedenk zu seyn, die Feinde des Reichs nicht zu hegen, sondern vielmehr ihm, als seinem Oberherrn, gegen den König von England beyzustehn. Das erste versprach er abzuändern, aber zu dem letztern wollte er sich nicht verstehen, weil er, vermöge des bretignischen Friedensschlusses, keiner Ursache wegen gezwungen werden könne, die Waffen gegen Eduarden zu ergreifen.

Ohne sich an diese Ausflüchte zu kehren, befahl **Karl** dem Konnetabel, mit seinen Truppen nach Bretagne zu gehn. **Du Guesclin** befolgte dies mit seiner gewöhnlichen Hurtigkeit. Er kam in den Vorstädten von **Rennes** an, die schon der Herr von **Laval** eingenommen hatte. Sein kleines Heer wurde bald sehr vergrössert, durch die Ankunft des Herzogs von **Bourbon**, der Grafen von **Perche**, **Sancerre** und **Soissons**, des **Dauphins von Auvergne**, des Vicomten von **Rohan**, der Herren von **Clisson**, **Rieux**, **Beaumont**, **Beaumanoir** und vieler anderer. Bey dieser schlimmen Lage zeigte dennoch der Herzog grossen Muth, und hielt eine Zeitlang mit siebenhundert Geharnischten das Feld: aber seine Feinde hatten zu sehr das Uebergewicht. Die

Klug-

Klügsten seines Raths suchten ihn zur Verstellung zu 1373
bewegen gegen den König von Frankreich, und dieser Vorschlag war wirklich vortheilhaft, weil er sich dadurch, wenigstens auf eine Zeitlang, seiner Feinde hätte entledigen können. Allein, der Herzog verachtete diesen Rath mit wahrer Geistesgrösse, und versicherte, er wolle lieber sterben, als die Partey seines Wohlthäters verlassen. Dies Betragen macht seiner Denkart Ehre: aber es beförderte auch sein Verderben. Ein andrer unbesonnener Schritt, zu dem ihn der englische Ritter Milleborne verleitete, machte ihn vollends bey seinen Unterthanen verhaßt. Aus Mangel am Gelde wollte er eine ausserordentliche Kaminsteuer erheben; das mißvergnügte Volk gesellte sich zum Adel, und die Steuer ward nicht bezahlt. Die Bretagner appellirten sogar deswegen an den König von Frankreich und an dessen Parlament. Der Herzog wollte sie mit Gewalt zwingen, und ließ einige Widerspenstige hinrichten; dies erbitterte das Volk destomehr, und es verjagte die Engländer, wo es möglich war, weil diese die Urs[illegible] alles Unglücks waren. Endlich wuste der Herzog, auf allen Seiten von Freunden verlassen und von Feinden umringt, kein ander Mittel zu seiner Rettung, als die Flucht nach England. Er ließ seine Gemahlin zu Aurai, unter dem Schutz des Befehlshabers dieses Platzes, auf dessen Treue allein er sich noch verlassen konnte. Diese Trennung war für ihn schmerzlicher, als alles übrige; er vergoß Thränen darüber, und verwünschte die verderblichen Rathschläge Milleborne's. Die Vertheidigung der übrigen ihm noch zugehörigen Plätze überließ er dem Engländer **Robert Knolles**, den er zum Generalstatthalter der Provinz während seiner Abwesenheit ernennt hatte.

Auf die Abreise des Herzogs folgte der Verlust der meisten Oerter, die seine Truppen noch bisher

1373 besetzt hatten. Während dieser Eroberungen lag der Herzog dem König von England unaufhörlich um kräftige Beyhülfe an. Eduard ließ auch in seinen Häfen eine grosse Rüstung veranstalten: aber sie war nicht für Bretagne bestimmt. Der Herzog von Lancaster sollte die aus dreytausend Geharnischten und zehntausend Bogenschützen bestehenden Truppen anführen, und die verlohrnen englischen Provinzen wieder erobern. Nach der Ausschiffung zu Calais wuchs die englische Armee zu dreyßigtausend Mann an. Der Herzog von **Bretagne**, der dem König von Frankreich) einen seltsamen Fehdebrief zugeschickt hatte, begleitete den Herzog von **Lancaster.** Zwischen beiden entstand bald Mißverständniß, und der letztere, der seinem Bruder, dem Prinzen von Wallis, ganz unähnlich war, gieng so weit, daß er den erstern wegen seines Unglücks verspottete, und ihm sogar den Vorwurf machte, daß dieser Krieg zum Theil seinetwegen geführt würde, und daß er also auch verbunden sey, die Hälfte der Kosten zu bestreiten, welche die Unterhaltung der Armee erforderte. Als der bedrängte Herzog die Unmöglichkeit vorschützte, schloß ihn Lancaster von aller Theilnehmung an dem Kommando der Armee aus. Die Engländer zogen durch **Boulonnois, Picardie** und **Artois**, und fanden alle feste Plätze verschlossen und wohl verwahrt. Der König von Frankreich hatte so weise Anstalten getroffen, daß diese Provinzen wenig Schaden litten, indem die Landleute sich vorher mit ihren Habseligkeiten in die Festungen hatten ziehen müssen, so daß die Feinde weder für sich noch für ihre Pferde Unterhalt fanden. Dieser Mangel, die rauhe Herbstluft und die unaufhörlichen Anfälle leichter Truppen, rafften den gröstten Theil der Engländer weg, so daß sie bey ihrer Ankunft zu Bourdeaux kaum noch sechstausend Mann stark waren. Nach einem kurzen Aufenthalt in Gü-

yenne gieng der Herzog von Lancaster wieder nach Lon- 1373
don, wo ihn der König und der Prinz von Wallis mit scheelen Gesichtern und bittern Vorwürfen empfiengen.

Nachdem das englische Heer fast ganz aufgerie- 1374
ben war, brachte der Herzog von **Anjou** in Languedok eine furchtbare Armee zusammen, brach damit in Obergascogne ein, eroberte **St. Severe** und belagerte **Lourde**, einen äusserst festen Platz, der von **Peter Arnold von Berne**, einem Verwandten des Grafen von **Foix**, so tapfer vertheidiget wurde, daß der Herzog von **Anjou** die Belagerung aufheben muste. Er fiel hierauf in die Staaten des Grafen Gasto von Foix ein, der sich bisher parteylos betragen, und dadurch sein ansehnliches Land in dem Wohlstand, der den Frieden zu begleiten pflegt, erhalten hatte. Gasto schickte sogleich Abgeordnete an den Herzog von Anjou, die einen Vergleich mit ihm treffen musten. Ein Artikel desselben betraf die Uebergabe der Stadt oder vielmehr des Schlosses **Lourde**. Der Graf glaubte, den Kommandanten leicht darzu bewegen zu können. Er ließ ihn zu sich nach Ortez kommen, und erklärte ihm in Gegenwart seines Hofs und der französischen Abgeordneten, daß die Uebergabe des Platzes für das Wohl seines Staats nothwendig sey. Der Kommandant kannte den ungestümen Charakter seines Verwandten; dennoch sagte er zu ihm: „Mon„seigneur, ich weiß wohl, daß ich euch Treue und „Lehnspflicht schuldig bin, denn ich bin ein armer Rit„ter von eurem Geblüte und aus eurem Lande: aber „das Kastell zu Lourde werd' ich euch nie ausliefern. „Ihr habt mich rufen lassen; thut mit mir, was euch „beliebt. Der König von England hat mir den Ort „anvertrauet; ich darf ihn also auch niemand übergeben, als ihm.„ Eine so edle und doch ehrfurchtsvolle Standhaftigkeit erzürnte den gebieterischen Gasto

1374 so sehr, daß er sich ganz vergaß, seinen Dolch zog und mit Schimpfreden auf den unglücklichen Ritter losgieng. Keiner von den Umstehenden wagte es, sich dieser niederträchtigen Hitze zu widersetzen. Der Edelmann, sein Vasall, sein Verwandter, erwartete ihn mit derjenigen Ruhe, die nur die Tugend einflößt; er empfieng fünf Stösse, ohne sich zu vertheidigen, fiel zu den Füssen des Mörders, den er mit seinem Blut benetzte, und sagte beym Aushauchen seiner Seele blos die Worte: „Ach, Monseigneur, ihr handelt nicht edel; ihr habt mich kommen lassen, und tödtet mich.„ Als der Graf wieder zu sich kam, empfand er lange Zeit die schärfsten Gewissensbisse, die desto schmerzlicher seyn musten, da durch sie ein so grosses Verbrechen nicht getilget werden konnte. Diese schändliche That bewürkte nicht einmal die Uebergabe des Schlosses **Lourde**. Arnold hatte vor seiner Abreise die Bewahrung desselben seinem Bruder, Johann von Berne, anvertrauet, der ihm bey seiner Ehre versprechen muste, den Platz nicht anders, als auf einen vom König von England oder vom Prinzen von Wallis unterzeichneten Befehl zu übergeben. König Karl, ohne die Grausamkeit des Grafen von Foix zu billigen, bot ihm für diese allzunachdrückliche und schauderhafte Bezeugung seiner Ergebenheit, die Grafschaft Bigorre zu Lehn an: aber der Stolz des Grafen, dem die Wörter **Lehn** und **Vasall** ein Aergerniß waren, schlug dieses Geschenk aus, und wollte nichts annehmen, als das Schloß **Mauvoisin**, weil, wie Froissart sagt, dieser Platz von niemand, als von Gott, abhienge. Uebrigens versprach Gaston, das Interesse der Krone Frankreich jederzeit zu beobachten, und er hielt treulich Wort.

Um eben dieselbe Zeit eroberte der Herzog von **Anjou** noch so viele Plätze in **Güyenne**, daß den Engländern von beträchtlichen Oertern nichts mehr

übrig

übrig blieb, als **Bourdeaux** und **Bayonne.** Der 1374
Herzog war Willens, die letztere Stadt zu belagern, und bat den König von Kastilien, ihn hierinn zu unterstützen. Heinrich war auch bereit, und erschien vor Bayonne: unterdes aber hatte der Herzog von Anjou einen Waffenstillstand mit den Engländern getroffen. Er war theils durch die unaufhörlichen Vorstellungen des Pabsts, theils durch den Eifer des Herzogs von Lancaster, der lieber seine Ansprüche auf Spanien ausführen wollte, veranlasset, vermittelt und zu Brügge unterzeichnet worden. Er sollte bis i. Jun.
Ostern des folgenden Jahrs dauren; während desselben sollte an einem allgemeinen Frieden gearbeitet werden.

Bretagne war Anfangs von dem Stillstand ausgeschlossen; es sey nun, daß König Karl Schuld daran war, oder daß sich König Eduard deswegen nicht bemühte, weil er den Herzog in einen Theil seiner Länder durch ein schon fertig stehendes Heer wieder einzusetzen hoffte. Es kamen auch würklich zweytausend Geharnischte und dreytausend Bogenschützen unter der Anführung des Herzogs von Bretagne nach **St. Mahe**, wo sie das Schloß mit Gewalt eroberten und die Besatzung niedermachten. Eben dies geschah zu **St. Paul de Leon.** Nach Eroberung einiger andrer Oerter belagerte der Herzog **St. Brieuc.** **Clisson**, der Befehlshaber des Königs von Frankreich in Bretagne, fand sich nicht stark genug zum Entsatz dieser Stadt; um aber doch den Eifer des Herzogs davon abzulenken, belagerte er eine Citadelle, welche die Feinde bey Quimperle, zur grossen Beschwerde dieser Stadt, aufgeführt hatten. Kaum hatte der Herzog Nachricht davon erhalten, so hob er die Belagerung der Stadt St. Brieuc auf, in der Absicht, Clisson zu überfallen: allein, dieser erfuhr es, und warf sich in **Quimperle.** Der Her-

1374 zog umringte den Platz, und that viele Stürme, die aber tapfer ausgehalten wurden. Der Haß des Herzogs von Bretagne und der Engländer gegen Clisson gaben eben so viel Anlaß zu dieser Unternehmung und zu deren eifrigen Fortsetzung, als das Verlangen war, die Stadt einzunehmen. Clisson suchte bey jeder Gelegenheit seinen Ruhm in Vertilgung der Engländer. Keiner erhielt von diesem unmenschlichen Krieger Quartier, und die Menge, die er mit eigner Hand niedermachte, zog ihm den Beynamen, der Fleischer, zu. Weil er nun nebst den andern Rittern in Quimperle keine Verschonung zu hoffen hatte, wenn sie dem Herzog in die Hände fielen; so entschlossen sie sich, im Gefechte zu sterben, welches die Stürme sehr blutig machte. Als sie aufs Aeusserste gebracht waren, wollten sie dennoch kapituliren. Man wollte sie aber nicht anders, als auf Gnade und Ungnade annehmen. Sie baten um acht Tage Stillstand, mit dem Versprechen, sich zu ergeben, wenn keine Hülfe kommen würde. Der Herzog, der wohl wuste, daß die Franzosen so viel Truppen nicht im Felde hatten, die dazu hinreichend gewesen wären, stand es ihnen willig zu. Dies war ihr Glück. Denn während der Zeit war der Stillstand zwischen beiden Kronen verlängert und Bretagne mit eingeschlossen. Der Herzog von Lancaster schickte den Vertrag an den Herzog von Bretagne, mit dem Bedeuten, daß alle Feindseligkeiten aufgehoben seyn sollten. Auf diese Art muste der Herzog von Bretagne seinen Raub fahren lassen und seiner Rachsucht entsagen.

In eben diesem Jahr ließ König Karl der Fünfte zu Vincennes die beständige und unwiderrufliche Verordnung ergehen, nach welcher von nun an und in künftigen Zeiten die Könige von Frankreich, so bald sie das vierzehnte Jahr erreicht haben, die Regierung ihrer Staaten

antre-

antreten können. Philipp der Dritte hatte zwar 1374
im Jahr 1270 im Lager vor Karthago verordnet, daß, wenn bey seinem Ableben sein Sohn noch nicht völlig vierzehn Jahre erreicht haben würde, sein Bruder, der Herzog Peter von Alençon, die Regentschaft führen sollte, so lange bis sein Sohn dasselbe Alter erlangt hätte. Der Unterschied dieser beiden Verordnungen besteht also darinn, daß Philipp die Mündigkeit auf das völlig zurückgelegte, Karl aber auf das angetretene vierzehnte Jahr bestimmt hat. Dieser Fürst machte die Verordnung nicht nur dem Reiche zum Besten, welches gemeiniglich bey der Minderjährigkeit der angehenden Regenten durch Spaltungen in Verwirrung und Schaden gesetzt ward, sondern auch hauptsächlich in Absicht des noch jungen Dauphins Karls, bey dem dieser Fall sehr zu vermuthen war. Denn der König befand sich, bey seiner stets fortdaurenden Sorgfalt für die Staatsgeschäfte, immer unpäßlich; welches zugleich dem Gifte zugeschrieben wird, das ihm der König von Navarra ehedem beygebracht haben soll. Durch diese Verordnung ward also der alte Gebrauch völlig abgestellt, nach welchem die Könige von Frankreich nicht eher, als im ein und zwanzigsten Jahr für mündig erkannt wurden, und hierinn vor ihren Vasallen nichts voraus hatten, denen sie die Lehnspflicht nicht eher abnahmen, ihnen auch die Lehen über ihre Güter nicht eher ertheilten, als bis sie dieses Alter erreicht hatten.

Zu eben derselben Zeit bedachte König Karl die Appanage seines zweeten Prinzen Ludwigs, und setzte sie auf zwölftausend livres Tournois jährliche Renten, welches heut zu Tage hundert und zwanzig tausend livres betragen würde. Diese sollten auf gewisse zu einer Grafschaft erhobene Ländereyen angewiesen werden. Weiter war verordnet, daß, wenn der Prinz volljährig seyn würde, man ihm vierzigtausend

1374 livres *) geben sollte, um seinen Hofstaat einzurichten. Eben so viel sollten die andern Kinder erhalten, die der König vielleicht noch erzeugen würde. Seine älteste Prinzeßin Marie sollte bey ihrer Vermählung hundert tausend livres und so viel Geräthe und Schmuck erhalten, als einer Tochter des Königs von Frankreich zukäme. Der Brautschatz der jüngern Prinzeßinnen sollte in sechzigtausend livres und eben so vielem Geräthe und Schmuck bestehen, als die älteste bekommen würde.

Nach diesen zum Besten seiner Familie gemachten Anstalten, brachte der König die Regierungsform in Ordnung. Er übertrug die Würde eines Regenten dem Herzog von Anjou, seinem ältesten Bruder, und im Fall dieser sterben oder abwesend seyn sollte, dem Herzog von Burgund, ohne des Herzogs von Berri zu erwähnen, der nach dem Recht der Geburt dem Herzog von Burgund hätte vorgehen sollen: allein, die Aufführung dieses Prinzen war Karl'n verdächtig. Der Regent wurde gewissen Einschränkungen, die sonst nicht gewöhnlich waren, unterworfen, z. B. daß er nicht die geringste Veräusserung der Krongüter unternehmen sollte. Der Herzog von Anjou muste sich mit einem Eyd darzu verbindlich machen. Die Vormundschaft über die königlichen Kinder und die Verwaltung der Staatswirthschaft trennte König Karl von der Regentschaft, und übergab im Fall seines frühern Todes jene beiden Verrichtungen der Königin, seiner Gemahlin, mit Beystand der Herzoge von Burgund und von Bourbon, und eines Raths, der aus mehr als zwanzig der vornehmsten Herren bestand. Dieser Vormundschaftsrath, dessen Glieder so angesehen waren, konnte jederzeit im Stande seyn, der Macht des Regenten das

*) Nach dem, heutigen französischen Münzfuß 400000 Livres.

das Gleichgewicht zu halten, wofern er dieselbe miß- 1374
brauchen wollte. Die Königin, die Herzoge und alle ernennte Räthe musten die königliche Verordnung gleichfalls beschwören. — Jedoch, der Tod der Königin vernichtete diese Maasregeln, und das die Volljährigkeit betreffende Edikt fand Hindernisse in dem Ehrgeitz und Mißverständniß der Prinzen. Ob es gleich Karl der Sechste bestätigte, so erlangte es doch erst lange hernach die Kraft eines Reichsgrundgesetzes.

Zur bestimmten Zeit wurden die **Friedensun-** 1375
terhandlungen zwar wieder angefangen, aber nach vielfältigen Bemühungen der päbstlichen Legaten nichts weiter bewürket, als eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis auf Johannistag. Die wechselseitigen Ansprüche durchkreutzten sich zu sehr, als daß man sie gehörig hätte entwickeln und vergleichen können. Der König von Frankreich forderte die Summe von vierzehnhundert tausend livres, die er zur Auslösung seines Vaters erlegt hatte, und noch überdem das Niederreissen der Festungswerke um Calais. Die Engländer hingegen bestanden auf der völligen Abtretung der Oberhoheit über Güyenne, nach dem Inhalt des bretignischen Friedens, wie auch die Räumung aller dort eroberten Plätze. König Karl erklärte, mit Beystimmung seines Raths, er könne die Bedingungen nicht eingehen, weil sie dem bey seiner Thronbesteigung abgelegten Eid gerade entgegen wären. Eduard widersetzte sich dem Friedensschluß, und man begreift nicht warum, oder worauf er seine Widersetzlichkeit gründete? Sein Reich war durch einen langwierigen Krieg von Menschen und von Geld entblößt; er hatte seine besten Feldherren verlohren; **Prinz Eduard von Wallis**, das vornehmste Triebrad des Glücks der Engländer in den vorigen Kriegen, starb in diesem Jahr; der König selbst wurde alt, schwächlich und verdrießlich. Dennoch

1375 verlohr er den Muth nicht ganz; er arbeitete heimlich an einem Bündniß mit dem Grafen von Foix, der am Ende die wohlthätige Ruhe, in der er bisher gelebt, denen ihm angebotenen ungewissen Vortheilen vorzog. Eben so wenig fruchteten die neuen Ränke des Königs von **Navarra.** Die schwachen Bande, die ihn bisher noch einigermassen an das Interesse des Königs von Frankreich geknüpft hatten, wurden zerrissen durch den Tod seiner Gemahlin, **Johanne von Frankreich.** Vor länger als einem Jahr hatte er diese Prinzeßin nach Frankreich geschickt, unter dem Vorwand, den König Karl in vortheilhaften Gesinnungen gegen sich zu erhalten. Man hatte ihren Gemahl im Verdacht, als habe er sie vergiften lassen. Zu eben derselben Zeit sagte man, der König von Navarra habe auch seinem ältesten Sohn, dem Grafen **Karl von Beaumont** und dem Kardinal von **Boulogne** Gift beybringen lassen; letzter starb damals würklich in Spanien: der Prinz hingegen blieb am Leben. Ohngeachtet er sich gegen diese Beschuldigungen zu rechtfertigen suchte, und man die Gewißheit derselben nicht beweisen konnte; so blieb er deshalb doch immer in starkem Verdacht. Sein neues Bündniß mit England war damals von keinen Folgen.

Die Zeit des Waffenstillstandes benutzte der König von Frankreich theils zur bessern Einrichtung seiner Staatswirthschaft, theils zur Verstärkung seiner Macht. Die zu Anfang des Kriegs ausgeschriebenen **Steuern** daureten noch fort, und niemand ließ Klagen hören. König Karl erhielt nicht allein dadurch, sondern auch durch die Verlängerung des Aufenthalts der **Juden** in Frankreich sehr ansehnliche Summen, die er zum Theil auf die Ausrüstung einer **Flotte** wendete, weil ihn die Erfahrung oder die kastilische Seemacht gelehrt hatte, wie wichtig die gute Besorgung dieses Artikels in Kriegen mit Eng-

land sey. Besonders wurden an den Küsten der Nor- 1375
mandie viele Schiffe gebauet, und Karl der Fünfte war der erste französische König, der den Entwurf zu einer beständig daurenden Flotte königlicher Kriegsschiffe machte, und ihn auch zum Theil ausführte. Denn vorher muste man sich entweder mit den Schiffen der Kaufleute, oder mit Schiffen der Bundsgenossen, oder mit Galeeren der Genueser, die man in Sold nahm, behelfen. Die Schiffe, die König Karl damals bauen ließ, waren grösser, als die bisher auch zum Krieg gebrauchten Kauffartheyschiffe, aber freylich noch sehr weit von der ungeheuren Grösse der heutigen Kriegsschiffe entfernt. Die grösten Kriegsschiffe derselben Zeit, die man Galeeren nennte, schifften mit Rudern und Segeln; sie waren mit kleinen Thürmen, mit Wurfmaschinen und mit Enderhacken versehn. Am Vordertheil ragte ein langer starker mit Eisen beschlagener Balken hervor, mit dem man die Seiten der feindlichen Fahrzeuge durchbohrte. Ausser diesen Galeeren hatte man Schiffe, deren Bord höher war, die blos mit Segeln schifften. Zum Ueberschiffen der Mannschaft, die grösstentheils aus Reuterey bestand, bediente man sich grosser Fahrzeuge, die man **Huißiers** nennte, von der Thüre (Huys), durch die man die Pferde hineinbrachte. Diese Thür, deren Oeffnung mit ins Wasser gieng, wurde sorgfältig verwahrt, ehe man das Schiff absegeln ließ.

Der **Tod des Herzogs Philipp von Or-** am 1. Sept.
leans, der ohne Kinder starb, vergrösserte den Umfang der königlichen Domänen. Dieser Prinz war des Königs Oheim väterlicher Seits; ihm zu Gunsten hatte Humbert die erste Abtretung des Delphinats gemacht, die hernach Philipp auf seinen Bruder, den Herzog von der Normandie, übertrug. Er war mit **Blanken**, der nach dem Tod ihres Vaters,

Karls

1375 Karls des Vierten, gebohrnen Prinzeßin, vermählt. Gleich nach seinem Absterben vereinigte der König unzertrennlich und unwiderruflich das Herzogthum **Orleans** mit den Krongütern, so daß weder er noch seine Nachfolger unter keiner Ursache dasselbe wieder davon sollten trennen können. In der Folge werden wir sehen, daß diese Wiedervereinigung eben das Schicksal hatte, wie diejenige des Herzogthums Burgund unter der vorigen Regierung.

1376 Kurz vor seiner **Abreise von Avignon nach Rom** hatte **Pabst Gregor der Eilfte** eine neue **Verlängerung des Waffenstillstandes** zwischen Frankreich und England vermittelt. Diese Verlängerung kam nun auch ihrem Ende nahe, und mit ihr verschwand vollends alle Hoffnung zu einem immerwährenden Frieden. Zwar fehlte es nicht an neuen Unterhandlungen: allein, beyde Theile waren weniger einstimmig, als jemals; sie konnten es nicht einmal zu einer Verlängerung des Stillstandes bringen. Der König von Frankreich war, nach der Versicherung seiner Geschichtschreiber, durch den bisherigen glücklichen Erfolg seiner Unterhandlungen nicht so aufgeblasen, daß er seinen Feinden übertriebene Bedingungen hätte vorschreiben sollen: vielmehr schien er, nach den Vortheilen eines dauerhaften Friedens trachtend, sein eigenes Interesse aufzuopfern, indem er England Vorschläge that, welche dieser Krone bey der damaligen schlimmen Lage, in der sie sich befand, unerwartet seyn musten. Karl fürchtete den Krieg nicht — denn er besaß Schätze, erfahrne Generale und Soldaten, und eine Flotte von fünf und dreyßig Kriegsschiffen — er bot den Frieden an. Calais verursachte die stärkste Hinderniß; Karl verlangte den Platz wieder, und wollte dafür Eduarden alles wiedergeben, was er jenseits der Loire besessen hatte, doch so, daß er sich die Oberherrlichkeit über jene Provinzen

zen vorbehielt. Der König von England blieb über 1376
diesen Punkt ganz unbeweglich. Die französischen Bevollmächtigten thaten einen Vorschlag; Eduard sollte Calais behalten, und sich damit begnügen lassen, daß man ihm jenseits der Loire Montauban, und das ganze Land zwischen den Flüssen Veron und Tarn, nebst dem Theil von Querci zwischen dem Lot und der Dordogne, mit der Bedingung abtreten wollte, daß die Oberhoheit über alles, was die Engländer in Frankreich besässen, dem König von Frankreich bleiben sollte. Karl hatte seinen Bevollmächtigten ein Verzeichniß mitgegeben von den Plätzen, die sie Eduarden überlassen sollten; die Anzahl derselben belief sich auf vierzehnhundert verschlossene Städte und dreytausend Schlösser oder Festungen, blos in den aquitanischen Landschaften. Diese fast unbegreifliche Menge fester Plätze, welche alle im Stande waren, wenigstens einigen Widerstand zu thun, bildet uns ein sonderbares Gemählde von der damaligen Gestalt des französischen Reichs, welches mit Festungswerken so zu sagen übersäet war, wovon heut zu Tage nur noch Trümmer vorhanden sind, traurige Denkmahle des Kriegs, der das Innere des Reichs so lange Zeit zerrüttet hat!

Die englischen Bevollmächtigten waren im Be- 1377
griff, die letzte Entschliessung des Königs von Frankreich nach England zu überbringen, als sie die Nachricht von dem Absterben ihres Monarchen empfiengen. **Eduard der Dritte starb** im fünf und sech- am 21.
zigsten Jahr seines Alters, und in dem ein und funf- Jun.
zigsten seiner Regierung; und die Engländer empfanden, wiewohl zu spät, den unersetzlichen Verlust, den sie dadurch erlitten hatten. Sein Enkel, **Richard der Zweete**, ein Sohn des von uns so oft erwähnten Prinzen von Wallis, wurde nun in seinem eilften Jahr König von England.

Bey

1377 Bey der Minderjährigkeit des neuen Königs verursachte der **Krieg mit Frankreich und Kastilien** den englischen Herren grosse Bekümmerniß, zumal da die vereinigte Flotte dieser beiden Kronen eine Landung in der Grafschaft **Kent** und an andern englischen Küsten wagte, und verschiedene Städte plünderte und verbrannte. Auf dem festen Lande in Frankreich nahm zu eben derselben Zeit der Herzog von Burgund **Ardres** und andre Plätze wieder weg, welche die Engländer von Calais und Guines aus erobert hatten, und setzte dadurch die Gebiete von Boulogne, St. Omer und Therouenne vor den Streifereyen der Engländer sicher. Zu Güyenne suchte der Herzog von Anjou die noch übrigen Plätze den Feinden zu entreissen, und war auch mit hundert und vier und dreyßig derselben glücklich. Nicht minder vortheilhaft lief der Feldzug in **Bretagne** ab. Der Herzog behielt nichts übrig, als das Schloß bey Brest, welches **Clisson** noch dazu belagerte. Zu allen diesen Unfällen gesellte sich noch ein schottischer Krieg. Die Engländer wollten die Schotten in ihrem Vaterlande züchtigen, musten sich aber mit Verlust wieder zurückziehen.

1378 Zu Anfang des folgenden Jahrs genoß König Karl das Vergnügen, seinen Oheim, **Kaiser Karl den Vierten**, der an dem französischen Hof war erzogen worden, als einen Zuschauer seines Ruhms, in Paris zu sehen. Der Kaiser wird beschuldiget, als habe er bey seinem damaligen Aufenthalt in Frankreich das Königreich **Arelat** für eine gute Mahlzeit an den König Karl verschenkt. Allein; er ist mit gutem Grunde von dieser Beschuldigung freygesprochen worden. Hingegen ist nicht zu läugnen, daß er dadurch der Oberherrschaft des teutschen Reichs über Arelat für das künftige sehr geschadet habe, daß er den **Dauphin**, auf Lebenslang und unwiderruflich,

zum

zum Generalvikar im Königreich Arelat und 1378
im Delphinat, mit einer sehr erweiterten Gewalt, ernannt hat. Er gab ihm auch das Schloß Pompet bey Vienne, und in dieser Stadt ein Haus, mit Namen Chameaux, und erklärte ihn für volljährig.

Einige Zeit vorher hatte der König von Navarra seinen ältesten Sohn, den Grafen Karl von Beaumont, an den französischen Hof geschickt, um einige Erläuterungen über den letzten Vergleich einzuholen. König Karl, der zu billig dachte, als daß er den Sohn wegen des lasterhaften Betragens des Vaters zur Verantwortung hätte ziehen sollen, empfieng den jungen Prinzen mit allen seiner Geburt schuldigen Ehrenbezeugungen. Nicht lange hernach erfuhr man durch geheime Berichte, daß ein Anschlag auf des Königs Leben im Werke sey. Da diese Berichte nur in allgemeinen Ausdrücken bestanden, so wurde König Karl äusserst unruhig; wie sollte er ein Verbrechen ausspähen, dessen Quelle sich in Finsternissen verlohr? Der Verdacht fiel auf Karl den Schlimmen; die vergangenen Zeiten rechtfertigten dies; man suchte Spuren in dem Verhalten der Navarresen. Der Graf von Beaumont selbst schien wegen seiner Tugend unschuldig; und in der That erhoben alle Handlungen desselben diese Vermuthung zur Gewißheit. Der König von Navarra hatte ihn nur als seinen Repräsentanten nach Frankreich geschickt; einer der ihm zugeordneten Räthe war der Kenner und das Triebrad seiner Absichten. Durch den Kanal dieses Agenten suchte man in ein Geheimniß einzudringen, welches unerklärbar schien. König Karl ließ sich der Person des navarrischen Kammerherrn, Jakobs du Rüe, versichern. Man durchsuchte sogleich seine Papiere, und fand eine Anweisung, nach welcher die Räthe des Königs von Navarra bey Ausführung des schrecklichen Vorhabens gegen Frankreich verfahren

1378 ren sollten. Die Aussagen des Gefangenen bestätigten und vergrösserten die schauderhaften Entwürfe in gedachter Anweisung. Ohne Tortur erfuhren die Richter, daß der König von Navarra einen jüdischen Arzt, mit Namen Angel, aus der Insel Cypern gebürtig, durch die angelegentlichsten Bitten und schmeichelhaftesten Versprechen zu bewegen gesucht habe, den König von Frankreich mit Gift hinzurichten. Der Arzt habe sich zu der schwarzen That nicht entschliessen können, habe den navarrischen Hof verlassen, sey aber durch Veranstaltung des Königs von Navarra im Meer ersäuft worden.

Ein mißgerathener Versuch war nicht fähig, die Bestrebungen des Hasses, den der König von Navarra gegen Karl'n hegte, zu schwächen; seine thätige Einbildungskraft gab ihm täglich neue Bubenstücke ein. Als König Eduard von England gestorben war, hoffte Karl der Schlimme, Frankreich leichter unterdrücken zu können. Die Regenten Englands folgten andern Grundsätzen, als der verstorbene König; sie schmeichelten dem König von Navarra mit einer Vermählung des jungen Königs Richard und seiner Prinzeßin. In dieser Hoffnung überließ sich Karl der Schlimme ganz der englischen Regierung. Er machte sich anheischig, Frankreich mit Krieg zu überziehen, und seine Plätze in der Normandie den Engländern auszuliefern. Unterdes sollten seine Unterhändler den französischen Hof sicher machen und einschläfern, bis der gemachte Entwurf zur völligen Reife gediehen seyn würde. Weil er aber aus den Begebenheiten voriger Zeiten wohl wuste, daß die Weisheit des Königs von Frankreich alle seine Anschläge zu vereiteln fähig sey; so nahm er Maasregeln, die er zur Abkürzung eines Lebens, an dem das Wohl des Staats hieng, für untrüglich hielt. Der Tod des Königs sollte das Zeichen zur Ausführung der entworfenen Revolution abgeben.

geben. Wär' ihm dieses entsetzliche Vorhaben ge- 1378
lungen, so würde Frankreich ohne Zweifel der grösten Gefahr ausgesetzt worden seyn. Die mit der Minderjährigkeit eines Prinzen verknüpften Verwirrungen, die geheime Eifersucht der Grossen, die in das Herz des Königreichs eingeführten Feinde würden alle vergangene Unfälle erneuert haben. Das zum Untergang des Königs von Frankreich bestimmte Gift wurde unter den Augen Karls des Schlimmen von einer Judenfrau zubereitet. Ein Kammerdiener dieses unwürdigen Prinzen sollte nach Paris gehen, sich durch Hülfe eines mit ihm verwandten königlichen Küchenbedienten Eingang in den königlichen Pallast verschaffen, und einen geschickten Augenblick zur Ausführung des Mords abwarten. Schon freute sich der König von Navarra seines Verbrechens, dessen Erfüllung nur noch von der Zeit einiger Tage abhieng, als ihn die Gefangennehmung seines Ministers in die gröste Verwirrung setzte.

Der navarrische Prinz war nicht am Hofe, als du Rüe eingezogen wurde. Man schickte ihm einen Geleitsbrief, um sich ohne Verzug einzufinden. Er hatte so wenig Kenntniß von der Verschwörung seines Vaters, daß er auf der Stelle nach Senlis kam, wo sich damals der König von Frankreich aufhielt. Er verlangte die Loslassung des Ministers. Statt aller Antwort ließ Karl die vornehmsten Glieder seines Staatsraths kommen, und in Gegenwart des jungen Prinzen die Aussagen des Gefangenen vorlesen. Zugleich eröffnete er ihm, daß die Ruhe des Reichs, und selbst das Wohl der beiden Prinzen von Navarra, die Wegnahme aller navarrischer Plätze in Frankreich nothwendig mache. Die meisten Befehlshaber dieser Festungen waren in dem Gefolge des Grafen von Beaumont und bey diesem Vorgang gegenwärtig. Man ließ sie schwören, dem König von Frankreich

1378 die ihnen anvertrauten Städte und Schlösser zu übergeben. Der Graf handelte bey dieser Gelegenheit so ehrlich, daß man auf seinen Rath einen dieser Befehlshaber, dessen Treue ihm verdächtig schien, gefangen setzte. Auch in der Folge bewies er, daß man sich auf seine Rechtschaffenheit und Zusage verlassen könne.

Der Herzog von **Burgund** und der **Konnetabel** empfiengen Befehl, mit einigen Truppen nach der **Normandie** zu gehen und sich der Plätze zu bemächtigen, die der König von **Navarra** in dieser Provinz besaß. Der Graf von **Beaumont** begleitete sie. Einige Städte ergaben sich ohne Widerstand; bey den meisten muste man Gewalt brauchen. In dem Schlosse **Bernai** nahm er einen Sekretar des Königs von Navarra, mit Namen **Peter du Tertre**, gefangen. Er wurde nach Paris gebracht und in den Thurm des Tempelpallastes eingesperrt. Durch sein Verhör erfuhr man noch viele Umstände von den Verträgen, welche Karl der Schlimme zu verschiedenen Zeiten mit den Feinden des französischen Staats geschlossen hatte; wie auch, daß er noch immer seine alten Ansprüche auf Burgund beybehalte. Man hatte viele Briefe aufgefangen, deren Sinn unter seltsamen Ausdrücken versteckt lag und unerklärlich schien; der Sekretar gab den Schlüssel zum Verständniß derselben her, welcher blos darinn bestand, daß man statt der wahren Namen der Oerter oder Personen fremde oder erdichtete setzte. Auf diesen Kunstgriff, der in unsern Tagen sehr plump scheinen würde, schränkte sich die ganze Feinheit jener Zeit ein. Von Vergiftungen wollte der Sekretar durchaus nichts wissen. Nachdem alle Punkte dieser beiden Processe hinreichend auseinander gesetzt waren, so befahl der König von Frankreich, der die Verbrechen Karls des Schlimmen und die Gerechtigkeit seines

Betra-

Betragens gegen diesen Herrn öffentlich bekannt ma- 1378
chen wollte, daß die beiden Gefangenen vor das Par-
lament geführt und in Gegenwart desselben von neuem
befragt werden sollten. Die Versammlung war dies-
mal ausserordentlich zahlreich und ansehnlich; die Aus-
sagen wurden vorgelesen, und die beiden Gefangenen
bestätigten sie nochmals, mit dem Zusatz, sie wüsten
wohl, daß sie des Todes würdig wären, wenn ihnen
nicht der König Barmherzigkeit widerfahren liesse.
Der König befahl, daß nach Urtheil und Recht mit
ihnen verfahren werden sollte. Die Gerichte ver- am 21.
dammten sie zum Tode, und man schlug ihnen vor Jun.
den sogenannten Hallen die Köpfe ab.

Unterdes hatten der Herzog von Burgund und
der Konnetabel bey Eroberung der navarrischen Plä-
tze in der Normandie mehr Schwierigkeiten gefunden,
als man Anfangs geglaubt hatte. Verschiedene Plä-
tze musten förmlich belagert werden, und thaten hef-
tigen Widerstand. König Karl begab sich selbst nach
Rouen und half die kriegerischen Unternehmungen
lenken. Breteuil war einer der vornehmsten Plä-
tze, der sich den Herren von Couci und de la Riviere
ergab. Man bekam in demselben den zweeten Prin-
zen des Königs von Navarra, mit Namen Graf
Peter von Mortain, und seine Schwester, die
Prinzeßin von Navarra, und schickte sie dem König
von Frankreich, der sie, als Verwandte, mit allem
ersinnlichen Wohlwollen empfieng. Ausser andern
Oertern eroberte man besonders durch Hülfe der Ka-
nonen, deren Gebrauch nunmehr häufiger wurde,
Bayeux, Carentan und Pont-Audemer. Alle
Festungswerke der navarrischen Plätze wurden auf
Befehl des Königs von Frankreich geschleift. Wäh-
rend der Zeit, da dies in der Normandie vorgieng,
nahm der Herzog von Anjou, Statthalter in Gäyen-
ne, auf Befehl des Königs, die Stadt Montpel-

1378 lier ohne Widerstand ein, setzte die navarrischen Diener und Beamten daselbst ab, und ließ das königlich französische Wappen aufstellen.

Kaum hatte Karl der Schlimme die Gefangennehmung seiner gottlosen Werkzeuge erfahren, so schickte er einen seiner Räthe nach London, um den englischen Hof von der Verwirrung, in die er sich gestürzt sah, zu benachrichtigen und zugleich den versprochenen Beystand zu betreiben. Sein Abgeordneter war günstig aufgenommen, ohne jedoch eine entscheidende Antwort zu erlangen. Die Regierung verlangte, daß der König von Navarra selbst nach London kommen und die Bedingungen eines neuen Bündnisses einrichten helfen möchte. Auch in England kannte man die Bosheit und Noth desselben zu gut, als daß man nicht alle erdenkliche Vorsicht hätte anwenden und die ihm zu leistenden Dienste möglichst theuer verkaufen sollen. Karl muste sich zur Reise nach England bequemen, und seine Gegenwart hob alle Schwierigkeiten. Man bewilligte ihm fünfhundert Ritter und fünfhundert Bogenschützen, um seine navarrischen Staaten gegen die Kastilier, die sich zum Krieg gegen ihn rüsteten, zu vertheidigen. Für diese schwache Hülfe verlangten die Engländer die Abtretung der Stadt **Cherburg**, des stärksten und fast einzigen Platzes, den Karl der Schlimme noch in der Normandie besaß. So hart auch diese Bedingung war, so muste er sich ihr doch unterwerfen; freylich nur so, daß die Engländer versprachen, ihm nach drey Jahren den Ort wieder einzuräumen: aber mehr war auch damals nicht nöthig, weil man auf die Folge der Zeit viel ankommen lassen konnte.

König Karl hatte seinem treuen Bundsgenossen, dem König von Kastilien, zeitig genug von den neuen Beweggründen seines Mißvergnügens über den König von Navarra Nachricht gegeben. Für

Heinrichen war dies schon genug. Karl der Schlimme wollte ihm jedoch zuvorkommen und die Stadt Logroño wegnehmen, weil dies für die Kastilier gleichsam der Schlüssel zu seinen Staaten war. Sein hämischer, unkriegerischer Geist suchte durch Bestechung des Seneschalls von Kastilien, Don Pedro Maurique, Meister davon zu werden. Er bot ihm zwanzigtausend Goldgulden an. Pedro bat sich Bedenkzeit aus, und berichtete unterdes die Anträge Karls des Schlimmen dem Könüig, seinem Herrn. Dieser befahl ihm, sich zu verstellen und das Geld anzunehmen. An einem bestimmten Tag sollte der König von Navarra selbst — denn dies hatte Don Pedro mit bedungen — kommen und den Platz besetzen: allein, auf einmal änderte er sein Vorhaben, und schickte nur zweyhundert Lanzen dahin, nebst seiner Standarte. Kaum waren die Navarresen in die Stadt gekommen, so überfiel man sie und legte sie in Fesseln. Martin Henriquez, der die Standarte des Königs von Navarra trug, hatte das Glück, durch Schwimmen über den Ebro zu entrinnen, und brachte seinem König die erste Nachricht von dem schlimmen Erfolg der Unternehmung. So erzürnt nun auch Karl über diesen Unfall und vorzüglich über den Verlust seines Geldes war, so muste er sich doch glücklich schätzen, daß er nicht selbst in die von seinen Feinden gelegte Schlinge gefallen war. Der Infant von Kastilien verwüstete hierauf die Länder des Königs von Navarra bis in die Gegenden von Pampelona. In der Normandie fuhren die Franzosen mit Eroberungen fort. Evreux fiel gleichfalls in ihre Hände. Der Befehlshaber dieser Stadt hatte sich in das feste Schloß Gaurai geworfen, mit dem Entschluß der verzweifeltesten Gegenwehr. Allein, er hatte bald nach seiner Ankunft im Schlosse bey Besichtigung eines Thurms, wo man das Pulver aufbewahrte, das

1378

1378 Unglück, zu verbrennen, indem eins von den Lichtern, die den Thurm erhellten, ins Pulver gefallen war. Durch diesen unglücklichen Zufall verlohr die Besatzung den Muth, und die Belagerer wurden desto eifriger, nachdem sie auch erfahren hatten, daß der Schatz des Königs von Navarra daselbst verwahret würde. Er bestand in einer Summe von sechzigtausend goldenen Franken, drey sehr kostbaren goldenen Kronen und einer Menge von Edelsteinen, die ehedem den Königen von Frankreich gehört hatten. Als der König von Frankreich Nachricht davon bekam, schickte er den Herrn de la Riviere ins Lager, um diese Reichthümer zu sich zu nehmen. Dieser Herr ermahnte die Generale, die Bestürmung des Platzes mit allem Eifer zu betreiben, und sie waren bald so glücklich, ihn einzunehmen und dem Herrn de la Riviere die Schätze auszuliefern. Endlich war nichts weiter zu erobern mehr übrig, als die Stadt **Cherburg**. Der stets glückliche Konnetabel griff sie mitten im Sommer an, war aber zu Anfang des Winters noch nicht weiter gekommen, als am ersten Tag der Belagerung; deswegen befahl ihm der König, abzuziehen, und die Truppen in der Landschaft Cotentin die Winterquartiere halten zu lassen. Auch die Belagerung der sehr beträchtlichen Stadt **Mortagne** in Angoumois muste aufgehoben werden, nachdem der tapfre **Rvain von Wallis**, der Anführer der Belagerer, von einem Meuchelmörder erstochen worden, und bald darauf der Herr von Neuville mit einem englischen Geschwader in die Garonne eingelaufen war. Hingegen muste auch der Herzog von Lancaster die Belagerung der Stadt **St. Malo** in Bretagne aufheben, welcherwegen eine besondere Flotte war ausgerüstet worden, und mit welcher er unverrichteter Dinge wieder nach England segeln muste.

Diese

Diese fehlgeschlagene Unternehmung verminder- 1378
te noch mehr die Hoffnung des Herzogs von Bretagne, zum Besitz seiner Staaten zu gelangen. Seit einigen Jahren hatte er sich in England, noch mehr aber in Flandern aufgehalten; denn der Graf von **Flandern** war mit ihm verwandt. Bey aller Gelegenheit und oft mit grosser Unbesonnenheit äusserte er seinen Unwillen über den König von Frankreich, am meisten bey Gefangennehmung eines Edelmanns, mit Namen Peter von **Bournezel**, den König Karl nach Schottland schickte, um den König dieses Reichs gegen die Engländer aufzubringen. Der Graf von Flandern ließ ihn wegen seines unanständigen Betragens anhalten, und der Herzog von Bretagne bediente sich gegen den Edelmann anzüglicher Reden, die zugleich für den König von Frankreich beleidigend waren. Dieser ließ dem Grafen von Flandern sagen, er möchte dem Herzog von Bretagne weiter keinen Aufenthalt in seinen Staaten vergönnen. Der Graf, dem seine Stände alle Hülfe versprochen, war schon bereit, dieser Zumuthung kein Gehör zu geben, als der Herzog selbst für gut fand, nach England zu reisen, und durch seine Gegenwart desto eher eine kräftigere Unterstützung auszuwürken. Die englische Regierung verfuhr gegen ihn eben so, wie gegen den König von Navarra. Sie häufte die Schwierigkeiten wegen eines hinreichenden Beystandes, und verlangte Sicherheit. Durch die traurige Lage seines Glücks bedrängt, erbot sich **Montfort**, alle Forderungen des englischen Staatsraths zu bewilligen. Es war ihm nichts mehr übrig, als die Stadt und das Schloß **Brest**. Die Engländer verlangten den Besitz derselben so lange, als der Krieg mit Frankreich währen würde; der Herzog sagte ihnen dieses zu; und so erhielten die Engländer einen neuen Schlüssel zu den französischen Staaten. Brest wurde ihnen eben das,

1378 was ihnen von andern Seiten Frankreichs die Städte **Calais**, **Cherburg** und **Bourdeaux** waren. Mit der Eroberung dieses zuletzt genannten Platzes hatten sich die Franzosen seit einiger Zeit geschmeichelt. Zur Ausführung dieses wichtigen Unternehmens hatte der König seinem Bruder, dem Herzog von **Anjou**, die Erhebung einer Steuer in Güyenne bewilliget. Der Krieg in Bretagne und Normandie machte die Sache rückgängig, und doch behielt der Herzog von Anjou für sich die erhobenen Summen. Ueberhaupt war der Geitz dieses Herrn ganz unersättlich; immer machte er neue Forderungen an den König, so daß dieser endlich genöthiget war, ihm ohne Rückhalt zu erklären, er werde ihm in Zukunft nichts mehr bewilligen.

In eben diesem Jahr vergrösserte König Karl seine Krongüter durch die Herrschaft **Creil**, die er der Königin von Böhmen, Beatrix von Bourbon, abkaufte; ferner durch die Grafschaft **Dreux**, die er von dem Vicomten von Thouars eintauschte; durch die Stadt und Grafschaft **Pezenas**, nebst einem Theil des alten Amtes **Beziers**. Der Erzbischof von Reims übergab ihm die Herrschaften **Mouzon** und **Beaumont** in **Argonne**. Um eben dieselbe Zeit brachte der König einen Theil der von den alten Herren des Delphinats gemachten Veräusserungen wieder an die Krone.

Von der langwierigen und ärgerlichen Trennung in der abendländischen Kirche, die gemeiniglich das **grosse Schisma** genennt wird, und im Jahr 1379 anfieng, können wir hier nur folgendes erzählen. Die Kardinäle, die Gregor den Eilften von Rom nach Avignon begleitet hatten, und grösstentheils Franzosen waren, hielten nach dem Tode dieses Pabsts zu Rom das Konklave, und es zeigten sich bald die Früchte der sie trennenden Uneinigkeit. Hierzu

kamen

kamen die Römer, welche aus gerechten Ursachen ei- 1378
nen Mann verlangten, der sie nicht verlassen sollte. Endlich wurde bekannt gemacht, daß der bisherige Erzbischof von Bari, im Königreich Neapel, Bartholomäus von Prignano, erwählt worden sey. Er trat sein Amt unter dem Namen **Urbans des Sechsten** mit einer unbedachtsamen Strenge, selbst gegen die Kardinäle, an, und begieng noch dazu die Thorheit, seine Gönnerin, die Königin Johanne von Neapel, vor den Kopf zu stossen. Eben die Kardinäle, die ihn erhoben hatten, entfernten sich von Rom, hielten erst zu Anagni, dann zu Fondi einige Unterredungen, und da ihre Vorstellungen bey dem Pabst nichts fruchteten, thaten sie ihn in Bann, und erwählten den Kardinal von Genf, Robert, der den Namen **Klemens des Siebenten** annahm, sich erst zu Neapel aufhielt, und sich hernach mit den ihm getreuen Kardinälen nach Avignon begab. So hatte die römische Kirche zwey Häupter, und in kurzer Zeit waren die europäischen Fürsten, auch nach den Gesetzen ihrer Staatslehren, über sie getheilt. Urban wurde von dem teutschen Reiche, England, Ungern, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Preussen, Norwegen, Holland, und fast ganz Italien erkannt: hingegen erklärten sich für Klemens Frankreich, Spanien, Neapel, Schottland, Lothringen und Savoyen. Beide Päbste hatten einen schlechten Charakter, und es wurden die übeln Folgen dieser Spaltung gar bald fühlbar. Ein jeder that den andern in Bann; doch war Urban unstreitig schlimmer, als Klemens. Man sagt, die Kardinäle, die diesen letzten gewählt, hätten vorher die **päbstliche Würde König Karl'n dem Fünften von Frankreich**, der ein Witwer war, **angeboten**: dieser Monarch aber habe sie ausgeschlagen, weil ihm der linke Arm gelähmt und er deswegen auffer Stand gewesen wäre,

1378 die Messe zu halten. — Diese, vierzig Jahr lang währende Spaltung hatte wichtige Folgen, und gab der päbstlichen Macht einen grossen Stoß: wir müssen aber die Entwickelung dieser Merkwürdigkeiten dem Geschichtschreiber Italiens überlassen.

Bey den fruchtlosen Versuchen, einen dauerhaften Frieden zwischen Frankreich und England herzustellen, währten die Feindseligkeiten an verschiedenen Orten fort. Der englische Feldherr **Neuville** hatte nach dem Entsatz der Stadt **Mortagne** den Franzosen verschiedene Plätze in Bourdelois weggenommen. Bey seiner Rückkunft nach Bourdeaux traf er den König von Navarra in dieser Stadt an, welcher damals, von allen Seiten bedrängt, nicht mehr wuste, wohin er sich retten sollte. Don Juan, Infant von Kastilien, war mit zwanzigtausend Mann in Navarra eingefallen, verwüstete dieses unglückliche Land, und belagerte die Hauptstadt **Pampelona**. Die Engländer versprachen Karl'n dem Schlimmen Unterstützung, und er begab sich wieder, in Hoffnung, daß sie bald folgen würde, nach St. Jean-Pied-de Port; aber er wartete sehr lange vergebens. Pampelona würde gewiß an die Kastilier übergegangen seyn, wenn nicht der Vicomte von Chatillon die Stadt so ausnehmend tapfer vertheidiget hätte, und wenn nicht endlich noch die englische Hülfe erschienen wäre. Die Engländer verwüsteten hierauf einige Gegenden auf den kastilischen Gränzen, musten sich aber bald entfernen, vermöge eines harten Vergleichs, zu dem der König von Kastilien Karl den Schlimmen durch ein mächtiges Heer gezwungen hatte. In der **Normandie** waren die Engländer glücklicher. Sie schlugen einen Haufen französischer Krieger, welche Cherburg beunruhiget hatten, und nunmehr ganz Cotentin räumen musten.

Was Bretagne betrift, so hatte der Herzog 1378
dieses Landes bisher nicht aufgehört, Haß gegen Frankreich und Neigung gegen England zu äussern. Die Mannigfaltigkeit der Unfälle, die ihn betroffen, änderten nichts in seinen Gesinnungen. Seiner Staaten beraubt, flüchtig, und der Gnade des englischen Hofs lebend, zog dieser Prinz ein widriges Geschicke, das ihm ehrenvoll schien, dem ruhigen Besitz seiner Staaten vor, die er durch Nachgeben hätte wieder erlangen können. König Karl, der die Hartnäckigkeit des Herzogs für unbezwinglich hielt, faßte endlich einen Entschluß, der von einem Theil seiner Hofleute gebilliget wurde, und dem sich seine treuesten Räthe nicht zu widersetzen wagten, ohngeachtet sie ihn in ihren Herzen verdammten. Diesem Entschluß zu am 20.
Folge wurde der Herzog vor das Obergericht der Pairs Jun.
geladen, um sich wegen des Verbrechens der Felonie und andrer Beschuldigungen zu rechtfertigen. Bey dieser Vorladung gieng es aber sehr unregelmäßig zu; die vorgeschriebenen Fristen wurden nicht gehörig beobachtet; die persönliche Vorladung geschah nur in königlichen Städten, da sie doch wenigstens auch in Brest, der einzigen Stadt, die damals noch dem Herzog gehörte, hätte geschehen sollen; der gewöhnliche Geleitsbrief wurde auch nicht ausgefertiget. Ursachen genug, warum der Herzog nicht erschien! Diese Betrachtungen hemmten nicht die Hitze, die Rachsucht und Raubbegierde des sonst so klug handelnden Königs von Frankreich. Der Vorladung zu Folge hätte der Herzog am vierten December erscheinen sollen, und am neunten desselben Monats begab sich der König ins Parlament, um sein **Lit de Justice** zu halten. Er sprach selbst sehr umständlich von den Ursachen, die ihn zu diesem Schritt bewegt hätten, von dem Bündniß des Herzogs von Bretagne, das sich mit dem Stand eines Vasallen und Pairs von Frankreich

1378 reich nicht vertrüge, von dem Huldigungseid, den er den Feinden des Staats geleistet, von seinen vielfältigen Empörungen, von der verwegenen Ausforderung seines Oberherrn, von den gegen denselben verübten Feindseligkeiten, von seiner Flucht nach England, wo er ohn' Unterlaß eine nebenbuhlerische Nation aufwiegele, sein Vaterland mit Feuer und Schwerdt zu verheeren. Aus allem dem schloß Karl, daß **Johann von Montfort** sich des Verbrechens der beleidigten Majestät theilhaftig gemacht, daß er als ein solcher bestraft, und dem zu Folge **des Herzogthums Bretagne verlustig erklärt**, und daß dieses Land mit den Krongütern vereiniget werden müsse.

1379 So bald der Herzog von den wider ihn ergriffenen Maasregeln unterrichtet war, erneuerte er seine alten Bündnisse mit England. Durch seinen letzten Vertrag überließ er dem König von England und dessen Nachfolgern den eigenthümlichen Besitz des Schlosses zu Brest, im Fall er ohne Nachkommenschaft sterben sollte. Montfort hatte auch mit seiner zwoten Gemahlin noch keine Kinder gezeugt. Dieser Vertrag ward geheim gehalten, weil man den Adel dadurch zu beleidigen glaubte, welcher nicht würde zugegeben haben, daß die Engländer für beständige Besitzer einer Stadt, die ihnen zu jeder Zeit den Eingang in die Provinz erleichterte, erklärt würden. Dennoch nahm der Adel die Nachricht von dem, was in den letzten Sitzungen des Parlaments vorgegangen war, nicht so günstig auf, als sich der Hof geschmeichelt hatte. Der König ließ den **Konnetabel**, wie auch **Clisson**, **Rohan** und **Laval**, aus Bretagne nach Paris kommen, erzählte ihnen, was er in Ansehung des Herzogthums Bretagne beschlossen habe, und erklärte, daß er ohne Verzug eine Armee nach Bretagne schicken wolle. Die bretagnischen Herren

waren

waren schon zu diesem Vortrag zubereitet: aber ihre 1379
Verwunderung war ausserordentlich, als der König
hinzusetzte, er zweifele nicht an ihrer Ergebenheit und
Treue, und hoffe deswegen, sie würden keine Schwie-
rigkeiten machen, ihm die festen Plätze, die sie in
Bretagne besässen, zu übergeben, damit er sie gegen
die Engländer vertheidigen könnte. Eine solche Aeuf-
serung entdeckte deutlich genug die Absichten des Mo-
narchen. Nach einem ziemlich langen Stillschweigen
antworteten die Herren in allgemeinen Ausdrücken,
sie würden jederzeit alles, was ihnen möglich wäre,
zum Dienst des Königs thun, und der Herr von La-
val erklärte sich noch deutlicher, daß er seine Plätze
ohne fremde Hülfe selbst vertheidigen wolle. Da-
mit war zwar der König nicht zufrieden: aber er ver-
barg dennoch sein Mißvergnügen, bewilligte ihnen
überdies die Bestätigung ihrer Freyheiten, und war
mit vortheilhaften Versprechen recht verschwenderisch.
Dies Betragen that eine ganz widrige Würkung. Die
bretagnischen Herren konnten daraus um so viel deut-
licher Karls Absichten erkennen. Sie hielten eine
Versammlung in dem Hause des Herrn von Laval,
welcher ihnen in einer nachdrücklichen Rede vorstellte,
wie nachtheilig ihrem Lande die Entschlüsse des Kö-
nigs wären, daß man eine französische Provinz dar-
aus machen würde, welches ihrer Freyheit äusserst
nachtheilig sey, daß es besser sey, mit einem Herzog,
als mit einem König, zu thun zu haben; der König,
sagte er, befiehlt immer: der Herzog bittet oft. Zu-
letzt versicherte er, daß er sich diesem Unternehmen
mit allen Kräften widersetzen werde, damit man ihm
nie den Vorwurf machen könne, er habe sein Vater-
land, seine Verwandte und seinen Herrn verrathen.
— Diese Rede wurde von den Anwesenden mit all-
gemeinem Beyfall aufgenommen. Du Guesclin war
nicht bey dieser geheimen Versammlung gegenwärtig;

nicht

1379 nicht deswegen, als wenn man mißtrauisch gegen ihn gewesen wäre, sondern weil er als Konnetabel davon auszuschliessen war. Nachdem die Herren einander wechselseitige Versicherungen ihres Entschlusses gegeben hatten, fanden sie nicht für gut, länger am Hof zu bleiben, indem sie befürchteten, ihre Verbindung möchte bekannt werden, und man möchte sich ihrer Personen versichern, um ihre festen Plätze zu bekommen.

Aus diesem ersten fruchtlosen Versuch konnte man leicht schliessen, daß derjenige Theil des bretagnischen Adels, der weniger an den König gebunden war, sich noch weit mehr widersetzen werde, als die vorhin genannten Herren, die noch durch Würden und Gunstbezeugungen dem französischen Hof ergeben seyn musten. Der Entschluß des Königs war auch kaum bekannt geworden, so entstanden in allen Gegenden des Herzogthums Verbindungen des Adels sowohl, als des Volks. Hierbey blieben die Bretagner nicht stehen; sie schickten auch Abgeordnete nach London, die den Herzog einladen sollten, wiederum Besitz von seinen Staaten zu nehmen. Von diesen Verbindungen und Anstalten der Bretagner erfuhr man nur wenige oder doch sehr ungewisse Nachrichten; daher waren auch Karls Zubereitungen zum Krieg nur mittelmäßig. Um vollends dem König den kleinen Ueberrest der Zuneigung von Seiten der Bretagner zu entreissen, riethen ihm einige Hofleute, die mehr darauf bedacht waren, wie sie sich dem König durch scheinbare Vorschläge gefällig machen, als wie sie den wahren Ruhm seiner Regierung befördern wollten, die Salzsteuer und andre Abgaben in Bretagne einzuführen. Wie soll man dies mit der so sehr gerühmten Weisheit Karls des Fünften vereinigen? Verzehrte sie sich etwa mit seinen Lebensjahren? Unmöglich konnte ihm unbekannt seyn, daß vor nicht

allzu-

allzulanger Zeit der Herzog von Bretagne durch eine 1379
zur Unzeit ausgeschriebene Steuer die Treue seiner Unterthanen verscherzt hatte; und wie leicht ließ sichs denken, daß er sich noch weit weniger von ihnen zu versprechen, daß er noch weit mehr dabey zu befürchten habe. Die Konföderationen in Bretagne wurden erneuert und vermehrt; man warb Truppen; man setzte sich in den möglichst guten Vertheidigungsstand; man beschloß, aufs neue Abgeordnete an den Herzog nach London zu schicken. Mit geringer Mannschaft, aber auch mit der Versicherung, bald stärkere Unterstützung zu erlangen, kam der Herzog in der Mün- am 3.
dung des Flusses Rance bey St. Malo an. Die Aug.
Ufer des Flusses waren mit einer unzähligen Menge Volks besetzt, welches seinen so lang verachteten und von ihm entfernt gewesenen Landesherrn mit grossem Freudengeschrey empfieng. Alle warfen sich auf die Knie nieder, reichten ihm die Hände, baten ihn mit Thränengüssen um Verzeihung ihrer begangenen Fehler, erkannten, daß sie wären verführt worden, verwünschten die Urheber ihrer Empörung. Unstreitig war dies der schönste Tag in Montforts Lebenslauf, schöner noch als derjenige, an welchem er bey Aurai seinen Nebenbuhler überwunden hatte. Fast zu eben der Zeit erschien eine spanische Flotte auf der Höhe von St. Malo, und suchte sich der englischen Transportschiffe, welche Kriegsbedürfnisse, Lebensmittel und die Kasse des Herzogs führten, zu bemächtigen. Aber ihr Vorhaben wurde durch die seltene Unerschrockenheit eines englischen Ritters, mit Namen Hüe von Caurelee oder von Kaverle, vernichtet. Der Herzog begab sich nach Dinan, und hatte das Vergnügen, täglich bretagnische Herren mit Truppen ankommen zu sehen; selbst der Vicomte von Rohan, einer der eifrigsten Anhänger Karls von Blois, vergaß seinen alten Groll, und führte ihm vierhundert

1379 lanzen zu. Sogar die Gräfin von Penthievre besuchte den Herzog, und freute sich mit ihm über die glückliche Wendung seines Schicksals. Diese schmeichelhaften Aussichten bewegten den Herzog, in der ersten zu Dinan gehaltenen Versammlung der Stände zu erklären, daß er Willens sey, die Franzosen anzugreifen und ihnen zuvorzukommen; eine Erklärung, die mit einstimmigen Beyfall angenommen wurde. Die Herren giengen auseinander, um die Erfüllung ihrer Versprechen zu veranstalten. Die Stadt Vannes sollte der Sammelplatz der Truppen seyn. Der Herzog selbst reiste in die vornehmsten Städte, und erwarb sich täglich neue Anhänger.

Nothwendig musten alle diese Umstände dem König von Frankreich sehr bedenklich vorkommen. Eine mit so grossem Geräusch und mit so vieler Uebereilung angefangene Unternehmung liegen zu lassen, würde ihm und seinem ganzen Hof Schimpf und Verachtung zugezogen haben. Der Herzog von Anjou erhielt also Befehl, sich mit Truppen den Gränzen von Bretagne zu nähern, und der Konnetabel du Guesclin begab sich von St. Malo nach Pontorson, um ein Heer zu sammlen. Die Freunde dieses grossen Mannes konnten sich nicht enthalten, ihm Vorwürfe deswegen zu machen, und er selbst, so wie andre Diener des Königs, empfand einen geheimen Widerwillen, die Pflichten seiner Würde auszuüben. Er hätte lieber gegen einen jeden andern, als gegen den Herzog von Bretagne, seinen natürlichen Oberherrn, seine Tapferkeit angewendet. Dennoch gehorchte er. Allein, bald setzte ihn der König ganz ausser Stand, ihm auf eine nützliche Weise zu dienen. Durch sein Glück hatte er eine grosse Menge vom Adel an sich gezogen; die meisten waren seine Verwandte oder Freunde; alle aber seine Landsleute. Viele dieser Edelleute verliessen die französischen Dienste, als sie sahen, daß

der

der Krieg gegen ihren Herzog ausbrach. Aufgebracht 1379.
über diese Entweichung, ließ der König einen Befehl ergehn, durch welchen allen Bretagnern, die nicht für ihn gegen Montfort streiten wollten, angekündiget wurde, sich zu entfernen. Hierauf sah sich der Konnetabel bald von einer ansehnlichen Zahl treflicher Krieger verlassen. **Clisson**, sein Waffenbruder, blieb bey ihm: aber Clisson selbst verlohr Anhänger, deren Abfall er am wenigsten vermuthet hatte. Voll Unmuths über einen fehlgeschlagenen Versuch auf **Nantes** begab er sich nach **Pontorson**, wo der Sammelplatz der französischen Truppen war.

Unterdes hatte **Johann von Beaumanoir** einen Einfall in die **Normandie** gethan und ungehindert einige Schlösser erobert, und auf dem platten Lande die schrecklichsten Verwüstungen ausgeübt. Dieser im Grunde schwacher Vortheil flößte dem Herzog die schmeichelhafteste Hoffnung ein. Er führte seine Truppen von Vannes nach Dinan; von da gieng er auf **Pontorson** zu. Die erste Nachricht von seiner Annäherung zerstreute die Armee des Herzogs von **Anjou**, und dieser sah sich dadurch gezwungen, dem Herzog von **Bretagne** einen **Waffenstillstand** vorzuschlagen, der auch angenommen wurde. Man versprach einander, die Zeit zur Beylegung der Zwistigkeit anzuwenden, und dabey den Herzog von Anjou, den Grafen von Flandern, und die Herren von Laval, Rohan, Montafilant und Beaumanoir zu Schiedsrichtern anzunehmen. Diese Verabredung wurde von der Gräfin von Penthievre, ihrem Sohne Heinrich, und den bretagnischen Herren unterzeichnet. Der Herzog von Anjou versprach, dem König dasjenige, was die Schiedsrichter bestimmen würden, annehmlich zu machen. Er ließ für sein Versprechen den König von Navarra, den Herzog von Bourbon und

1379 den Konnetabel die Gewähr leisten. Aber der letzte fiel bald darauf in die Ungnade des Königs.

Nicht vergebens und nicht ohne Ahndung hatte der Held dü Guesclin den König bey Uebernahme der Würde eines Konnetabels gebeten, seinen Verläumdern kein Gehör zu geben und ihn nicht ohne gehörige Untersuchung zu verdammen. Zu wünschen wäre es, daß Karl nie sein damals geäussertes Versprechen vergessen hätte. Büreau de la Riviere genoß, wie gesagt, die höchste Gunst Karls des Fünften in dessen letzten Lebensjahren. Wie er bey einem so aufgeklärten Fürsten solch Ansehn erlangt habe, meldet die Geschichte nicht. Genug, sein Herr überhäufte ihn mit Wohlthaten. Unter andern gab er ihm auf einmal die Stadt und Kastellaney St. Sauveur-le-Vicomte nebst einigen Herrschaften. Dieser Günstling schämte sich nicht, seinem König die gewisse Versicherung zu geben, dü Guesclin begünstigte unter der Hand die Absichten des Herzogs von Bretagne. Die Beschuldigung war abgeschmackt, da dü Guesclin von jeher ein abgesagter Feind des Herzogs und der Engländer gewesen war, und wenigstens ihnen gewiß keinen Vorschub that. König Karl begieng die Schwachheit, dem Verläumder Glauben beyzumessen; ohne die geringste Untersuchung schrieb er an den Konnetabel in Ausdrücken, welche die Treue und Gutmüthigkeit dieses Helden auf das empfindlichste beleidigten. Auf der Stelle schickte, so sagt man, dü Guesclin dem König den Degen wieder, den er ihm in die Hände gegeben, als er ihm die Anführung seiner Truppen anvertraute. Die Ungnade des ersten Kronbedienten blieb nicht lange verschwiegen; ein allgemeines Murren erhob sich über die Beleidigung unstreitiger Verdienste. Der Herr de la Riviere sahe sich bald von allen Bewunderern des Helden — und dies war die ganze Nation — gehaßt

und

und angefeindet. Die Grösse seiner kriegerischen Ta- 1379
lente, seine Freymüthigkeit, seine Bescheidenheit, sein Edelmuth hatten alle Empfindungen des Neides und der Eifersucht selbst bey denen vertilget, die durch ihre Geburt und Tapferkeit berechtiget gewesen wären, nach eben den Ehrenstellen zu streben. Sie liebten ihn so sehr, als sie ihn hochschätzten. Die Prinzen vom Geblüt, die grösten Herren des Königreichs, Zeugen und Mitgenossen der Thaten des Konnetabels, stellten dem König mit der Freiheit, die ihnen ihr Rang und die Aufrichtigkeit ihrer Zuneigung einflößte, die Grösse des Verlustes vor, den der Staat dadurch leiden würde. Karl erkannte, daß man ihn hintergangen habe; er bereute seine Leichtgläubigkeit; er schämte sich nicht, seinen Fehler wieder gut zu machen; ja, er glaubte, dies könne nicht geschwind genug geschehen. Er schickte die Herzoge von Anjou und Bourbon an den beleidigten Konnetabel nach Pontorson, die ihm denn so lange zuredeten, bis er das Konnetabelschwerdt wieder annahm. Du Guesclin kam wieder nach Paris, und der König trug ihm die Lenkung des Kriegs in den südlichen Theilen Frankreichs auf, wo sich viele Anführer englischer Kameradschaften aufhielten, und unter Verheerungen und Plünderungen bis in Ober-Auvergne vorgedrungen waren. Der Herzog von **Bourbon**, dessen Güter von ihren Anfällen bedrohet wurden, hatte den König bewegt, den Konnetabel dahin zu schicken. Als du Guesclin sich vom König beurlaubte, konnte er seine Zufriedenheit darüber, daß er nicht mehr mit seinen Landsleuten fechten sollte, nicht verbergen. Er nahm bald nach seiner Ankunft in Güyenne den englischen Räubern einige Schlösser weg. Bey der Eröffnung des folgenden Feldzugs — man erlaube die (1380)
zeitigere Vollendung der Geschichte dieses Helden — kam er nach Moulins zum Herzog von Bourbon.

1379 Dies war **Ludwig der Zweete**; er überhäufte den Konnetabel mit Höflichkeiten, schenkte ihm einen goldenen mit seinem Wappen emaillirten Becher, und bat ihn, eine goldene Kette mit dem von ihm gestifteten **Orden der Hoffnung** anzunehmen. Er zog hierauf durch Bourbonnois, drang in Auvergne ein, und fieng die Belagerung des festen Platzes Chateauneuf de Randan an. Dieses Schloß liegt einige Meilen von Mende in dem Ländchen Gevaudan, zwischen den Quellen der Flüsse Lot und Allier, und würde vielleicht, so wie vorher, in der Geschichte unberühmt geblieben seyn, wenn nicht das damalige Frankreich den grösten seiner Feldherrn vor den Mauern desselben verlohren hätte. **Du Guesclin**, der nach dem Gebrauch jener Zeiten geschworen hatte, sein Lager nicht eher abzubrechen, bis die Festung würde eingenommen seyn, betrieb die Belagerung mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit, als ihn eine Krankheit überfiel, die man gleich in den ersten Tagen für tödlich erkannte. Er sah sein Ende mit der Unerschrockenheit herannahen, die ihn nie verlassen hatte, und die das Gepräge seines Charakters ausmachte, und
am 13. Jul. verschied in seinem sechs und sechzigsten Jahr. Das Gerücht von diesem Todesfall verbreitete durch das ganze Heer die gröste Betrübniß und Niedergeschlagenheit; das Lager ertönte von Wehklagen. Die belagerten Engländer hatten versprochen, sich dem Konnetabel zu ergeben, wenn sie bis zu einer bestimmten Zeit keinen Entsatz erlangen würden. Ohngeachtet er nun darüber starb, so hielten sie sich doch verbunden, Wort zu halten. Der englische Befehlshaber
(1380) begab sich in Begleitung seiner Leute in das Zelt des Verstorbenen, kniete daselbst vor dem Sarg nieder, und legte die Schlüssel des Platzes darauf.

Der vorhin erwähnte Waffenstillstand wegen Bretagne war zu kurz, als daß die von beiden Thei-

len gewählten Schiedsrichter einen Vergleich hätten 1379
zu Stande bringen können. Die Feindseligkeiten fiengen also wieder an. **Clisson** belagerte **Guerrande**, und erwartete vor diesem Platz, weil er zu schwach war, spanische Hülfe. Der Amirante von Kastilien war auch schon zum Absegeln bereit, als sein König, Heinrich der Zweete, starb. Er hielt es für seine Schuldigkeit, erst die Befehle des neuen Königs Don Juan, Heinrichs Sohn, zu erwarten, die dann für Frankreich so vortheilhaft lauteten, daß die spanische **Flotte** bald an den Küsten von Bretagne erschien. Kurz vorher hatte **Clisson** die Belagerung von **Guerrande** mit Verlust aufheben müssen. Die Spanier belagerten den Ort aufs neue, musten aber bey der Annäherung des Herzogs von Bretagne abziehen, so wie von St. Nazaire. Solche unglückliche Versuche setzten die Spanier so sehr in Schrecken, daß sie sich einschifften und nur an den Küsten herumkreutzten, wo sie einige mit englischen Truppen besetzte Fahrzeuge nahmen. Der Herzog von Bretagne erwartete von Tag zu Tag eine englische Flotte mit neuen Hülfstruppen: endlich aber erfuhr er, daß sie durch einen schrecklichen Sturm zerstreut und grösstentheils untergegangen wäre.

Unterdes fuhren die Schiedsrichter, besonders der Graf von **Flandern**, in ihren Vermittelungen fort, ohne jedoch etwas auszurichten. Der französische Hof würde sich wohl leichter haben bereit finden lassen, wenn er sich nur mit Ehren aus der Sache hätte wickeln können. Die Bretagner glaubten, dies Hinderniß durch eine Bittschrift an den König zu heben, worinn sie um Vergebung baten und versicherten, daß sie nicht mit Willen seinen Zorn erregt hätten, und daß sie ihre Erkenntlichkeit und Treue beweisen wollten, wenn der König ihnen ihre Bitte gewähren würde. Der König nahm die Abgeordneten

1379 der Stände sehr gnädig auf; er wäre geneigt, hieß es, Montforten und dessen Unterthanen wieder zu Gnaden aufzunehmen, und es käme jetzt nur noch auf die Willfährigkeit des Herzogs und auf die Entscheidung des Grafen von Flandern an. Der erste hatte vor kurzem um neuen Beystand bey der englischen Regierung anhalten lassen, aber keine ganz befriedigende Antwort erhalten; doch wurde ein neues

1380 Schutz- und Trutzbündniß zwischen England und Bretagne geschlossen, in welchem aber nur die alten Punkte und Bedingungen wiederholt waren. Der englische Hof versprach zugleich, ein Heer von dreytausend Reutern und eben so viel Bogenschützen, welche Thomas von Wodestok, Graf von Bukingham, Oheim des jungen Königs, anführen sollte, nach Bretagne übersetzen zu lassen. Die Erfüllung dieses Versprechens verzog sich aber wegen des Geldmangels bis ins folgende Jahr.

Während der Zeit, da man in England Anstalten zur Ausrüstung des versprochenen Heers machte, bestrebten sich die beiden königlichen Höfe, einander durch Unterhandlungen und Anerbietungen zu blenden. König Karl hatte schon neue Abgeordnete ernennt, die sich mit den englischen Ministern auf den Gränzen der Picardie unterreden sollten, als er von dem eben gedachten neuen Bündniß des Herzogs von Bretagne mit England Nachricht erhielt, und deswegen niemand an den bestimmten Ort schickte. Hierüber beschwerte sich die englische Regierung, gab dem König von Frankreich Schuld, er habe wider Treue und Glauben gehandelt, und daher sähe sie sich genöthiget, den Krieg lebhafter als jemals wieder anzufangen. Die bretagnischen Stände waren grösstentheils unzufrieden über die neuen und allzugenauen Verbindungen ihres Herzogs mit einer Nation, die sie

stets als ihre Feinde angesehn hatten. Es fiel daher 1380
dem König von Frankreich nicht schwer, einige der vornehmsten Städte in Bretagne, z. B. Nantes, auf seine Seite zu bringen, da unterdes der Herzog ruhig und ohne Verdacht zu Vannes lebte.

Aus Mangel an Fahrzeugen hatte sich unterdes die nach Bretagne bestimmte englische Armee unter dem Herzog von **Bukingham** nach und nach von Dovres und Sandwich nach Calais übersetzen lassen, um von da, ohngeachtet der vorherigen schlimm abgelaufenen Versuche durch das Innere Frankreichs nach Bretagne zu dringen. Gegen Ende des Monats Julius setzten sich die Engländer in Marsch, wurden aber gleich Anfangs und noch mehr in der Folge von einzelnen Haufen französischer Reuter unaufhörlich beunruhiget und gehindert, sich mit Lebensmitteln gehörig zu versehen. Unter den unmenschlichsten Verheerungen, welche besonders Champagne erfahren, kamen sie vor **Troyes** an, wo sie der Herzog von **Burgund** mit zweytausend Rittern erwartete, mit dem Vorsatz, ihnen ein Treffen zu liefern. Weil er aber vom König keine Erlaubniß dazu erlangen konnte, so muste er die Engländer, die ihn selbst zur Schlacht aufgefordert hatten, weiter ziehen lassen. Er folgte ihnen nebst dem Herzog von **Bourbon**, durch die Provinzen Gatinois und Beausse mit einer sich täglich vergrösserten Armee nach. Alle Franzosen brannten von Begierde nach einem allgemeinen Gefechte, und man schickte deshalb eine Bitte nach der andern an den König. Karl blieb unbeweglich, und antwortete jedesmal: lasset nur die Engländer ihren Weg fortsetzen! sie werden sich schon selbst aufreiben. — Eine solche Enthaltsamkeit erhitzte die natürliche Ungeduld der Franzosen aufs stärkste; und alle beschlossen einmüthig, dennoch mit den Feinden zu fechten, wenn sie über den Fluß Sartre,

1380 der die Provinzen Anjou und Maine scheidet, setzen würden. Allein, ehe noch die Engländer dahin kamen, erhielten sie Nachricht von der Krankheit, die den König Karl überfallen hatte.

Karl war, wie schon erinnert worden, stets schwächlich gewesen, und hatte sich blos durch eine sehr strenge Lebensordnung so lange erhalten. Nunmehr aber, in der zwoten Hälfte des Jahrs 1380, fühlte er die Vorboten des Todes. Für seinen Ruhm hatte er lange genug gelebt; desto kürzer für das Glück seiner Staaten. Seine Scharfsichtigkeit sah von fern alle Gefährlichkeiten der Zukunft; das Schicksal seiner Familie und seiner Unterthanen beschäftigten ihn gleich stark. Die gröste Bedenklichkeit muste ihm die Jugend des Dauphins machen. Es kam darauf an, die Regierungsform während einer Minderjährigkeit anzuordnen, die durch die Eifersucht der Grossen sehr unruhig und stürmisch zu werden schien. Welchem von seinen drey Brüdern sollte er die Lenkung des Staatsruders anvertrauen? Er kannte den Edelmuth des Herzogs von **Burgund**: aber er fürchtete seinen Ehrgeitz. Der verschwenderische, unbesonnene Herzog von **Berri** schien am wenigsten zur Uebernehmung der Regierungssorgen geschickt. Der Herzog von **Anjou**, dem, als dem ältesten, die Regierung vor den beiden andern eigentlich gebührte, und dem sie der König sogar schon zu einer andern Zeit zugedacht hatte, war in seinen Augen noch verdächtiger, als die beiden andern. Der unbiegsame und rauhe Charakter dieses Prinzen, seine unersättliche Geld- und Herrschbegierde beunruhigten den König ungemein. Er wuste wohl, daß der Herzog sich einen Entwurf gebildet hatte, der mit dem Vortheil und der Ruhe des Staats nicht bestehen könne. Die Königin **Johanne von Neapel** hatte ihn erst vor zween Monaten an Sohnes statt und als ihren

Nachfolger angenommen. Der Herzog, von dem 1380
Glanz eines Throns geblendet, nahm den Antrag
der Königin mit Freuden an, ohngeachtet ihm sein
Bruder, der König, welcher wohl voraussah, wie
lästig dies Unternehmen für Frankreich werden würde,
davon abgerathen hatte. Ihm unter solchen Umstän-
den die Regierung anvertrauen, hieß eben so viel, als
ihm die Schätze und Kräfte des Königreichs in die
Hände geben, um die Befriedigung seiner ehrgeitzigen
Absichten zu befördern. Aus dem Grunde zog Kö-
nig Karl die Herzoge von Burgund und Berri vor,
und glaubte, wenn er auch den Herzog von Anjou
nicht völlig ausschliessen könnte, so würde er ihm doch
wenigstens dadurch einige Schranken setzen, wenn
er seinen Brüdern ein grosses Ansehn ertheilte. Diese
ließ der König bey der Annäherung seines Todes vor
sich kommen, nebst dem **Herzog von Bourbon,**
Ludwig dem Zweeten, dem achtungswürdigsten
Herrn seiner Zeit, auf den eben deswegen König Karl
sein gröstes Vertrauen setzte. Der Herzog von An-
jou hingegen erhielt Befehl, in seiner Appanage zu
bleiben, weil wegen der anrückenden Engländer seine
Gegenwart daselbst höchst nothwendig wäre. Dem-
ohngeachtet findet man nicht, daß Karl seine im Jahr
1374 gemachte Verordnung, nach welcher der Her-
zog von Anjou nach seinem Tode zum Regenten be-
stellt ward, zurückgenommen hätte. Die Königin
war gestorben; folglich fiel die Sorge der Vormund-
schaft und die Verwaltung der Finanzen des min-
derjährigen Nachfolgers allein auf die Herzoge von
Burgund und Bourbon, denen allem Ansehn nach
der Herzog von Berri beygesellt wurde. Dies ver-
minderte nicht wenig das Ansehn des künftigen Re-
genten, und der König hatte ohne Zweifel seine bei-
den Brüder und den Herzog von Bourbon zu sich
kommen lassen, damit sie gleich nach seinem Ableben

1380 in dem Besitz der ihnen anvertrauten Gewalt seyn, und ihnen der Herzog von Anjou deswegen keine Hindernisse in den Weg legen möchte. Nachdem Karl der Fünfte den Herzogen die Erziehung, Krönung und Vermählung seines Kronprinzen nachdrücklichst empfohlen, sie zum Frieden mit dem Herzog von Bretagne ermahnt, und die Aufhebung der Steuern verordnet hatte — zum Behuf des letztern Umstandes hatte er noch am Tage seines Todes ein Edikt ausam 16. Sept. fertigen lassen; — so starb er im Schlosse Beauté an der Marne, im vier und vierzigsten Jahr seines Alters und im siebzehnten seiner Regierung. Der Herzog von Anjou, der von allem, was in den letzten Tagen des Königs am Hofe vorgieng, Nachricht erhalten hatte, kam, wider den vorhin gedachten Befehl, fast in dem Augenblick, da der König seinen Geist aufgab, zu Beauté an, und wohnte, nebst den dreyen andern Herzogen, dem erst am vierten October gehaltenen Leichenbegängniß zu St. Denis bey.

Karl der Fünfte hinterließ drey Kinder, die er mit seiner vor ihm verstorbenen Gemahlin, **Johanne von Bourbon**, gezeugt hatte. **Karl'n**, bisherigem Dauphin und nunmehrigen Thronfolger; **Ludwigen, Herzog von Orleans**, Stammvater des Zweigs von Orleans und Angouleme, von dem Ludwig der Zwölfte und Franz der Erste abstammten; und **Katharinen von Frankreich**, die an **Johann von Berri**, Grafen von **Montpensier**, den zweeten Sohn des Herzogs von Berri, vermählt wurde.

Zu den schon angeführten Erwerbungen Karls des Fünften gehört auch noch die **Insel Oleron**, welche, so wie die Insel Re, hauptsächlich deswegen wichtig ist, weil durch ihren Besitz den Feinden die Bequemlichkeit genommen werden kann, Unternehmungen

mungen auf Rochelle auszuführen. — Graf Amadäus von Savoyen trat diesem König alle disseits dem Fluß Isere gelegene Schlösser und Güter ab, wofür der Graf sechzehntausend Goldgulden erhielt; zugleich wurde festgesetzt, daß dieser Fluß die natürliche Gränzscheidung zwischen Savoyen und dem Delphinat ausmachen sollte. 1380

Karl der Fünfte besaß nach dem Verhältniß der Kenntnisse seines Jahrhunderts viele **Beredsamkeit.** Er liebte die **Wissenschaften;** er beschützte sie; er beschäftigte sich selbst mit ihnen lebenslang, weil er überzeugt war, daß sie nicht nur zum Ruhm des Staats, sondern auch zum Glück der Nation, die durch sie aufgeklärt und gesittet wird, sehr viel beytragen. **Die Gelehrten oder die Weisheit,** pflegte dieser Fürst zu sagen, kann man nicht genug ehren; denn so lange Gelehrsamkeit in diesem Königreich geschätzt werden wird, so wird auch dessen Wohlstand fortdauern: wofern sie aber in Verfall gerathen sollte, so wird es zu Grunde gehn. Nützliche Kenntnisse waren damals um so höher zu schätzen, je seltner sie waren. Kaum fieng der durch Karln den Grossen erweckte und unter seinen Nachfolgern verschwundene Geschmack an Studien an, wieder aufzuleben. Die aus dem vierzehnten Jahrhundert zu uns gekommenen Schriften geben freylich keinen vortheilhaften Begriff von der **Weisheit der Gelehrten,** die Karl der Fünfte so hoch schätzte: aber sie erlangen doch einen grossen Werth, wenn man sie mit den plumpen und barbarischen Werken der vorigen Jahrhunderte in Vergleichung stellt. Karl hatte keine Kosten geschont, eine zahlreiche Sammlung der besten Schriften anzuschaffen. Man begreift aus dem damaligen Mangel der Buchdruckerey leicht, wie grosse Sum-

men

1380 men und was für unsäglichen Fleiß die Veranstaltung einer solchen Sammlung erfordert habe. Eine Handschrift war ein kostbares Geräthe; man vermachte es, als einen beträchtlichen Theil der Erbschaft.

Sitten, Gebräuche, Wissenschaften im vierzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in der Erzählung abwechselnder Kriegs- und Friedensgeschichten fortfahren, halten wir es für Pflicht, die bisherige innere Verfassung des französischen Staats und den Geist der Nation zu beschreiben. Vor allen Dingen eine der Wahrheit und unserm Zweck gemässe Schilderung des französischen **Ritterwesens**! Vielleicht hätten wir sie eher aufstellen sollen, da die meisten übrigen Sitten der Franzosen Richtung und Anstrich von dieser enthusiastischen Anstalt erlangt haben: da sie sich aber noch weiter hin erhalten hat, so hoffen wir nicht zu spät damit zu kommen.

Die **Chevallerie** oder **Ritterschaft** entstand im eilften Jahrhundert. Sie war die höchste Würde, zu der ein Kriegsmann gelangen konnte. Die damit verknüpften Gelübde wurden nicht etwa nur den Klostergelübden gleich geachtet; sondern weil die vornehmste Verbindlichkeit der Ritterschaft in Vertheidigung der Religion, des Staats und der menschlichen Gesellschaft bestand, so wurde sie von vielen dem Prälatenstande gleich geschätzt. Niemand konnte ohne langwierige Proben, ohne einen wenigstens drey Ahnen hohen Adel, noch vor dem ein und zwanzigsten Jahr Ritter werden. Prinzen vom Geblüt und frühzeitige Genies wurden nur davon ausgenommen.

men. Sobald der junge Ritter das siebente Jahr er- 1380
reicht hatte, nahm man ihn aus dem Frauenzimmer, und that ihn zu einem angesehenen Baron oder Ritter, der eine Hofstaat und Bedienungen hatte, die denen an höhern Höfen ähnlich waren, oder sie blieben auch in dem Hause ihres Vaters. Zuerst wurden sie als **Pagen**, **Knappen** oder **Buben** *) angestellt; Benennungen, die damals keinen verächtlichen oder erniedrigenden Begriff mit sich führten. Diese Buben musten stets um die Person ihrer Herren seyn, sie überall hinbegleiten, Bothschaften ausrichten, bey der Tafel, bey Spaziergängen und Besuchen aufwarten ꝛc. Waren ihrer viele an einem Hof, so standen sie, der äussern Polizey nach, unter einem damals sogenannten Zuchtmeister. Die Bildung ihres Herzens ward hingegen den Damen überlassen. Diese lehrten ihnen zu gleicher Zeit den Katechismus und die Kunst zu lieben. Vorzüglich wurden sie zur Höflichkeit oder Artigkeit **) angehalten, und ihnen zu dem Ende unaufhörlich brave und artige Ritter zu Mustern vorgestellt. Selbst die Spiele trugen zu ihrem Unterricht bey. Die diesem Alter so natürliche Nachahmungsbegierde bewegte sie, nach dem Beyspiel ihrer Herren, Steine oder Wurfspiesse zu werfen, einen Paß zu vertheidigen, den die andern durchbrechen wollten, an aufgeworfenen Hügeln Sturm zu laufen u. s. w.

Gewöhnlich trat der junge Edelmann im vierzehnten Jahr seines Alters aus diesem Stande der Knappschaft ***). Seine Eltern begleiteten ihn, mit Kerzen in den Händen, vor einen Altar, wo der Priester, nach gehaltener feyerlicher Messe, ihm ein auf dem Altar gelegenes Schwerdt umgürtete, welches er von nun an tragen durfte; und er kam dadurch in

den

*) *Pages* oder *Damoiseaux* oder *Varlets*.

**) *Courtoisie*.

***) *Sortir hors de page*.

1380 den Stand der Ecuyers *), die man, nach der Verschiedenheit ihrer Bedienungen, in verschiedene Klassen eintheilte. Die vornehmsten waren: der Leibecuyer (Ecuyer du corps), der Kammerecuyer oder Kämmerer (Ecuyer de la chambre), der Vorschneider (Ecuyer tranchant), und der Stallmeister (Ecuyer de l'écurie). Dieser letztere hatte den Marstall unter seiner Oberaufsicht, richtete die Pferde zu ihrem mannigfachen Gebrauch im Krieg ab, und hatte andre, jüngere Ecuyers, als Lehrlinge, unter sich. Der Vorschneider muste bey allen Gastmahlen und Festen bereit stehen, und die Speisen geschickt und artig zerlegen und austheilen. Der Kämmerer hatte das für die Tafel bestimmte Gold- und Silberwerk unter sich. Der Leibecuyer muste immer um die Person seines Herrn seyn, im Felde dessen Panier tragen, muste das Waffen- oder Feldgeschrey seines Bannerherrn den unter dessen Panier stehenden Leuten bekannt machen, und bey Feyerlichkeiten Cärimonienmeister seyn. Andre Ecuyers hatten die Aufsicht über die Mundbeckerey, über den Schenktisch, über die Aufwartung bey der Tafel, musten vor und nach derselben den Gästen Wasser reichen, musten die Lustbarkeiten ihrer Herren anordnen, musten dabey den Gästen Gewürze und Konfituren, Clairet †), Piment *), Hypokras **) und andre Getränke herumgeben, die Gäste in ihre Schlafzimmer führen, die sie vorher selbst zubereitet hatten ꝛc. Die Ecuyers muſten

*) Weder Schildhalter, noch Waffenträger, noch Stallmeister drücken den ganzen Sinn dieses Worts aus. Man hat es deswegen lieber beybehalten wollen.

†) Ein aus Wein und Honig verfertigter Trank.

*) Aus Honig, Würze und Wein.

**) Aus Honig und Canell oder Zimmet. — Diese drey nicht sehr verschiedene Gattungen von Getränken, waren damals die leckerhaftesten Getränke, weil man keine bessere kannte.

musten auch ihren Herrn an- und auskleiden, ihm 1380
den Steigbügel halten, ihm seine verschiedenen Waffen nachtragen, ihm dieselben mit aller möglichen Vorsicht anlegen, wozu eine besondere Geschicklichkeit und Fertigkeit gehörte; denn oft hieng das Glück oder Unglück des Ritters bey den Gefechten davon ab, ob ihn die Ecuyers den Harnisch passend und fest genug angelegt, den Helm recht befestiget, das Visir gehörig verschlossen hatten u. s. w. Wenn der Ritter im Gefechte, im Krieg oder beym Turnier begriffen war, so hielt der Waffenträger (oder auch mehrere) hinter ihm, gab auf alle Bewegungen seines Herrn genau Achtung, reichte ihm, so bald es nöthig war, neue Waffen oder ein frisches Pferd, und verwahrte die Gefangenen, die er ihnen in der Hitze des Treffens anvertraute, hielt auch wohl gefährliche Stösse oder Hiebe von ihm ab. Aber zu solchen Verrichtungen musten die Ecuyers erst durch vielfältige Uebungen zubereitet und abgehärtet werden, durch Fechten, Wettrennen, Tanzen in völliger Rüstung, Reisen in fremde Länder ꝛc.

Wenn nun ein solcher Ecuyer das ein und zwanzigste Jahr erreicht hatte, und wehrhaft gemacht seyn oder in den Tempel der Ehren eingehen wollte — denn dergleichen Ausdrücke brauchten die Alten, wenn sie von der Ritterschaft sprachen — so muste er vorher strenge Fasten halten, ganze Nächte betend in Kirchen zubringen, wobey oft ein Priester und die Pathen des Kandidaten gegenwärtig waren; er muste aufmerksam den Reden zuhören, in denen man ihm die vornehmsten Lehrsätze der Moral und der Religion erklärte, muste aufrichtig alle Sünden beichten, die er in seinem Leben begangen, das Abendmahl mit der tiefsten Ehrfurcht geniessen, Bäder brauchen, die eine Beziehung auf die zur Ritterschaft erforderliche Reinigkeit hatten, weisse Kleider anziehen, statt

der

1380 der braunen und einfachen, die sie als Ecuyers zu tragen pflegten ꝛc. Nach diesen Vorbereitungen gieng der Ecuyer in die Kirche, übergab dem Messelesenden Priester das Schwerdt eines Ritters, das er in einer Schärpe am Halse trug, und das nunmehr der Priester weyhte und segnete. Alsdann warf er sich mit gefalteten Händen und in einer einfachen, aber feinen Kleidung, auf die Knie nieder vor dem Ritter oder vor der Dame, die ihm die Waffen anlegen sollte. Und nun schwur er, zum Besten der Religion und zur Beschützung der Wittwen, Waisen und Unterdrückten weder Leben noch Vermögen zu schonen. Hierauf legten ihm die angesehensten Herren, oder auch nur einer, bisweilen auch Damen und Demoisellen vom höchsten Rang, alle äussere Kennzeichen der Ritterschaft an. Man gab ihm zuerst die vergoldeten Sporen, und zwar den linken eher als den rechten, alsdann das Panzerhemd, den Küraß, die Armschienen und die Handschuhe. Hernach erst gürtete ihm der vornehmste unter den anwesenden Herren — wenigstens gemeiniglich — selbst das Wehrgehäng und das geweihte Schwerdt um, und gab ihm entweder einen Backenstreich *) oder drey Schläge mit dem flachen Schwerdt auf die Schulter oder an den Hals. Man nennte dies **Accolade** oder **Acolee**. Der Ritter sagte dabey: **Ich schlage dich zum Ritter, im Namen Gottes, der heil. Jungfrau und des**

*) Gemeiniglich geschah dies, wenn die Cärimonie in der Eile oder ohne Kosten verrichtet werden muste. Der junge Ritter sollte sich bey dem Backenstreich theils der ähnlichen Begegnung erinnern, die der Heyland erduldet hatte, theils —— und dies war auch die Ursache des Schwerdtschlags —— um zu bedenken, daß dies der letzte Schlag sey, den er sich müsse gefallen lassen. S. Obs. de origine moris creandi equites a Romanis petenda; in Obss. select. Halens. T. 2. p. 49.

des heil. Dionys *). Hernach brachte man dem 1380
neuen Ritter den Helm, das Schild und die Lanze; ein Ecuyer führte ihm ein Pferd herbey, auf welches er sich schwang, oft ohne sich des Bügels zu bedienen; und nachdem er Lanze und Degen geschwungen, tummelte er sich vor der ganzen Versammlung so geschickt herum, als es ihm möglich war. Zuletzt that er eben dies auf einem öffentlichen Platz vor dem versammleten Volk.

Anfangs, und noch im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, wuste man nur von zweyerley Rittern, von **Bannerherren** und **gemeinen Rittern**, oder solchen, die der Bannerherren Vasallen waren, oder nicht so viel Ländereyen besassen, daß sie ein Panier, mit den dazu gehörigen Leuten, hätten führen dürfen **). Erst unter K. Franz dem Ersten kam eine dritte Gattung hinzu, die aus obrigkeitlichen und gelehrten Personen bestand, und die man Chevaliers ès loix oder Chevaliers lettrés nennte.

Es würde zu weitläufig fallen, wenn man alle Vorzüge der Ritterschaft hier anführen wollte; also nur die vornehmsten! Man unterschied die Ritter von andern Personen durch die Titel: **Dom**, **Sire**, **Meßire**, **Monseigneur**. Keine andre Frau, als die Gemahlin eines Ritters, durfte sich **Madame** nen-

*) *De par Dieu, Notre - Dame, et monseigneur saint Denis, je te fais chevalier.*

**) Sie hiessen *Bacheliers*, oder im Latein. Baccalarii. Einige glauben, es solle so viel heissen, als bas Chevaliers: andre behaupten, sie hätten diesen Namen von ihren Lehngütern, die man Baccalaria nennte, erhalten. S. *du Fresne* s. v. *Baccalarius*. Ein Bannerherr muste wenigstens funfzig gewaffnete Leute aufbringen und unterhalten können.

1380 nennen lassen. Die Frau eines Ecuyers hieß nur **Mademoiselle.** Nur Ritter durften an königlichen Tafeln speisen; nicht einmal ihre Söhne, Brüder oder andre Verwandte konnten diese Ehre geniessen, wenn sie nicht Ritter waren. Sie allein hatten das Recht, die Lanze zu führen, den Helm mit Visier, das doppelte Panzerhemd, den Waffenrock, Gold, Hermelin, Sammet und Scharlach zu tragen, sich in voller Rüstung auf ihrem Siegel vorstellen zu lassen u. s. w.

In den ersten und schönsten Zeiten ihrer Einsetzung bestand die Ritterschaft in einer beständigen Uebung alles dessen, was der Heroismus Erhabenes, Edles und Grosses an sich hat. Die Ritter musten sich stets thätig beweisen, und ihr Leben schien ein unaufhörliches Gefechte zu seyn; fast nie stand es ihnen frey, sich einer nützlichen oder rühmlichen Unternehmung zu entziehen. Ihre Vergehungen wurden aber auch härter bestraft, als die Vergehungen andrer Menschen. Wenn sie vor Gericht verlohren, so wurden sie zu stärkern Geldstrafen verdammt, als die Ecuyers; und hatten sie sich gar durch Verbrechen oder Niederträchtigkeit des Ritterstandes verlustig gemacht, so ward ihnen dieser Verlust auf die schimpflichste Weise zugefügt. Man führte einen solchen Verbrecher auf ein öffentlich errichtetes Gerüste, zerbrach und zertrat alle seine Waffen, so wie man sie ihm Stück vor Stück abgenommen hatte, band sein Schild, auf dem man sein Wappen ausgetilget hatte, an den Schweif einer Stute *), und ließ es im Koth herumziehen. Man stieß die schrecklichsten Schimpfreden gegen ihn aus. Priester sagten Todten-

*) Kein Ritter bediente sich der Stuten; es wäre für erniedrigend und seiner Würde vergebend angesehn worden, wenn er auf einem solchen Pferd geritten wäre.

tengebete her, und sprachen alle Verwünschungen, die 1380
im 108ten Psalm stehen, über ihn. Ein Herold
fragte dreymal nach seinem Namen, und dreymal
nennte man ihn: aber der Herold sagte darauf, das
sey nicht der Name dessen, den er vor sich sähe; denn
dieser sey ein unehrlicher und niederträchtiger Verrä-
ther. Hierauf goß er ein Becken warmes Wasser auf
seinen Kopf, um gleichsam den ihm durch die Accola-
de ertheilten und geheiligten Charakter von ihm weg-
zutilgen. Man zog ihn hernach an einem unter den
Armen befestigten Strick vom Gerüst, legte ihn auf
eine mit einem Leichentuch bedeckte Bahre, und trug
ihn in die Kirche, wo man wieder Todtengebete über
ihn verlas. — Geringere Fehler, die aber doch wi-
der die Ehre des Ritterstandes liefen, machten den
Ritter unfähig, mit andern Rittern zu essen.

So grosser Vorzüge und Tugenden sich die Rit-
terschaft rühmen konnte; so schlichen sich doch Miß-
bräuche unter ihren Gliedern ein, und griffen nach
und nach weit um sich. Dadurch, und vornämlich
durch die Unwissenheit, welche die meisten Ritter mit
Fleiß unterhielten, wurde dieser Stand verächtlich,
oder doch minder ansehnlich. In den ältern Zeiten
waren die Ritter verbunden, Wissenschaften zu ler-
nen: aber in der Folge verabsäumten sie diesen vor-
nehmsten Theil ihrer Erziehung, und machten aus
den kriegerischen Uebungen ihre einzige Beschäftigung.
Kaum konnten einige, die noch am besten unterrich-
tet waren, lesen. Die Kenntniß der Wissenschaften
wurde sogar bey einem Edelmann für schimpflich, we-
nigstens der Tapferkeit nachtheilig, gehalten. Noth-
wendig zog diese unterlassene Entwickelung und Auf-
klärung der Seele Unbesonnenheit und Ungelehrigkeit
nach sich. Bald kannte der Ritter keine Verbindlich-
keiten mehr, als die Vergleichsgesetze, welche die Krie-
ger einander selbst auflegten. Ihre Religion artete

1380 in abergläubische Gebräuche aus, unter deren Begünstigung sie sich alles erlaubten. Die allzugrosse Anzahl der Ritter war keine der letzten Ursachen des Verfalls dieses Standes. Eine Menge Unwürdiger nahm an dieser Ehre Theil. Oft wurde vor dem Anfang eines Treffens der Ritterschlag vieler Ecuyers vorgenommen. Philipp der Sechste machte einmal, als die Engländer ihm gegenüber standen und man eine Schlacht erwartete, viele Ritter. Es fiel aber hierauf nichts weiter vor, als daß ein Haase zwischen beiden Armeen durchlief; daher man die neuen Ritter **Haasenritter** nennte. Von Rechtswegen hätte man die Ehre der Ritterschaft erst nach den Gefechten denen, die sich am tapfersten bewiesen hatten, ertheilen sollen. Der vom K. Johann gestiftete **Sternorden** schwächte gleichfalls den Glanz des Ritterstandes; noch mehr aber die Theilnehmung ganzer Städte an dieser Würde.

Sehr nachtheilig für die Ritterschaft war auch die Gewohnheit, während der ersten Jahre nach der Aufnahme in fremde Länder zu reisen und Abentheuer aufzusuchen. Diese irrende Ritter, vorgebliche Beschützer der Unschuld und Rächer der Beleidigten, machten sich verbindlich, die Schönheit und Ehre ihrer Freundinnen gegen jedermann zu vertheidigen. Aber unter diesen Paladins herrschten sehr zweydeutige Sitten; oft mißbrauchten sie die Ehrfurcht, die man für ihren Stand hegte, und die Vortheile ihrer eisernen, sie ganz bedeckenden Rüstung. Die Raubbegierde war ein mächtiger Trieb zur Tapferkeit; Pferde, Waffen, die ganze Habseligkeit des Ueberwundenen fiel dem Sieger anheim. Viele wurden Strassenräuber und brandschatzten das platte Land, alles den Damen zu Ehren. Nach dem Beyspiel der Edelleute legten bisweilen Bürgerliche die Ritterrüstung an, ob dies gleich scharf verboten war. Diese

neuen

neuen Räuber schlugen sich zusammen, und plünder- 1380
ten alle Gegenden, die sie betraten; und ihre Macht verwehrte es, die Aechtheit ihrer Ritterschaft zu bezweifeln.

Der Genuß der Unabhängigkeit machte die Ritter zu Privatkriegen geschickter, als zu allgemeinen und grossen Gefechten, deren Ausgang eben sowohl auf übereinstimmende Gesinnungen und Handlungen, als auf die Tapferkeit der Fechtenden ankommt. Bey Schlachten belebte sie nicht sowohl der Eifer, den Sieg auf ihre Partey zu lenken, als vielmehr die Begierde, einen abentheuerlichen Streich auszuführen, oder Beute und Gefangene zu machen. Sehr oft wichen sie daher aus den Gliedern, um sich an einen Krieger zu machen, dessen bessere Rüstung einen ansehnlichen Gefangenen versprach. Hatten sie ihn einmal in ihrer Gewalt, so eilten sie mit ihm weg, aus Furcht, ihren Raub zu verliehren. Ohne etwas von der Kriegskunst zu verstehen, begreift man leicht, was für schreckliche Unordnungen solch ein Betragen unter einem Haufen Reuter verursachen muste. Und doch waren es die Reuter, oder Ritter (oder Gens d'Armes, Geharnischte) in dem mittlern Zeitalter allein, die bey einem Treffen den Ausschlag geben musten; denn Fußvolk ward nicht geachtet. Daher kam es, daß die Engländer, die an ihren Bogenschützen eine für jene Zeiten trefliche Infanterie hatten, manchen Vortheil über die Franzosen gewannen, z. B. in den Treffen bey Creci und Maupertuis. Den französischen Bogenschützen fehlte es an Geschicklichkeit; und noch überdies besoldete man in Frankreich lieber fremde Bogenschützen, als daß man die einheimischen besser unterrichtet und gebildet hätte. Die Militz aus den Kommunen kam vollends in gar keine Betrachtung, da sie aus Leuten ohne alle Uebung und Zucht bestand.

1380 Die angreifenden **Waffen** im vierzehnten Jahrhundert waren fast eben dieselben, deren man sich schon seit langer Zeit bedient hatte, Lanzen, Degen, Dolche, Streitärte, eiserne Stäbe, Keulen, Streithämmer, Bogen und Armbrust. Zu vertheidigenden Waffen brauchte man noch Schilder von verschiedener Art. **Hauberts** oder Panzerhemden waren nicht mehr gewöhnlich. Der Angriff und die Vertheidigung der Plätze hatte auch keine sonderliche Veränderung erlitten; denn obgleich die **Kanonen** erfunden waren, so findet man doch nicht, daß man in Frankreich häufig Gebrauch davon gemacht hätte.

Obgleich die Könige von Frankreich wenig regelmäßige Truppen unterhielten, so fiel es ihnen doch nicht schwer, zahlreiche Heere aufzubringen. Die starke **Bevölkerung** des landes ersetzte den Mangel der Fürsichtigkeit. Es ist gewiß, daß Frankreich in den Zeiten, die wir jetzt beschreiben, volkreicher war, als heut zu Tage. Im Anfang der Regierung Philipps des Sechsten zählte man dritthalb Millionen Feuerstätten, blos in denen von der Krone abhängenden und steuerbaren landschaften, welche kaum den dritten Theil der heutigen französischen Staaten ausmachten. Man rechnete damals nicht dazu die von den Königen von England und Navarra in Frankreich besessenen Provinzen, die grossen Herrschaften in Güyenne, z. B. die ansehnlichen Grafschaften Foix und Armagnac, Bayonne ꝛc. ferner nicht: Roußillon, das Herzogthum und die Grafschaft Burgund, Flandern, Hennegau, Cambresis, Artois, Bretagne, Elsaß, lothringen, Bar, Dauphiné, Provence. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß Frankreich damals acht Millionen Feuerstätten begriff, welches — drey Personen auf eine Feuerstätte gerechnet — eine Summe von vier und zwanzig Millionen Einwohnern beträgt, ohne die geistlichen und weltlichen

chen Herrschaften, die der damaligen Zählung nicht 1380
unterworfen waren. Man setze zu dieser Rechnung die Ehelosen und Sklaven — denn obgleich die Kommunen aufgekommen waren, so gab es doch noch viele Familien, die die Freyheit nicht erworben hatten und die nicht mitgezählt wurden — ferner, eine sehr zahlreiche Klerisey, die Universitäten, und den ganzen Adel. Alles dies war ausgenommen; und doch vier und zwanzig Millionen! Heut zu Tage in den weitläufigen Staaten Frankreichs kaum zwanzig Millionen — welche fühlbare Abnahme des menschlichen Geschlechts in vier Jahrhunderten!

Frankreich war damals, in Ansehung der Gerichtsbarkeit, in **Baillagen** oder Aemter und in **Seneschausseen** oder Landvogteyen eingetheilt. Jene Eintheilung war in den Provinzen eingeführt, wo die Gewohnheitsrechte galten, diese in denen, wo das geschriebene Gesetz üblich war. Die Seneschalle und Amtleute verrichteten ihre Dienste als königliche Kommissarien. Die Stellen der Prevoten und Vicomten wurden von den Königen gröstentheils, zum empfindlichsten Schaden des Landes, den Meistbietenden anvertrauet. Diese königliche Richter und Bediente hatten das Recht, die in den Gerichtsbarkeiten der Herren und Prälaten begangene Mißbräuche abzustellen. Da die meisten Seneschalle und Vögte zugleich Krieger waren; so bestellten sie in ihrer Abwesenheit Lieutenants *) oder Statthalter. Die Einkünfte der Krongüter wurden von den Vögten und Seneschallen erhoben, und allgemeinen, vom König bestellten Einnehmern abgeliefert. Eben diese Bediente musten die Vertheilung und Erhebung neuer Auflagen in den ihnen anvertrauten Landschaften besorgen. Dies währte so lange, bis man das Königreich in Generalitäten und Elektionen eintheilte.

*) *Locum tenentes.*

1380 Im vierzehnten Jahrhundert, wahrscheinlich unter Karls des Fünften Regierung, fieng man an, nur drey Lilien in dem königlichen Wappen und Siegel vorzustellen, da man vorher ein ganz mit Lilien besäetes Schild darinn anzubringen pflegte. Der gewöhnlichsten Meynung nach ist der Ursprung der Wappen in die Zeit der ersten Kreutzzüge zu setzen: andre leiten ihn auf die Einführung der Turniere zurück, wobey diejenigen, die Lanzen mit einander brechen wollten, ihr Geschlecht durch ein Sinnbild auf ihrem Schilde anzeigten. Beyde Meynungen lassen sich vereinigen. Bey den Turnieren, deren förmliche Einrichtung auch erst im eilften Jahrhundert geschah, bediente man sich unstreitig gewisser Bilder und Kennzeichen *): aber sie blieben noch nicht beständig bey den Familien. Ein jeder Ritter änderte damit nach Belieben. Ueberdem führten diese Bilder nur solche Herren, die ein Turnier mitgehalten hatten: andre waren von diesem Vorrecht ausgeschlossen. Erst bey den Kreutzzügen fieng man an, den Gebrauch der Wappen allgemein und bestimmt oder unverändert und erblich zu machen. Die in Asien berühmt gewordenen Krieger und noch mehr ihre Nachkommen waren viel zu eifersüchtig auf ihre errungene Ehre, als daß sie nicht die dort gebrauchten Feldzeichen oder Sinnbilder hätten beybehalten sollen. Gesetzt auch, man fände Spuren von einem höhern Alterthum beständig gebrauchter Sinnbilder oder Wappen; so ist doch gewiß, daß sie erst seit den Kreutzzügen häufiger und gemeiner wurden. Ganz allgemein aber und an die Familien fest geknüpft wurden

*) Wahrscheinlich hatte man schon in ältern Zeiten, nicht allein in Fahnen, sondern auch, zumal bey den Harnischen, die den ganzen Leib bedeckten, an den Schilden gewisse Zeichen, woran man einander in dem Getümmel des Streits erkennen konnte.

den die Wappen erst gegen die Mitte des dreyzehnten 1380
Jahrhunderts und unter der Regierung Ludwigs des Neunten.

Es ist zum Eckel viel über die drey Lilien in dem königlich französischen Wappen gestritten worden. Einige finden sie schon in Childerichs des Ersten Grabe, andre machen Klodwigen zum Stifter dieses Wappens; beydes nur nach Hypothesen und Muthmassungen. Auf den wenigen Siegeln und Münzen, die uns von den merovingischen und karolingischen Königen übrig sind, entdeckt man keine Spur von Lilien; und über einige Denkmahle, worauf dieser und jener sie sehen wollte, ist man wegen ihres Alterthums oder ihrer Aechtheit sehr uneinig. Auch aus den Spitzen der Kronen und Scepter jener alten Könige läßt sich nichts mit Gewißheit schliessen. Die Vertheidiger des hohen Alterthums der Lilien in dem französischen Wappen machen eben diese Spitzen oder Enden zu Lilien: allein, eben so waren auch die Scepter oder Kronen andrer alten Könige bey andern Völkern gestaltet; folglich waren sie nicht den ersten französischen Königen eigen; und, wenn es nicht überhaupt ein willkührlicher Zierrath war, so kann man es eher für Kleeblätter, als für Lilien ansehn. Wahrscheinlicher ist die Meynung derer, die jene Spitzen an den Sceptern und Kronen von den Spitzen der Spiesse herleiten, die noch mit zween andern herabgebogenen Spitzen versehn waren. Da nun in den ältern Zeiten die Spiesse den Königen statt des Scepters gedient, da dies das Werkzeug war, wodurch sie Kronen erwerben konnten, so war es sehr natürlich, daß sie die Spitzen ihrer Spiesse zum Sinnbild ihrer königlichen Würde nahmen. Die lilienförmigen Scepter und Kronen findet man unter den ersten französischen Königen ziemlich häufig; und wie natürlich war es, diese Lilien, oder vielmehr diese Spitzen

1380 der Kronen und Scepter in das Wappenschild und in die Siegel zu setzen, nachdem es einmal Mode geworden war, Wappen zu führen? Man findet sogar Beyspiele in den Schriften der barbarischen Latinität, daß alle Verzierungen, die einige Aehnlichkeit mit der Lilie hatten, Lilia genennt wurden. Es ist ausgemacht, daß Ludwig der Siebente angefangen, eine Lilie in seinem Siegel oder Wappen und auf seinen Münzen, wie auch auf seiner Kleidung, zu führen. Aber die Einschränkung der Lilien auf drey findet sich nicht früher, als unter Karl dem Fünften: doch kann man auch nicht behaupten, daß er der Stifter dieses Gebrauchs gewesen sey.

Aber als den wahren Stifter der **königlichen Bibliothek zu Paris** kann man **Karl den Fünften** betrachten. König Johann besaß kaum zwanzig Bände. Sein Nachfolger vermehrte sie auf neunhundert, und dies hieß damals eine sehr zahlreiche Bibliothek. Diese neunhundert Bände wurden nach der Regierung Karls des Sechsten, unter der Regentschaft des Herzogs von Bedford, auf 2323 livres vier Sols geschätzt. Der Herzog kaufte die Bibliothek für die Hälfte dieser Schätzung, für zwölfhundert livres. Diese Summe wurde dem Unternehmer des Grabmahls Karls des Sechsten und seiner Gemahlin, Isabelle von Bayern, ausgezahlt. Die Bücher wurden nach London geschafft; dennoch findet man heut zu Tage viele derselben in Paris, es sey nun, daß sie in einigen der königlichen Palläste aufbehalten, oder daß sie durch die Sorgfalt eifriger Gelehrten, denen in spätern Zeiten die Aufsicht über diesen kostbaren Schatz anvertrauet worden, wieder aus England zurückgekommen sind. Auf diesen schwachen Grund wurde der königliche Büchervorrath gebauet, der durch die Fürsorge Ludwigs des Zwölften und Franz des Ersten immer mehr und nach dem Grade

erwei-

erweitert worden, nach welchem die Gelehrsamkeit 1380
und der Geschmack an Wissenschaften sich unter dem Schutz dieser Könige ausbreiteten: aber erst unter den Regierungen des Vierzehnten und Funfzehnten Ludwigs erreichte er diejenige Stufe der Pracht und des Umfanges, die ihn zu einer der ersten Bibliotheken macht.

Unter denen von Karl dem Fünften gesammleten Büchern war eine Anzahl solcher, worinn die wahrsagende **Astrologie**, diese verächtliche und lächerliche Wissenschaft, die man aber damals für die erhabenste aller menschlichen Kenntnisse hielt, vorgetragen war. Vornehme und Geringe wurden vom Aberglauben beseelt, und der leichtgläubige Monarch ließ sich auch dadurch hinreissen. Er ließ alle Bücher, die einigen Bezug auf das Studium der Astrologie hatten, übersetzen. Diese kindische Kunst hatte sogar die **Arzneywissenschaft** zu ihrer Sklavin gemacht; die meisten Aerzte waren Astrologen, und holten ihre Kurarten vom Himmel. Ein tiefgelehrter Meister in der Astrologie hatte Karl'n vorhergesagt, daß der Dauphin, sein Sohn, in seiner Jugend viel auszustehen haben und grossen Gefährlichkeiten entrinnen würde. Diese Prophezeihung ängstigte den guten König auf seinem Todbette ausserordentlich. — Von dieser kindischen Schwachheit eines Monarchen, der für den weisesten Menschen seines Königreichs gehalten wurde, schliesse man nun auf die Nation. Auf Anrathen und zum Vortheil des Magisters **Gervasius** oder **Servatius Chretien**, eines Arztes und Astrologen, stiftete er ein **Kollegium**, **dem Studium der Astrologie und Arzneykunde gewidmet.** Dieses Haus wurde mit Astrolabien, Sphären und allen andern zu dieser Tändeley erforderlichen Werkzeugen versehen. Zur Demüthigung des menschlichen Verstandes sey es gesagt, daß diese eitele Vorurthei-

1380 urtheile, Kinder der Unwissenheit und Neugierde, noch lange unter den folgenden Regierungen fortwährten und in grossen Ehren gehalten wurden.

Hätte man damals nichts als astrologische Bücher übersetzt, so würde dies freylich nur zur Vermehrung und Fortpflanzung grober Irrthümer gedient haben: aber zu eben derselben Zeit beschäftigten sich glücklichere Gelehrte mit nützlichern Arbeiten. König Johann hatte einige römische Schriftsteller, z. B. den **Sallust** und **Livius**, **übersetzen** lassen. Karl ließ diesen letztern noch einmal, vermuthlich feiner und genauer, ins Französische übertragen. Eben dies wiederfuhr den Werken **Cäsars**, **Suetons**, **Vegezens**, **Valers** und **Josephs**. Nicolaus Oresme muste zufolge einer königlichen Verordnung vom 5ten Februar 1372 eine Abhandlung von der Himmelskugel und Aristoteles Bücher von der Moral und Politik übersetzen, und erhielt dafür eine Bedienung bey der Generalsteuereinnahme, so wie auch ein Bruder vom Augustinerorden, Johann Corbechon, weil er die Mühe gehabt hatte, ein Buch, de proprietatibus rerum, für den König zu übersetzen. Eberhard von Conti, königlicher Arzt, übersetzte die Probleme des Aristoteles; Johann von Antiochien, rhetorische Werke des Cicero; Philipp von Vitri, Bischof zu Meaux, Ovids Verwandlungen, für die Königin Johanne von Bourbon. Vorzüglich sind zu merken die Uebersetzungen der Bibel und des Kirchenvaters Augustins Buch von der Stadt Gottes von **Rudolf von Presles**, Generaladvokaten und Requetenmeisters Karls des Fünften. Durch eine königliche Verordnung vom 28sten Oktober 1371 wurde ihm aufgetragen, das letztgenannte Werk **zum allgemeinen Nutzen des Königs, des Königreichs, und der ganzen Christenheit**, zu übersetzen. Dafür sollten ihm so lang, als er daran übersetzen würde,

das

das ist, von Allerheiligen 1371 bis den ersten Sep- 1380
tember 1375, jährlich viertausend goldene Franken *) ausgezahlt werden. Die Rechnungskammer machte aber im Jahr 1373 Schwierigkeiten deswegen, und er muste sich von derselben Zeit an mit seinem Gehalt als Requetenmeister begnügen. Man hat zwo gedruckte Ausgaben von dieser Uebersetzung. Er verbesserte auch die Uebersetzung der Homilien und Dialogen Pabst Gregors des Grossen. Auch die päbstlichen Dekretalen und Justinians Institutionen erschienen damals in der gemeinen französischen Sprache.

Um den Leser nicht mit einem langweiligen Verzeichniß zu ermüden, unterdrücken wir die Titel vieler in unsern Tagen unbekannter und unnützer Werke, die man damals übersetzt hat. Den Werth der meisten Arbeiten dieser Art kann man zum Theil aus der Meinung beurtheilen, die ein gleichzeitiger Schriftsteller davon hegte. Er stellt die Originalskribenten so vor, als wenn sie sich beschwerten über die Unwissenheit der Uebersetzer, welchen nach sie Dinge sagen müsten, an die sie nicht gedacht hätten. „O, setzt er „hinzu, wie glücklich würde das Schicksal der Bücher „seyn, wenn kein Thurm zu Babel gewesen wäre! „denn ohne diesen würde nur Eine Sprache auf Erden geredet werden, und man bedürfte dann keiner „Uebersetzungen.„

Doch, die von Karl'n dem Fünften in Schutz genommenen Gelehrten blieben nicht blos beim Uebersetzen stehen; sie verfertigten auch eine Menge eigener Abhand-

*) Lancelot (Mémoire sur la vie et les ouvrages de Raoul de Presles, dans les Mémoires de l'Acad. des Inscriptt. T. 20. p. 419 sqq. p. 450 sqq. ed. Amst.) hält dies für ein Versehen, und glaubt, es müsse 400 heissen, weil dies schon zu derselbigen Zeit eine sehr ansehnliche Summe war.

1380 Abhandlungen, besonders über die Moral und Politik. Eine der sonderbarsten und merkwürdigsten, weil sie uns von den Meinungen der damaligen Welt über den Unterschied der wesentlichen Rechte der geistlichen und weltlichen Macht unterrichtet, ist das Somnium viridarii *). Der unbekannte Verfasser dieses Karl'n dem Fünften zugeeigneten Werks führet zwo allegorische Personen, die geistliche und die weltliche Macht, auf, die ihren Streit durch zween Advokaten führen lassen, wovon der eine ein Gelehrter (Clericus) und der andre ein Ritter ist. Der Gelehrte behauptet, der Pabst habe alle Gewalt, nicht allein über die Gewissen der Potentaten, sondern auch über ihre Staaten. Er verspricht, keinen von jenen kindischen Beweisen zu brauchen, welche einige Sophisten erdacht hätten, z. B. daß Gott zwey Lichter geschaffen habe, ein grosses und ein kleines, wovon jenes die geistliche, dieses aber die weltliche Macht anzeigen sollte; ferner, daß in der Schrift geschrieben stehe: In principio Deus creauit coelum et terram, nicht aber in principiis, um zu beweisen, daß der Himmel und die Erde dem Stuhl zu Rom allein gehorchen müsten. Hierauf bemüht er sich, darzuthun, daß, da Christus Herr über alle zeitliche und geistliche Dinge sey, der Apostel Petrus, als dessen Statthalter, so wie alle nach ihm folgende Päbste, eben diese Macht ausüben und eben dieser Vorzüge geniessen müsten. Der Ritter antwortet, man müsse in dem Leben unsers Heilandes zwo Zeiten unterscheiden; die Zeit der Erniedrigung, die vor seinem Tode hergegan-

*) Steht mit in Goldastens Monarchia S. Rom. Imp. unter diesem Titel: Philothei Achillini Somnium viridarii de jurisdictione regia et sacerdotali. Vergl. *Lancelot* l. c. p. 494 sqq. wo gezeigt wird, daß Goldast aus einem häßlichen Versehn den Italiener Johann Philotheo Achillini zum Verfasser dieses Werks macht.

gegangen, und die Zeit der Erhöhung, die unmittel- 1380
bar nach seiner Auferstehung gefolget wäre; die un-
beschränkte Gewalt über die geistigen Wesen gehöre,
als ein einziges Attribut der Gottheit, nur zur Re-
gierung der Herrlichkeit eines allmächtigen Gottes;
als Christus den heiligen Peter zu seinem Reichsver-
weser gewählt habe, so sey dies blos deswegen gesche-
hen, um ihn im Stande seiner Erniedrigung auf der
Erde vorzustellen, ein Stand, in welchem der Hei-
land der Welt sich keinesweges der Macht über welt-
liche Angelegenheiten und über die Fürsten angemaßt,
sondern worinn er selbst erkannt habe, daß sein Reich
nicht von dieser Welt sey, worinn er sich sogar der
weltlichen Macht unterworfen habe, indem er gesagt:
Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott,
was Gottes ist. — Dies ist ein Theil der Beweis-
gründe der beiden Advokaten. Aus dem ganzen Werk
erhellet, daß der Verfasser desselben einen grossen Theil
der Gelehrsamkeit seiner Zeit besessen habe. Es ist
mit einer unendlichen Menge von Stellen aus der Bi-
bel, den Kirchenvätern, dem bürgerlichen Recht, den
Dekretalen, der Geschichte, mit astrologischen Aus-
schweifungen und mit Urtheilen über die Kenntniß
und Macht der bösen Geister, verbrämt.

In der Bibliothek Karls des Fünften befanden
sich **Landkarten**, mit verschiedenen Farben, nach
dem Geschmack der damaligen Zeit, illuminirt. Die
Kenntniß der Würkung des Magnets setzte auch die
französischen Seeleute in den Stand, weite Reisen zu
unternehmen. Die Einwohner von Dieppe trieben
seit dem vierzehnten Jahrhundert einen **Handel nach**
Guinea. Ein Dominikaner war, als Mißionar,
die Linie paßirt, und hatte seine Entdeckung Philipp
dem Sechsten bekannt gemacht. Blos einer Art von
Betäubung, worein die Unwissenheit die mächtigsten
europäischen Nationen damals versenkt hatte, kann

man

1380 man die Schwäche des Eifers, diesen ersten Nachrichten von einer neuen Welt nachzugehen, zuschreiben. Der Dominikaner versicherte, die christlichen Völker machten nicht den zwanzigsten Theil der Erdbewohner aus; er behauptete, das Daseyn der Gegenfüßler sey keine Fabel: dennoch behielt die gegenseitige Meinung die Oberhand, und man fuhr fort, diejenigen, welche glaubten, die Erdkugel sey ringsherum bewohnt, als Ketzer zu behandeln. — So vortheilhaft auch die Geographie für das Studium der Astronomie ist, so hatte diese doch einen sehr schlechten Fortgang, ohngeachtet sie damals sehr hoch geschätzt wurde. Man war in jenem Jahrhundert so sehr geneigt, die moralischen und physischen Gegenstände zu vermischen, daß die Pariser Universität, in gewissen Vorstellungen an den Pabst, sagte, man dürfe Griechenland nicht unter die Theile von Europa rechnen, weil es sich durch eine Religionsspaltung von der übrigen christlichen Welt abgesondert hätte.

Die Menge von Chronicken jenes Zeitalters, wovon die meisten noch heut zu Tage in vielen französischen Bibliotheken aufbehalten werden, beweist, daß sich die Gelehrten Mühe gaben, die Kenntniß der Geschichte auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen: aber, es scheint nicht, als wenn sie darauf bedacht gewesen wären, sich nach den vortreflichen Mustern der Geschichtschreiber Roms und Griechenlands zu bilden. Es würde uns von jener Zeit nichts mehr übrig seyn, als historische Jahrbücher von einer unausstehlichen Trockenheit, oder als frostige mit Verzierungen überladene Lobreden, wenn uns nicht **Froissart**, durch die Vortreflichkeit seines Genies über seine Zeitgenossen erhaben, eine eben so unterrichtende als angenehm geschriebene Geschichte hinterlassen hätte. Dieser natürliche, oft auch erhabene Schriftsteller, mahlt uns die Begebenheiten durch blosses Erzählen;

zählen; bisweilen verleitet ihn das Feuer seines Genies 1380
doch auch zu Deklamationen und Uebertreibungen. Man liebt an ihm das Ansehn der Aufrichtigkeit, womit er seine Fehler bekennt; und wegen dieser naiven Freimüthigkeit verzeihet man ihm gern die Nachlässigkeiten, die ihm ziemlich oft entfahren. Man kann ihn würklich unter die wenigen Originalschriftsteller rechnen, welche Frankreich hervorgebracht hat. Die neuern Franzosen sind zum Theil selbst von dem Wahn, als wenn er parteyisch und für England zu sehr eingenommen sey, zurückgekommen. Ueberhaupt können wir den Geist dieses Geschichtschreibers noch nicht ganz übersehn und mit Gewißheit beurtheilen, weil alle Ausgaben seines unsterblichen Werks verstümmelt sind, und sich das vollständigste Exemplar davon in der Elisabethanischen Bibliothek zu Breslau handschriftlich befindet.

Froissart war auch ein **Dichter**, und als ein solcher bey seinen Zeitgenossen äusserst beliebt; da hingegen heut zu Tage sein Geschichtbuch allein geschätzt wird, und die Gedichte ungedruckt in den Bibliotheken liegen bleiben. Er hat eine Menge poetischer Aufsätze verfertiget, die sich grösstentheils heut zu Tage schlecht für den Charakter eines Kanonikus und Priesters, welchen Froissart bekleidete, schicken würden. Diese Gedichte, die **mit Hülfe Gottes und der Liebesgötter**, nach einem alten Titel der Poesien Froissarts, verfertiget worden, waren das **Paradies der Liebesgötter**, der **Tempel der Ehre**, die **Perlenblume**, das **verliebte Gefängniß**, der **Streit der Rose und der Viole**, viele verliebte Klaglieder *), Schäferlieder, königliche Gesänge zu Ehren unser lieben Frauen, Balladen und Rondeaux. Solche poetische Stücke waren sehr gewöhnlich unter der

*) Lays.

1380 der Regierung Karls des Fünften und seiner nächsten Nachfolger. Unter dem grossen Haufen der Reimer des vierzehnten Jahrhunderts erblickt man einen Herzog von **Brabant, Wenceslaus von Luxemburg.** Er ließ durch Froissart, seinen Sekretar, viele von ihm gemachte Lieder in eine Sammlung bringen, welche man den **Roman Meliador's** nennte. Auch das schöne Geschlecht begab sich in den Dienst der Musen. **Christine von Pisan,** durch ihren Vater von Kindheit an zu den Studien gewöhnt, zeichnete sich unter ihren Zeitgenossen eben so wohl durch poetische als prosaische Aufsätze aus. Den Werth derselben kann man schon ohngefähr aus ihrer Versicherung beurtheilen, welchernach sie in sechs Jahren funfzehn Bände voll Gedichte verfertiget hat, viele einzelne kleine Stücke nicht gerechnet. In ihren und in den allermeisten Gedichten andrer Poeten jener Zeit findet man weder Plan in der Ausführung, noch Reinigkeit im Ausdruck; eine grobe und unregelmäßige Einbildungskraft vertrat die Stelle des Genies; überall Schwulst, Phöbus und Bombast!

Die grossen französischen Gedichte des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts gründen sich gemeiniglich auf einen Traum, während dessen der Verfasser allegorische Personen handeln sieht, mit denen er sich selbst unter dem Namen des Akteurs unterhält. Das ausnehmende Glück, das der **Roman von der Rose** gemacht hatte, brachte diese Dichtart in Gang, und die Franzosen des Mittelalters, zu unwissend und furchtsam, Erfinder zu werden, glaubten, man könne sich nicht sicherer Ruhm erwerben, als wenn man ein Gedicht, das der ganzen Nation so wohl gefiel, und das auch in der That viele Originalschönheiten an sich trägt, zum Muster nähme. Unter allen diesen Werken in Versen sind die unerträglichsten die gereimten allgemeinen Chroniken

niken und die Specialhistorien. Alles ist darinn ent- 1380
stellt, Vernunft, Wahrheit, Wohlstand. Die ab-
geschmacktesten Fabeln sind durch und durch mit Be-
gebenheiten vermischt, deren ganzes Detail durch die
zügellose Freiheit lächerlicher und langweiliger Verse-
macher noch mehr verunstaltet ist. Ihre geistlichen
Gedichte waren noch ekelhafter und ausgelassener.
Bey allem diesem Tadel muß man gestehn, daß hie
und da aus dem unförmlichen Chaos jener poetischen
Schmierereyen Funken des Genies hervorsprühen.
Sie faßten oft mit ziemlichem Glück die Bilder auf,
die ihnen die Natur darbot, die lachende Anmuth des
Frühlings, den Schmelz der Wiesen, die Kühlung
eines Busches, den Gesang der Vögel, das Rau-
schen eines Bachs oder einer Quelle; die Ergötzlich-
keiten der Liebe, die Empfindungen der Hoffnung, der
Freude oder der Wollust. Solche einzelne Gegen-
stände mahlten sie mit reitzender Naivetät: aber ein
anziehendes Ganzes daraus zu bilden, waren sie nicht
im Stande.

Die damaligen **Mahler** in Frankreich hatten von den Italienern ein wenig richtiger zeichnen gelernt: aber sie machten es, wie die Dichter; sie wag-ten sich nur an die Abbildungen einzelner abgesonder-ter Gegenstände, deren leichte Nachahmung ohne Beyhülfe des Genies glücklich konnte ausgeführt wer-den. Ihr grösstes Verdienst bestand in der Feinheit der Hand. Die Miniaturgemählde und Vignetten, die noch aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahr-hundert vorhanden sind, haben noch den ganzen Glanz der lebhaftesten Farben; die Bäume, die Blumen, die Vögel, die Insekten sind mit der gewissenhaftesten Regelmäßigkeit, aber ohne die geringste Ordonnanz, vorgestellt. In Ansehung der menschlichen Figuren begnügten sie sich mit Endigung der Umrisse, mit der wahrhaftesten Vorstellung der Kleider, mit genauer

1380 Nachbildung von Kleinigkeiten: der Ausdruck der Leidenschaften, die Belebung der Gesichter und der Bewegungen des Körpers war ihnen unbewust. Da es ihnen nicht gelingen wollte, ihren Figuren Handlung zu geben; so nahmen sie ihre Zuflucht zur Schrift, um dadurch ihre Vorstellungen anzudeuten und zu erklären. Diese Auskunft, die zur Schande des französischen Geschmacks lange vorher gewöhnlich war, rühret von einem boshaften Scherz des florentinischen Mahlers Bufamalko her. Als ihn einer seiner Freunde über die Mittel, seinen Gemählden Ausdruck zu verschaffen, befragte, so rieth er ihm, Worte aus dem Munde seiner Figuren gehen zu lassen. Der unwissende Künstler folgte treulich diesem lächerlichen Rath; er fand Beyfall, und man beeiferte sich, ihm nachzuahmen. In Frankreich sahe man bald nichts anders, als Gemählde durch Fragen und Antworten; und um desto grösserer Sicherheit willen, schrieb man mit grosser Sorgfalt unter jede Figur den Namen dessen, den sie vorstellen sollte. Man siehet noch auf einigen Gemählden, besonders auf alten Tapeten, Denkmahle dieses barbarischen Geschmacks, der die Einfalt unsrer lieben Alten so sehr ergötzet hat. Man mahlte übrigens nur mit Wasserfarben, weil die Oehlmahlerey erst im folgenden Jahrhundert, wo nicht erfunden, doch erst gewöhnlich worden ist.

Was von der Mahlerey eben jetzt erinnert worden, gilt auch von der **Bildhauerey**; eben der Mangel an Geschmack, an Verständniß, an Ordnung, und eine gänzliche Unwissenheit der Verhältnisse, welche die vorgestellten Gegenstände gegen einander beobachten müssen. Unterdes bemerkt man doch eine unendliche Geduld, bisweilen auch Feinheit an den Basreliefs und andern Verzierungen, mit denen die alten Kirchen in Frankreich überladen sind. Künstler und Geschichtschreiber andrer Nationen haben

ben es schon bemerkt, daß die gothischen Kirchen bey 1380
aller Unwissenheit ihrer Erbauer in den Regeln, in der Einfalt, in der weisen Vertheilung, in der Eleganz der griechischen und römischen Baukunst, dennoch Schönheiten einer ihnen ganz eigenen Art an sich haben; die Höhe, die Kühnheit der Gewölber ist von den Neuern nicht übertroffen worden. Die antike Majestät dieser geheiligten Gebäude flößt einen gewissen religiösen Schauder ein, der uns sogleich an die Heiligkeit der darinn gefeierten Mysterien und an gebührende Ehrfurcht erinnert. An andern Gebäuden der mittlern Jahrhunderte darf man weder Schönheit noch Bequemlichkeit suchen. In den meisten Häusern der Privatpersonen bekam man das Tageslicht blos durch Oeffnungen, die man vor Wind und Wetter nicht anders als mit hölzernen Läden verwahrte. Das Glas war sehr kostbar. Ein durch Mahlereyen verdunkeltes Fenster war nur eine Sache reicher Leute; man sahe sie selten anderswo, als an den Kirchen, an den adelichen und königlichen Pallästen. Diese grosse mit Thürmen versehene Gebäude bestanden aus einem gleich über dem Grunde angebrachten Stockwerk, dann aus der Hauptetage, die in sehr grosse mit Lambris und Vergoldungen gezierte Säle abgetheilt war; über der Hauptetage wurden kleine Zimmer angelegt, die man Galetas nannte. Das Hausgeräthe war eben so simpel, oder vielmehr so plump, als die Gebäude. Die gewöhnliche Sitze in den königlichen Zimmern waren Schemel und Bänke; nur die Königin allein hatte hölzerne Feldstühle, mit rothen Leder überzogen und mit seidenen Franzen geziert. Ausser den Kaminen bediente man sich auch der Kohlpfannen, die man Chauffedoux nannte. Die durch die königlichen Gemächer gezogenen Balken waren mit Lilien von vergoldetem Zinn verziert. In den Putzzimmern der Prinzen und andrer Grossen sah

1380 man kostbare Verzierungen, Betten, und Erhöhungen des Fußbodens, die von Gold- und Silberstoffen, von Sammt, Damast und Atlas glänzten. Die kleinen gläsernen Spiegel waren sehr selten; der alte Gebrauch der Spiegel von polirtem Metall daurete noch lange fort. Die Gemächer der Könige und Prinzen waren mit Schiefer oder Ziegeln bedeckt; zu andern Theilen des Gebäudes brauchte man nur Stroh. Die übrigen Theile des Platzes nahmen Tauben- und Hünerhäuser und Keller ein, wie auch Gärten, deren Beschaffenheit vorhin schon beschrieben worden. Bey vielen Pallästen fanden sich Thiergärten, wo man Löwen und wilde Schweine unterhielt, wie auch grosse Vogelbauer für allerley Gattungen von Vögeln.

Die meisten **königlichen Bedienten** wohnten während der Zeit ihres Dienstes in dem Pallast. Obgleich der französische Hof zu derselbigen Zeit weit von dem schädlichen Glanz des heutigen entfernt war, so bekam er doch schon eine Art von Hoheit, die dem vorhergehenden Jahrhundert unbekannt war. Ausser den hohen Kronbedienungen gab es noch sechs geringere, auch heut zu Tage vorhandene Hofbedienungen: die **Hofbeckerey**, die **Hofkellerey**, die **Hofküche**, die **Obsttammer** *), der **Marstall**, und das **Holzstallamt** **). In den Listen des königlichen Hofstaats standen auch die **Hofnarren**. Karl der Fünfte hatte deren zween, die er sehr hochschätzte, wenn man nach den Ehrenbezeugungen urtheilen darf, die man ihnen nach ihrem Tod bewies. Man siehet jetzt noch zu Senlis in der Moritzkirche ein Denkmahl, das einem derselben errichtet worden, ein prächtiges aus Marmor und Alabaster bestehendes Mausoleum, mit dieser Aufschrift: Ci git Thevenin de S. Legier, fou du roi notre sire, qui trépassa l'onziéme juillet l'an

*) *La Fruitière.* **) *La Fourrerie.*

l'an de grace 1375. Wer denkt dabey nicht an das 1380
Grabmahl des Konnetabels du Gueſclin? wer ſieht nicht, daß Unverſchämtheit und Heldenmuth auf einerley Weiſe belohnt worden? und wem fallen nicht andre ähnliche Beyſpiele ein?

Wenn der König ſeinen Pallaſt verließ, ſo beſtand ſeine Bedeckung aus zween Trabanten und acht Sergens mit ihren Köchern. Sein Fuhrwerk, ſo wie das Fuhrwerk der Königin, war ein Wagen (Charriot) mit fünf Pferden beſpannt; öfters ritt er; bisweilen gieng er auch von einem Pallaſt zum andern in Paris. Die Prinzeßinnen wurden in Sänften getragen. Die vornehmen Damen, welche die Königin zu ſich einlud, wurden mit ihrem Gefolge frey gehalten, ſo lange ſie bey ihr waren. Karl der Vierte ſuchte in einer noch vorhandenen Verordnung dieſe auſſerordentlichen Ausgaben einzuſchränken. Die königlichen Kinder wurden von den Bedienten des Königs bedient, ſo lange bis ſie ihre Appanage bekommen hatten. Die Prinzeßinnen hatten einen Chevalier d'Honneur, eine Dame, eine Demoiſelle zu ihrer Begleitung, und einen Clerc oder Gelehrten, um ihnen das Leſen zu lehren.

Wenn die Wiſſenſchaften und Künſte bis dahin einen nur mäßigen Fortgang gehabt hätten, ſo würde es unbillig ſeyn, dieſe Langſamkeit dem Mangel an Beweggründen zur Nacheiferung zuzuſchreiben. Man empfand die Nothwendigkeit des Unterrichts; man verabſäumte nichts zur Erreichung deſſelben: allein, die Vollkommenheit der menſchlichen Kenntniß iſt nur ein Werk der Zeit. Die franzöſiſchen Könige, beſonders Karl der Fünfte, hatten die Wiſſenſchaften durch ihren Schutz aufgemuntert. Die in verſchiedenen groſſen Städten Frankreichs, z. B. in Montpellier, Orleans, Poitiers geſtifteten Univerſitäten, die unzähligen Privilegien, die ſo wohl den

1380 Lehrern als Lernenden zugestanden wurden, sind noch heut zu Tage Denkmahle von dem Geschmack der französischen Könige an der litteratur und von ihrem Eifer, denen, die sich damit beschäftigten, alle Erleichterung zu verschaffen. Die berühmteste unter allen diesen Schulen war jederzeit unstreitig die **Universität zu Paris.** Die Menge der Lehrer und Lernenden auf derselben war in den mittlern Zeiten immer sehr ansehnlich, wozu die Fremden, die selbst aus dem äussersten Norden dahin kamen, nicht wenig beytrugen. Wenn die Universität in Procession nach St. Denis gieng, und die ersten Glieder derselben schon in der Kirche der Abbtey waren, so giengen die letzten noch aus der Mathurinerkirche zu Paris. Bey einer allgemeinen Versammlung, in welcher über die Vertilgung der damaligen Kirchentrennung berathschlagt werden sollte, waren zweytausend Glieder der Universität, welche das Recht hatten, ihre Stimmen zu geben. Seit Philipp dem Sechsten bis zum Ende der Regierung Karls des Fünften wurde die Pariser Universität durch die Stiftung von mehr als zwanzig Kollegien vergrössert. Johanne von Burgund, Königin von Frankreich, stiftete durch ihr Testament ein Kollegium unter der Benennung: la maison des écoliers de Madame Jeanne de Bourgogne, reine de France. Das **Kollegium der Lombarden** hat seinen Ursprung vom Andreas Ghini, aus Florenz, Bischof zu Arras, zum Besten armer italienischer Schüler. Heut zu Tage ist es die Freystätte der römisch-katholischen Geistlichen aus Irland, die sich daselbst versammlen, um über die Bibel Unterredungen zu halten. Stephan von Bourgueil, Erzbischof von Tours, stiftete das **Kollegium von Tours.** Das **Kollegium von Lisieux** hat seinen Ursprung Beiten von Harcourt zu danken; in der Folge verband man damit das von Wilhelm

von

von Estouteville und seinen beiden Brüdern ge- 1380
gründete Kollegium. Der Bischof von Autün errichtete das Kollegium gleiches Namens; Johann Hübaud das Kollegium Ave Maria; Johann Mignon, Archidiakonus zu Blois, das Kollegium Mignon, heut zu Tage Grandmont. Wilhelm von Chanac, Bischof zu Paris, der im hundertsten Jahr seines Alters starb, gründete das Kollegium seines Namens, ehedem das Kollegium St. Michael genannt. Hugo von Panar, Bischof zu Langres, Hugo von Arci, Bischof zu Laon, und Veit von Aussone, Bischof zu Kambray, vereinigten ihre Freygebigkeit zur Stiftung des Kollegiums von Aubüsson, wovon heut zu Tage nur noch der Name bekannt ist. In einem einzigen Jahr wurden folgende Kollegien gestiftet: das von Boncourt durch Peter von Becoud, Herrn von Flechinel; das von Tournois durch den Bischof dieser Stadt; das von Justice durch Johann von Justice, Kantor zu Bayeux; und das Kollegium der Teutschen, dessen Urheber man nicht weiß. Gottfried von Vidé, von armen Eltern im Dorfe Boissi, in der Diöces von Chartres gebürtig, zeigte sich seines Glücks würdig; er verordnete durch sein Testament, daß Stephan von Vidé, sein Neffe, ein Kollegium anlegen sollte, daß den Namen seines Geburtsorts trägt und zur Erhaltung armer Studirenden aus der Familie des Stifters oder aus seiner Provinz, oder, in Ermangelung derselben, aus der Pfarrey St. André-des-Arcs zu Paris; Gerhard von Daimville, der nach und nach Bischof zu Arras, Therouenne und Kambray war, und sein Bruder, Johann von Daimville, trugen durch ihr Testament ihrem Neffen, dem Archidiakonus Michael von Daimville zu Arras, die Sorgfalt für die Stiftung eines Kollegiums auf,

1380 das noch heut zu Tage nach ihnen benennt wird. Eines der vorzüglichsten Kollegien ist das von Beauvais; Johann und Miles von Dormans, der erste Kardinal, beide aber Bischöfe von Beauvais und Kanzler von Frankreich, sparten weder Mühe noch Kosten, um die Stiftung dieses Hauses sicher zu stellen. Karl der Fünfte legte selbst den ersten Grundstein zu der Kapelle des Kollegiums, welche noch heut zu Tage vorhanden ist. Dieses Kollegium muste um so viel länger Bestand haben, da es unter den besondern Schutz des Pariser Parlaments gegeben wurde.

Die unanständigen **Kleidermoden** im vierzehnten Jahrhundert [illegible]ten die Pariser Universität, ihren Gliedern die Form der Kleidung vorzuschreiben. Es ward allen Lehrern befohlen, in den akademischen Lehrstunden und Versammlungen nicht anders zu erscheinen, als mit der **Kappe** und dem **mit Pelz gefütterten Ueberrock** *), nicht aber mit Mänteln und Ueberröcken, die man **Kolobien** und **Tabarden** nennte. Das **Kolobium** war eine Art von Rock ohne Ermel, oder dessen Ermel nur bis an den Ellbogen gieng. Die Päbste, Prinzen und Rechtsgelehrten bedienten sich derselben lange. Verschiedene Mönchsorden tragen noch heut zu Tage eine Art dieser Röcke. **Tabardum** war ein runder kurzer Mantel, der zu der Zeit, da noch lange und weite Kleider gewöhnlich waren, von den Kriegsleuten getragen wurde. Diese Mäntel schienen den geistlichen und obrigkeitlichen Personen unanständig, und es durften Leute von ihrem Stande solche Mäntel nicht eher tragen, als bis sie dieselben so lang hatten machen lassen, daß sie ihnen an die Knöchel giengen.

Das Lesen der Bibel in der lateinischen Uebersetzung und des Buchs der Sentenzen, machte damals das Hauptstudium derer aus, die sich der Theologie

*) Epitoge fourrée.

logie befleißigten. Diese Wissenschaft wurde damals 1380
vorzüglich sehr gemißhandelt und entstellt durch meta-
physische und dialektische Spitzfindigkeiten. Die Do-
minikaner trieben zu Ende des vierzehnten Jahrhun-
derts den berüchtigten Unfug über die Materie von
der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria.
Der Dominikaner Johann Adam, Doktor der Theo-
logie, hatte gepredigt, es sey eine Todsünde, wenn
man glaube, Maria wäre von der Erbsünde frey ge-
wesen, und brachte dadurch die theologische Fakultät
zu Paris gegen sich auf. Er muste öffentlich wider-
rufen. Dies musten in der Folge mehr Mönche die-
ses Ordens thun, und die Streitigkeiten dieser Mate-
rie wurden dadurch nur heftiger. Endlich argwohn-
te man, der ganze Orden denke mit dem Doktor
Adam einstimmig; sie wurden lächerlich gemacht, und
das Volk spottete ihrer; sie verlohren ihre Beichtstel-
len am königlichen Hof; denn bis auf Karl den Sech-
sten hatten die Könige, die Königinnen und alle Prin-
zen Dominikaner zu Beichtvätern. Das Verderb-
niß der Sitten veranlaßte verschiedene Theologen, sich
zu Propheten aufzuwerfen, und das Ende der Welt
und die Ankunft des Antichrists aus der Offenbarung
des heiligen Johannes zu weissagen. Also auch da-
mals gab es apokalyptische Träumer! Die Predigten
jener Zeit waren im eigentlichen Verstande barbarisch,
halb lateinisch, halb französisch, mit Syllogismen und
Distinktionen vollgestopft. Ueberhaupt kann man das
vierzehnte Jahrhundert als die glänzendeste Zeit des
Disputirens oder der Schulfüchserey ansehn. So
wie sich in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts der
Mißbrauch der Wolfischen Demonstrirmethode in alle
Wissenschaften eingeschlichen hatte, so bemächtigte
sich im vierzehnten die syllogistische Spielkunst aller
menschlichen Kenntnisse, und suchte sie zu ersticken.
Die Arzneikunde, die Rechtsgelehrsamkeit, vorzüglich

aber

1380 aber die Theologie strotzte von dialektischen Vernünfteleyen, und leider! hat sich diese letzte Wissenschaft jetzt noch nicht in allen Ländern Europens von diesem abscheulichen Joche losmachen können. Der Franciskaner Johann Duns oder Scotus, der subtile Doktor, machte sich vorzüglich durch jene logikalische Kinddereyen furchtbar. Sein Schüler, Wilhelm Occam, machte es noch ärger, und bekam dafür den Ehrentitel des unüberwindlichen Doktors. Der Disputir- und Subtilitätengeist gebahr eine unendliche Menge irriger Meinungen und Streitigkeiten, und noch jetzt ist man nicht ganz mit Ausrottung derselben fertig, selbst nicht unter den Protestanten.

Aristoteles war noch immer der Abgott und das Orakel der **Philosophie**. Zwo Sekten theilten die europäischen Gelehrten, die **Realisten** und **Nominalisten**. Die letztern beschäftigten sich blos mit der Definition der Ausdrücke, und indem sie ihre Wortklaubereyen bis aufs Aeusserste trieben, machten sie ihre Gegner leicht verwirrt und stumm. Die Realisten hingegen rühmten sich einer Verachtung solcher Wortkriege, und der Untersuchung der Sachen; und dennoch machten sie, wider ihre eigene Grundsätze, bey Einem Ausdruck eine Menge von Distinktionen, über welche sie sich doch hätten wegsetzen sollen. Die Namen dieser Parteyen sind verschwunden: aber haben wohl auch jene kindische Disputen überall aufgehört?

Die **Physik** des vierzehnten Jahrhunderts schränkte sich nicht auf die Erklärung der aristotelischen Schriften ein. Wilhelm Pelletier, erster Abbt zu Grandmont unter Philipp dem Sechsten, kommentirte über einen Theil der Plinischen Naturgeschichte. Einige französische und englische Philosophen verfertigten allgemeine Werke, die man als Encyklopädien ansehen kann. Bartholomäus Glaunvil und

Peter

Peter Bercheure unternahmen die Ausarbeitung un- 1380
geheurer Werke, die sie durch Fabeln und Aberglauben entstellten. Wenn auch in jenen Zeiten ein kühner Philosoph etwas Neues sagen und dem Aristoteles widersprechen wollte, so muste dies mit grosser Behutsamkeit und mit steter Versicherung geschehen, man sage dies nur, um den Aristoteles zu erklären. — Die Lehre von Demokrits Atomen fand damals viele Anhänger.

Man kennet wenig Abhandlungen über die **Metaphysik** aus dem vierzehnten Jahrhundert, ohngeachtet dieses Studium gar nicht vernachläßiget wurde. Es wurde auf allen Universitäten gelehrt, und durch seine Spitzfindigkeit hatte es sich beinahe aller andrer Theile der Philosophie bemeistert. — Nie sind wohl mehr moralische Bücher geschrieben worden, als damals; die **Moral** wurde zum Zweck fast aller Schriften gemacht. Glücklich wenn man an den Sitten der Menschen diesen Ueberfluß gespürt hätte! Allein, die Produkte dieser Art erwecken kein günstiges Vorurtheil für das Jahrhundert, das sie hervorbrachte. — Durch das eifrige Studium der **Politick** des Aristoteles entstanden viele Schriften in dieser Wissenschaft.

Mit ziemlichem Glück bearbeitete man die **Mathematik**. Die Berechnung der verschiedenen Grade von der Geschwindigkeit der Bewegung war schon bekannt. Die **Astronomie** hatte auch zugenommen, indem man es doch so weit gebracht hatte, die Sonnen- und Mondfinsternisse vorherzusagen. Johann von Dondis, oder wie er sonst hieß, Magister Johann des Orloges, Astronom des Grafen von Vertüs, Galeazzo Visconti, hatte eine sich selbst bewegende Himmelskugel erfunden, welche als das Wunder seiner Zeit betrachtet wurde, und die unsern heutigen Künstlern zu keiner Schande gereichen würde.

Diese

1380 Diese Sphäre, die aus einer fast unzähligen Menge von Zirkeln und Rädern zusammengesetzt war und durch ein einziges Gewicht regiert wurde, gieng so regelmäßig, daß man, nach der Versicherung eines alten Schriftstellers, alle Augenblicke, bey Tag und bey Nacht, die verschiedenen Punkte des Raums, welche die himmlische Körper einnehmen, genau erkennen konnte. Johann von Dondis, ein eben so sinnreicher Künstler als erfahrner Sternkundiger, wendete sechzehn Jahr auf die Verfertigung und Vervollkommnung dieses aus Kupfer bestehenden Meisterstücks der **Mechanik**.

Die Kenntniß des Laufs der Gestirne war an sich erhaben genug, ohne daß die Besitzer derselben nöthig gehabt hätten, eine übernatürliche Wissenschaft daraus zu machen und die Leichtgläubigkeit des Pöbels zu hintergehen. Aber die Fackel der wahren Philosophie hatte, selbst unter den Gelehrten, die Finsternisse der Schwärmerey und des Aberglaubens noch nicht vertrieben. Zu den Thorheiten der wahrsagenden **Astrologie** kann man auch die ausschweifende Meinungen von der **Hexerey** setzen, welche damals so wohl die Grossen als das Volk bethört hatte. Figuren von Kupfer, Bley, Wachs, oder von andern unter den Aspekten gewisser Planeten mit geheimnisvollen Cärimonien geweihten Materien, legte man eine wunderthätige Kraft bey. Die lächerlichen Handlungen, die man mit ihnen vornahm, wurden als Irrthümer in dem Glauben, in der natürlichen Philosophie und in der wahren Astrologie verdammt: aber aus der Verdammung selbst siehet man, daß man würklich von dem Einfluß der Himmelskörper in unsre Erdkugel und in deren Bewohner überzeugt war. Die Unwissenheit und die Begierde, in die Zukunft einzudringen, haben fast bey allen Völkern geheimnißvolle Handlungen und ausserordentliche Mittel, die

von

von der Natur unsrer Schwachheit gesetzten Schran- 1380
ken zu überschreiten, hervorgebracht. Die Kunst, oder vielmehr das Spiel, die Begebenheiten durch die nachtheilige oder günstige Auslegung gewisser von ohngefähr in der Bibel, in Kirchenvätern, oder in Poeten aufgeschlagener Stellen vorherzusagen, war auch damals noch gewöhnlich.

Einer der schädlichsten Irrthümer, den die wahrsagende Astrologie erzeuget hat, bestand darinn, daß dem Fortgang der Arzneywissenschaft Hindernisse gelegt wurden, durch die falschen Meinungen, in welche sie diese Wissenschaft verwickelte. Die Kapitularien Karls des Grossen lehren uns, daß die Medicin zu seiner Zeit studiert wurde; es scheint so gar, als wenn er in seinem Pallast einen diesem Studium gewidmeten Ort gehabt habe, den man das hippokratische Gemach *) nennte, und wo junge Leute in dieser Wissenschaft unterrichtet wurden: aber man findet keine Spur von der Fortsetzung dieser Anstalt unter seinen Nachfolgern. Erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts findet man etwas von der Anlegung öffentlicher Schulen, in denen die Arzneikunde gelehrt wurde. Die zu Salerno und zu Montpellier werden für die ältesten gehalten. Die Errichtung der **medicinischen Facultät auf der Pariser Akademie** setzt man unter die Regierung Philipps des Zweeten. Anfangs wurde die Studierzeit für die jungen Aerzte auf neun Jahre ausgedehnt, vor deren Verlauf sie sich nicht unterstehen durften, ihre Wissenschaft in Ausübung zu bringen. Die Begierde, sich in einer Kunst zu unterrichten, welche die Liebe zum Leben so reitzend macht, zog Leute aus allen Ständen herbey. Ordens- und Weltgeistlichen war der Zutritt zu diesen Schulen untersagt; doch konnten auch sie bisweilen Erlaubniß darzu erlangen.

Selt-

*) Hippocratica tecta.

1380 Seltsam ist es, daß den Regenten der Fakultät der Cälibat auferlegt war; erst im funfzehnten Jahrhundert wurden sie von diesem Gesetz befreyet. Aus verschiedenen königlichen Verordnungen siehet man, daß die Fakultät gleich nach ihrem Ursprung Streitigkeiten mit den Wundärzten zu führen hatte, deren Eingriffen in das Gebiet der Medicin sie zu steuern suchten: da hingegen die Wundärzte mit den privilegirten Barbieren zu kämpfen hatten *). Die Apotheker wurden gleich Anfangs den Prüfungen und Besichtigungen der medicinischen Fakultät unterworfen. Jeder Apotheker muste ein Buch besitzen, das den Titel führte: Antidotaire de maitre Nicolas, und worinn die Beschaffenheit der Arzneymittel beschrieben war. Es war eine Zeit, da die königlichen Aerzte den Eid in die Hände des ersten Haushofmeisters ablegen musten. Bey allem Ruhm der medicinischen Schulen in Frankreich hielt man sich dennoch daselbst lieber an fremde Aerzte; besonders wurden die jüdischen Aerzte lange sehr hoch geachtet.

Man arbeitete auch im vierzehnten Jahrhundert an der Vervollkommnung der Chymie. Die hermetische Philosophie hatte sehr viele Anhänger, wenn man nach der Menge der in dem vierzehnten Jahrhundert geschriebenen Werke über dieselbe urtheilen darf. Es wurden in der That einige nützliche Entdeckungen durch Hülfe der Chymie gemacht, z. B. das Scheidewasser und das Königswasser. — Da noch heut zu Tage grosse Mißbräuche und Betrügereyen mit der Chymie getrieben werden, so darf man sich um so viel weniger wundern, wenn dies vor einigen hundert Jahren noch mehr geschehen ist. Die vorgeblichen Adepten des vierzehnten Jahrhunderts trieben ihre Ausschweifungen aufs Aeusserste; ihrer Mei-

*) Jene nennte man *Chirurgiens de robe longue*; diese *Chirurgiens de robe courte*.

Meinung nach bezogen sich alle Gegenstände auf ir- 1380
gend einen Theil ihrer Wissenschaft; aus allem, was sie sahen, machten sie Geheimnisse. Diese Narrheit wurde durch das ernsthafte und öffentliche Studium der Alchymie noch mehr unterhalten. Um den räthselhaften Werken, die damals in diesem Fach erschienen, Ansehn zu verschaffen, gaben sie die Verfasser derselben unter den Namen berühmter Männer heraus. Raymund Lullus, Albrecht der Grosse, Thomas von Aquino, waren die vorzüglichsten Meister des grossen Werks. Vergebens ließ Pabst Johann der zwey und zwanzigste zwo Bullen gegen sie ergehn, wovon die eine so anfängt: Spondent, quas non exhibent, divitias, pauperes Alchymistae. Das Anathema sicherte diesen Pabst nicht vor der Ehre, welche ihm die Alchymisten seiner Zeit dadurch erwiesen, daß sie ihm eine Abhandlung über ihre Kunst beylegten. Unter die glücklichen Laboranten des vierzehnten Jahrhunderts, die von dieser Sekte gerühmt werden, gehöret vorzüglich der bekannte **Nikolaus Flamell** zu Paris. Als Schreiber und Miniatürmahler brachte er ein ziemlich grosses Vermögen zusammen; er machte einige milde Stiftungen und beschenkte verschiedene Kirchen; und nun glaubten alle seine Zeitgenossen, er besitze den Stein der Weisen; ein Irrthum, der sich sehr lange fortgepflanzet hat!

Die Erhaltung des zeitlichen Vermögens, die für den Menschen eben so wichtig ist, als die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, hat der **Rechtsgelehrsamkeit** so sehr aufgeholfen, als der Arzneykunde. Schon seit langer Zeit hatte man in Frankreich statt des theodosischen Kodex die Institutionen des Kaisers Justinian angenommen. Die Päbste zu Rom hatten sich vergeblich bemüht, diese zu verdrängen und an ihrer Stelle die Kirchensatzungen und die Dekretalen zu setzen. Ludwig der Neunte hatte

1380 dieses kaiserliche Gesetzbuch ins Französische übersetzen lassen. Man findet Spuren von demselben in den Etablissements dieses Monarchen; man erklärte es öffentlich in allen Provinzen des Reichs: aber die Kraft des Gesetzes hatte es nur in den Landschaften des geschriebenen Gesetzes; diejenigen, die nach besondern Gewohnheiten regiert wurden, liessen es nur in solchen Fällen zu, wo es den angenommenen Gebräuchen nicht widersprach. So einfach auch diese waren, so entschieden sie doch fast alle Rechtsfälle, so lange das Volk unter der Sklaverey seufzte; Armuth und Muthlosigkeit, Folgen der Knechtschaft, entfernten die Processe, und das Vermögen sie zu führen. Mit der Freiheit entstand der Geist der Zänkerey. Das Interesse brachte seine ungerechte Klagen vor die Richtstühle, und durch tausend verfängliche Umwege vertrieb dasselbe die Richter, die bey ihren Sprüchen den festgesetzten Gebräuchen und der gesunden Vernunft zu folgen gewohnt waren. In jeder Gerichtsbarkeit sprach der Herr mit Beystand der Pairs seines Lehns das Recht, oder er überließ dies auch wohl einem Amtmann, der dann nach dem Gutachten und Rath der verständigsten Männer des Orts *) richtete. Die, in Vergleichung mit den unzureichenden Gewohnheiten, weise Gesetze Ludwigs des Neunten wurden nach und nach in den Territorialgerichtsbarkeiten der Herren angenommen. Diese Gesetze erforderten Nachdenken; die Amtleute fragten die Verständigen, die nur die mündlich überlieferten Rechte kannten, nicht mehr um Rath; sie sahen sich genöthiget, studierte Personen, die ihre Beysitzer wurden, zu Hülfe zu nehmen. Da die Etablissements, so wie die Coutümes, nicht alle Fälle enthalten, so muste man zu umständlichern Gesetzbüchern Zuflucht nehmen, zu der römischen Jurisprudenz, zu den Kirchen-

*) *Les preudhommes.*

chensatzungen und den päbstlichen Dekreten. Indem 1380
man nun aus diesen Quellen neue Einsichten schöpfte, vermehrte man die Schwierigkeiten. Das Studium so vieler Gesetze wurde eine lästige Arbeit, welche die Herren den **Legisten** überliessen. Die Menge von Verordnungen schadete mehr, als sie nutzte. Die Schlauheit der Praktiker öffnete krumme Wege, welche alle Klugheit der Gesetzgeber nicht hatte vorhersehen können; und die Justitz wurde fast begraben unter dem Gewirre von Formalitäten, deren Einführung nützlich gewesen seyn würde, wenn man sie nicht gemißbraucht hätte, indem sie zur Verwahrung des Schwachen gegen die Tyranney, nicht aber zum Triumph der Bosheit dienen sollte. Man erkannte endlich das gefährliche Paradoxon: Man kann im Grunde Recht und in der Form dennoch **Unrecht** haben. Die Gewinnsucht und die Leichtigkeit, sich durch Erklärung oder Verdrehung der Gesetze Ansehn und Reichthum zu erwerben, erweckte eine allgemeine Nacheiferung. **Accursius** und **Bartolus** bekamen eine unzählige Menge von Nebenbuhlern und Nachbetern. — Das bürgerliche Recht wurde ohne Unterschied in allen französischen Schulen gelehrt, bis zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, da Pabst Honorius der Dritte die Vorlesungen über dieses Recht auf der Universität zu Paris verbot. Man befürchtete, die jungen Leute möchten dadurch von dem Studium der Theologie abgezogen werden. Ohngeachtet der wiederholten Versuche, den Vortrag des bürgerlichen Rechts wieder einzuführen, blieb das päbstliche Verbot doch drey Jahrhunderte lang in voller Kraft. Wer sich in der bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit unterrichten wollte, muste andre Universitäten besuchen. Erst durch eine im Jahr 1679 ergangene Verordnung Ludwigs des Vierzehnten wurde die Universität zu Paris wieder in den Stand gesetzt, die bürgerliche

1380 Rechtsgelehrsamkeit vorzutragen. Während dieser langen Verbannung blühte in Paris das Studium des kanonischen Rechts, weil es einen fast untrüglichen Weg zu Ehrenstellen und Glück gewährte. Oft erhielt es so gar den Vorzug vor der Theologie. Dem Aufenthalt der Päbste zu Avignon hatte das kanonische Recht besonders viel zu danken. In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt hatten die Griechen die zum Theil auch von der lateinischen Kirche angenommenen Koncilienschlüsse gesammlet. Eine neue Kompilation verfertigte Dionysius Exiguus unter der Regierung des Kaisers Justinian, welcher man die Dekretalen der Päbste beyfügte. Unter Karl dem Grossen wurde sie in Frankreich eingeführt, und seit der Zeit ist kein andres gemeines Kirchenrecht daselbst angenommen worden. Die falschen Dekretalen Isidors von Sevilla wurden in einigen Stücken, die sehr weise Verordnungen enthalten, besonders in Ansehung der Appellationen, in Frankreich aufgenommen. Endlich verfertigte der Benediktiner Gratian im zwölften Jahrhundert eine Konkordanz über die grosse Menge von geistlichen Verordnungen. Ueber dieses mit abgeschmackten Irrthümern, untergeschobenen Kirchensatzungen und falschen Dekretalen angefüllte Werk las man lange auf den französischen Universitäten, unter dem Namen des **Dekrets. Extravaganten** nannte man die nach Gratians Konkordanz bekannt gemachten Dekretalen des Pabsts Johann des zwey und zwanzigsten. Diese Sammlungen sind die Behälter der Grundsätze des Rechts, dessen sich die Päbste nicht allein über die Kirchenzucht, sondern auch über die weltliche Herren anmassen wollten. Da in jenen Jahrhunderten der Unwissenheit die Geistlichen fast die einzigen waren, die studirten; so verbanden sie mit der Kenntniß der kanonischen Gesetze auch die Kenntniß des bürgerlichen Rechts. Diese Vermi-

schung

schung vermehrte die Processe, und machte sie täglich 1380
verwirrter. Ein unzählbarer Schwarm neuer Formeln entstand, Verdrehungen und Ausflüchte, an welche die Sammler des römischen Gesetzes vielleicht nie gedacht hatten. Die Dauer der schlechtesten Processe verewigte sich durch Annehmung der verschiedenen Grade der Appellationen, die man in die geistlichen Gerichtsstuben einführte. Und doch waren es die Gerichtsstuben, aus denen die weltlichen Richter den grösten Theil ihrer juristischen Leisten entlehnten. Dies schien um so viel bequemer und schicklicher, da die Gränzen der beiden Rechtswissenschaften damals so in einander geschoben waren, daß sehr viele Rechtshändel zugleich vor den weltlichen und vor den geistlichen Richter gebracht wurden. Eine Sache, deren Ursprung schon in den ältesten Zeiten des Christenthums zu suchen ist, wo die Bischöfe zu Schiedsrichtern wichtiger Streitigkeiten genommen wurden! Die Ermächtigungen der geistlichen Gerichtsbarkeit waren um so viel leichter, da alle ihre Richtstühle standhaft und einmüthig gegen die bürgerliche Macht handelten, welche letzte in eine unendliche Menge besonderer Gerichtsbarkeiten zertheilt war. Der königlichen Gerechtigkeit war es vorbehalten, sie wieder in ihre Gränzen zurückzuweisen. Der vernünftigere Theil der Klerisey erkannte die Nothwendigkeit einer von der Billigkeit vorgeschriebenen Veränderung, und schien den Absichten der Monarchen, die sie unternahmen, willig die Hände zu bieten. Die Regierung Philipps des Sechsten kann man als die Epoche der würklichen Verringerung des Ansehns der geistlichen Richter angeben. Man erinnere sich an die Streitigkeiten, die sich damals zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit erhoben; die von beiden Theilen angeführten Gründe sind hinreichend, uns von den damals herrschenden Mißbräuchen einen Begriff zu ge-

1380 ben. Die Sache blieb zu derselben Zeit unentschieden: aber einige Jahre hernach untersagte Philipp den bischöflichen Gerichten die Erkennung in Ehebruchssachen. Dies geschah auf die Vorstellung der Bürger von Amiens, die sich beschwerten, daß die Officialen ihres Bischofs sie vor sich citiren liessen und sie zur Bezahlung schwerer Geldbussen zwängen, unter der Beschuldigung, als wenn sie unerlaubten Umgang mit andern Weibern trieben. Der Monarch hatte dem Prälaten zu verschiedenenmalen einschärfen lassen, dieses ärgerliche Verfahren einzustellen: als er aber dennoch ungehorsam blieb, befahl er den weltlichen Richtern, dessen Hartnäckigkeit durch Einziehung seiner weltlichen Güter zu biegen. Etwas ähnliches widerfuhr bald hernach dem Archidiakonus zu Paris. König Johann suchte den Officialen die Entscheidung der Processe und die Vollziehung der Testamente zu entreissen: er konnte aber doch nicht hindern, daß sie nicht lange Zeit mit ihren Ansprüchen bestanden wären. Man fuhr unter andern noch lange fort, den abentheuerlichen und schändlichen Gebrauch auszuüben, nach dem den Christen, welche starben, ohne den Kirchen milde Stiftungen oder überhaupt ein Testament zu machen, das Begräbniß vorenthalten wurde. In diesem Fall ernennte das geistliche Gericht einen andern, der an des Verstorbenen Stelle ein Testament aufsetzen und ihm dadurch das Recht, an der Seite der Gläubigen eingescharrt zu werden, verschaffen muste. Bey einer solchen Ungebundenheit erlaubten sich die Pfaffen unzählige und ganz erschreckliche Betrügereyen. Endlich dachten die Könige, als Wächter der Gerechtigkeit im ganzen Reiche, mit Ernst darauf, wie die unerlaubten Anmassungen der geistlichen Richter zu tilgen seyn möchten. Karl der Fünfte selbst, so gottesfürchtig er auch war, gieng weiter, als seine Vorgänger. Er ließ im Jahr 1371 eine

Ver-

Verordnung ergehen, welche allen geistlichen Rich- 1380
tern verbot, in possessorischen Sachen zu erkennen, selbst dann, wenn sie geistliche Personen angehen. Diese Verordnung, die die königlichen Richter in einen Theil ihrer Jurisdiktion wieder einsetzte, machte sie lebhafter und aufmerksamer, auch in andern Stücken ihre Rechte zu behaupten. Man siehet noch aus einem Parlamentsschluß vom 13ten März 1376, daß der königliche Prokurator den Bischof von Beauvais und seine Diener zu einer Geldstrafe verdammte, weil sie Eingriffe in die weltliche Gerichtsbarkeit gethan hatten. Durch solche wiederholte und standhaft behauptete Beyspiele wurden nach und nach die Gränzen der beiden Gerichtsbarkeiten gehörig bestimmt und die Harmonie der Gesetze wieder hergestellt.

Die Einführung der **Steuern** und andrer Abgaben, welche die Bedürfnisse und Unfälle des Staats nothwendig gemacht hatte, erforderte Edikte, sowohl in Ansehung ihrer Verwaltung als Erhebung. Diese Edikte musten erklärt werden, um die Vollziehung derselben zu erleichtern, um den Mißbräuchen zuvorzukommen, um ihnen abzuhelfen. Die Auslegung, die Uebereinstimmung und Vereinigung dieser Edikte bildete nach und nach eine neue Rechtsgelehrsamkeit, die **Finanzgesetze.** Die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte hat zu allen Zeiten die würkliche Macht einer Nation bestimmt; sie ist nach Aufrechthaltung der Religion, Erhaltung guter Sitten und Ehrfurcht für die Gesetze, der wesentlichste Gegenstand der Regierung. Karl der Fünfte hatte diesen Satz studiert; aber die Würkungen entsprachen nicht immer der Richtigkeit seiner Absichten. Nichts lehrt die Mängel einer Wirthschaft besser kennen, als die Mittel, die man zur Verbesserung derselben ergreifen muß. Es ist fast unbegreiflich, wie mannigfaltig und verschieden damals die Schleifwege waren, deren sich die Einneh-

1380 mer und Rechnungsführer zum Untergang des Fürsten und seiner Unterthanen bedienten. Diese zu jedem andern Geschäfte untüchtige Leute schienen an betrügerischen Erfindungen unerschöpflich. Vergebens suchte man ihrer Gewinnsucht Einhalt zu thun; ein abgeschaffter Mißbrauch wurde sogleich durch andre von verschiedener Art ersetzt. Man darf nur die Verordnungen des vierzehnten Jahrhunderts durchblättern, um die meisten Geheimnisse der Unbilligkeit, welche die unermüdliche Habbegierde täglich ausbrütete, zu entdecken. Pachtungen, welche verarmten und unredlichen Personen heimlich zuerkannt wurden; Unterschleife und Entwendung der Gelder; erdichtete Kosten zur Fortschaffung des Geldes; falsche Zahlungsfristen; erbetene Nachlassungen von Summen, die doch längst erhoben waren; darinn bestanden die Künste dieser Blutigel, die jedoch dem Volk mehr schadeten, als den Königen. Oft schien es, als wenn sie sich verschworen hätten, das Mark des Reichs unter sich zu theilen. Pächter, Einnehmer, Controleurs, Visitatoren, die geringsten Unterbedienten, alle hatten ihren bestimmten Antheil an der allgemeinen Beute. Einerley Abgaben liessen sie zweymal eintreiben; sie bedienten sich der äussersten Strenge, die Gelder vor der gesetzten Zeit einzunehmen, um unterdes damit wuchern zu können; sie vervielfältigten, sie erdichteten Abgaben. Diejenigen, die ihren Forderungen nicht sogleich Genüge leisten konnten und durch Exekutionen ausgesogen waren, musten am Ende ihr noch übriges Vermögen diesen unersättlichen Raubthieren überlassen. Die Unterbedienten, die durch ihre blosse Gegenwart eine Familie in Schrecken und Bestürzung setzten, waren fast eben so viel Diebe; sie nahmen keine Vorstellungen an, sie liessen sich doppelt und dreyfach bezahlen; bemächtigten sich sogar des Hausgeräthes, wenn man ihnen nicht baar

Geld

Geld geben konnte. Sehr oft wiederholte und mit 1380
der grösten Strenge eingeschärfte Verordnungen waren kaum hinreichend, einen Theil dieser Mißbräuche aufzuheben, indem mächtigere Personen, die ihren Vortheil dabey genossen, diese Räuber unterstützten. Karl der Fünfte wuste dies: aber er war nicht im Stande, das Uebel von Grund aus zu heben.

In den ältern Zeiten änderten sich die **Kleidermoden** in Frankreich zwar nicht so häufig, als in dem achtzehnten Jahrhundert: aber sie waren auch desto verschiedener von den jetzigen; und vielleicht können wir es nicht einmal genau bemerken, weil bey den ehemaligen Abänderungen der Mode, nur die Gestalt der Kleider litte, ohne daß sie ihre alten Namen verlohren hätten. Die vornehmsten Kleidungsstücke der Franzosen in den mittlern Jahrhunderten waren folgende: der **Mantel** (le manteau) und der **Rock** (la robe); diese wurden am wenigsten verändert. Ferner, verschiedene Arten von **Wammes**, z. B. cottes simples, cottes hardies; jene waren kurz, diese lang, und giengen wohl bis auf die Füsse; über diese zog man eine Art von **Oberweste**, die Surcot hieß, und woraus unsere heutigen **Sürtous** entstanden sind. **La Garnache** war eine lange Kleidung, die bis an die Knöchel gieng, gemeiniglich ohne Ermel. Wenn man ausgieng, hüllte man sich in eine Chappe, eine Art von langen Mantel, der den ganzen Körper vom Kopf bis auf die Füsse bedeckte. Männer und Weiber bedienten sich derselben, so wie überhaupt aller andern Kleidungsstücke, ohne Unterschied. Ein andrer Schriftsteller redet von einem Grafen und einer Gräfin, die so arm waren, daß sich beide mit einer gemeinschaftlichen Chappe behelfen musten. Den liederlichen Weibspersonen wurden von Ludwig dem Siebenten die Chappen verboten, damit man sie vom ehrbaren Frauenzimmer unterschei-

1380 den könnte. Aus dem obern Theil der Chappe entstand der **Chapperon**, der nur die Schultern bedeckte. Der Chapperon war so zugeschnitten, daß man ihn anziehen konnte, ohne vorn eine Oeffnung zu machen; man befestigte ihn auf dem Kopf, vermittelst einer Falte, die ohngefähr drey Queerfinger von der **Cornette** einnahm, welches eine Art von Mütze war, ohngefähr anderthalb Fuß lang, mit oder ohne Verzierung. Diese langen Cornetten wurden den Geistlichen untersagt durch die Synode zu Rouen im Jahr 1343. Man nennte sie so, weil sie oben spitzig, wie ein Horn, zugiengen, ohngefähr so, wie die Mütze, die der venetianische Doge trägt. Ein gewisser Kopfputz des Frauenzimmers hat noch in unsern Tagen diesen Namen behalten. Die Damen des vierzehnten Jahrhunderts trugen sie überaus hoch und spitzig. In der Folge vermehrten sie diese Spitzen, und machten sie breiter und höher, ja so hoch, daß sie oft nicht durch die Thüren damit gehen konnten. Man nennte diese veränderten Aufsätze *Hennins*. Ein Karmelitermönch aus Bretagne, mit Namen Thomas Conecte, erklärte sich für einen geschwornen Feind der Cornetten oder Hennins, und predigte wider sie. Wo er hinkam, verschwanden sie: aber, sagt Paradin, die Damen machten es wie die Schnecken, welche bey dem geringsten Lärmen ihre Hörner gar schön einziehen: ist aber der Lärm vorbey, so strecken sie sie weiter von sich, als zuvor; so auch die Damen: war Bruder Thomas weg, so stiegen die Hennins auf ihren Köpfen weit prächtiger und majestätischer empor, als vorher. — Ein Theil der Cornetten der Mannspersonen veränderte seine Stelle, und diente zur Einfassung des Aeussersten der Hemdermel, nachdem sie zur Zierde des Kopfs nichts weiter brauchten, als die Hüte (Chapeaux, das Diminutivum von Chaperon, so wie dies das Diminutivum

vum von Chappe ist). Diese wurden nicht aufgeschla- 1380
gen; man fütterte sie mit Pelzwerk; man zierte sie mit goldenen Franzen und mit Perlenschnüren; unter dem Kinn befestigte man sie mit einer Schnur. — Die Bedeckung der Beine und Füsse war durchgehends einerley, nur daß die Vornehmen bisweilen vergoldete Schuhe trugen. Der Gebrauch der Pantoffel ward den Geistlichen durch eine Verordnung der Kirchenversammlung zu Sens untersagt. Von den Schuhen mit langen spitzigen Schnäbeln ist zu einer andern Zeit *) geredet worden.

Verfall des Reichs durch die Habsucht der Grossen und durch den Wahnwitz Karls des Sechsten — Mancherley Faktionen, Erpressungen, Empörungen, Mördereyen der Grossen unter einander — Französische Herrschaft in Genua und ihr Ende — Kriege mit England — Vertrag zu Troyes und Enterbung des Dauphins Karl zum Vortheil des Königs von England, Heinrichs des Sechsten, der zum König von Frankreich ausgerufen wird. Von 1380 bis 1422.

Karl der Fünfte war für Frankreich ein starker Schutzengel gewesen; er hatte dasselbe nicht allein aus dem trauervollen Zustande gerissen, worein es unter den Regierungen seines Vaters und Grosvaters war versetzet worden, sondern ihm auch einen Geist eingeblasen, der vermögend gewesen wäre, ihm eine dauerhafte Munterkeit und Ruhe zu verschaffen, wenn ihn die Kürze seines Lebens nicht gehindert hätte, diesen Geist

*) Im 16ten Band S. 782.

1380 Geist durch alle Glieder des Staats weiter auszubreiten oder stärker anzufachen. Aber so geschah, was er zum Theil selbst vorhergesehn hatte; die Regierung seines Sohns, Karls des Sechsten, währte ungleich länger, als die seinige: aber sie wurde dem Reiche schädlicher, als vielleicht alle vorhergehende Regierungen. Die Jugend des neuen Königs — denn er war bey dem Tode seines Vaters erst eilf Jahre und neun Monate alt — war die Hauptursache alles nachfolgenden Unglücks. Die Prinzen, seine Oheime, machten sich derselben zu Nutzen, um ihren Ehr- und Geldgeitz zu befriedigen. Ihr Mißverständniß und ihre unaufhörliche Eifersucht erfüllten Frankreich mit Verwirrung und Unruhe. Als Karl mündig geworden war, konnte er die Ordnung nicht wieder herstellen, und seine nachmalige Blödsinnigkeit machte ihn vollends unfähig, Frieden im Reich und Gehorsam bey seinen Unterthanen zu erhalten. Die Engländer zogen den grösten Vortheil davon, und stürzten Frankreich in das äusserste Verderben. Zur Vollkommenheit des Unglücks muste die Königin von Frankreich, Isabelle von Bayern, ihren Grimm so weit treiben, daß sie sich den Feinden des Staats in die Hände warf, um ihren eigenen Prinzen der Krone zu berauben. Durch diese Verrätherey verlängerte sie das Elend in Frankreich, welches nicht anders, als durch ganz besondere und ausserordentliche Begebenheiten geendiget wurde.

Kaum war Karl der Fünfte gestorben, so versicherten sich die Herzoge von **Burgund**, von **Berri** und **Bourbon** der beiden königlichen Prinzen, die sich damals zu Melün aufhielten; und der Herzog von Anjou bemächtigte sich der Schätze, die Karl der Fünfte gesammlet hatte, und die sich auf achtzehn Millionen Thaler sollen belaufen haben. Dieser Raub wurde einer der vornehmsten Quellen aller nächstfolgenden

genden Unglücksfälle. Der Hof theilte sich in ver- 1380
schiedene Partenen; jeder der vier Prinzen suchte sich Anhänger zu erwerben, zog seine alten Freunde an sich, und bemühte sich um neue. Die Kriegsleute, begierig nach Beute und Blut, eilten herbey, sich an die verschiedenen Partenen anzuschliessen. Schon lagen Truppen in den Gegenden der Stadt Paris, und verheerten sie. Das Volk schwebte in Ungewißheit und Unentschlossenheit; es sah die Aengstlichkeit der Grossen, ihre Rotten, ihre Schwachheiten, ihre Verbrechen, und glaubte damals wohl nicht, daß es mit der Zeit die Kosten ihrer unseligen Streitigkeiten würde tragen müssen.

Einige Tage nach dem Tode des Königs wurde eine grosse Versammlung der vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren, die in Paris gegenwärtig waren, veranstaltet, um über den letzten Willen des Königs und über die Einrichtung der Staatsverwaltung zu rathschlagen. Der Herzog von Anjou äusserte einen ganz übermäßigen Stolz, und verlangte, wider die Verordnung seines verstorbenen Bruders, nicht allein die Regentschaft, sondern auch die Vormundschaft über die königlichen Prinzen. Der Kanzler von Orgemont sprach stark für die Vollziehung des letzten Willens Karls des Fünften. Der Generaladvokat, Johann des Marets, nahm hernach das Wort, und ließ in seine Rede einige für den Herzog von Anjou günstige Wendungen einfliessen, wodurch er die übrigen Prinzen gegen sich aufbrachte. Aus seiner vorhandenen Rede erhellet aber, daß er nichts anders gethan, als behauptet habe, dem Herzog von Anjou gebühre die Regentschaft; und war dies nicht den Absichten des verstorbenen Königs und der Billigkeit gemäß? Er hat auch in der Folge durch seinen thätigen Eifer gezeigt, daß ihm blos die öffentliche Ruhe und die Eintracht der vier Herzoge am Herzen

gelegen

1380 gelegen sey. Auf sein Anrathen ernennten diese auch Schiedsrichter zur Beylegung ihrer Streitigkeiten. Die vier Schiedsrichter, deren Namen nicht aufbehalten worden, verfertigten einen Aufsatz, den die Prinzen genehmigten, und im Parlament auf das feyerlichste bestätigten. Dem zu Folge sollte der junge König, ohngeachtet seiner Minderjährigkeit, für volljährig erklärt, gesalbt und gekrönt werden. — Denn diese Cärimonie hielt man für ein wesentliches Kennzeichen der königlichen Macht; — die Erziehung des jungen Monarchen und seines Bruders sollte den Herzogen von Burgund und von Bourbon, als ernennten Oberaufsehern des königlichen Hauses, überlassen werden. Der Herzog von Anjou sollte den Regententitel bis zur Krönung des Königs, die gegen das Ende des Oktobers geschehen sollte, führen; und dann sollte seiner Verwaltung das Geräthe, das Silberwerk und der Schmuck des verstorbenen Königs, welcher von sehr grossem Werthe war, überlassen werden, doch so, daß alles, was die jungen Prinzen nöthig haben würden, ausgenommen werden sollte. Zur Unterhaltung ihrer Hofstaat wurde ein Fond bestimmt, der aus den Einkünften einiger Provinzen bestehen, aber von der Verwaltung der Finanzen getrennt werden sollte.

Anfangs schienen die Prinzen ganz zufrieden über die Aussprüche der Schiedsrichter: aber die Ruhe war von kurzer Dauer. Die um Paris herum liegenden Krieger verwüsteten Flecken und Dörfer; ihre Räubereyen nöthigten die Einwohner, in die Städte zu fliehen, wo gleichfalls schon Mangel und Verwirrung herrschten, indem die Soldaten die Strassen unsicher machten, und alles wegnahmen, was in die Städte gebracht werden sollte. Sie thaten dies, wie sie sagten, um sich für ihren Sold bezahlt zu machen, welcher ihnen durch den Geitz des Regen-

ten

ten vorenthalten wurde. Diese Unordnungen verur- 1380
sachten täglich Zänkereyen in dem Staatsrath. Die meisten dieser Krieger standen unter den Befehlen des Herzogs von Burgund, welcher seinen Bruder, den Herzog von Anjou täglich ermahnte, sie von den Schätzen, deren er sich bemächtiget, zu bezahlen, allein, so billig diese Forderung war, so wenig wurde sie geachtet. Um sich Ruhe zu schaffen, dankte der Regent die Truppen seines Bruders, bis auf wenige Kompagnien, gar ab. Dadurch wurden Unsicherheit und Mißvergnügen nur noch mehr vergrössert.

Das Volk, das mit Ungeduld die von dem verstorbenen König verordnete Aufhebung der Steuern erwartete, fieng an, über diese Verzögerung zu murren. Die Klagen verdoppelten sich, als es, statt dieser Linderung, noch mehr als jemals gedrückt wurde, nicht allein durch Erhöhung der Auflagen, sondern auch durch die unmenschlichen Beytreibungen der Pachter und Einnehmer, welche der Regent zur Zahlung der Rückstände ihrer Rechnungen anhielt. Vom Murren und Drohungen kam es zu würklichen Empörungen; erst zu Compiegne und in einigen Städten der Picardie, dann auch in der Hauptstadt selbst. Mit Ungestüm verlangten die Mißvergnügten von dem Regenten Billigkeit, und wurden noch frecher, als dieser sich willfährig bezeigte und ihnen einige leere Versprechen hinwarf. Ohne darauf zu denken, wie er den Unordnungen, die von dieser Gährung der Gemüther zu befürchten waren, zuvorkommen möchte, sann er vielmehr blos auf die Benutzung aller Augenblicke einer auf so kurze Zeit eingeschränkten Regentschaft. Die Juden, lästig der Nation, die sie durch ihre Wuchersucht verdarben, und äusserst schädlich der Handlung, die sie zum Nachtheil der Unterthanen an sich rissen, schienen dennoch dem Regenten nützlich, weil sie ihm unermäßliche Summen zahlten

für

1380 für die bewilligte Fortdauer des Rechts, sich in Frankreich häuslich niederzulassen. Viele sprach er auch von dem schimpflichen Zeichen des Rads, das sie auf ihren Kleidern tragen musten, frey, ja er ließ ihnen eine öffentliche Vergessenheit aller ihrer gegen den Staat und gegen den Landesherrn begangenen Verbrechen angedeihen. Die Juden waren damals so verachtet, daß das blosse Zeugniß der Angeber hinreichte, sie für schuldig zu erkennen, so gar, daß den öffentlichen Buhlschwestern, die sie der Nothzüchtigung wegen anklagten, auf ihren Eid Glauben beygemessen wurde. Aus diesem einzigen Umstand läßt sich urtheilen, wie wichtig eine solche Vergessenheit für Leute, die mit den Flüchen der Nation belastet waren, gewesen seyn müsse.

Unterdes hatte man zur Krönung und Salbung des jungen Königs die nöthigen Anstalten getroffen. Der Hof war schon auf der Reise nach Reims begriffen, als die scheinbare Ruhe unter den Prinzen auf einmal durch eine neue schändliche That des Herzogs von **Anjou** gestöhret wurde. Die Geldbegierde dieses Herrn war durch die Auslieferung des königlichen Schatzes, Silberwerkes und Hausgeräthes noch nicht gestillt worden; er hörte, daß Karl der Fünfte auf dem Schlosse zu Melun noch einen besondern Schatz verborgen habe, der in einer grossen Menge goldener und silberner Barren, die sich auf funfzehn, nach andern auf achtzehn Millionen Livres belaufen, bestände, um deren Verwahrung aber niemand wisse, als **Philipp von Savoisi**, einer von den Kammerherren des verstorbenen Königs. Weder Bitten noch Drohungen des Regenten konnten diesen Herrn zur Entdeckung der Schätze bewegen: aber die Ankunft des Scharfrichters, den der unersättliche Tyrann hatte holen lassen, um dem Kammerherrn den Kopf abzuschlagen, zwang ihm das Geheimniß

ab.

ab. Sogleich ließ der Herzog den Schatz heben und 1380
fortschaffen.

Die Krönung wurde durch die Bekümmerniß über diesen niederträchtigen Streich des Herzogs von Anjou einige Tage lang aufgeschoben, und geschah erst am vierten November. Der junge König, Karl der Sechste, wurde von dem Regenten zum Ritter geschlagen, und er verrichtete hernach eben diese Cärimonie an den beiden Söhnen des Königs von Navarra und an den Söhnen vieler andern grossen Herren. Bey dem hierauf gegebenen Festin fiel zwischen den Herzogen von Anjou und Burgund ein Rangstreit vor, der die wechselseitige Erbitterung dieser Brüder aufs neue an den Tag legte. Als etwas besonders und vorher in Frankreich nicht gebräuchliches wird angemerket, daß verschiedene hohe Kronbediente, in goldenen Stoff gekleidet und auf grossen Pferden reitend, die Speisen zur Tafel aufgetragen haben; wie ehedem die Churfürsten bey den Krönungen der teutschen Kaiser.

Bey der Rückkehr nach Paris vermied der Hof sorgfältig die Reise durch Städte, um der Annahme der Bittschriften überhoben zu seyn, worüber neue Verdrießlichkeiten unter dem Volk, welches von seinen neuen Königen gewisse Gunstbezeugungen zu erwarten pflegte, entstanden. Der Günstling des vorigen Königs, **Büreau de la Riviere**, fiel bald darauf in Ungnade, und muste sich vom Hof entfernen, und erlangte erst durch Olivier von Clisson Erlaubniß, wieder an denselben zurückzukommen, ohngeachtet la Riviere derjenige war, der die letzten Tage des Konnetabels du Guesclins, Clissons vertrautesten Freundes, verbittert hatte. Auch **Johann de la Grange**, den man gewöhnlicher den **Kardinal von Amiens** nannte, und der seit dem Jahr 1375 Karls des Fünften vornehmster Rath und Fi-

1380 nanzminister gewesen war, muste sich entfernen, um dem ihm drohenden Ungewitter auszuweichen.

Ein neuer Aufstand, den ein Haufen mißvergnügter Bürger zu Paris nach den Feyerlichkeiten der Krönung erregte, nöthigte den Staatsrath zu **Aufhebung der Steuern.** Durch öffentliche Anschläge erklärte man im Namen des Königs, daß von nun an alle die Auflagen, die seit Philipps des Vierten Zeiten wären gemacht worden, aufhören sollten. Man hoffte, durch diese Gefälligkeit würde das Volk beruhiget werden: allein, kaum war ihm dies bekannt gemacht, so verlangte dasselbe auch die Vertreibung der **Juden** aus dem Königreich. Als man ihm nicht sogleich willfahren mochte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer, welche grösstentheils Juden oder Lombarden waren, öffnete ihre Kassen, schüttete das Geld auf die Gassen, zerriß ihre Bücher und Rechnungen. Viele Juden, die sich mit der Flucht retten wollten, wurden getödtet; die andern retteten sich in das Chatelet. Nun brachte man sie zwar wieder in ihre Häuser, versprach ihnen Sicherheit, und befahl bey Todesstrafe die Wiedererstattung alles dessen, was man ihnen geraubt hatte: allein unter einer so schwachen Regierung war keine Folgsamkeit zu erwarten.

Das äusserliche gute Verständniß der Prinzen war jeden Augenblick in Gefahr, gestöhrt zu werden. Der Herzog von **Berri**, der bisher keinen Ehrgeiz geäussert hatte, erwachte auf einmal von seinem Schlummer, er verlangte und erhielt die Statthalterschaft der Provinz **Languedok**, mit einer so uneingeschränkten Macht, daß er mehr Souverain als Statthalter wurde. Der Herzog von **Burgund** behauptete, seine Rechte wären nicht geringer, als die Rechte seines Bruders; und man muste ihm unter eben solchen Bedingungen die Statthalterschaft

der

der **Normandie** bewilligen. Nie hatten Statthal- 1380
ter, selbst die ältern königlichen Prinzen nicht ausgenommen, eine solche Gewalt bekommen. Man durfte nur fortfahren, das Königreich auf solche Art zu zerstücken, so hatte man es eben so, wie unter den letzten Karolingern. Der Herzog von **Anjou** widersetzte sich nicht den ehrgeitzigen Forderungen seiner Brüder, zufrieden, wenn sie nur seine Geldbegierde nicht stöhrten. Dennoch war die Theilung der Provinzen und Schätze des Staats unter diese Herren nicht hinreichend, sie in einer dauerhaften Einigkeit zu erhalten. Alles setzte ihre Eifersucht in Bewegung. Mit dem Tode Bertrands du Gueselin war die Würde eines Konnetabels erlediget; die Stimmen des Hofs und der Krieger vereinigten sich für **Olivier von Clisson.** Enguerrand von Couci, Veit von la Tremouille und der Marschall von Sancerre, die ihm noch diese Ehre hätten streitig machen können, waren die ersten, die ihm ihre Stimmen gaben; der Herzog von Anjou soll ihm zuwider gewesen seyn, welches jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist. Wie dem auch sey, Clisson wurde zu dieser ersten kriegerischen Würde erhoben, zu eben der Zeit, da die **Stände von Languedoyl** zu Paris versammlet waren, um die Regierungsform einzurichten. In dieser **Reichsversammlung** geschah es wahrscheinlich, daß die vier Herzoge mit einander übereinkamen, daß künftig im Staatsrath alle Reichsgeschäfte durch sie entschieden werden sollten, so daß wenigstens zwey von ihnen, und unter diesen allemal der Herzog von Anjou gegenwärtig seyn sollten; doch entsagte der Herzog diesem Vorzug noch an demselben Tage. Sie wählten ferner zwölf Personen, die mit ihnen den Staatsrath ausmachen sollten. Sie setzten fest, daß sie alle Bedienungen vergeben, daß die Finanzen unter ihrer Oberaufsicht verwaltet, daß sie die Domänen

1380 nur auf Lebenslang veräussern, und daß die Sorge für den Monarchen und für dessen Bruder ferner den Herzogen von Burgund und von Bourbon verbleiben sollte. Die Aufhebung der Steuern wurde bestätiget, so lebhaft auch die Prinzen und besonders der Herzog von Anjou die Bedürfnisse des Staats und die Erschöpfung des königlichen Schatzes den Ständen vorstellten. Auf die Klagen der drey Stände wurde auch eine Erklärung ausgefertiget, durch welche der König alle Neuerungen und Beeinträchtigungen der Freiheiten und Privilegien der Nation, die seit Philipp dem Vierten waren gemacht worden, aufhob. Zu Folge dieser Erklärung muste sich der König blos mit den Einkünften seiner Domänen begnügen, die zwar für seinen Unterhalt hinreichend gewesen wären, wenn man mit Veräusserungen minder verschwenderisch umgegangen wäre, die aber den andern Staatsausgaben nicht entsprachen, welche besonders durch die Menge besoldeter Truppen und durch die allmählige Abnahme der Lehndienste vergrössert wurden. Diese Veränderung wurde für den Staat eine wahre Last, anstatt daß man sich schmeichelte, es würde dessen Wohlstand dadurch befördert werden.

Während der Zeit, da die ehrgeitzigen und eifersüchtigen Prinzen und Herren am französischen Hof an der Ausführung ihrer Absichten und Ansprüche arbeiteten, machten sich die **Engländer** ihr Mißverständniß zu Nutzen, und giengen unter der Anführung des Grafen von Bukingham über den Fluß Sartre, bey dem wir sie vor dem Tode Karls des Fünften stehen gelassen haben, und über welchen sie so leicht nicht hätten setzen können, wenn nicht die meisten Befehlshaber der Franzosen nach dem Tode des Königs sich an den Hof begeben hätten. Nach vielen Schwierigkeiten, die ihnen durch Flüsse und Moräste in den Weg gelegt waren, kamen die Engländer

der in Bretagne an, und benachrichtigten den Her- 1380
zog sogleich hiervon. Dieser hielt sich damals zu Hennebon auf, und war unschlüßig wegen der Ergreifung einer Partey. Das Mißvergnügen eines Theils seines Herzogthums, seit dem er sich wieder um englischen Beystand beworben, hatte ihn endlich überzeugt, daß er seine Staaten nie ruhig besitzen werde, wenn er fortführe, mit dem König von Frankreich Krieg zu führen. Die Bretagner konnten die französische Herrschaft nicht ertragen, aber sie verabscheuten die Engländer. Ausserdem war der König von Frankreich, der ihn verfolgt hatte, gestorben; von der neuen Regierung konnte er eine günstige Aenderung hoffen, und durch einen Vergleich Vortheile erlangen, welche das Schicksal der Waffen ungewiß machte. Unterdes hatte er doch die Engländer zu Hülfe gerufen; wie sollte er sie wieder beurlauben, ohne seine Treue verdächtig zu machen, oder eine Unbeständigkeit zu verrathen, die eben so verunehrend, als Untreue gewesen wäre? Diese Betrachtungen verdoppelten seinen Kummer. In Hoffnung bald eine schickliche Auskunft zu finden, ließ er den Grafen von Buckingham durch den Bischof von Laon und einige weltliche Herren seiner Ergebenheit und baldigen Vereinigung mit ihm versichern. Ob nun gleich der Graf den Kaltsinn des Herzogs fühlte, so rückte er doch weiter fort, und kam vor Vannes. Die Einwohner dieser Stadt vergrösserten sein Mißvergnügen, indem sie die Thore vor ihm zuschlossen. Er verlegte seine Truppen in die Vorstädte und in die benachbarten Gegenden, und wartete daselbst vierzehn Tage lang auf die Ankunft des Herzogs. Die Ungeduld trieb ihn endlich weiter, und der Herzog kam ihm hierauf entgegen, entschuldigte sich mit einem Aufruhr eines Theils seiner Unterthanen, beschloß mit dem Grafen die Belagerung der Stadt Nantes, und versprach,

1380 vierzehn Tage nach dem Anfang der Belagerung zu ihm zu stossen. Er bot dem zu Folge seine Vasallen auf: aber keiner erschien. Denn die Gegenwart der Engländer hatte selbst diejenigen Herren, die dem Herzog bisher am eifrigsten zugethan waren, unwillig gemacht. Ihre Störrigkeit gieng so weit, daß sie ihn versicherten, sie würden die Waffen wider ihn ergreifen, wenn er die Belagerung der Stadt Nantes unterstützen wollte. Der Herzog — wenn er anders nicht selbst die Sache unter der Hand so eingeleitet hatte — wurde hierüber äusserst bestürzt; und er sah nun weiter keinen Ausweg vor sich, als mit
1381 Frankreich in Unterhandlung zu treten. Nach kurzer
am 15. Jan. Zeit war der **Friede** geschlossen, wozu der Herzog von Anjou das meiste beygetragen, weil alle seine Gedanken damals blos auf das Königreich Neapel gerichtet waren. Die bretagnischen Herren erlangten am französischen Hofe so viel, daß Montfort als Herzog von Bretagne erkannt und in den Besitz der ihm abgenommenen Staaten gesetzt werden sollte, wenn er dem König von Frankreich zweyhundert tausend Franken für die Kriegskosten würde ausgezahlt und sich anheischig gemacht haben, ihm gegen jedermann, besonders gegen die Könige von England und Navarra, beyzustehen. Man kam überein, daß der Herzog ohne Verzug bey Hof erscheinen sollte, um sich bey dem König zu entschuldigen, und ihm wegen des Herzogthums Bretagne und der Grafschaft Montfort zu huldigen. Der Adel und die Klerisey sollten die Gewähr dieses Vertrags leisten, dessen Bedingungen zu Vincennes zu Stande gebracht, und von dem Herzog in Gegenwart französischer Gesandten in der Kapelle U. L. Fr. zu Guerrande eidlich bekräftiget wurden. Zu Anfang des folgenden Jahrs wurde er auch von der Gräfin von Penthievre und ihrem Sohne, Heinrich von Bretagne, so wohl in ihrem Namen als

auch im Namen der übrigen noch in England zurück- 1381
gehaltenen Kinder Karls von Blois, bestätiget. Man wird sich ohne Mühe die Bestürzung und den Verdruß der Engländer denken können, als sie die Bekanntmachung dieses ganz heimlich gemachten Friedensschlusses erfuhren. Bukingham überhäufte den Herzog mit den lebhaftesten Vorwürfen: dieser schützte die Härte der Nothwendigkeit vor, und suchte ihn dadurch zu besänftigen, daß er versprach, sich niemals für Frankreich gegen England zu erklären; er ließ dieses Versprechen durch die vornehmsten bretagnischen Herren unterzeichnen; und zuletzt zeigte er ihm eine geheime Protestation, die er vor dem Friedensschluß aufgesetzt und beschworen hatte, und nach welcher er alles, was er wider England würde eingehen müssen, für abgezwungen und wider seinen Willen geschehen erklärt hatte. Hiermit muste der Graf zufrieden seyn; er hob die Belagerung der Stadt Nantes, die eine verzweifelte Gegenwehr gethan hatte, auf, schiffte sich mit dem Rest seiner Truppen ein, und segelte zurück nach England.

Die Endigung des Kriegs in Bretagne durch einen dauerhaften Vertrag, das Glück der französischen Waffen in **Güyenne** unter dem Marschall von Sancerre, der den Engländern daselbst einige Plätze wegnahm, Englands Ohnmacht, sich wieder zu erholen, die Erneuerung des Bündnisses mit Kastilien im vorigen Jahr; alles schien sich zum Wohlstand des Reichs zu vereinigen. Aber Ehrgeitz, Habsucht, Begierde nach Unabhängigkeit hinderte Vornehme und Geringe, von diesen Vortheilen Nutzen zu ziehen. Und die Religion litt durch das Aergerniß, das der römische Hof durch seine **Spaltung** gab. **Klemens der Siebente** hatte fast keine andere Stütze, als die französische Kirche; denn ob ihn gleich einige andere Staaten für den wahren Pabst erkannten, so geschah

1381 dies doch unter grossen Einschränkungen. In Frankreich selbst machte er sich durch sein gebieterisches und habsüchtiges Betragen bald verhaßt. Denn man hörte damals von nichts anderm, als von Auflagen der Geistlichkeit reden. Die Beneficien wurden nur allein von den Kardinälen zu Avignon, deren sechs und dreyßig waren, besessen. Klemens behielt sich die Ernennung zu den ansehnlichsten Würden bey den Stiftern vor, damit er sie Leuten an seinem Hofe verleihen konnte. Die Ertheilung der Anwartschaft auf Pfründen wurde mehr als jemals gewöhnlich. Die Einkünfte des ersten Jahrs von den erledigten Pfründen fielen dem Pabst anheim, und die apostolische Kammer zog die beweglichen Güter der verstorbenen Prälaten, den Erben zum Nachtheil, an sich. Dies alles gab zu vielfachem Murren Anlaß, besonders unter den Universitätsverwandten, die sich der Pfründen entsetzt sahen, auf welche sie in Ansehung ihrer Würden Anspruch machen konnten, von denen sie aber nichts als den blossen Titel erhielten, weil die darauf angewiesenen Pensionarien das Meiste davon zogen. Die vornehmsten Glieder der Universität zu Paris unterredeten sich über die Mittel zur Endigung einer für sie so nachtheiligen Verfassung. Das sicherste war das Ende der Kirchenspaltung, wozu aber noch nicht der geringste Anschein vorhanden war. Die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung war vorher schon einigemal in Vorschlag gekommen, aber auch verworfen worden. Doch drungen jetzt die Magister und Doktoren der Universität von neuem darauf, und damit das Publikum unvermerkt zur Annehmung dieses Vorschlags gewöhnt werden möchte, thaten sie bey Gelegenheit verschiedener theologischen Streitfragen in den Hörstunden davon Erwähnung. Man stritte, man verfaßte Sätze dafür und dawider, man schrieb ganze Bücher, man hielt Unterredungen,

darinn

darinn die Sache erörtert wurde. Nach Verlauf ei- 1381
niger Zeit faßte man endlich bey einer Versammlung der Universität den Entschluß, Abgeordnete an den König und die Prinzen zu schicken, um ihnen dieses Mittel zur Beendigung der Kirchenspaltung annehmlich zu machen. Hierzu wählte man den Magister **Johann Ronce**, der im Kollegium le Maine die Theologie lehrte, und der das Wort führen sollte. Der Herzog von Anjou erzürnte sich heftig, als er von diesem Entschluß Nachricht erhielt; man argwohnte, nicht ohne starken Grund, daß er an der Werbung, welche Klemens vorhatte, starken Antheil nähme. Denn der Herzog suchte alle mögliche Wege, auf denen er Geld zu erlangen glaubte. Er ließ den Abgeordneten in Verhaft nehmen, setzte aber dadurch die ganze Universität und Klerisey in Bewegung. Nach vielen abschlägigen Antworten ließ er den Magister wieder los, verbot aber auch zugleich, künftig dergleichen aufrührische Streitfragen vorzubringen, darinn von der Wahl eines neuen Pabsts zu reden, oder von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung etwas zu erwähnen, bey Strafe des Ungehorsams und des Verbrechens der beleidigten Majestät. Dieses Verbot verursachte eine Zerstreuung der meisten Lehrer und Geistlichen, die sich mit Johann Ronce nach Rom begaben, wo sie sich bey dem Gegenpabst Urban mit dem einschmeichelten, was sie in Frankreich gethan hatten. Er war sehr vergnügt darüber, weil er hoffte, diese berühmte Universität werde auf seine Seite treten und ihm grossen Nutzen schaffen. Er schickte heimlich den Magister Ronce mit Danksagungsschreiben an die Lehrer nach Frankreich, und ermahnte sie, sich durch die Drohungen der Grossen nicht schrecken zu lassen, sondern alle Kräfte zur Ausrottung einer so schädlichen Trennung anzuwenden. Diese Schreiben wur-

1381 den in voller Versammlung der Universität verlesen. Der Herzog von Anjou gerieth darüber so sehr in Zorn, daß er Johann Roncen überall aufsuchen ließ: er entwischte aber und gieng wieder nach Rom, wo alle Tage andere Lehrer aus Paris ankamen, die öffentlich wider den Prinzen die bittersten Klagen führten. Diejenigen, die zu Paris blieben, und sich vor der Strafe fürchteten, schwiegen wenigstens öffentlich still, und erwarteten günstigere Umstände zur Entdeckung ihrer Gedanken. — Die einträchtigen Herzoge von **Burgund** und **Bourbon** kehrten sich nicht an diese Zänkereyen: indessen war es ihnen nicht unangenehm, daß der Herzog von Anjou den Haß des Volks und der Klerisey auf sich lud, und sie hofften, daß sie der Zug nach Neapel von dem Prinzen befreyen und ihnen die völlige Gewalt bey der Regierung verschaffen würde.

Diese Händel stürzten auch den damaligen Prevot des Marchands zu Paris, **Hugo Aubriot**, ins Unglück. Man würde nichts von dieser Sache erwähnen, wenn sie nicht durch die Veranlassung und die damit verknüpften Umstände interessant würde, und wenn sie nicht zur Charakteristik dieses Jahrhunderts diente. Aubriot, von Dijon gebürtig, hatte sich in die Gunst des Herzogs von Anjou gesetzt. Durch seine ausnehmende Fähigkeiten in Justiz- und Polizeysachen war er unter Karl dem Fünften Prevot geworden, und er zeigte sich dieser wichtigen Bedienung vollkommen würdig. Ihm hatte die Stadt Paris viele Verschönerungen und Bequemlichkeiten zu danken. Alles, was die öffentliche Ruhe hinderte, unterdrückte er; daher der Haß der Studierenden auf der Universität, welche sowohl wegen ihres Alters — denn damals war die Dauer der akademischen Jahre länger, als heut zu Tage — als wegen ihrer Menge, und wegen der Ausschweifungen, die sie,

stolz auf ihre Privilegien, täglich begiengen, in der 1381
That furchtbar waren. Aubriot kehrte sich dennoch nicht daran, sondern behandelte sie, wenn es nöthig war, mit gröster Strenge, und er hatte besondere Gefängnisse in dem kleinen Chatelet für sie bauen lassen. Dieses Verfahren hatte ihm den unversöhnlichsten Haß aller Glieder der Universität zugezogen. Sein Untergang war beschlossen, da man aber gegen sein öffentliches Betragen nichts einzuwenden hatte, griff man sein Privatleben an, welches freylich wegen der sträflichen Lüste, denen er sich überließ, sehr zu tadeln war. Die Universität ließ seine Schritte heimlich beobachten, und da sie hinreichende Beweise zu haben glaubte, ließ sie ihn vor das geistliche Gericht fordern. Da er von dem Schutz des Hofs versichert war, so verachtete er Anfangs die Anklage seiner Feinde; allein, diese brachten es durch ihr überwiegendes Ansehen bald dahin, daß er in Verhaft genommen und in die Gefängnisse des geistlichen Gerichts geführt wurde. Der Proceß nahm seinen Anfang; es wurden Zeugen gegen ihn aufgestellt; man befand ihn nach Aussage derselben als einen schlechten Katholiken, als einen üppigen, wollüstigen und ausschweifenden Menschen, der besonders mit Jüdinnen einen verbotenen Umgang hege, der selbst ein heimlicher Jude und Ketzer sey. Er wäre lebendig verbrannt worden, wenn nicht der Hof eine Milderung des Urtheils ausgewürkt hätte. Man schleppte ihn alsdann in schlechter Kleidung auf ein der Stiftskirche gegen über aufgerichtetes Gerüste, auf dem er in Gegenwart des häufig versammleten Volks niederknien, um Vergebung bitten und sich der Busse, die man ihm auflegen würde, selbst unterwerfen muste. Der Rektor, an der Spitze der Universität, sah diesem traurigen Schauspiel zu; der Inquisitor verlas die Klagpunkte; man setzte Aubrioten, als einem Mis-

1381 sethäter, eine Mitra auf. Der Bischof von Paris hielt eine verdammliche Rede über ihn, und schloß mit der Sentenz, nach welcher er sein Leben bey Wasser und Brod im Gefängniß endigen sollte.

Die Aufhebung der Steuern war nicht allgemein. **Languedok** erlegte dennoch, und zwar freywillig, die bisher gewöhnlichen Abgaben. Einige Provinzen von Languedoyl, z. B. Ponthieu, Boulonnois, Artois und die Grafschaft St. Paul ahmten diesem Beyspiel nach. Diese Willigkeit hatte man den Ständen dieser Provinzen zu danken: wie denn die Regierung fast immer mehr Vortheil bey solchen besondern, als bey allgemeinen Versammlungen der Stände fand. Eine schlechte Belohnung für den Eifer der Provinz **Languedok** war es, daß man die Statthalterschaft in derselben dem Herzog von Berri anvertraute. Die Einwohner dieser guten Landschaft hatten, nachdem sie lange genug unter der Tyranney des Herzogs von Anjou geschmachtet, das Glück, unter eine sanftere Regierung zu kommen. Der vorige König hatte an seines Bruders Statt den Grafen von **Foix, Gasto Phöbus**, bestellt, den das Volk und der Adel wegen seiner Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit hochschätzte. Er hatte sich seit einigen Jahren ganz mit Frankreich verbunden, und sogar einem beträchtlichen Jahrgeld entsagt, das ihm der König Eduard von England angewiesen. Die Provinz erholte sich wieder unter der gelinden Regierung des Grafen, als die Nachricht von der Ernennung des Herzogs von Berri zum Statthalter in Languedok bekannt wurde. Es erfolgte nichts geringers, als eine Empörung; Gasto, mehr unwillig über die Schmach, als empfindlich über den Verlust seines Ansehens, versammlete die Stände, die dann Abgeordnete an den Herzog von Berri schickten, und ihn versichern liessen, sie würden es nicht zugeben,

daß

daß man ihnen ihren bisherigen Statthalter nehme. 1381
Aufgebracht über diesen Entschluß, bewegte Berri den jungen König, dessen Seele keine andere Eindrücke annahm, als die man ihr gab, sehr leicht zum Krieg gegen den Grafen von **Foix**. Man brachte Truppen zusammen, nahm die Oriflamme zu St. Denis, und wollte eben den Zug antreten, als der Herzog von **Burgund**, der auf ganz andere Entwürfe sann, das Unternehmen hintertrieb. Der Herzog von Berri hielt sich mit den Truppen seiner Appanage und mit einiger Mannschaft des Grafen von Armagnac für stark genug, die Widerspenstigen zu bezwingen; er wurde aber geschlagen. Der Sieger **Gasto** legte nunmehr aus Edelmuth und zum Besten des Staats die Regierung, die man ihm streitig gemacht, freywillig nieder. Er schloß einen vortheilhaften Vergleich, und gieng, mit Ruhm gekrönt, in seine Staaten zurück.

Nachdem der Herzog von **Bretagne** noch in diesem Jahr dem König von Frankreich, dem Vertrag zu Guerrande gemäß, persönlich gehuldiget hatte, und im März des folgenden Jahrs eine Verlängerung des 1382
Waffenstillstandes von drey Monaten war bewürkt worden; so brachen neue Unruhen in der Hauptstadt und in andern Gegenden Frankreichs aus. Die Unersättlichkeit des Herzogs von Anjou wollte nunmehr die vorhin aufgehobenen Steuern allgemein erneuern. Aber die Pariser erklärten, daß sie jeden, der sie dazu bereden wollte, für einen öffentlichen Feind ansehen würden. Hierbey liessen sie es nicht bewenden; sie waffneten sich, zogen Ketten vor die Gassen, und wählten Anführer, denen sie die Bewahrung der Thore anvertrauten. Verschiedene Städte folgten diesem Beyspiel. Der Pöbel zu **Rouen** wählte sich einen König, der ein Krämer war, und gemeiniglich nur der **Dicke** genennt wurde. Dieser neue Monarch

ward

1382 ward in Triumph auf einem Wagen herum gefahren; man errichtete ihm einen Thron; man überreichte ihm eine Bittschrift wegen Abschaffung der Steuern; die Einnehmer wurden ermordet; man plünderte ihre Häuser. Die Abbtey St. Ouen hatte vor kurzem einen neu Proceß gegen die Stadt gewonnen; nun brachen die Aufrührer in das Kloster ein, bemächtigten sich dessen Archive, und verdarben sie. Nach einer Menge von Ausschweifungen unternahmen sie die Eroberung des alten Pallastes, der statt einer Festung diente, und sie gewissermassen im Zaum halten konnte: aber die Besatzung trieb leicht eine Rotte ab, die ohne ordentliche Waffen und ohne Erfahrung kämpfen wollte. Bald darauf kam der König in Begleitung der Prinzen, seiner Vettern, mit einigen Truppen nach Rouen, ließ die Thore der Stadt niederreissen, die Glocke, deren sich das Volk beym Aufruhr bedient hatte, wegnehmen, die Häupter der Rebellion hinrichten, und die Steuern wieder einführen.

Diese Strenge verdoppelte nur die Wuth der **Pariser**, und da der Herzog von Anjou dennoch durchgreifen wollte, entstand eine der schrecklichsten **Empörungen.** Die Ermordung eines Einnehmers, der eine arme Frau wegen der Abgaben quälte, war das Zeichen dazu. Es versammleten sich über fünfhundert Menschen aus dem Pöbel, bewaffnet mit Stecken, Prügeln und Keulen, suchten aller Orten die Pachter und Einnehmer der Steuer auf, und wenn sie einen antrafen, machten sie ihn ohne Umstände, so gar in den Kirchen, wohin einige flohen, nieder. Alle Gassen waren von der immer wachsenden Menge der Aufrührer voll, welche riefen: **Zu den Waffen! Freyheit!** Die Ketten wurden vorgezogen. Einer der grösten Haufen bemächtigte sich des Rathhauses, nahm die Kriegsrüstungen und die bleyernen Keulen heraus, welche Karl der Fünfte hatte

verfer-

verfertigen lassen, und wovon einige fünf und zwanzig 1382
Pfund schwer waren. Ihr Ungestüm wurde dadurch noch mehr gestärkt, und man nennte sie von diesen Keulen oder Schlegeln **Maillotins.** Viele Häuser plünderten und schleiften sie. Aus den von ihnen erbrochenen Gefängnissen stürzte eine Menge von Bösewichtern und Missethätern heraus, die sich mit den Rebellen vereinigten. Da es ihnen an einem Anführer fehlte; so erinnerten sie sich des **Hugo Aubriot,** holten ihn aus dem Gefängniß, nachdem er ihnen hatte versprechen müssen, sie anzuführen, setzten ihn auf eine Mauleselin, und führten ihn in Triumph in sein Haus, das er ehedem bewohnet hatte. Der kluge Mann nützte sogleich diese Gelegenheit, entfloh in der ersten Nacht, und begab sich nach Burgund, seinem Vaterland, wo er ruhig und seinen Feinden unbekannt seine Tage beschloß. Der Pöbel ließ sich dadurch in seinem Unfug nicht irre machen; er stürmte sogar die befestigte Abbtey St. Germain-des-Pres, weil er gehört hatte, daß viele Steuerbedienten und Juden — denn auch diese waren nirgends vor ihnen sicher, weil sie sich hauptsächlich beym Steuerwesen brauchen liessen — dahin geflohen wären: er wurde aber abgetrieben. Die wohlgesinnten Bürger fürchteten sich nachgerade für den Verlust ihres Vermögens, und wendeten alles an, was zur Wiederherstellung der Ruhe dienen konnte. Der Bischof von Paris, alle Magistratspersonen und angesehene Leute hatten sich gleich beym ersten Auflauf mit der Flucht gerettet, und nur der einzige Generaladvokat **des Marets** besaß so viel Muth, in der stürmischen Stadt zu bleiben und die Empörung am dritten Tage zu dämpfen. Er war beredt; man ehrte seine Tugend; er genoß, nachdem er unter vier Königen bey öffentlichen Geschäften grau worden war, der Hochachtung, die man seinen Fähigkeiten und sei-

1382 ner Rechtschaffenheit schuldig war, und es glückte ihm, den Pöbel zu besänftigen. Bald hernach kam die durch den Doktor Goyleyn, einen Karmeliter, und andre vornehme Geistliche ausgewürkte Gnade von dem König, der sich noch zu Rouen und hernach zu Vincennes aufhielt, an, nebst der nochmaligen Aufhebung der Steuern: blos die Häupter des Aufruhrs wurden von der allgemeinen Gnade ausgenommen. **Johann des Marets**, so schwach er auch damals war, ließ sich in einer Sänfte vor das Volk bringen, um ihm den huldreichen Entschluß des Königs selbst anzukündigen. Wider Vermuthen und zu seinem Verdruß äusserten seine unempfindlichen Zuhörer Widerwillen und Frechheit, und es hätte wenig gefehlt, so wäre der kaum gedämpfte Aufruhr von neuem ausgebrochen. Die grösten Verbrecher bey diesem ganzen Vorgange konnte man nicht öffentlich bestrafen, weil das Volk zu viel Widersetzlichkeit äusserte; man muste sie zu Nacht in Säcke stecken und ersäufen. Eine damals sehr gewöhnliche Todesstrafe!

Die **Erhebung der Steuern** hatte also wieder aufgehört, und doch dauerte die Nothwendigkeit, sie beyzubehalten, immer fort. Man suchte auf mancherley Art Ersparnisse zu machen, besonders durch Abdankung vieler Hof- und Justitzbedienten: allein, dadurch wurde der in die Finanzen eingerissenen Unordnung nur auf kurze Zeit gewehrt. **Arnold von Corbie**, erster Parlamentspräsident, stellte den Abgeordneten der Stände die Nothwendigkeit der Steuern noch einmal, in Gegenwart des Königs, lebhaft vor. Ausser den Abgeordneten der Provinz Sens, entschuldigten sich alle übrige mit dem Mangel der Erlaubniß ihrer Provinzen, und sie reisten ab, mit der Versicherung, ihre Obern, wo möglich, zu Erneuerung der Auflagen zu bewegen. Diese fast allgemeine Widersetzlichkeit ward durch das Betragen

der

der Pariser noch mehr genährt, da unterdes die Pa- 1382
trioten über die gefährliche Mißhelligkeit, die den Hof und das Volk trennte, seufzeten. Sie hofften, die Gegenwart des Königs würde die Ruhe wiederbringen können, und liessen ihn deswegen bitten, wieder nach Paris zu kommen. Der Staatsrath bewilligte ihnen ihre Bitte, unter der Bedingung, daß die Pariser dem König ohne Waffen entgegen kommen, er selbst aber einen kriegerischen Einzug halten, daß alle Stadtthore während seines Aufenthalts in Paris offen bleiben, daß zu Nacht die Ketten nicht vor die Strassen gezogen werden, und daß das Waffentragen nur den würklichen Bürgern und denen, die etwas zu verliehren hätten, erlaubt seyn sollte. Der letzte Umstand zeigt deutlich, daß man nur von dem geringen Pöbel Aufruhr befürchtet habe. Der Hof hatte den Parisern drey Tage Bedenkzeit gegeben; allein, kaum hatten die Mißvergnügten die Bedingungen erfahren, so wurden sie fast rasend, und drohten den vornehmsten Einwohnern mit der Ermordung ihrer Familien und der Plünderung ihrer Häuser, wenn sie dieselben annehmen würden. Diese Antwort, die dem König durch sechs Bürger überbracht ward, nahm man bey Hofe sehr übel auf, und die Abgeordneten, so unschuldig sie auch waren, wurden als Rebellen behandelt; vergebens entschuldigten sie sich mit der Verblendung des grossen Haufens; man wollte ihnen nicht glauben. Der Herr von Villiers wurde nach Paris geschickt, um selbst genaue Erkundigung einzuziehen, die Steuern noch einmal in Vorschlag zu bringen, und bey anerkannter Unmöglichkeit den Vorschlag durchzusetzen, wenigstens die Zollsteuer und die Gabelle annehmlich zu machen. Villiers fand aber eine so ausserordentliche Entschlossenheit in den Gemüthern der Widerspenstigen, daß er es nicht

1382 einmal wagte, von diesen beiden Abgaben etwas zu erwähnen.

Der Herzog von **Anjou**, dem seine Abreise am Herzen lag, und der darzu noch so viel Geld zusammen bringen wollte, als nur immer möglich wäre, schritt endlich zu den gewaltsamsten Mitteln. Er ließ Truppen in die Gegenden von Paris rücken, und erlaubte ihnen alle Ausschweifungen, nur das Morden und Brennen nicht: doch musten sich zur Abwendung des letzten alle Landhäuser und Scheunen der Brandschatzung unterwerfen. Das gemeine Volk war gegen diese Feindseligkeit ziemlich gleichgültig; aber die bemittelten und gutgesinnten Bürger musten dabey desto mehr leiden. Die Unterhandlungen fiengen von neuem an, und es wurde endlich ein Vergleich zur Zufriedenheit des Hofs und des Volks getroffen, nach welchem eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht werden und die Stadt dem König ein Geschenk von hunderttausend Franken — heut zu Tag ohngefähr eine Million livres — machen sollte. Am folgenden Tag hielt der König seinen Einzug in Paris unter vielen Zurufungen und Freudensbezeugungen. Als die bewilligte Summe erlegt werden sollte, entstand ein Streit zwischen den Bürgern und der Klerisey. Jene behaupteten, diese müste auch ihren Antheil darzu legen; **welches sehr unvernünftig war**, wie sich der Erzbischof des **Ursins** und der ungenannte Mönch von St. Denis in ihren Geschichtbüchern von der Regierung Karls des Sechsten auszudrücken belieben. Der Herzog von **Anjou** bekam den grösten Theil des Geldes; dies war aber auch seine letzte Erpressung; denn bald hernach reiste er nach Provence, wo er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Karl von Durazzo, der von dem ersten Hause Anjou herstammte, bemächtigte sich unterdes

des

des Königreichs Neapel und ließ die Königin Johanne 1382
hinrichten. Herzog **Ludwig von Anjou** drung endlich mit grosser Mühe in Italien ein, schwächte seine Truppen durch einige Siege, zerstreute die in Frankreich erpreßten Schätze, und **starb** an einer Wunde und für Verdruß im Jahr 1384.

Die Abreise des Herzogs von Anjou verschaffte die vornehmste Verwaltung der Reichsgeschäfte seinem Bruder, dem **Herzog Philipp von Burgund.** Dieser Prinz besaß ausser seiner Appanage, dem Herzogthum Burgund, die Herrschaften **Rethel** und **Nevers**, welche ihm durch einen Proceß mit dem Herzog von Bretagne zugefallen waren. Ferner hatte er den Besitz der Grafschaft **Burgund** oder der heutigen **Franche-Comte'** erlangt, und die Stadt **Verdün** nebst ihrem Gebiete für ein und zwanzig tausend Gülden an sich gebracht. Und nun währte es nicht lange mehr, so bekam er auch die schöne Provinz seines Schwiegervaters, des Grafen **Ludwigs von Flandern.** Dieser Herr lebte fast in beständigem Krieg mit seinen Unterthanen, woran er meistens selbst Schuld war. In diesem Jahr war es so weit gekommen, daß er den französischen Hof um Beystand gegen sie ersuchen muste. An der Spitze der Flamländer stand damals **Philipp von Artevelde**, ein Sohn Jakobs von Artevelde, der sich bey den ältern flandrischen Unruhen so berühmt gemacht hatte. Der junge König von Frankreich, der, auch ohne Rücksicht auf das Ansuchen des Herzogs von Burgund und des Grafen von Flandern, den Krieg bewilliget haben würde, weil ihm von Kindheit an nichts angenehmers gewesen, als die Waffen, zog selbst mit zu Felde gegen die Flandrer, und unterwarf viele Städte der Herrschaft des Grafen. Zwischen Rosbec und Courtrai kam es zu einem entscheidenden **Treffen**, worinn **Artevelde** nebst einigen dreyßig

1382 tausend Flamländern auf dem Platz blieben. Nach der Schlacht kam der Graf zum König ins Zelt, fiel ihm zu Füssen, und stattete seinen Dank ab, nebst Bezeugung seiner grossen Verbindlichkeit, die er ihm für diese genugthuende Rache an seinen aufrührischen Unterthanen und für die Wiedereinsetzung in seine Staaten schuldig sey. Der König gieng gleich nach dem Treffen auf **Courtrai** los, dessen Einwohner ihm die Schlüsseln der Stadt entgegen brachten. Weil sie aber grossen Antheil an dem Aufruhr hatten, so ließ er die Thore niederreissen, und vier der vornehmsten Rebellen aufhängen. Mit dieser Züchtigung war das Heer noch nicht zufrieden; denn es wurde heftig zur Rache gereitzt, als es die vergoldeten Sporen und Fahnen der französischen Ritter erblickte, die nach der vor achtzig Jahren vorgefallenen Niederlage Roberts von Artois an der Decke der Hauptkirche waren befestiget worden. Die Soldaten beleidigten zwar die Einwohner nicht, so lange der König zugegen war; sobald er aber die Stadt verlassen hatte, theilten sie die Viertel der Stadt unter sich, machten mit entsetzlicher Wuth alles ohn Unterschied des Geschlechts und Alters nieder, plünderten die Häuser, und legten die ganze Stadt in die Asche. — **Brügge** und die andern aufrührischen Städte suchten bey dem König und dem Grafen Vergebung, und erhielten sie. Die einzige Stadt **Gent** wollte sich nicht unterwerfen. Man berathschlagte, ob man sie belagern sollte: wiewohl die Jahrszeit war schon zu weit verstrichen, als daß man eine so schwere Unternehmung hätte wagen dürfen. Der König begnügte sich damit, daß er dem Grafen von Flandern eine grosse Anzahl Truppen überließ, und hierauf durch die Picardie wieder nach Paris zurückkehrte.

Der König hatte die Armee nicht auseinander gehen lassen, sondern zog mit ihr auf **Paris** zu, um

die

die Einwohner wegen eines neuen Aufruhrs, den 1382
sie während seiner Abwesenheit erregt hatten, zu züchtigen. Sobald die Pariser erfuhren, daß der König seinen Einzug halten wolle, entschlossen sie sich, ihm entgegen zu kommen, und zwar auf eine ganz kriegerische Art; sie machten zwanzigtausend Mann aus, welche vom Kopf bis auf die Füsse gepanzert waren, und sich vor der Stadt in Schlachtordnung stellten. Der König schickte den Konnetabel nebst einigen andern Feldherren ab, die ihre Absichten erforschen und sie zum Rückzug in die Stadt bewegen sollten. Sie richteten ihren Auftrag glücklich aus, und der König zog nunmehr mit der Armee in die Stadt, auf die Art, wie man in einen eroberten Platz einzurücken pflegt. Man hob die Flügel des Stadtthores St. Denis aus, und warf sie hin, daß die Truppen darüber nach und nach einziehen konnten, die sich in den Gassen in bestimmte Ordnung stellten. Die Herzoge von Berri und Burgund giengen durch die Gassen, nahmen dreyhundert Personen gefangen, und schickten sie nach Vincennes. Jedermann erhielt Befehl, seine Waffen auszuliefern; sie wurden nach dem Louvre gebracht; man hätte wohl hundert tausend Menschen damit versehen können. Als die Stadt entwaffnet war, nahmen die Exekutionen ihren Anfang. Die Gefängnisse waren voll von Missethätern, von denen sich viele selbst umbrachten. Die Herzogin von Orleans, eine verehrungswürdige Prinzeßin, legte eine Fürbitte für die Stadt ein. Eben dies that die Universität; der Sprecher derselben hielt vor dem König eine so nachdrückliche Rede, daß er dadurch gerührt wurde. Zum Unglück war der Herzog von Berri zugegen und vernichtete durch unmenschliche Vorstellungen die Eindrücke, die der Redner in das Herz des Monarchen gemacht hatte. Züchtigungen waren damals allerdings nothwendig: aber wie wird unsern

1382 lesern zu Muthe werden, wenn wir ihnen sagen, daß unter den zum Tode Verurtheilten der Generaladvokat des **Marets** war? Dieser durchs ganze Reich wegen seiner Beredsamkeit und Rechtschaffenheit berühmte und bey Hof hochgeschätzte Mann, war bey den ersten Unruhen zwischen beiden Theilen Mittler gewesen. Man hatte sich seiner vielmals bedient, das Volk zurückzuhalten, daß es seine Gewaltthaten nicht zu weit treiben möchte. Man legte es ihm aber für ein Verbrechen aus, daß er bey den letzten Empörungen in Paris geblieben war, zu einer Zeit, da alle obrigkeitliche Personen sich wegbegeben hätten, um zu zeigen, daß sie keinen Theil an der Empörung nähmen. Er ward angeklagt, daß er im Staatsrathe für das Volk allzufreye Reden gehalten, und in einer Zusammenkunft der stärksten Aufrührer, entweder aus Furcht, oder aus Gefälligkeit gegen das ihm beygelegte Lob, dem Rathe beygefallen war, daß man Paris befestigen sollte, damit man sich wider des Königs Völker vertheidigen könnte. Sein gröstes Verbrechen mochte wohl dieses gewesen seyn, daß er dem Herzog von Anjou anhieng, der nun nicht mehr im Reiche war, und daß er sich dadurch den Haß der Herzoge von Burgund und von Berri zugezogen hatte; denn diese waren die wahren Urheber seines Todes. Der siebzigjährige Greis wurde für einen Majestätsverbrecher erklärt, und muste, so wie zwölf andere Bürger, den Kopf hergeben. Als er auf das Gerüst geführt wurde, so baten ihn einige Personen innständigst, bey dem König um Gnade und Vergebung zu flehen. Ich habe, antwortete er, dem König Philipp, seinem Urgroßvater dem König Johann, und dem König Karl treu und redlich gedient. Sie waren mit mir zufrieden, und auch dieser König würde es seyn, wenn er älter wäre und die Menschen kennte. Gott allein will ich um Vergebung anrufen.

Alle Umstehende vergossen Thränen; er allein weinte 1382
nicht, und empfieng den tödtlichen Hieb mit einer Standhaftigkeit, die seines untadelhaften Lebenswandels würdig war. Vom König Karl dem Fünften war er im Jahr 1365 mit seinem Geschlecht in den Adelstand erhoben, und er hatte die Ehre, daß ihn die einsichtsvollesten und verständigsten Leute bey Hofe und in der Stadt bedaureten. Viele andre Personen wurden bey der Nacht in Säcke gesteckt und in die Seine geworfen. Die minder Schuldigen kauften sich von der Todesstrafe mit grossen Geldsummen los; es sollen dadurch über vierhundert tausend Livres zusammengekommen seyn, die grösstentheils ein Raub der Vettern des Königs und der Minister wurden. Eine noch schrecklichere Züchtigung sollte nun erst erfolgen. Man hatte auf den Stufen vor dem königlichen Pallast einen Thron aufgerichtet; der junge Monarch erschien daselbst in Begleitung seiner Oheime, und aller Herren, die seinen Hof und den Staatsrath ausmachten. Der Kanzler, Peter von Orgemont, hielt eine sehr heftige Rede an das häufig versammlete Volk, worinn er die schrecklichen Verbrechen schilderte, und sie an die schon geschehenen Bestrafungen erinnerte, mit dem Zusatz, daß noch eine Anzahl Schuldiger zu bestrafen übrig wäre. Er wendete sich hierauf an den König, und fragte, ob er sich seinen Absichten gemäß ausgedrückt habe? Der Fürst antwortete Ja. Auf diese fürchterliche Versicherung warfen sich die Herzoge von Berri und Burgund vor dem König auf die Knie, und baten um Verzeihung für das Volk. Die ganze anwesende Menge stimmte mit ein, und rief laut und schluchzend nach Barmherzigkeit. Hierauf sagte der junge König, er wolle den Parisern Gnade widerfahren lassen, und die peinliche Strafe in bürgerliche, das ist, in Geldstrafe verwandeln. Diese schändliche Veränderung rührte

1382 von dem unmenschlichen Geitz derer her, die das Staatsruder regierten, und die alle Schaam musten verlohren haben, einen solchen Entschluß dem König in den Mund zu legen. Die darauf erfolgten Geldstrafen waren ganz übertrieben; wer sich mit der Hälfte seines Vermögens durchkaufen konnte, hielt sich, bey Vergleichung mit den andern, noch für glücklich. Nicht der dritte Theil dieser unermäßlichen Summen kam in den königlichen Schatz; das übrige theilten die Grossen unter sich. Der Konnetabel und die Marschälle liessen sich einen Theil davon geben, unter dem Vorwand, den Sold der Truppen zu bezahlen, die sie, ohne Unordnung zu verursachen, zu entlassen versprachen. Dies Versprechen erfüllten sie sehr schlecht; die über den Mangel der Zahlung mißvergnügten Kompagnien verübten bey ihrer Abreise die schrecklichsten Räubereyen. — Zu eben der Zeit begab sich der Admiral, Johann von Vienne, nach **Rouen**, und belegte die Einwohner dieser Stadt mit eben den Strafen wie die Pariser. Gleiches Schicksal erfuhren viele andere Städte des Königreichs. Die Freyheit, deren die Pariser bisher genossen, und die sie so sehr gemißbraucht hatten, wurde auch sehr eingeschränkt. Sie verlohren ihre Schöppen, ihre Viertelsmeister und andere Magistratspersonen. Durch eben diese Verordnung hob der König die Würde des **Prevot des Marchands** auf, und vereinigte die Geschäfte derselben mit der Würde des Prevot der Stadt oder des Obergerichts im Chatelet. Dieser nahm noch an demselben Tage Besitz vom Rathhause, um daselbst zu wohnen und seine Gerichtsbarkeit auszuüben.

Da die Empörungen wegen der **Steuern** und **Auflagen** waren erreget worden, die der Hof aufzuheben genöthiget war, gleichwohl aber wieder einführen wollte; so ließ man eine so günstige Gelegenheit

heit zur Erneuerung derselben nicht aus den Händen. 1382
Nur überlegte man im Staatsrath, auf welchen Fuß man sie am sichersten wieder einführen könnte. Eigentlich waren sie bis hieher nur im Nothfall zu Staatsbedürfnissen wegen des Kriegs oder zu Ausbesserung der königlichen Gebäude und mit Einstimmung der vornehmsten Städte oder der Reichsstände angelegt worden. Jetzt aber hielten einige Räthe dafür, man solle sich der gegenwärtigen Umstände bedienen und sie zu einer ordentlichen Kammereinnahme für den König machen, und die Aufsicht darüber den in königlicher Bestallung stehenden Richtern und Befehlshabern anvertrauen. Die gegenseitigen Stimmen behielten jedoch die Oberhand, weil man befürchtete, das Volk möchte dadurch in die äusserste Verzweiflung gerathen, und ein allgemeiner Aufstand durch das ganze Königreich erregt werden. Man blieb also bey der alten Verfassung, welcher zu Folge unter Trompetenschall die Salzsteuer, die Abgabe des zehnten Denars vom livre auf den Verkauf aller Waaren und vier von dem Wiederkauf im Ganzen, auch die Erhöhung von zwölf Sols auf jedes Orthöft abgekündigt wurde. Man hob auch noch viele Brüderschaften unter den Bürgern und Handwerkern auf, bey welchen grosse Schmausereyen gehalten und gemeiniglich Unruhen ausgebrütet wurden.

Der Sieg bey Rosbec und der Fortgang der 1383
französischen Waffen machte den englischen Staatsrath aufmerksam, und er bedaurete, daß er die aufrührischen **Flamländer**, die doch um **Englands** Beystand sich bemüht, nicht unterstützt hatte. Die neue Gesandtschaft, die diese im Jahr 1383 nach London schickten, ward daher günstiger aufgenommen, zumal da sich damals in England das Gerücht verbreitet hatte, als wenn die Franzosen Calais wieder erobern wollten. Man rüstete eine Flotte aus, um

1383 Truppen über den Kanal zu bringen; sie wurde aber durch widrige Winde an der Landung gehindert. Bey einem zwoten Versuch schiffte man zwar einige Truppen aus, aber in viel zu geringer Anzahl, als daß etwas Wichtiges damit hätte verrichtet werden können. Ein Theil der englischen Kriegsmacht war damals in portugiesischen Diensten gegen Spanien. Der Graf von Cambridge, ihr Anführer, richtete aber in Kastilien so wenig aus, als vorher der Graf von Bukingham in Bretagne, er muste sich wieder einschiffen, nachdem er zu seinem grösten Verdruß ein Zeuge von dem zwischen Kastilien und Portugall geschlossenen Frieden hatte seyn müssen. Die Flamländer würden also wohl hülflos geblieben seyn, wenn nicht eine Art von Schwärmerey die Gemüther der Engländer in Bewegung gesetzt hätte. **Pabst Urban** machte sich kein Gewissen, geistliche und weltliche Waffen gegen Fürsten zu gebrauchen, welche die Rechtmäßigkeit seines geistlichen Regiments in Zweifel ziehen wollten. Weit entfernt, jene ehrwürdigen Päbste nachzuahmen, die blos mit Erhaltung der Ruhe unter den weltlichen Herren beschäftiget waren, fachte er vielmehr das unter ihnen ausgebrochene Feuer der Zwietracht stärker an. Damals ließ er in England einen Kreutzzug gegen alle Fürsten predigen, die seine Wahl verworfen, und die er in seinen Bullen als Ketzer und Schismatiker behandelt hatte. **Heinrich Spenser, Bischof zu Norwich**, wurde zum Oberfeldherrn dieses unter dem Mantel der Religion versteckten Krieges ernennt. Um die Kreutzbrüder zum Morden anzufrischen, bewilligte ihnen Urban die Vergebung aller ihrer mit Reue gebeichteten Sünden, die Versicherung des ewigen Heils, und die Belohnung der Gerechten. Der Adel, das Volk, die Klerisey liefen herzu, unter den Fahnen des fanatischen Prälaten zu dienen. Das englische

Parla-

Parlament billigte den Feldzug, und versprach eine 1383
Beysteuer an Gelde. Ehe der Bischof von Norwich sich mit der Armee, die aus zweytausend Geharnischten und funfzehntausend Mann Fußvolk bestand, einschiffte, hatte er von dem englischen Staatsrath Vollmacht bekommen, sich mit den flandrischen Rebellen in Unterhandlung einzulassen, und sich von ihnen, im Namen des Königs von England, als Königs von Frankreich, den Eid der Treue schwören zu lassen. Nach dem Entwurf des Pabsts sollte dieses Kreußheer Frankreich bekriegen. Als man aber zu Calais gelandet hatte, veränderte der Bischof plötzlich seinen Anschlag, man weiß nicht warum, (vielleicht weil er die französischen Gränzplätze allzuwohl versorgt gefunden), und verlangte, man sollte die Plätze des Grafen von Flandern, der doch ein Urbanist war, angreifen. Hierzu wuste er keinen andern Bewegungsgrund anzugeben, als daß der Graf von Flandern, seit dem mit der Stadt Gent getroffenen Bündniß des Königs von England, die Engländer aus seinen Staaten getrieben hätte. Der Bischof ließ nur einige Streifereyen in die Picardie thun, und hernach Grävelingen erobern. Hierauf folgte die Einnahme von Bourbourg und Dünkirchen, und die Niederlage eines Heers des Grafen von Flandern bey dieser letztern Stadt. Nach diesem Siege machte er sich Meister von Cassel, Bourges, Nieuport, Ostende, und fast allen Seeplätzen, davon die meisten schlecht befestiget oder übel besetzt waren.

Als der König von Frankreich den Zug der Engländer nach Flandern erfuhr, ließ er ein allgemeines Aufgebot ergehen, auf welches sich sechzehntausend Geharnischte und eine zahlreiche Infanterie einfand, welche zusammen eine der treflichsten Armeen ausmachten, die Frankreich je gehabt hatte. Die

Rit-

1383 Ritter und Edelleute baten sichs zur Gnade aus, daß kein rechtliches Verfahren wider sie Statt haben möchte, so lange sie mit würklichen Kriegsdiensten beschäftiget seyn würden. Diese Gnade ertheilte ihnen der König; und dies ist das erste Beyspiel in der französischen Geschichte, da man einen so ausdrücklichen Gebrauch von demjenigen, was man **Lettres d'Etat** oder **Staatsfreybriefe** nennte, gemacht

1384 hat. — Nach einigen Eroberungen und kleinen Gefechten trat man von beiden Seiten mit einander in

am 26. Jan. Unterhandlungen, wodurch nach drey Wochen ein **Waffenstillstand** bewürkt wurde, der bis Michael des künftigen Jahrs dauren sollte. Auf solche Art endigte sich des Königs zweeter Feldzug, der ihm nicht weniger rühmlich als der erste war. Da der Hof beständig glaubte, daß die Absichten des Herzogs von **Bretagne**, der den Stillstand hauptsächlich vermittelt hatte, redlich und aufrichtig wären; so war man auch mit seinem Betragen in diesem Feldzuge so wohl zufrieden, daß ihm der König den Erlaßschein über eine Schuld von mehr als hunderttausend Franken ertheilte, die er dem letzten Vertrag zu Folge abzutragen hatte, und ihm nachher noch andre Merkmahle seiner Gnade erwies. Dieser Herzog errichtete bey dem flandrischen Feldzug mit den Herzogen von Berri und von Burgund genaue Verbindungen, die ihm nachher eben so vortheilhaft als dem Reiche schädlich

am 20. Jan. waren. Der **Graf von Flandern starb** noch vor der Unterzeichnung des Waffenstillstandes. Durch diesen Todesfall wurde der Herzog von **Burgund**, der sich mit dessen einziger rechtmäßigen Tochter vermählt hatte, ein sehr mächtiger Fürst, mächtiger als es für Frankreichs Wohlstand zuträglich war. Diese Veränderung der Herrschaft wollte dennoch die Genter nicht auf bessere Wege bringen. Der Aufstand währte noch anderthalb Jahr, und der König von

Frank-

Frankreich muste ein neues Heer nach Flandern schi- 1384
cken, ehe er sie vollends bezwingen konnte.

In dem über die damalige **Verlängerung des Stillstandes zwischen Frankreich und England** ausgefertigten Instrument ist auch der **König von Navarra** mit begriffen, ohngeachtet man nicht findet, daß dieser Herr an dem vorhergehenden Krieg Theil genommen hat. Die Geschichtschreiber versichern vielmehr, daß er seit vielen Jahren ein dunkles Leben in seinen Staaten geführt hat. Der vorige König von Frankreich hatte dessen ältestem Sohn **Karl** den Genuß der eingezogenen Güter seines Vaters in der Normandie verliehen, und der neue König, Karl der Sechste, bestätigte dies nicht allein, sondern that noch die Baronie Montpellier hinzu, nebst einem Jahrgeld von zweytausend livres. Der Prinz war dafür so erkenntlich, daß er dem König den Eid der Treue schwur, und sich verbindlich machte, nie Antheil an den Verschwörungen seines Vaters zu nehmen, ja es sogar anzuzeigen, wenn ihm etwas von den gefährlichen Anschlägen desselben bekannt werden sollte. Es wird daher vermuthet, daß der König von Frankreich ihm die Entdeckung einer damals entworfenen Giftmischerey des Königs von Navarra zu danken gehabt habe, durch welche Karl der Sechste nebst allen seinen Verwandten hatte hingerichtet werden sollen.

Während der Zeit, da man **Unterhandlungen** 1385
wegen der **Vermählung des Königs** mit der Bayrischen Prinzeßin **Isabelle** gehalten hatte, und der Stillstand zwischen Frankreich und England zu Ende eilte, wurden abermals Friedenskonferenzen angestellt; sie liefen aber eben so fruchtlos ab, als die vorhergehenden, und der Stillstand ward nicht einmal erneuert. Die **Fortsetzung des Kriegs** wurde diesem nach beschlossen. Der Herzog von Burgund

über-

1385 überzeugte den König, es würde Vortheil bringen, wenn man den Krieg in das englische Gebiete spielte; zu dem Ende wurden die Truppen in der Mitte des Junius bey Arras zusammengezogen, und zu Sluys, einer flandrischen Stadt, die dem König gehörte, eine Flotte ausgerüstet. Der Konnetabel, der Marschall von Sancerre und Enguerrand von Couci sollten das nach England bestimmte Heer anführen; unterdeß sollte der Admiral von Vienne von Schottland aus in England einbrechen. Der König von England dachte auf alle mögliche Mittel, diesen Streich abzuwenden. Er stand mit der Stadt Gent und mit andern Aufrührern in Flandern, welche, so wie er, gegen Frankreich erbittert waren, in Bündniß. Die Bürger zu Dam, einem Hafen unter Brügge, gaben ihm von einem Anschlag Nachricht, daß sie Sluys überfallen und die französische Flotte verbrennen wollten. Der Entwurf hierzu war gut ausgesonnen. Diejenigen Einwohner zu Sluys, die mit den Flamländern ein Verständniß hatten, sollten ihnen zu Nacht ein Thor öffnen. Der ganze Anschlag wurde jedoch rückgängig, als einer der Mitverschwornen dem Befehlshaber zu Sluys das Geheimniß entdeckte. Der Herzog von Burgund, der seinen Vortheil dabey fand, wenn der Krieg in Flandern eher, als in England geführt würde, ließ eine so gute Gelegenheit nicht vorbeygehen, den König gegen die flandrischen Aufrührer zu erbittern. Er reitzte ihn zur Beschleunigung des Aufbruchs nach Flandern, und da die Verschwörung zu **Dam** war geschmiedet worden, so wurde auch die Belagerung dieser Stadt beschlossen. Der König war selbst zugegen, der Widerstand sehr lebhaft, der Platz aber ward erobert und ausgeplündert, und fünfhundert Soldaten wurden niedergemacht. Von hier aus verheerten die Franzosen das aufrührische Land so lang mit Feuer und Schwerdt, bis die Gen-

ter

ter um **Frieden** baten, der dann zu Dornick, aller 1385
Ränke der Engländer ohngeachtet, geschlossen wurde. am 18.
Während des flandrischen Kriegs war der fran- Dec.
zösische **Admiral von Vienne**, nach ausgestandenen heftigen Stürmen, in **Schottland** angekommen, hatte von da aus Streifereyen nach England gethan und verschiedene Schlösser erobert. Dafür wurde der schottische König Robert, der überhaupt ungern gesehen, daß die Franzosen ihm auf diese Art helfen wollten, von den Engländern gezüchtiget, indem sie die unmenschlichsten Verwüstungen in Schottland anrichteten, und sogar Edinburgh eroberten. Ein falsches Gerücht von einer in London durch den Herzog von Lancaster gestifteten Verschwörung zog den König Richard aus Schottland wieder zurück.

Unterdeß hatte der Herzog von **Bourbon** einige Städte und Schlösser in Saintonge und Poitou, worunter **Taillebourg** die vornehmste war, den Engländern wieder abgenommen. Die grosse Flotte, die zum Uebersatz nach England bestimmt war, hatte sich zwar zu Sluys versammlet; es fehlten aber doch noch so viele zum Auslaufen nothwendige Dinge, daß man die Sache bis zum folgenden Feldzug verschieben muste. Diesen Aufschub sah das Volk nicht ohne Murren, weil es sich für einer lang fortwährenden Steuer fürchtete, die man seit der Kriegserklärung noch verdoppelt hatte. Es blieb aber dabey doch eher in Schranken, als die Geistlichkeit, die Benefiziarien, und diejenigen, die Benefizien suchten. Denn das Klaggeschrey dieser traf nicht sowohl den Hof selbst, als den **Pabst Klemens** und dessen Kardinäle, welche Frankreich immer mehr und mehr belästigten. Dieser Pabst begnügte sich nicht damit, daß er seit sieben bis acht Jahren den Zehnten von allen Benefizien in Frankreich erhoben hatte, sondern er belegte auch noch die Klerisey mit einer neuen Schatzung,

1385 tzung, nach dem Maaß der Einkünfte einer jeden Pfründe, und trug dem Abbt Nicaise zu Reims die Einnahme auf. Die Universität zu Paris, welche diese zum Schaden ihrer Mitglieder gereichende Unordnung alle Tage zunehmen sah, konnte sich nicht entschliessen, das Joch länger zu ertragen, und brachte ihre Klagen bey Hof an. Man hörte sie, der König widerrief alles, was dem Pabst verwilliget worden war, und ließ eine Verordnung ergehen, darinn er die Erklärung that, daß die Klerisey durch keinen Kirchenzwang, der apostolischen Kammer Steuern zu bezahlen, weiter angehalten werden könne. Man machte in der Sache verschiedene Einrichtungen, die der erste Präsident, Arnold von Korbie, dem Pabst selbst in die Hände lieferte, und ihn nöthigte, sie zu bestätigen, so sehr auch die Kardinäle, die fast so viel, als er selbst, dabey verlohren, sich dagegen setzten. Wie viel die Geistlichkeit dadurch gewonnen, kann man ohngefähr aus dem beurtheilen, was die Abbtey St. Denis an Zehnten zahlen muste; es belief sich jährlich auf 961 livres dreyzehn Sols pariser Währung; und nun war es auf vierhundert livres herabgesetzt. Zum Andenken dieser Wohlthat ließ der damalige Abbt zwo silberne Münzen prägen.

Nach neuen vergeblichen Unterhandlungen **zwischen Frankreich und England**, rüsteten sich beide Reiche, so sehr sie auch entkräftet waren, **von neuem zum Krieg.** Der französische Hof machte eine dreyfache Eintheilung mit den Völkern. Der Konnetabel von **Clisson** wurde nach Bretagne geschickt, **Brest** zu belagern. Der Admiral von **Vienne** sollte **Cherbourg** wenigstens einschliessen. Der Herr von **Sempi** sollte die Engländer zu **Calais** beobachten; und an alle Häfen des Reichs gieng Befehl, die Schiffe nach Sluys auslaufen zu lassen, wo die grosse Rüstung noch immer fortwährte. — Der

Herzog

Herzog von **Bretagne** blieb dem König noch immer 1385
verdächtig. Man sagt, daß man einen Brief aufgefangen habe, den er an den englischen Hof geschrieben, mit der Ermahnung, keinen Frieden mit Frankreich einzugehen. Er vertheidigte sich gegen diese Beschuldigung, und damit der König von seiner Treue überzeugt werden möchte, versprach er, seines Orts alles zur Eroberung der Stadt Brest beyzutragen. Dennoch muste die Belagerung nach drey Monaten aufgehoben werden. Der Fehler ward dem Herzog von Bretagne beygemessen, der seine Truppen zurückzog, da die Belagerten Mangel an Lebensmitteln zu leiden anfiengen; wenigstens legte man die Sache am französischen Hof so aus. In dem Verdacht wurde man durch einige bretagnische Herren noch mehr bestärkt, welche des Herzogs Geheimnisse einzusehen glaubten. Wie dem auch sey, der König von Frankreich ließ sich nichts merken, und war hauptsächlich auf die Landung in England bedacht.

Die Umstände hätten in Ansehung der durch den 1386
Ehrgeitz des Herzogs von Lancaster geschwächten Kräfte Englands nicht günstiger seyn können. Beider Könige Zustand war so ziemlich gleich. Beide waren noch jung, und standen gleichsam unter der Vormundschaft und Leitung ihrer Oheime, welche mehr Antheil an der Regierung, als sie selbst, hatten. Der Herzog von Lancaster herrschte fast unumschränkt in England, wie der Herzog von Burgund in Frankreich; einer wie der andere zog fast alles auf seinen eigenen Vortheil. Der erste übertraf jedoch den letztern an Ehrsucht und Eigennutz sehr weit. Er konnte sich nicht entschliessen, die Ansprüche auf Kastilien fahren zu lassen. Er ließ sich, ohne auf die Gefahr zu sehen, die seinem Neffen von Frankreich aus drohte, zu einem Bündniß mit dem König Johann dem Ersten von Portugall gegen den König von Kastilien

1386 gleiches Namens reitzen, und zog mit dem ganzen Kern der englischen Kriegsmacht nach Spanien. Dieses Umstandes wollte sich der König von Frankreich bedienen, und die grosse Rüstung zu Sluys wurde deswegen eifrigst betrieben, so daß an zwölfhundert Schiffe von verschiedener Grösse bereit waren, Reuterey und Fußvolk nach England überzusetzen. Einem gleichzeitigen Schriftsteller zu Folge war die Anzahl dieser Schiffe so groß, daß man gesagt habe, der König hätte davon eine Brücke über das Meer von Frankreich bis nach England schlagen können. Viele dieser Schiffe wurden mit einer grossen Menge Bauholz beladen, Häuser davon aufzurichten, darein man die Soldaten nach geschehener Landung, so lange, wie man sagte, verlegen wollte, bis man sich einer beträchtlichen Stadt in England würde bemächtiget haben, und es wurde damals von nichts gesprochen, als von der hölzernen Stadt, die man zu Sluys baute und nach England führen wollte. Die Musterung der Völker, die mit der Flotte übergehen sollten, ward zu Arras gehalten, da sich das Heer würklich auf achttausend Geharnischte, sowohl Ritter als Ecuyers, und eine grosse Menge Fußvolks belief. Bey dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß die Schriftsteller jener Zeiten die Anzahl des Fußvolks selten angeben, weil die Ritter oder Geharnischten die gröste Stärke der Kriegsheere ausmachten, und das Fußvolk in keine Betrachtung kam, ausgenommen die Schützen und Armbrustirer, welche zum Theil auch zu Pferde dienten.

Diese Völker, die in Artois und Flandern im Lager standen, brannten für Ungeduld, sich in England hervorzuthun. Ihre Begierde, die wohlgefaßten Maaßregeln, die Bestürzung, die sich in England darüber ausbreitete, alles versprach einen glücklichen Ausgang dieses noch so gefährlich scheinenden Unternehmens;

und

und wenn es von Statten gegangen wäre, so würde 1386
es der kürzeste und sicherste Weg gewesen seyn, Calais, Brest und Cherbourg, wodurch sich Frankreich wie belagert sah, den Engländern zu entreissen. Allein, die Eifersucht eines einzigen machte den ganzen Anschlag zu Schanden. Der Herzog von Berri wollte zu diesem Unternehmen gar nicht rathen; man bekümmerte sich aber um seine Beystimmung nicht viel, und da der Entschluß gefaßt war, fragte man ihn nur Ehrenthalben um seine Meynung; das verdroß ihn, und er sagte zu einigen seiner Vertrautesten, er wolle schon Mittel finden, einen Strich dadurch zu machen. Es gelung ihm auch. Denn, da ihm aufgetragen ward, die Truppen in seinen Provinzen, die das Heer ansehnlich verstärkten, zusammen zu ziehen, geschah es so langsam, ohngeachtet ihn der König unaufhörlich ermahnte, daß er nicht eher, als in der Mitte des Septembers, auf den Sammelplatz kam. Die Witterung, die drey Monat lang vorher so schön und günstig gewesen war, wurde nun auf einmal so schlimm und ungestüm, daß ein Theil der Flotte mit allen Magazinen zu Grunde gieng. Viele Schiffe, die dem Sturm entgiengen, fielen den Engländern in die Hände. Dieses ungestüme Wetter war eben der Vorwand, auf den der Herzog von Berri wartete, und dessen er sich bediente, dem König vorzustellen, daß man in dieser Jahrszeit die Blüthe des französischen Adels, ohne grosse Verwegenheit, nicht in Gefahr setzen könnte. Da endlich auch das Volk keinen Sold bekam, lief es auseinander, und begieng in Flandern und Picardie grosse Ausschweifungen. Kurz, wegen des einzigen Berri's Eigensinns, vielleicht auch wegen seines Geitzes — denn die Rede gieng, daß er grosse Geldsummen von England gezogen — halfen alle diese grosse Zubereitungen und die darauf verwendeten unermäß-

1386 mäßlichen Kosten zu weiter nichts, als Frankreich vor aller Welt lächerlich zu machen.

Nach seiner Rückkunft aus Flandern gab der König das Herzogthum **Touraine** seinem **Bruder, dem Grafen von Valois**, zum Leibgeding. Er behielt ihm zu gleicher Zeit die Güter vor, welche die Herzogin von **Orleans**, ihre gemeinschaftliche Tante, bey ihrem Absterben besitzen würde. Dieser junge Prinz war, während der Reise des Königs, zu Paris gelassen worden, um mit Beyhülfe eines Staatsraths die Regierung zu führen.

Auf die Klagen vieler weltlichen und geistlichen Herren erneuerte der König von Frankreich gegen das Ende dieses Jahrs eine **Verordnung**, durch welche den seit einiger Zeit allzuhäufig bewilligten Befreyungen von Steuern Einhalt geschehen sollte. Die Begierde nach diesen Befreyungen, welche die meisten königlichen Bedienten genossen, hatte eine Menge Leute von allerley Ständen gereitzt, sich als Expektanten oder auch als blosse Titularbediente annehmen zu lassen. Nie hatte wohl ein Prinz eine grössere Anzahl von überflüßigen Räthen, Kammerherrn, Requetenmeistern, Haushofmeistern, Sekretarien, Notarien, Küchen- Keller- und Stallbedienten, Thürhütern, Leibtrabanten und Kammerdienern gehabt. Nach dem neuen Reglement sollten alle überzählige Bediente aufhören, von den öffentlichen Abgaben frey zu seyn. Dennoch wurde durch diese Veränderung die Begierde nach solchen Ernennungen nicht auf einmal erstickt, indem man doch gemeiniglich mit diesen Titularbedienten die erledigten Stellen der würklichen zu besetzen pflegte. Die Universität zu Paris war ohnehin keinen Steuern und Auflagen unterworfen; aber weil so viele Unterschleife dadurch veranlaßt wurden, so schränkte der König jene Freyheit blos auf die würklichen Studierenden ein. Dem

Prevot

Prevot der Stadt wurde aufgetragen, genau über 1386
die Beobachtung dieses königlichen Befehls zu wachen; daher entstanden aber unendlich viele Streitigkeiten und wechselseitige Beleidigungen der obrigkeitlichen Personen und der Universität.

Am ersten Tag des folgenden Jahrs wurde die 1387
Welt von einem Ungeheuer befreyet durch den **Tod Karls des Zweeten oder des Schlimmen Königs von Navarra.** Die Hoheit seines Rangs und seiner Geburt hatte ihn der Strenge menschlicher Gesetze, die gegen den geheiligten Titel eines Königs ohnmächtig sind, entzogen: aber die Art seines Todes war desto grausamer und schrecklicher. Nachdem er sich von Jugend an allen Ausschweifungen der Unmäßigkeit überlassen hatte, fühlte er bald die traurigen Folgen eines frühzeitigen Alters; denn er war kaum sechs und funfzig Jahr alt. Um sein stockendes Geblüt wieder flüßig und thätig zu machen, nahm er zu künstlichen Mitteln Zuflucht, die zwar auf kurze Zeit halfen, aber auch im Grunde den schwachen Rest seiner Lebensgeister vollends verzehrten. Er war gewohnt, sich in ein mit Brandwein getränktes Tuch wickeln oder vielmehr nähen zu lassen; als er nun einsmals ganz erschöpft von einer Buhlerin zurückkam, verordnete er die Zubereitung seines gewöhnlichen Mittels. Der Kammerdiener, der ihn in das Tuch nähte, begieng die Unvorsichtigkeit, den Faden mit einer Wachskerze abzubrennen, statt ihn abzuschneiden; augenblicklich fieng das Tuch Feuer; alle Mühe, die der König anwendete, sich davon loszumachen, war vergeblich; er ließ ein fürchterliches Geheule von sich hören; die Flamme wüthete an allen Theilen seines Körpers so lange, bis das ganze Tuch verbrannt war. Er lebte noch drey Tage lang bey unglaublichen Schmerzen, und seufzte unaufhörlich nach dem Augenblick seiner Auflösung;

1387 nach Froissarts Bericht brachte er vierzehn Tage lang in diesem schrecklichen Zustand zu. Wenn er sich nicht bey seinen Hausbedienten so sehr verhaßt gemacht hat, daß ihn diese mit Fleiß hülflos liessen, so ist es nicht wohl zu begreifen, warum er nicht bald genug aus dem Tuch habe kommen können. Doch, diese und noch viel andre Betrachtungen überläßt der Geschichtschreiber dem Philosophen. Jener muß nur noch erzählen, daß man am französischen Hof zween Monate hernach einen peinlichen Proceß gegen diesen Fürsten angefangen habe. Sein Tod konnte freylich nicht unbekannt seyn; aber allem Vermuthen nach hatte man Ursachen, so zu verfahren, als wenn man nichts davon wüste. Der Hof suchte sich der Ländereyen zu bemächtigen, die Karl der Schlimme in der Normandie besessen hatte, und es war ihm, um durch einen Schein des Rechtens dahin zu gelangen, kein andrer Weg dazu übrig, als der Weg der Einziehung. Die Gesetze verstatteten nicht, die unschuldigen Kinder eines strafbaren Vaters zu verfolgen; man bediente sich also der ungewöhnlichen Formalität, einen Todten vor Gericht zu fordern, als wenn er noch lebte. Wenigstens ist dies die wahrscheinlichste Muthmassung, die man über ein so seltsames Verfahren äussern kann. Ausser Cherbourg war der König von Frankreich schon in dem Besitz der Länder, die dem König von Navarra in Frankreich gehört hatten; die Formalitäten eines Processes konnten also zu nichts weiter dienen, als die Kinder des Verstorbenen in Ehrfurcht zu erhalten, und sie so weit zu bringen, daß sie mit einem beliebigen Aequivalent für die verlohrnen Domänen zufrieden seyn möchten.

So fruchtlos auch die vorhergehenden Entwürfe zu einem nachdrücklichen **Krieg mit England** waren, so entsagte man in Frankreich dennoch der Hoffnung nicht, zum Zweck zu gelangen, und man

rüstete

rüstete sich zu einem dritten Versuch. **Clisson** sollte 1387
die Unternehmung entwerfen und ausführen. Der Admiral, der Graf von St. Paul und der Herr von Couci sollten ihn unterstützen. Sie hofften auch um so viel eher die Absichten des Hofs zu erfüllen, weil würklich in England zwischen dem König und seinen Vettern ein innerlicher Krieg ausgebrochen war. Allein der Herzog von **Bretagne**, in dessen Lande die Einschiffung des Konnetabels geschehen sollte, machte auch dieses Vorhaben rückgängig. Der Herzog haßte den Konnetabel; und dieser verrichtete damals eine Handlung, die den Groll desselben nicht nur von neuem reitzte, sondern ihn auch sehr beunruhigte. Er arbeitete nämlich an einer Vermählung seiner jüngern Tochter mit Johann, dem Sohn Karls von Blois, den er ausdrücklich deswegen mit sechs und zwanzig tausend Franken aus der englischen Gefangenschaft gelöset hatte, in der er bisher noch immer als Geisel gewesen war. Der Herzog bildete sich ein, diese Verbindung geschehe in der Absicht, ihn aus dem Besitz seines Herzogthums zu treiben, und glaubte noch überdies, Clisson sey sogar in die Herzogin, seine Gemahlin, verliebt. Er beschloß, sich der Person des Konnetabels zu bemächtigen, und berief zu dem Ende eine Versammlung seiner Landstände nach Vannes, unter dem Vorwand, daß er sich über Dinge, die das Wohl des Landes beträfen, mit ihnen zu berathschlagen hätte. Der Konnetabel, als Vasall des Herzogs, erschien gleichfalls. Nach geendigter Versammlung ersuchte der Herzog am Ende einer Mahlzeit den Konnetabel von Clisson, die Herren von Beaumanoir und von Laval, nebst andern, daß sie mit ihm ein Schloß besehen möchten, welches er bauen ließ, um ihren guten Rath wegen einiger Einrichtungen daselbst zu hören. Sobald sie hinkamen, führte er sie von Zimmer zu Zimmer, und endlich kam er mit ihnen

1387 in den grossen Thurm. Hier überfielen den Konnetabel einige gepanzerte Männer, rissen ihm den Degen von der Seite, und legten ihn gefesselt in ein schauderhaftes ungesundes Gefängniß. Beaumanoir, der den Herzog seines Freundes wegen zur Rede setzte, erfuhr gleiches Schicksal. Jedermann verwünschte die That und den Herzog. Ja, einige Herren thaten gar den Vorschlag, das Schloß einzuschliessen und den Konnetabel mit Gewalt zu befreyen: aber sie hatten nicht Leute genug hierzu bey sich. Der König von Frankreich gerieth bey dieser Nachricht in Kummer und Bestürzung, theils wegen der Beschimpfung, die ihm durch die Gefangennehmung seines ersten Kronbedienten zugefügt wurde, theils weil jetzt der ganze Anschlag mit England zernichtet war. Denn der Konnetabel muste die Seele und Triebfeder des ganzen Unternehmens seyn; und er war auch allein der Mann in Frankreich, eine solche Sache auszuführen. Diesem nach wurden so wohl diese Zurüstungen, als auch diejenigen, die man in der Normandie veranstaltete, wieder aufgehoben. Einen wichtigern Dienst hätte der Herzog von Bretagne den Engländern nicht leisten können, er mag es nun blos aus eigenen Staatsursachen, oder würklich in der Absicht gethan haben, den Engländern eine Gefälligkeit zu erweisen.

Wären die Befehle, die der Herzog von Bretagne in der ersten Hitze gegeben, ohne Anstand befolget worden, so hätte der Konnetabel sogleich sterben müssen. Denn er befahl dem Hauptmann des Schlosses, dem Herrn von Bavalan, noch am Abend desselben Tags, den Konnetabel um Mitternacht in einen Sack zu stecken und ins Meer zu werfen. Allein, Bavalan that Vorstellungen, und als diese nichts helfen wollten, gieng er hin, und stellte sich, als wenn er die Befehle des Herzogs vollziehen

wollte. Aber er gehorchte dennoch nicht. Als der 1387
Herzog seine Wuth verschlafen hatte, bereute er den grausamen Befehl, den er gegeben hatte, und wünschte das Leben des Konnetabels. Anfangs ließ ihn der Hauptmann bey seinem Wahn; nachdem aber der Herzog in Thränen und Verzweiflung ausbrach und ihm Vorwürfe machte, gestand er seinen klugen und edelmüthigen Ungehorsam, und versetzte dadurch den Herzog in die gröste Freude. — Bald hernach kam ein Befehl vom König, den Konnetabel loszulassen, und seine Klagen wider ihn bey dem Hofgericht der Pairs vorzubringen. Der Herzog antwortete in allgemeinen Ausdrücken, welche zu verstehen gaben, daß er nicht ungehorsam seyn würde. Indessen hatte auch der Schwager des Konnetabels, der Herr von Laval, durch sein Bitten und Vorstellen es dahin gebracht, daß der Herzog in einen Vertrag willigte, und den Konnetabel nebst dem Herrn von Beaumanoir, gegen Erlegung eines Lösegeldes von hundert tausend goldenen Franken und gegen Abtretung einiger Plätze, wieder auf freyen Fuß stellte. Die Vermählung der Tochter des Konnetabels mit Johann von Bretagne sollte gleichfalls unterbleiben. — Beide Herren begaben sich nach ihrer Befreyung sogleich an den Hof des Königs von Frankreich, und baten um Genugthuung. Indem man die Sache im Staatsrath überlegte, nahm der Herr von Beaumanoir, nebst andern dem Konnetabel ergebenen Herren, dem Herzog von Bretagne verschiedene Plätze weg, und andere bemächtigten sich der Stadt **St. Malo**, welche sich der König von Frankreich durch den Pabst Klemens zusprechen ließ. Der beste Vortheil für den Herzog von Bretagne bestand darinn, daß die Herzoge von Berri und Burgund auf seiner Seite waren; denn diese hegten schon lang eifersüchtige Gesinnungen über das grosse Ansehn des Konnetabels,

1387 und riethen dem König, den Herzog von Bretagne ja nicht gegen sich zu reitzen. Der Herzog von Berri hatte sogar kurz vorher ein besonderes Bündniß mit dem Herzog von Bretagne errichtet. Es wurde eine Zusammenkunft zu Orleans verabredet, bey welcher aber der Herzog nicht erschien. Endlich aber begab er sich nach Paris, wo er, durch Vermittelung der Herzoge von Berri und Burgund, mit dem Könige ausgesöhnt und auch einigermassen mit dem Konnetabel wieder vereiniget wurde, indem er ihm sein Geld und seine Schlösser wieder zurückgab.

1388 Ausser dem grossen Ansehen der Herzoge von Berri und Burgund machte das Kreutzen einer englischen Flotte an den Küsten von Bretagne, und die **Unruhen**, die **in Geldern** anfiengen, den König von Frankreich so gelind gegen den Herzog von Bretagne, daß er keinen Proceß bey dem Gerichtshofe der Pairs gegen ihn anstellen ließ. Der **Herzog Wilhelm von Geldern**, ein Sohn des Herzogs Wilhelms des Achten von Jülich, haßte den Herzog von Burgund, weil er die Herzogin von Brabant, seine Tante, in ihren Händeln mit dem Herzog von Geldern unterstützte. Als aber der Herzog von Burgund Frankreichs Macht wider diesen brauchte, so hatte er die Verwegenheit, dem König von Frankreich Krieg anzukündigen. Karl gieng in eigener Person gegen ihn zu Felde, und fiel in das Jülichische ein. Als aber der Herzog von Jülich versicherte, daß er an den Unruhen seines Sohns keinen Theil nähme, so drung man in Geldern ein. Allein, auch hier war man bald fertig. Der Herzog von Geldern bat um Gnade, und erhielt sie. Er übergab die Entscheidung seines Streits mit der Herzogin von Brabant dem König von Frankreich. Der ganze Vortheil dieses Feldzugs bestand darinn, daß man die Einwohner der Stadt Verdün, die sich gegen ihren

Ober-

Oberherrn, den Herzog von Burgund, empört hat- 1388
ten, zum Gehorsam brachte.

Auf der Rückreise von Geldern entdeckte der König zu Reims vor einer grossen Versammlung von Prinzen, Prälaten und Rittern, seinen Entschluß, sich von der Vormundschaft seiner Oheime loszumachen. Der Kardinal von Laon, der nach dem Vortrag des Kanzlers zuerst seine Meinung sagen muste, billigte mit der ganzen Versammlung den Entschluß. Nur der Herzog von Berri, der nebst dem Herzog von Burgund sehr bestürzt darüber wurde, bat den König, die Sache in reiflichere Ueberlegung zu ziehen. Allein, Karl blieb unbeweglich bey seinem Vorsatz, und behielt seinen einzigen Bruder, den **Herzog von Orleans**, und den **Herzog von Bourbon** um sich; denn dieser letztere war ihm nicht verdächtig; die Herzoge von Berri und Burgund hingegen verliessen den Hof sehr mißvergnügt. Der plötzliche Tod des Kardinals von Laon, der bald darauf erfolgte, wurde von vielen für eine Würkung des Verdrusses dieser Prinzen angesehn. Wenigstens ist es gewiß, daß er Gift bekommen hatte. Ueber den Verlust dieses Mannes war der König äusserst empfindlich.

Als König Karl das Staatsruder selbst ergriff, sahe man plötzlich die ganze **Gestalt der Regierung und des Hofs verändert.** Die vornehmsten Stellen im Staatsrath wurden mit dem Konnetabel **Clisson** und den Herren **de la Riviere, Johann le Mercier**, von **Noviant** und **Johann von Montagü** besetzt. Diese neuen Minister, wovon aber die meisten schon unter Karl dem Fünften gedient hatten, schafften viele Auflagen ab, zogen eine Menge von Jahrgeldern und Bestallungen, welche die Herzoge von Berri und Burgund ihren Kreaturen ertheilt hatten, ein, und suchten die königlichen

Einkünf-

1388 Einkünfte ordentlicher einzurichten und auf alle Weise zu vermehren, jedoch so, daß das ohnehin schwierige Volk nicht mißvergnügter dadurch gemacht werden sollte; man hob sogar die im vorigen Jahr angelegte Kriegssteuer wieder auf. Aber die übrigen Steuern und Abgaben wurden, wie vorher, mit der grösten Genauigkeit beygetrieben. Das Amt eines **Prevot des Marchands** wurde auf Ansuchen des damaligen Prevot, **Johann de Folleville** wieder erneuert, und **Johann Juvenal des Ursins**, der Vater des Erzbischofs von Reims gleiches Namens, der eine bekannte Geschichte der Regierung Karls des Sechsten verfertiget, wurde unter dem Titel eines Garde de prevôté des marchands pour le Roi dazu ernennt. Im Parlament giengen auch grosse Veränderungen vor. **Oudart des Moulins** wurde erster Präsident, und viele Parlamentsräthe geistlichen Standes wurden abgedankt. In den Provinzen suchte man den Beschwerden über die Statthalter und andere obrigkeitliche Personen möglichst abzuhelfen. Güyenne und Languedok bedurften dieser Aufmerksamkeit am meisten, weil beide Provinzen durch den Krieg und durch die Herzoge von Anjou und Berri fast ganz ausgezehrt waren. Damit aber diese und andre auf die Wohlfarth des Reichs abzielende Entwürfe desto ungehinderter ausgeführt werden möchten, verlängerte der französische Hof den **Stillstand mit England** auf drey Jahre.

1389 In eben demselben Jahr **vermählte** sich **Herzog Ludwig von Touraine**, nachher **von Orleans**, des Königs **einziger Bruder**, mit der Prinzeßin **Valentine von Mayland**, einer Tochter des Herzogs Johann Galeazzo von Mayland und der französischen Prinzeßin Isabelle, einer Schwester Karls des Fünften, welche ihm vierhundert tausend Goldgulden, die Grafschaft Asti und die Anwart-

schaft

schaft auf die Grafschaft Vertú in Champagne, nebst 1389
einem unermäßlichen Schatz von Juwelen zubrachte. Diese Reichthümer setzten ihn in den Stand, noch mehrere zu erwerben. Diese Erwerbungen und der Geitz seiner Gemahlin erweckten seine Begierden, gleichwie ihm seine Geburt und sein Rang die Liebe zur Pracht einflößten. Da er also von zwey sonst wiederwärtigen Neigungen, von der Begierde zu erwerben und zu verschwenden, eingenommen war, so ahmte er seinem Oheim, dem verstorbenen Herzog von Anjou, nach; ja, er übertraf ihn in dem ungerechten Verlangen, Frankreich zu plündern, und fremde Güter an sich zu reissen.

Auf Ansuchen des Pabsts Klemens that der König von Frankreich eine Reise nach Avignon, wo er der Krönung des jungen Prinzen **Ludwigs von Anjou zum König von Neapel und Jerusalem** beywohnte. Dieser Prinz nahm einige Zeit darauf Neapel ein, verlohr es aber auch wieder, weil er seine Siege nicht gehörig zu verfolgen wuste. Der Pabst bewilligte dem König die Ernennung der Kandidaten zu 750 Pfründen, und zu den Bisthümern Chartres und Auxerre. Dies war der erste Entwurf zu **Konkordaten.** — Von Avignon begab sich der am 5.
König Karl nach Toulouse, wo er von dem Zustand Nov.
der Provinz Languedok und des benachbarten Güyenne Nachrichten einzog, viele Beschwerden abthat, viele Beamten absetzte, bessere Einrichtungen auf die Zukunft machte, und sich dadurch die Liebe und Bewunderung des ganzen Volks zuzog. Von Toulouse gieng Karl in die Grafschaft Foix, wo Gasto Phöbus ihn sehr ehrerbietig empfieng und ihm wegen der Grafschaft huldigte. Die ältern Geschichtschreiber behaupten, Gasto Phöbus habe damals dem König ein Geschenk mit seinen Staaten gemacht, wenn er würde gestorben seyn: allein es ist falsch, ohngeachtet

es

1389 es der französische Hof so vorgab, als der Graf zwey Jahr hernach starb. Die Grafschaft kam an den Vetter des Verstorbenen, an den Vicomten **Matthäus von Castelbon**, nachdem er den König, den Herzog von Berri und einige andre durch ansehnliche Summen befriediget hatte. Dieser Matthäus hinterließ keine Kinder, und seine Schwester **Isabelle** brachte also die **Grafschaften Foix und Bearn an das Haus Grailli**, durch ihre Vermählung mit **Archibald von Grailli, Kaptal von Buch**, der die zwote Dynastie der Grafen von Foix und Bearn anfieng.

Obgleich der Herzog von **Bourbon** mehr als einmal, und auch jetzt wieder nach der Rückreise von Avignon, von dem König war gebeten worden, am Hof zu bleiben und ihm mit seinem Rath beyzustehn; so hatte dieser rechtschaffene Prinz doch nur einen geringen Einfluß in die Staatsgeschäfte. Seine Rathschläge waren zu uneigennützig, als daß sie ein junger Monarch ohne Erfahrung, der stets mit habsüchtigen Höflingen umgeben war, hätte befolgen sollen. Die wenigsten Bittschriften und Vorstellungen gelangten vor den Thron; selbst die Universität zu Paris, die doch damals in so grossem Ansehn stand, konnte nicht bis dahin dringen. Jedermann murrte laut über die gegenwärtige Staatsverwaltung, und fast hätte man sich lieber die Regierung der Herzoge von Berri und Burgund zurückgewünscht. Der Herzog von Bourbon und das kleine Häuflein der Grossen, die für das Wohl des Staats und den Ruhm des Königs besorgt waren, die Zeugen von den Ungerechtigkeiten waren, welche sie nicht hindern konnten, seufzeten heimlich nicht allein über die gegenwärtigen Unordnungen, sondern auch über die schrecklichen Folgen, die daher entstehen musten. Aus Ehrfurcht für den Monarchen schwiegen sie, und ihr Schweigen begünstigte

stigte die Kühnheit derer, die das Ruder des Staats 1389
regierten; **Clisson, la Riviere, Noviant, Montagü**, waren die Schiedsrichter des Königreichs geworden.

Der Herzog von **Bourbon** ergriff begierig die 1390
erste Gelegenheit, sich mit Ehren und wenigstens auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen. Die Ankunft **Genuesischer Gesandten**, die Frankreichs Beystand gegen die **afrikanischen Seeräuber** suchten, gab ihm den längst erwarteten Vorwand. Er zog mit einer grossen Menge französischer und auch englischer Ritter vor Karthago, welches damals die Hauptfestung des Königreichs Tunis war. Aber die Unternehmung überwog ihre Kräfte. Nach sechs Wochen fanden sie sich durch Hitze, Arbeit und Wunden so abgemattet, daß sie Hoffnung und Muth verlohren, und sich wieder einschifften, ohngeachtet sie ein grosses Treffen gewonnen hatten. Unterdes wurden doch dadurch alle Christensklaven in Tunis befreyt, die Sicherheit der christlichen Schiffe auf dem mittelländischen Meere befördert, und ein Theil der Kriegskosten wieder bezahlt.

Zu Anfang eben dieses Jahrs nahm der König dem Herzog von **Berri**, auf die vielfältig wider ihn eingelaufenen Klagen, seine **Statthalterschaft in Languedok und Güyenne**, und gab sie **Peter'n von Chevreuse**, einem Herrn von grosser Weisheit und Mäßigung. Er nahm auch Besitz davon. Allein, da ihm der Herzog drohen ließ, er würde ihn ermorden, wenn er länger im Lande bliebe, so gieng er wieder nach Hof, und lieferte sein Amt in die Hände des Königs, welcher nach fünf Jahren den Herzog von Berri wieder einsetzte. Doch blieb dieser deshalb immer sehr empfindlich, so wohl gegen den König, als gegen den Konnetabel, den er als den vornehmsten Urheber dieser Veränderung ansahe.

Weil

1391 Weil der Herzog von **Bretagne** diese Denkart des Herzogs von Berri kannte, so hielt er den Vertrag mit dem Konnetabel nicht, ob ihn gleich der König darzu ermahnte. Der Konnetabel streifte deswegen in die Landschaften des Herzogs, und dieser schonte auch der Güter des Konnetabels nicht. Daher rieth der Staatsrath dem König, die Sache vor sein Gericht zu ziehen. Der König befahl beiden Theilen, die Waffen niederzulegen, und ihre Streitigkeiten seiner Entscheidung zu unterwerfen. Beide Parteyen wurden nach Tours berufen, wo sich viele Prinzen und Baronen versammlet hatten. Der Herzog erschien wider seine Neigung, auf Ansuchen und Bitten des Herzogs von Berri und seiner eigenen Gemahlin; und der König bestätigte sein schon ehedem in dieser Sache gefälltes Urtheil. Es wurde zugleich ein Entwurf zur Vermählung des Sohns des Herzogs von Bretagne, welcher damals noch ein Kind war, mit einer Tochter des Königs, und einer Tochter des Herzogs mit dem Sohn des Grafen Johann von Blois oder von Penthievre, gemacht. Der Konnetabel und seine Anhänger, die vorher schon alles, was den Herzog von Bretagne verdriessen konnte, unternommen hatten, waren sehr mißvergnügt darüber, und hätten den Entwurf gern gehindert; aber die Herzoge von Berri und Burgund waren mächtiger, und setzten den Anschlag glücklich durch.

1392 Nicht lange hernach wurde der **König** gefährlich **krank**, und es äusserten sich damals die ersten Zeichen des **Wahnwitzes**, dessen häufige Anfälle hernach sein Leben höchst traurig machten und den Staat in neue Unfälle versetzten. Anstatt den König durch eine weise Lebensordnung auf die Zukunft gegen die Rückfälle des Uebels zu verwahren, bemühten sich seine Oheime, ihn nur unaufhörlich mit Lustbarkeiten und Ausschweifungen zu unterhalten, und ihn dadurch

von

von der Kenntniß der Staassachen abzuziehn. Man 1392
beschäftigte sich damals am französischen Hof mit lauter nachtheiligem Zeitvertreib; und die Sorge, neue Vergnügungen auszudenken, wurde die ernsthafteste Arbeit. Der Geschmack der Königin an Ueppigkeit, Pracht und Galanterie übertraf noch die Ausschweifungen der Hofleute; man wetteiferte in Verfeinerung der Sinnlichkeit und Ergötzung, ohne im geringsten Rücksicht auf die Bedürfnisse des Staats und des öffentlichen Elends zu nehmen. Auf diese Art entstand die unter der Regierung Karls des Sechsten so sehr berühmte Gesellschaft, die man **den verliebten Hof** (*la Court amoureuse*) nennte. Die Anzahl und Beschaffenheit der Mitglieder war eben so, wie bey den obern Gerichtshöfen. Es gab dabey Präsidenten, Räthe, Requetenmeister, Schatzmeister, Auditeurs, Oberjägermeister, (*les grands Veneurs de la court*), Chevaliers d'Honneur, Sekretarien ꝛc. Die grösten Herren, selbst die Prinzen vom Geblüt, hohe Magistratspersonen, sogar Doktoren der Theologie, Kapellane, Pfarrer, Domherren ꝛc. strebten nach der Ehre, Mitglieder dieser Gesellschaft oder dieses Ordens zu seyn, welcher ganz der Liebe geweihet war.

Mitten unter Festen und Ergötzlichkeiten schlief doch der Ehrgeitz der Prinzen nicht. Der Herzog von **Touraine** bekam von seinem Bruder, dem König, am 4. Jul.
das Herzogthum **Orleans**, gegen Austauschung des Herzogthums Touraine. Es wurde auch hierbey, so wie bey Ertheilung andrer grossen Appanagen, festgesetzt, daß das Herzogthum, in Ermangelung männlicher Nachkommen, an die Krone zurückfallen sollte. Der neue **Herzog von Orleans** vergrösserte um eben dieselbe Zeit seine Domänen durch Erwerbung der Grafschaft **Blois**, so sehr sich auch der Herzog von Berri und die Räthe des Grafen Veit von Blois dagegen setzten. Denn jenem war wegen seiner Toch-

1392 ter daran gelegen, welche die Wittwe des einzigen Sohns des Grafen war, und welcher man einen Theil ihres Witthums auf die Grafschaft angewiesen hatte. Durch den Kammerdiener des Grafen, der alles über seinen Herrn vermochte, überstieg der Herzog von Orleans alle Hindernisse, und der Kauffontrakt ward geschlossen, nach welchem der Herzog dem Grafen zweyhundert tausend livres auszahlen muste.

Die Gesundheit des Königs schien wieder hergestellt, und der Hof war in Lustbarkeiten versenkt, als diese anscheinende Ruhe durch einen plötzlichen Vorfall unwiederbringlich vernichtet wurde. **Peter von Craon**, ein Herr, der des unglücklichen Herzogs von Anjou Günstling war, der aber grossen Antheil an dessen Unglück hatte, indem er zur Zeit, als der Herzog durch den Geldmangel aufs Aeusserste gebracht war, das Geld, das er ihm bringen sollte, zu Venedig durch Ueppigkeiten verschwendete, lebte damals an dem französischen Hof, und war der vertrauteste Liebling des Herzogs von Orleans. Er fiel aber unvermuthet in die Ungnade dieses Prinzen, und sah den Konnetabel **Clisson**, mit dem er kurz vorher Verdrießlichkeiten gehabt hatte, als den Urheber derselben an. Er entschloß sich zu einer Rache, die dem Konnetabel den Tod bringen sollte, und überfiel
am 14. Jun. ihn mit dreyßig bis vierzig bewaffneten Leuten, als er nach Mitternacht und mit geringer Begleitung, die sogleich die Flucht nahm, vom Hofe kam. Clisson vertheidigte sich als Held, und zum Glück führte er ein Panzerhemd: allein endlich sank er nach starker Verblutung vom Pferde, und die Mörder, die ihn für todt hielten, retteten sich mit der Flucht aus Paris. Wider Craon wurde nun, als wider einen Verbrecher der beleidigten Majestät, rechtlich verfahren, und seine Güter, meistens dem Herzog von Orleans zum Nutzen, eingezogen. Craon brachte nichts davon,

von, als seine Person, indem er zu dem Herzog von 1392
Bretagne flüchtete, der ihn sorgfältig verbarg. Als der Konnetabel sich wieder erholte, welches die Meuchelmörder für ein Wunder hielten, suchten dessen Freunde bey dem König Genugthuung, der dann von dem Herzog von Bretagne Craon's Auslieferung verlangte. Der Herzog versicherte, er wisse nicht, wohin er sich gewendet habe. Auf diese Antwort beschloß König Karl, der den Konnetabel sehr liebte, mit Beystimmung seiner Minister, meistens Clissons Anhänger, mit einem Heer nach Bretagne zu gehen, und den Herzog zu bestrafen. Vergebens stellten ihm die Herzoge von Berri und Burgund, Clissons ärgste Feinde, vor, daß man das land des Herzogs nicht feindlich behandeln könne, wenn die Sache vorher nicht rechtlich untersucht, und daß es überdies eine Privatstreitigkeit wäre, in welche sich der König zu mischen nicht berechtiget sey. Der Herzog von Burgund stieß sogar die schrecklichsten Drohungen über diejenigen aus, die den König in seinem Vorhaben gegen Bretagne bestärken würden: dennoch konnte weder er noch die andern Prinzen diesen unglücklichen Entschluß hintertreiben, sondern sie stiessen selbst mit ihren Völkern zu dem König. Clissons Rachbegierde triumphirte, und die französische Armee trat am fünften August den Zug an. Der König selbst reiste an demselben Tag von Mans ab, niedergeschlagener und zerstreuter, als jemals; kaum berührte er die Speisen, die man ihm anbot, ehe er sich zu Pferde setzte; er schien trübsinnig und betäubt. Ein Theil des Heers war schon von Angers aufgebrochen, als er den Marsch antrat. Ohngeachtet der grossen Hitze trug er noch über seinen Waffen einen Ueberrock von schwarzem Sammt. Eine scharlachene Mütze und ein mit Perlen besetzter Hut bedeckten sein Haupt. Mit geringer Begleitung zog er durch den Wald bey Mans

1392 — denn die Prinzen mit ihrem Gefolge hatten sich entfernt, um den Staub nicht zu vergrössern. — Man war noch nicht weit in dem Walde fortgerückt, als ein Unbekannter, in einem weissen Rock, mit blossen Füssen und Kopf plötzlich zwischen zween Bäumen hervorsprang, den Zaum des Pferdes ergriff, worauf der König saß, und mit der Mine eines Unsinnigen und mit drohender Stimme rief: **König, reise nicht weiter, sondern kehre um; denn du bist verrathen.** Karl gerieth über diesen unvermutheten Anblick in das äusserste Entsetzen, veränderte seine Gesichtsfarbe und zitterte, ohne ein Wort zu sprechen. Einige Ritter, die ihm folgten, nöthigten die furchtbare Gestalt, den Zaum des Pferdes fahren zu lassen: aber ihn zu ergreifen oder zu verfolgen, daran dachten sie nicht einmal. Der König setzte seinen Weg weiter fort. Als man aus dem Walde heraus kam, muste man über eine sandigte Ebene, welche die Sonne ganz unerträglich heiß gemacht hatte. Zween Pagen folgten dicht hinter dem König her; der eine trug dessen Lanze, und ließ sie auf den Helm des andern fallen. Das dadurch entstandene Geschwirre weckte den König gleichsam aus einem tiefen Traum, und er bildete sich nichts anders ein, als daß dies die Erfüllung der ihm kurz vorher ertheilten Nachricht wäre. Er glaubte nun lauter Feinde um sich zu sehen; er hielt sich für verrathen; mit dem Degen in der Faust fiel er über die Pagen her, und warf sie nieder. Jedermann ergriff die Flucht. Der Herzog von Orleans kam in dem ersten Getümmel auf ihn zu, muste aber bald zurück; nach einigen Nachrichten verwundete ihn sein Bruder. Der Herzog von Burgund schrie, man sollte sich des Königs bemächtigen: aber niemand wagte es, sich ihm zu nähern. Diejenigen, die dem König nicht ausweichen konnten, warfen sich auf die Erde nieder, als wenn sie von seinen

Streichen getödtet wären. Endlich zerbrach dem 1392
König der Degen, ohne jemand getödtet zu haben, man ergriff ihn, und brachte ihn, in Ermangelung eines andern Fuhrwerks, auf einem mit Ochsen bespannten Wagen wieder nach Mans. Die Herzoge von Berri und Burgund befahlen dies, sobald der König entwaffnet war; und die Truppen musten auch zurück.

Weil der König in den ersten Tagen hernach ganz sinnlos war, und man an seiner Wiederherstellung zweifelte, so übernahmen dessen Oheime die Regierung. Vier ihnen ergebene Ritter musten den König beständig bewachen. Man brachte den König nach Creil, einem Lusthause an der Oise; weil die damals schwangere Königin und das gemeine Volk nichts von dem Wahnsinn des Königs erfahren sollte. Die Armee erhielt Befehl, aus einander zu gehen, aber dabey keine Ausschweifungen zu begehen; ein gewöhnlicher, aber nie befolgter Zusatz.

Die Nachricht von der gefährlichen Krankheit des Königs verbreitete sich jedoch bald, und die ganze Nation traurete darüber. Die Kirchen waren voll von andächtigen Personen, welche heisse Wünsche für die Erhaltung ihres Regenten gen Himmel schickten. Man stellte öffentliche Proceßionen an; man rief alle Heilige zu Hülfe. Man nahm auch zu menschlichen Mitteln Zuflucht. In der That gab es doch damals Aerzte, die den Wahn einiger Grossen, als sey der König bezaubert, verlachten, und die Ursachen seines Uebels in der natürlichen Beschaffenheit seines Körpers — welche freylich von seinen Oheimen, die doch allem Ansehn nach die ganze Tragödie veranstaltet hatten, war gemißbrauchet worden — suchten. Ein Arzt von Laon, mit Namen **Wilhelm von Harsely**, brachte den König durch eine wohlgeordnete Diät und strenge Aufsicht nach und nach wieder zu

1392 sich, so daß er die Königin besuchen konnte, der man das Unglück verborgen gehalten hatte, und die nunmehr mit einer Prinzeßin niedergekommen war, welche man, nach der Thorheit jenes Zeitalters, noch vor ihrer Geburt, dem Klosterleben gewidmet hatte. Als sie sechs Jahre alt war, brachte man sie in die Abbtey Poißi, welche sie in der Folge nicht einmal verließ, als sie mit dem Prinzen von Wallis vermählt werden sollte, indem sie sich auf das Gelübde ihrer Mutter berief, welches sie zu brechen für sündlich hielt.

Während der Krankheit des Königs und auch so lange nachher, als er ausser Stande war, an den Geschäften Theil zu nehmen, maßten sich die Herzoge von Berri und Burgund der Staatsverwaltung an, mit Ausschliessung des jungen Herzogs von Orleans. Der Herzog von **Burgund** fieng sogleich an, dem Konnetabel **Clisson** feindselig zu begegnen, und ihm wegen seiner grossen Reichthümer den Proceß machen zu lassen. Aber Clisson floh nach Bretagne in seine festen Plätze. Der Minister **Montagü** rettete sich gleichfalls mit der Flucht. **Noviant, la Riviere** und **le Begue des Vilaines** wurden ergriffen; den letzten entließ man wegen seines hohen Alters und wegen seiner unstreitigen Verdienste wieder, und er gieng hierauf nach Spanien; die beiden ersten wurden auf Befehl des Herzogs von Burgund in die Bastille gesetzt. Nach Verlauf eines Jahrs kamen sie auf Fürbitte der Herzogin von Berri, die den Herrn de la Riviere hochschätzte, wieder los, nachdem man ihnen den grösten Theil ihres Vermögens genommen, und ihnen verboten hatte, sich an den Orten, wo sich der Hof aufhalten würde, sehen zu lassen. Der Prevot des Marchands, **Juvenal des Ursins**, sollte auch um Würde und Leben gebracht werden, aber seine Unschuld und Beredsamkeit rechtfer-

tigten

tigten ihn. Dem Konnetabel hingegen wurde der 1392
Proceß gemacht, und er für einen Böſewicht, Verräther und Betrüger gegen die Krone Frankreich erklärt, und zu einer Geldbuſſe von hundert tauſend Mark Silber verdammt. Zu gleicher Zeit beraubte am 19.
man ihn der Würde eines Konnetabels, und gab ſie Dec.
dem Grafen von **Eu, Philipp von Artois**, dem Schwiegerſohn des Herzogs von Berri. Zwey Edelleute wurden nach Bretagne geſchickt, um Cliſſon das Urtheil des Hofs zu hinterbringen und ihm den Konnetabeldegen abzufordern: aber ſie konnten ihn nicht finden: demohngeachtet verrichtete der Graf von Eu alle Geſchäfte eines Konnetabels. Unterdes führte Cliſſon, mit Hülfe ſeiner vielvermögenden Freunde und Verwandten, Krieg mit dem Herzog von Bretagne, ſeinem Todfeind, der ſich durch die gegenwärtige Glücksveränderung des Konnetabels für berechtiget hielt, den mit ihm gemachten Vertrag nicht zu erfüllen. Der Herzog von Orleans unterſtützte den Konnetabel gleichfalls unter der Hand.

Der Stillſtand zwiſchen Frankreich und Eng- 1393
land wurde wegen Beſorgniß eines neuen Zufalls bey dem König, bis auf Michael 1394 verlängert. Und dieſe Beſorgniß war in der That nicht ungegründet; denn zu Anfang des Jahrs 1393 begegnete dem Könnig ein Zufall, der ihm beynahe das Leben gekoſtet hätte. Man ſann auf vielerley Mittel, ihn zu zerſtreuen und zu beluſtigen; denn der Arzt, vielleicht auch die Politik der königlichen Oheime, hatte es ſo verordnet, und ausdrücklich verboten, dem König keine ernſthafte Sachen vorzutragen. Zu der er- am 29.
wähnten Zeit vermählte ſich eine Teutſche von der Jan.
Königin Hofſtaat mit einem Edelmann aus Vermandois, und das Beylager ward im Pallaſt der Königin Blanka gehalten. Nach gehaltener Tafel war Ball und Maſkerade. Der König kam dazu, als ein Wald-

1393 gott oder als ein Wilder verkleidet, nebst fünf andern eben so vermummten Herren, die alle mit Ketten zusammengefesselt waren. Sie hatten sich in Leinwand, die mit Pech bestrichen, und worauf Werg und Haare geklebt waren, einnähen lassen. Vor dieser Maskerade war befohlen worden, die Fackeln zu entfernen; der Herzog von Orleans wuste nichts hiervon, und leuchtete einem dieser Verkleideten unter das Gesicht; sogleich fieng dessen Anzug Feuer, welches sich dann augenblicklich den andern mit ihm zusammengebundenen Masken mittheilte. Zum Glück hatte der König gerade den Tanz verlassen, und unterhielt sich mit der Herzogin von Berri. Sie und die ganze Gesellschaft wusten zwar, daß der König unter den sechs Masken wäre: aber er hatte sich nicht der Herzogin zu erkennen gegeben. Allein, jetzt, da das Unglück vorfiel und er sie verlassen wollte, hielt sie ihn zurück und er sagte ihr seinen Namen; worauf denn die Herzogin so viel Gegenwart des Geistes besaß, daß sie ihn mit der Schleppe ihres Kleides bedeckte. Vier von den Verlarvten verbrannten unter schrecklichen Schmerzen und fürchterlichem Geschrey; der fünfte riß sich los, und rettete sich, indem er in die Küche lief und in ein grosses Faß voll Wasser sprang. Dem Herzog von Orleans wurde seine Unvorsichtigkeit sehr übel ausgelegt, und er suchte seinen Fehler durch verschiedene andächtige Handlungen zu verbessern. Der König aber beschenkte die Abbtey St. Denis sehr reichlich, und ließ den Pallast, wo das Unglück geschehen war, niederreissen.

Dies war nur ein vorübergehender Schrecken; was im Junius darauf folgte, war weit trauriger. König Karl bekam ganz seltsame Zufälle, wuste oft nichts von sich selbst, läugnete, daß er vermählt sey, Kinder habe, König von Frankreich sey, und Karl hiesse; wenn er seinen Namen nennen hörte, gerieth

er

er in Raserey. Fand er sein und der Königin Wap- 1393
pen an die Fenster oder an die Wand gemahlt und auf Silber gestochen, so befahl er, es auszulöschen, that es auch wohl selbst. Seine Gemahlin konnte er am wenigsten leiden; wenn sie ihn besuchen wollte, schimpfte er auf sie. Bisweilen wollte er sich durchaus nicht auskleiden lassen, so daß man einige verlarvte Männer mit langen schwarzen Mänteln, welche Gespenster vorstellen sollten, in sein Zimmer kommen ließ. Unter den Mänteln trugen sie Panzer, damit er sie mit dem Dolch nicht verwunden konnte, den er immer bey sich hatte, um diejenigen, die ihm zu nahe kamen, von sich abzuhalten. Aber ein solcher Aufzug machte ihn so bestürzt, daß er sich ohne den geringsten Widerstand entkleiden ließ. Dieser Zufall dauerte bis im Januar des folgenden Jahrs. Man nahm seine Zuflucht zum Gebet, zum Fasten, zu Umgängen, zu Aerzten, zu Marktschreyern, auch sogar zu Hexenmeistern: aber alles war vergebens. Das Uebel währte, so lang der König lebte, doch mit verschiedenen Abwechselungen, und so, daß es mit jedem neuen Anfall schlimmer wurde; denn man gab ihm alle Gelegenheit zum ordentlichen Leben, so bald es sich mit ihm besserte. Den Grund der Krankheit wuste man nicht zu entdecken. Der Pöbel gab die Schuld den **Juden**, und die Regierung befahl diesen Unglücklichen, entweder das Land zu räumen, oder Christen zu werden. Dies war die gewöhnliche Auskunft derer, welche die Finanzen schlecht besorgten, und durch die Beraubung andrer den König oder sich zu bereichern suchten. Andre glaubten, die Herzogin von Orleans, Valentine von Mayland, habe den König bezaubert, weil er sie allein vor allen andern Damen um sich leiden mochte, und sie seine vielgeliebte Schwester nennte. Dies gab zu allerhand verhaß-

1393 ten Muthmassungen Anlaß, welche die Prinzeßin nöthigten, sich eine Zeitlang vom Hofe zu entfernen.

Unter die Ergötzlichkeiten, die man damals zur Zerstreuung des Königs ersann und brauchte, gehört auch das **Kartenspiel**; es war zwar schon früher erfunden, (wahrscheinlich in Teutschland,) aber erst seit dieser Zeit wurde es eine herrschende Belustigung des französischen Hofs und der Nation. Jacquemin Gringonneur, ein Mahler in Paris, verfertigte damals mit Gold und Farben bemahlte Karten, zur Ergötzung des Königs. Bekanntermassen findet man noch auf unsern heutigen Spielkarten die Gestalt der damals üblichen Kleidungen. An den Wappen, womit die Kleider gestickt sind, erkennet man die Regierungen Karls des Sechsten und des Siebenten; denn unter diesen war es Mode, sein Wappen auf den Kleidern zu tragen, und dies diente zugleich zum Unterschied des Adels von den übrigen Ständen. Auch die Namen einiger damals lebenden Personen siehet man noch heut zu Tage auf den Spielkarten, z. B. la Hire, Hektor von Gallard. In vier Jahren hatte die Spielsucht mit den Karten in Frankreich so überhand genommen, daß der Prevot zu Paris ein Verbot dagegen bekannt machte: allein, das böse Beyspiel des Hofs hinderte die Beobachtung desselben.

Frankreich war also nunmehr so gut als ohne König. Der Herzog von **Orleans**, durch die jugendliche Hitze zu allen Ergötzlichkeiten seines Alters hingerissen, war nicht im Stande, in dem Taumel seiner Leidenschaften ein Uebergewicht bey Hofe zu erlangen. Seine Eigenliebe wünschte zwar eine vorzügliche Theilhabung an den Staatsgeschäften: aber der Weg dahin war äusserst beschwerlich, und konnte nicht eher betreten werden, als nach der reifsten Ueberlegung, deren er damals noch unfähig war. Das

Ansehn

Ansehn seiner beiden Oheime verdunkelte das seinige 1393
allzusehr. Der Herzog von **Burgund** hatte sich gewissermassen unentbehrlich gemacht. Alles schien sich zur schlimmen Erhöhung dieses Prinzen und seines Hauses zu vereinigen, Grösse der Besitzthümer, Menge von Kreaturen, Genie, Glück, Reichthum, Ansehn bey der Armee und im Staatsrathe. Selbst der wollüstige, verschwenderische, unbeständige und schwache Herzog von **Berri** muste seinem mächtigen, obgleich jüngern Bruder, der die Angelegenheiten des Staats nach seinem Gutdünken und fast immer nur zu seinem Vortheil lenkte, weit nachstehen. Ausser den Trieben seines eigenen Ehrgeitzes reitzte ihn unaufhörlich seine Gemahlin, Margarethe von Flandern, eine übermüthige Prinzeßin, die stets Eifersucht und Uneinigkeit gegen die Herzogin von Orleans blicken ließ, welche zwar von geringerer Herkunft war, aber jene an Schönheit und Anmuth weit übertraf. Die Eifersucht dieser beiden Damen erzeugte Ränke, Argwohn, Verläumdungen, und artete in wechselseitige Feindseligkeiten aus, die zur Trennung ihrer Familien eben so viel beytrugen, als Ehrgeitz und Eigennutz. — Damals ließ sich auch der Herzog von Burgund die oberste Aufsicht und Verwaltung über alle Jagden im Königreiche geben, mit einer unbeschränkten Macht, oder vielmehr, er nahm sich dieselbe. Alle zum Jagen vorher bewilligte Verstattungen wurden jetzt eingezogen, selbst die Prinzen vom Geblüt musten sich dies gefallen lassen; und niemand, als der Herzog selbst, hatte das Recht, neue Verstattungen zum Jagen zu geben.

In **Bretagne** hatte zeither der Krieg zwischen 1394
dem **Herzog** und dem **Konnetabel Clisson** fast gar nicht aufgehört. Verschiedene zweydeutige Verträge schienen nur deswegen errichtet, damit beide Parteyen einander um desto lebhafter anfallen könnten.

1394 ten. Vielleicht würden sie doch in die Länge die Last des Kriegs nicht haben ertragen können. Nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen, Vermittelungen und königlichen Befehlen, bewürkte der Edelmuth die
1395 Aussöhnung des Herzogs mit dem Konnetabel. Jener fieng an, die Beschwerden des Alters zu empfinden; Mühseligkeiten und Unglücksfälle hatten ihn noch mehr geschwächt, als die Jahre. Er muste befürchten, seinen Kindern ein schlecht versichertes Glück, die ungewisse Frucht von funfzig Kriegsvollen Jahren, zu hinterlassen. Sein ältester Sohn **Johann** war kaum sieben Jahr alt, und der jüngere, **Artur**, war erst zur Welt gebohren worden. Zu Beschützern seiner Nachkommen hatte er niemand, als den Herzog von Burgund. Von dem mit ihm so nah verwandten navarrischen Hause konnte er sich nur eine zweydeutige Empfehlung am französischen Hof, wo Karls des Schlimmen Andenken noch neu war, versprechen. Es war überdem zu befürchten, das Haus Penthievre möchte nach seinem Tode die alten Ansprüche an Bretagne geltend zu machen suchen. Der Herzog, nicht zufrieden, alle Ursachen des Mißvergnügens zu tilgen, bewilligte noch überdies, aus Achtung gegen Clisson, dem Hause Blois gewisse Vortheile. Johann von Bretagne, Graf von Penthievre, wurde in Besitz aller ihm zugehörigen Landschaften gesetzt, und erhielt sogar noch eine beträchtliche Schadloshaltung.

Im Julius eben desselben Jahrs kamen **englische** Gesandte nach Paris, und warben um die ältere Prinzeßin des Königs von Frankreich, **Isabelle**, für ihren Herrn, den König von England. Der französische Hof willigte in diese Vermählung, ohngeachtet die Prinzeßin durch den Vertrag zu Tours dem ältern Sohn des Herzogs von **Bretagne** war versprochen worden. Dieser bekam hernach dafür die jüngere Schwester, **Johanne**. Der Staatsrath

handel-

handelte mit den englischen Bevollmächtigten wegen 1395
des Brautschatzes, und man kam endlich überein,
daß er aus achthundert tausend livres bestehen sollte.
Zugleich wurde den Engländern ein Stillstand von
acht und zwanzig Jahren vorgeschlagen, weil man
sich wegen eines völligen Friedens noch nicht vereini-
gen konnte. Am eilften März des folgenden Jahrs wur- 1396
de der doppelte Vertrag wegen der Vermählung und
wegen des Stillstandes feyerlich unterzeichnet. Im Ok-
tober reiste **Richard** selbst nach Frankreich, unterre-
dete sich mit **Karl'n**, und zu Anfang des Novem-
bers wurde ihm die siebenjährige Prinzeßin durch den
Erzbischof von Canterbury angetraut.

Eifersucht und Verläumdung hatten bisher un-
aufhörlich gearbeitet, der **Herzogin von Orleans**
die Gunst des Königs zu rauben, und nunmehr ge-
lung es ihren Feinden. Sie hatten den König und
selbst ihren Gemahl überzeugt, diese Prinzeßin sey
eine Zauberin und Giftmischerin, sie habe sogar den
Tod des Dauphins durch Gift befördern wollen. Sie
muste den Hof ganz verlassen, und sich nach Neuf-
chatel an die Loire begeben. Ihr Vater, **Johann**
Galeazzo Visconti, erster Herzog von May-
land, wurde darüber so aufgebracht, daß er einige
Ritter nach Frankreich schickte, alle diejenigen, die
seiner Tochter so verhaßte Beschuldigungen beymassen,
herauszufordern, und als man sie verächtlich abgewie-
sen, schickte er sogar dem König einen Fehdebrief zu.
Diese Feindseligkeiten bewegten die Republik **Genua**,
sich der französischen Beschützung und Oberherrschaft
zu unterwerfen. Dieser kleine Staat war durch die
Handelschaft sehr reich und mächtig geworden. Die
zahlreichen Flotten, welche die Genueser auf der See
hielten, und ihre Eroberungen in der Levante, setzten
sie den Venetianern gleich, welche damals die Ober-
herrschaft auf dem mittelländischen Meere hatten.

Doch

1396 Doch ihre innerlichen Kriege, die aus dem Rottengeist der Welfen und Gibellinen entstanden, hatten sie wieder so erniedrigt, daß sie immer in Furcht leben musten, dem Johann Galeazzo Visconti, der ihre innerlichen Zwistigkeiten benutzte, unterzuliegen, so wie er schon viele Städte in ihrer Nachbarschaft an sich gerissen hatte. Die Genueser wurden seit einiger Zeit von Dogen regiert, da vorher die ganze Gewalt in den Händen des Volks und des Senats gewesen war. Aus Furcht, unter das mayländische Joch zu gerathen, begaben sie sich unter den Gehorsam des Königs von Frankreich, indem sie ihn und seine Nachfolger auf immer zu Herren von Genua erklärten, und einwilligten, daß er einen Statthalter dahin setzen möchte, der ihnen befehlen und alle Dinge unter königlicher Gewalt und Ansehn, jedoch mit Vorbehalt der Edlen und der Bürger, einrichten sollte. Antoam 27. Oktob. niotti Adorno, damaliger Doge, legte seine Würde nieder, wurde aber vom König zum Statthalter bestellt. Die Genueser legten den Eid der Treue für den König und seine Nachfolger ab: allein, die natürliche Unbeständigkeit des Volks, oder vielmehr die Tyranney der Franzosen, machte in der Folge diese Erwerbung für Frankreich kostbar.

1397 Die Gesundheit des Königs von Frankreich — alle Anfälle seines Uebels zu erzählen, wird man uns gern erlassen — war gerade wieder ein wenig hergestellt, als von dem **Kaiser Manuel Palåologus von Konstantinopel** eine Gesandtschaft zu Paris ankam, die sehr dringend um Beystand gegen die Osmannen, die unter Bajazets Anführung Konstantinopel eingeschlossen hatten, flehte, so wie dies auch vorher schon in Cypern, in Rhodus, in Venedig und in Genua geschehen war. Die Genueser, als neue Unterthanen des Königs von Frankreich, unterstützten das Ansuchen der griechischen Gesandten am stärksten,

sten, weil sie das meiste Interesse daben hatten, die 1397
schon allzumächtig gewordenen Türken zurückzuhalten.
König Karl versprach, seinem Vetter, dem Kaiser der
Griechen, beyzustehen, so viel es die damaligen Um-
stände zulassen würden. Erst im Jahr 1399 wurde
der Marschall von **Boucicault** und der Herr von
Chatelmorant mit zwölfhundert Reutern nach Kon-
stantinopel geschickt, die dann auch auf kurze Zeit die-
se Stadt für den Anfällen der Türken sicher stellten.
Chatelmorant blieb daselbst, um die Truppen, die der
Stadt zum Schutz dienen sollten, anzuführen:
Boucicault kam aber wieder nach Frankreich zu-
rück, mit dem leeren Titel eines Konnetabels des grie-
chischen Reichs. — So wohl dieser abentheuerlicher
Zug, als ein vorhergegangener nach Ungern, gab
den Herzogen von **Berri** und von **Burgund** An-
laß, eine **allgemeine Steuer** durch ganz Frank-
reich beyzutreiben, und sich mit dem grösten Theil der-
selben zu bereichern.

Die **Kirchentrennung** hatte unterdes im-
mer fortgedauret. Der Verfasser der Geschichte von
Frankreich darf nur anmerken, daß nach Urbans des
Sechsten Tod Bonifacius der Neunte im Jahr 1389
zu Rom Pabst worden, und nach Klemens des Sie-
benten Tod im Jahr 1394 Benedikt der Dreyzehnte
zu Avignon. Alle weltliche Fürsten hatten bisher auf
vielfache und unermüdete Art daran gearbeitet, der
Spaltung ein Ende zu machen, besonders der König
von Frankreich, oder vielmehr die Universität zu Pa-
ris. Nach dem Tode Klemens des Siebenten hatte
man wieder die beste Hoffnung. Die Kardinäle zu
Avignon hatten sich eidlich verpflichtet, daß der Neuer-
wählte an der Wiederherstellung der Ruhe, selbst
durch den Weg der Abtretung, wenn sie durch die
Mehrheit der Stimmen im Kardinalskollegium sollte
beliebt werden, treulich arbeiten sollte. Die ersten

Ver-

1397 Versprechungen des neuen Pabsts, Benedikts des Dreyzehnten, waren auch sehr beruhigend, aber die Erfüllung desto schlechter. Alle Bemühungen der Freunde seines Vorfahrens, und darunter besonders der Franzosen, wurden durch eine unerhörte Hartnäckigkeit vereitelt. Bonifacius machte es nicht besser, und das Vergnügen, Pabst zu seyn, überwog alle Vorstellungen der Redlichen. In Frankreich machte man den Anfang, durch Aufkündigung des Gehorsams den Pabst zu zwingen: aber auch dies und die

1398 **Belagerung der Stadt Avignon** durch den Marschall von **Boucicault** richtete nichts aus. Benedikt setzte sich durch List in Freyheit, und brachte es so weit, daß Frankreich ihm seinen alten Gehorsam wieder zusagte, wie wir hernach sehen werden.

Die häufigen schlimmen Zufälle des Königs und die Zerrüttungen seiner Seele verursachten damals schon eine Unordnung in der Staatsverwaltung, welche die Eifersucht der Prinzen noch mehr vergrösserte. Jeder wollte während der Krankheit des Monarchen die oberste Gewalt ausüben; oft geschah es, daß sie in Einer Sache widersprechende Befehle ausfertigten, deren Ausführung fast unmöglich wurde. Kam der König wieder zu sich, so billigte er bald diese, bald jene, nach den ersten Eindrücken, die man ihm davon machte. Durch dieses Mißverständniß war der Hof zertheilt, und scharfsinnige Leute sahen schon damals ein, daß die Trennung der königlichen Familie zuverläßig den Untergang der einen Partey, vielleicht auch des ganzen Staats, nach sich ziehen werde. Eine Würkung dieser Uneinigkeit sahe man schon im Jahr 1398, da **Graf Archibald der Fünfte von Perigord** die Stadt Perigueux in Anspruch nahm, und deshalb Krieg in der Provinz führte, oder vielmehr Räubereyen trieb. Der Marschall von **Boucicault** nahm ihn in seinem Schlosse Montagnac gefangen,

und

und brachte ihn nach Paris. Das Parlament ver- 1398
urtheilte ihn zum Tode: der König begnadigte ihn aber, und überließ dem Herzog von Orleans im Jahr 1404 die Einziehung seiner Güter. In der Folge verkaufte der Herzog Karl von Orleans die **Grafschaft Perigord** an den Grafen Johann von Penthievre; hernach kam sie an das Haus Albret, und unter Heinrich dem Vierten, dem Erben der Häuser Albret und Foix, ward sie endlich wieder mit der Krone vereiniget.

Das Ansehn des Herzogs von **Orleans** wuchs nicht allein dadurch, daß die Königin ihm vorzüglich günstig war, sondern auch durch die damalige Rückkunft seiner Gemahlin an den Hof. Der König liebte sie, wie zuvor, und ihrem Gemahl oder seinem Bruder war er nicht abgeneigt. Diese vortheilhaften Umstände veranlaßten den Herzog von Orleans, die Theilung der Staatsverwaltung zu verlangen. Seine Jugend konnte kein Hinderniß mehr seyn; denn er hatte damals das acht und zwanzigste Jahr erreicht. Er war der erste Prinz vom Geblüte; die Freundschaft des Herzogs von Berri hatte er sich durch Höflichkeit erworben, und der Herzog von Bourbon liebte ihn ohnehin, als sein ehemaliger Vormund. Vergebens widersetzte sich also der einzige Herzog von Burgund; vergebens widersetzte er sich, den Bruder des Königs von der Verwaltung des Staats zurück zu halten.

England bekam im folgenden Jahr einen 1399
neuen König, **Heinrich den Vierten**, bisherigen Herzog von **Lancaster**, der sich mit Gewalt auf den Thron geschwungen, indem er Richard den Zweeten, seinen Neffen, ins Gefängniß setzen und ermorden ließ. Er bestätigte den vor einigen Jahren mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstand, und that zugleich Vorschläge zu verschiedenen Verbindungen

1399 zwischen seinen Kindern und dem königlich französischen Hause. An die ehedem entworfene Vermählung seiner Person mit der Tochter des Herzogs von Berri, Wittwe des Grafen von Eu, schien er nicht mehr zu denken; es sey nun, daß ihn die damals empfangene abschlägige Antwort zu sehr verdrossen, oder, daß ein andrer Gegenstand ihn davon abgelenkt hatte. Das letzte ist so unwahrscheinlich nicht, wenn man weiß, daß er sich um die Herzogin von Bretagne bemüht hat, die um dieselbe Zeit Wittwe geworden ist, daß er sich hernach würklich mit ihr vermählte. **Johann der Vierte**, mit dem Beynamen **der Eroberer, Herzog von Bretagne**, starb am ersten November dieses Jahrs. Kaum war er todt, so ließ Clisson dem Herzog von Orleans melden, er könne sich jetzt des Herzogthums Bretagne bemeistern, wenn er bald mit gewaffneter Hand dahin kommen und sich der Person des jungen Herzogs **Johanns des Fünften** versichern würde. Der Prinz kam würklich nach Pontorson: aber die Bretagner waren dem jungen Herzog zu sehr ergeben; der Herzog von Burgund erklärte sich öffentlich für den Beschützer desselben, vereitelte den ungerechten und schlecht überdachten Entwurf seines Nebenbuhlers, wurde der Vormund des jungen Herzogs, und nahm ihn mit sich nach Paris.

Die Gewalt des Herzogs von **Orleans** stieg von Tag zu Tag, seitdem er an den Regierungsgeschäften Theil genommen. Er ließ die Grafschaft **Blois** zu einer **Pairie** erheben; bald darauf schenkte ihm sein Bruder die Stadt **Chateau Thierri** unter eben diesem Titel; eben diese Vorzüge erlangte er für die Herrschaft **Couci**, die er vor kurzem an sich gebracht hatte. Da er dem Herzog von Burgund in Ansehung des Umfangs der Besitzthümer nicht gleich kommen konnte; so suchte er ihn wenigstens durch die Menge von Pairien zu übertreffen. Aber wichtiger

für

für ihn muste die oberste Verwaltung der Fi- 1399
nanzen seyn, die er sich ertheilen ließ. Dies war nicht viel besser, als wenn man einem Rasenden ein Schwerdt in die Hände giebt. Er setzte die alten Obereinnehmer der Steuern ab, und stellte neue ihm ganz ergebene Leute dafür an. Man gab ihnen eine unbegränzte Gewalt, dergleichen ihre Vorgänger nie genossen hatten. Diese Obereinnehmer entschieden durch Machtsprüche alles, was auf die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte einige Beziehung hatte. Richter, Pachter, Auflagen, Ausgaben, allgemeine und besondre Einnahmen, alles war ihnen untergeordnet. Niemand war im Stande, den Mißbrauch dieser ausschweifenden Macht zu hemmen oder abzustellen, weil es verboten war, gegen ihre Urtheile, die nur sie allein abändern konnten, zu klagen, selbst nicht bey dem königlichen Staatsrath. Unter einer solchen Verwaltung muste nothwendig die Unordnung aufs höchste steigen; sie muste dem Oberherrn eben so nachtheilig werden, als den Unterthanen. Die Vertheilung der Abgaben war willkührlich, die Beytreibung streng, die Einnahme untreu, und die Ausgabe unbegreiflich. Die muthlose Nation, durch Hunger und Pest entkräftet, verarmte und verfiel unvermerkt in jene schlafsüchtige Mattigkeit, die gefährlichste aller Krankheiten, womit ein Staat befallen werden kann. Schon fieng der König an, das allgemeine Elend zu empfinden, ohngeachtet der Abgaben, mit denen man das Königreich überlud, dem es doch an denen darzu nöthigen Quellen fehlte, am Handel, Arbeitseifer und Künsten. Bald fehlte es dem Monarchen selbst an gewissen Bedürfnissen, da unterdes der Herzog von Orleans an seinem mit habbegierigen Leuten angefüllten Hof eine Pracht äusserte, die nur der königlichen Majestät gebührt hätte. Eine weise und gerechte Regierung würde der allgemeinen Noth

1399 durch eine Verringerung der Abgaben abzuhelfen gesucht haben, zumal da man von aussen und von innen Frieden hatte; man machte zwar dem Volk einige Hoffnung, betrog es aber, und machte sich verhaßt; wie denn der Herzog von Orleans, der sich vorher, durch sein einnehmendes und edelmüthiges Betragen im Aeusserlichen, Liebe und Achtung erworben hatte, damals schon einen grossen Theil derselben verlohr.

Der Zustand des Königs wurde von Tag zu Tag kläglicher, und machte ihn zu Regierungsgeschäften immer untüchtiger. Alles gieng nach der Willkühr des Prinzen, oft verwirrt genug. Nach ihrem Beyspiel machten sich die Minister in ihren Fächern unabhängig, und schränkten sich nicht einmal immer auf die ihnen angewiesene Geschäfte ein. Die völlige
1400 Austheilung der königlichen Gnadenbezeugungen wurde dem **Kanzler** ganz überlassen, und durch eine gegen das Ende des Jahrs 1400 gegebene Verordnung ward ihm befohlen, alle vom König unterzeichnete Briefe, die ihm dem Geist der damaligen Gesetze zu widersprechen scheinen würden, zurückzulegen. Durch eine andre **Verordnung** wurde festgesetzt, daß in Zukunft alle obrigkeitliche Aemter durch die Wahl sollten vergeben werden, und wenn die Stelle eines Präsidenten oder Raths erlediget würde, sollte sich der Kanzler ins Parlament begeben, und bey der Sammlung der Wahlstimmen den Vorsitz führen. Vorzüglich sollte dabey auf den Adel und die Geschicklichkeit gesehen, und, so viel als möglich, Magistratspersonen aus verschiedenen Provinzen genommen werden, wegen der Verschiedenheit der Gewohnheiten, die in denen dem Parlament unterworfenen Gerichtsbarkeiten beobachtet würden. Eben diese Verordnung erstreckte sich auf die Landvogteyen und Landgerichte, ferner auf die Rechnungskammer, welche, wie

ehedem, aus vier Geistlichen und vier Weltlichen, 1400
und aus einem geistlichen und weltlichen Präsidenten bestehen sollte. Der Kronoberschenke wurde als ein gebohrnes Mitglied dieses Kollegiums angesehn. — Die Kraft dieser Verordnung, besonders in Absicht der Wahl der obrigkeitlichen Personen, dauerte lange Zeit. Man zog die Ehre, durch Mehrheit der Stimmen Mitglied in einem der obersten Gerichtshöfe zu werden, den provisorischen Ernennungen vor. **Heinrich von Marle** wurde vom König zum ersten Präsidenten ernennt; dennoch kam er ins Parlament, und gab die Erklärung von sich, daß er es nicht blos auf die königliche Ernennung ankommen lassen, sondern sich der Wahl unterwerfen wolle. Das einzige Mittel, dieser Verordnung auszuweichen, bestand darinn, daß der König und die Prinzen, wenn sie jemand vorzüglich begünstigen wollten, selbst der Wahl beywohnten und ihre Stimmen gaben, da denn leicht die grössere Zahl der übrigen Wählenden ihnen nachfolgte.

Bisher hatte sich die Eifersucht der Prinzen vom Geblüt doch noch auf heimliche Ränke und Beleidigungen eingeschränkt: aber nun kam die Zeit, daß sie unaufhaltsam ausbrach und die Verwirrung allgemein machte. Der Herzog von **Orleans**, durch die **Königin** unterstützt, riß die ganze Staatsverwaltung an sich, zur Zeit einer Reise des Herzogs von **Burgund** in seine flandrischen Staaten, bey Gelegenheit der Vermählung seines zweeten Sohns, **Anton von Burgund**, mit der Tochter des Grafen von **St. Paul.** Durch seine Anhänger erfuhr Herzog Philipp bald, was am französischen Hof in seiner Abwesenheit vorgieng; er eilte schnell zurück: als er aber nach Senlis kam und hörte, daß der König wieder krank worden wäre, kehrte er wieder um, schrieb aber einen sehr lebhaften Brief ans Parlament, wo-

1400 rinn er heftige Klagen über die schlechte Staatsverwaltung äusserte, und dem Parlament einschärfte, sich derselben anzunehmen, und bessere Einrichtungen zu treffen. Ein löblicher Eifer, wenn er nicht aus Eigennutz hergeflossen wäre! Das Parlament antwortete ihm nur in allgemeinen Ausdrücken.

1401 Unterdes fand der Herzog von **Orleans** für gut, seinen Leidenschaften einen zügellosen Lauf zu verstatten. Er ließ von dem Staatsrath eine **allgemeine Auflage** durch das ganze Königreich ausschreiben, wovon selbst die Klerisey nicht ausgenommen ward, weil, wie es hieß, die dadurch zu erhebenden Summen auf das Vereinigungswerk der Kirche sollte verwendet werden. Das unter der Last des Elendes, des **Hungers** und der **Pest** seufzende Volk murrte über diese neue Bürde, die ihm zu einer Zeit, da man auf dessen Erleichterung hätte bedacht seyn sollen, aufgelegt wurde. Die Geistlichkeit widersetzte sich offenbar. Von dieser Zeit an verlohr der Herzog von Orleans die Liebe des grösten Theils der Nation unwiederbringlich. Das allgemeine Mißvergnügen öffnete ihm die Augen; er sah sein unüberlegtes Verfahren ein: aber es war zu spät, dasselbe wieder gut zu machen. Zu seiner Schande muste er das Edikt zurücknehmen, ohne daß ihm jemand deshalb Dank gewust hätte. Der Herzog von **Burgund**, aufgebracht über das Vorgeben, als habe er in die Ausschreibung dieser Steuer gewilliget, läugnete dies in einer öffentlichen Schrift, und versicherte, daß er sich standhaft dagegen gesetzt, ohngeachtet man ihm, zur Erlangung seines Beytritts, hundert tausend Franken angeboten habe. Er schrieb dieser Sache wegen in den stärksten Ausdrücken an das Parlament, und machte sich fertig, durch seine Gegenwart dieses falsche Gerücht vollends zu zerstreuen. Beide Theile warben Truppen. Der Herzog von **Geldern**, der

vorher

vorher einen besondern Vertrag mit dem Herzog von 1401
Orleans gemacht hatte, eilte herbey mit achthundert Reutern, und vereinigte sich mit den Truppen dieses Prinzen. Der Herzog von **Burgund** erschien mit noch einer stärkern Macht. Der Bischof von **Lüttich**, Jean Sans-Pitié, ein bayrischer Prinz, begleitete ihn mit siebentausend Mann. Beide Prinzen befestigten sich mitten in der Hauptstadt; alles verkündigte die Schrecken eines bürgerlichen Kriegs. Die Königin aber, wie auch die Herzoge von Berri und Bourbon, traten ins Mittel, und brachten es endlich durch Vorstellungen und Bitten zur Besänftigung der Parteyen. Die Prinzen umarmten sich; ihre scheinbare Versöhnung stellte die Ruhe wieder her; sie entliessen ihre Truppen.

Als der König sich wieder erholt hatte, ver- 1402
sammlete sich der Staatsrath auf seinen Befehl, um den Streit der beiden Prinzen wegen der Regentschaft während der Zufälle des Königs zu entscheiden. Der Herzog von Orleans hatte die Königin und die Freundschaft seines Bruders vor sich: allein, der schlimme Gebrauch, den er eben erst von der ihm anvertrauten Gewalt gemacht hatte, erlaubte nicht, seiner Unbesonnenheit aufs neue die Lenkung des Staats zu überlassen. Das Alter des Herzogs von **Burgund**, seine lange Erfahrung, sein Ansehn, und noch mehr, der grosse Umfang seiner Länder und die Kriegsmacht, die er aufbringen konnte, thaten für ihn den Ausspruch; und es ward beschlossen, daß er, so oft der König krank seyn würde, die Regierung übernehmen sollte. So bestürzt nun auch der Herzog von Orleans über die Vernichtung des Geräusches wurde, das er gemacht hatte; so sah er sich doch genöthiget, den allgemeinen und durch den Monarchen bestätigten Entschluß zu unterschreiben: aber in seinem Herzen behielt er eine Empfindlichkeit über seine Hintansetzung,

1402 die für das Königreich eben so nachtheilige Folgen hatte, als für ihn. Dies war das unglückliche Vorspiel von den Unordnungen, die aus dem Ehrgeitz dieser beiden nebenbuhlerischen Häuser, und aus der Trennung der Nation in **Orleaner** und **Burgunder**, entsprangen.

Pabst **Benedikt** war unterdes immer noch zu Avignon von den Franzosen bewacht worden: aber im Jahr 1402 half ihn der Herzog von Orleans durch einen normannischen Ritter aus der Gefangenschaft. Als er sich in Freiheit sah, schrieb er an den König von Frankreich, den Staatsrath und die Universität zu Paris, und versicherte, daß er nur deswegen die Flucht ergriffen habe, damit er an dem Kirchenfrieden desto kräftiger arbeiten könnte: dennoch war er derjenige, der die Vereinigung am stärksten aufhielt. Denn die meisten Kardinäle söhnten sich wieder mit ihm aus, er nahm Truppen in Sold, legte eine aragonische Besatzung nach Avignon, und bewegte Himmel und Erde, um Frankreich wieder unter seinen Gehorsam zu bringen. Der Herzog von Orleans unterstützte ihn sehr nachdrücklich: aber die Herzoge von Burgund und Berri waren ihm entgegen. Der erste behielt jedoch die Oberhand, indem er die Sache beym König so lebhaft zu treiben wuste, daß er durch eine öffentliche Urkunde sein Reich dem Gehorsam Benedikts unterwarf. Alle Universitäten, auch sogar zuletzt Paris, nur die normännische Landsmannschaft ausgenommen, willigten ein. Der Pabst hatte sich mit dem Herzog von Orleans über gewisse Artikel verglichen, die, wenn sie wären erfüllt worden, für die römische Kirche höchst ersprießlich gewesen wären. Er hatte unter andern versprochen, binnen Jahresfrist eine allgemeine Kirchenversammlung zu halten, auf welcher die Streitigkeiten gütlich beygelegt und die Trennung gehoben werden sollte: allein, der Pabst

hatte

hatte nichts weniger, als die Erfüllung seines Ver- 1402
sprechens, im Sinn.

Im folgenden Jahr errichtete der König einen 1403
neuen Staatsrath, der aus der Königin, den Prinzen vom Geblüt, dem Konnetabel, dem Kanzler und einigen Räthen bestehen, und der die Herzoge von Burgund und von Orleans in Schranken halten sollte. Weil in demselben die wichtigen Angelegenheiten durch die Mehrheit der Stimmen entschieden wurden; so schmeichelte man sich, die allgemeine Wohlfarth würde dadurch sehr befördert werden. Zu gleicher Zeit befahl Karl, daß die Königin, die Prinzen, die Prälaten, die Herren und die vornehmsten Bürger in die Hände des Konnetabels und des Kanzlers einen Eid ablegen und sich dadurch anheischig machen sollten, keinem Menschen, als dem König, zu gehorchen. Allein, was vermögen Eidschwüre, wenn Eifer und Treue bey Befolgung derselben fehlen? Man erkenne an diesem Schritt die Schwäche der Regierung! Noch sonderbarer ist der Inhalt einer andern Verordnung, nach welcher alle Stände des Reichs schwören musten, den Dauphin für ihren König und natürlichen Oberherrn zu erkennen, wenn der König würde gestorben seyn.

Bey diesen verschiedenen Aenderungen in der Regierungsform vergaß die Königin Isabelle die Beobachtung ihres eigenen Vortheils keineswegs. Auf ihren Betrieb verordnete der König, daß, wenn er sterben würde, sein älterer Sohn sogleich als Souverain erkannt, die Regentschaft aufgehoben, und der Königin, seiner Gemahlin, die unbeschränkte Aufsicht und Gewalt über ihre Kinder gegeben werden sollte; dies hieß im Grunde eben so viel, als sie zur Regentin ernennen. Ueberdies erhielt sie von der allzugrossen Willfährigkeit ihres Gemahls die Macht, sich den Schenkungen, die der König gemacht hatte, oder in

1403 der Folge machen könnte, zu widersetzen und sie sogar zu vernichten und zurückzunehmen. Karl war nicht im Stande, die Folgen eines ihn so sehr erniedrigenden Schritts einzusehn. Er legte sich dadurch selbst Fesseln an, und hörte völlig auf zu regieren. Damals eben fieng die undankbare Isabelle an, die heiligsten Pflichten, die eheliche Liebe und die mütterliche Zärtlichkeit zu vergessen. Ihre eigene Kinder ließ sie an allem Mangel leiden, unterdes sie nach Belieben mit den erpreßten Staatseinkünften schaltete. Der König, dem einige treue Bediente den beweinenswürdigen Zustand seiner Kinder hinterbrachten, ließ ihre Hofmeisterin holen, die dann mit Thränen gestand, daß es den königlichen Kindern oft an Essen und Kleidern fehlte. Ach, seufzte Karl, geht es mir doch nicht besser.

Die Rechtschaffenen seufzten über die unaufhörlichen Mißhelligkeiten zwischen den Herzogen von Orleans und von Burgund. Man glaubte, ihnen auf einige Zeit vorzubeugen, indem man beide von der Regierung zu entfernen suchte. Sie schienen sich dies gefallen zu lassen, indem beide übereinkamen, den **Engländern** feindselig zu begegnen, ohngeachtet des erst neulich bestätigten Waffenstillstandes. Man wollte einen doppelten Feldzug unternehmen, und hierzu wurden **neue Steuern** erhoben. Der Herzog von **Orleans** sollte die Engländer durch den Angriff der Stadt **Bourdeaux** in Güyenne bekriegen, und der Herzog von **Burgund Calais** wieder erobern. Dieses doppelte Vorhaben ward rückgängig, man weiß nicht warum? Das gedrückte Volk glaubte, man habe sich desselben blos zu einem Vorwand, neue Auflagen zu erheben, bedient.

1404 Die beiden Prinzen fiengen hierauf wieder an, einander mehr als jemals zu verfolgen. Der Herzog von **Orleans**, immer auf die Gunst der Königin trotzend,

trotzend, schlug in dem Staatsrath die Erhebung ei- 1404
ner neuen Abgabe, unter dem Namen der **allgemei-**
nen Steuer, vor. Der Krieg mit England schien
in der Zukunft unvermeidlich; der königliche Schatz
war erschöpft; die Klugheit forderte, die darzu nö-
thigen Mittel bereit zu halten. Dieser scheinbare Vor-
wand war hinreichend, die meisten Mitglieder des
Staatsraths einzunehmen. Vergebens stellte der Her-
zog von Burgund das allgemeine Elend vor; das
Edikt war bekannt gemacht. Nach der hierauf ge-
machten Vertheilung stieg die Summe des Tributs
auf achtzehn hundert tausend livres *). Diese ansehn-
liche Summe zerfloß, so wie die vorigen. Man legte
die Gelder in den Thurm des Louvre: aber der Her-
zog von Orleans ließ die Thüren aufbrechen, und
nahm alles weg, was er erlangen konnte. Die **an-**
steckenden Krankheiten, die zu derselben Zeit
Frankreich verheerten, machten diesen schändlichen
Raub noch unerträglicher.

Der **Tod des Herzogs von Burgund, Philipps des Kühnen**, war der traurige Zeit-
punkt, der den Keim des Unglücks, den der Staat
in seinem Schooß bisher noch einigermassen verbor-
gen gehalten, vollends hervortrieb. Alles schien eine
neue Gestalt anzunehmen. Der Herzog von Or-
leans glaubte nunmehr, ohne Widersacher regieren
zu können; aber er bekam bald einen Nebenbuhler,
für dem er sich noch mehr zu fürchten hatte, als für
demjenigen, von dem ihn eben erst der Tod befreyet
hatte. Dies war der neue **Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockene** **), der eben so
ehrgeitzig war, als sein Vater, und noch eitler, un-
ternehmender, grausam, rachsüchtig, heuchlerisch bis
zur

*) Die Mark Silber galt damals sechs Livres und fünf Sols.

**) Johannes intrepidus, *Jean sans peur.*

1404 zur Treulosigkeit, ohne Gewissen, ohne Religion. Als Erbe der burgundischen und flandrischen Staaten huldigte er bald nach dem Tode seines Vaters dem König von Frankreich, in Begleitung seiner beiden Brüder, **Antons, Herzogs von Limburg und Grafen von Rethel**, und **Philipps, Grafen von Artois.** Die verschiedenen, von diesem Prinzen geleisteten Huldigungen waren mit einem sonderbaren Umstande verknüpft, welcher der von den Neuern angenommenen Meinung von der Beschaffenheit der Pairschaft zu widersprechen scheinet. Herzog Johann legte die vollständige Huldigung ab, als oberster Pair, und dann besonders für das Herzogthum Burgund, und wieder besonders für die Grafschaft Flandern. Philipp, sein Bruder, huldigte gleichfalls als Pair von Frankreich, dann als Graf von Artois, und zuletzt wegen des Lehns Epervier, das in der Grafschaft Artois eingeschlossen ist, und unmittelbar von der Krone abhängt. Man siehet hieraus, daß die Würde eines Pair ehedem nicht immer auf den Ländern haftete, sondern gewissermassen davon abgesondert war. Sonst ist noch zu bemerken, daß Philipp von Burgund die Huldigung für die Grafschaft Artois ablegte, ohngeachtet er zur Appanage eigentlich nur die Grafschaft Nevers hatte.

Es scheint, als wenn damals die **Vermehrung der Pairien** zu dem Regierungssystem gehört hätte. Die Errichtung einer neuen Pairie zum Vortheil Karls des Dritten, Königs von Navarra, machte den alten Ansprüchen der königlichen Linie von **Evreux** an die Grafschaften **Champagne** und **Brie**, und an die Ländereyen in der Normandie ein Ende. Vermöge des darüber ausgestellten Vergleichs entsagte der König von Navarra überhaupt allen seinen Rechten an Champagne, Brie und Evreux, und bekam dafür zwölftausend livres Renten, zu deren

Erhe-

Erhebung ihm der König von Frankreich die Kastella- 1404
neyen Nemours und Beaufort, woraus eine Pairie und ein Herzogthum, unter dem Namen Nemours, gemacht wurde, überließ. Die Stadt Cherbourg war nicht mit in diesem Tausch begriffen, sondern sie kam durch einen besondern Vertrag an die Krone, für zweyhundert tausend Franken, wovon die Hälfte baar ausgezahlt wurde; für die andre Hälfte wurden die Einkünfte der Stadt Provins verpfändet. Diese Erwerbung vergütete einigermassen die kurz vorher geschehene Ueberlassung der Stadt St. Malo an den jungen Herzog von Bretagne, ehe er den französischen Hof verließ und in seine Staaten zurückkehrte.

Unterdes zog sich die **Königin** und der Herzog 1405
von **Orleans** durch ihre tyrannische Regierung täglich mehr Feinde zu. Sowohl in öffentlichen als Privatgeschäften hörte man die schimpflichsten Verwünschungen gegen ihre schädlichen Handlungen. Der neue Herzog von **Burgund** bekam dadurch um so viel mehr Entschlossenheit, eine Stelle in dem Staatsrath zu erlangen, die man auch seinem Stande nicht wohl versagen konnte. Er eilte mit dem Verlöbniß-fest seiner ältesten Tochter Margarethe mit dem Dauphin, und mit demjenigen des Grafen von Charolois mit Michellen, der vierten Tochter des Königs von Frankreich. Diese doppelte Verbindung vergrösserte sein Ansehen; als Schwiegervater der vermuthlichen Kronerben, sah er sich in dem Besitz des Rechts, dem Herzog von Orleans die Regierung streitig zu machen, und die Stimmen des Hofs zu theilen. Die wechselseitige Eifersucht dieser beiden Prinzen erwartete nur eine Gelegenheit, öffentlich ausbrechen zu können. Sie zeigte sich auch bald. Der Herzog von **Orleans** schlug im Staatsrath eine zwote **allgemeine Steuer** vor, die eben so stark seyn sollte, als diejenige, die man im vorigen Jahre erhoben hatte. Die Glieder

des

1405 des Raths schienen durch ihr Stillschweigen den schrecklichen Vortrag zu billigen: aber der Herzog von **Burgund** ließ eine so glänzende Gelegenheit, sich für den Beschützer der Nation zu erklären, nicht vorbey. Er stellte die allgemeine Noth mit dem Nachdruck vor, den die Wahrheit einzuflössen pflegt. Er vergaß nicht, die Fehler der gegenwärtigen Staatsverwaltung zu schildern, besonders die schlechte Anwendung der Finanzen. Er verlangte Rechenschaft von den unermäßlichen Summen, die man täglich erhob; er bot seine Person, seine Truppen und den Adel seiner Länder zum Dienst des Staats gegen alle Feinde an, die sich zeigen möchten. Zuletzt versicherte er, daß, wenn auch alle seine Vorstellungen die Bekanntmachung des Edikts nicht hindern könnten, er sich wenigstens nicht würde zwingen lassen, von seinen Unterthanen eine eben so beschwerliche, als unnütze Auflage zu erpressen. Er hielt auch in diesem Stücke Wort. Der junge Herzog von **Bretagne**, ein tugendhafter Prinz, der dieser Berathschlagung beywohnte, that eben die Anerbietungen, wie der Herzog von Burgund, und versicherte noch überdies, daß er wegen der Bezahlung der hundert tausend Thaler, die man ihm für die Vermählung seiner Gemahlin schuldig wäre, gerne nachsehen wolle. Dennoch war das Edikt bekannt gemacht. Der Herzog von Burgund hatte ohnehin nicht geglaubt, daß er es werde zurückhalten können, da der Herzog von Orleans Generalstatthalter des Königreichs war: aber er befleissigte sich desto mehr, seine zum Besten des Volks gethanen Vorstellungen überall auszustreuen. Er wurde auch bald der Abgott der Nation, insonderheit der Pariser; und diese Zuneigung, die er sehr wohl zu unterhalten wuste, verschaffte ihm ein wahres Uebergewicht, das man ihm zu einer Zeit, da es nicht mehr zu tilgen war, streitig machen wollte.

Nach

Nach diesem ersten Versuch verließ der Herzog 1405
von **Burgund** den Hof. Die **Königin** und der Herzog von **Orleans** triumphirten darüber, und thaten sich nun noch weniger Zwang an, als vorher. Das Aergerniß ihrer Vertraulichkeit, die Unanständigkeit ihrer wechselseitigen Lustbarkeiten, ihre Verschwendung, ihr Uebermuth, den das öffentliche Elend noch verhaßter machte, erregte allgemeinen Unwillen. Ihrem Beyspiel zu Folge waren die Hofleute blos mit der nichtswürdigen Sorgfalt beschäftiget, Ergötzlichkeiten, die oft sehr albern waren, zu erfinden, und lächerliche Moden zu schaffen. Die Mannspersonen trugen an ihren kurzen Kleidern ungeheuer lange Ermel, die voll Franzen und goldener oder silberner Einfassungen waren. Bey solchen Ueppigkeiten verarmten die Prinzen und die Grossen am Hofe; die meisten starben in tiefen Schulden. Eine grosse Gefahr, welcher der Herzog von Orleans bey einer Spatzierfahrt mit der Königin entronnen war, öffnete diesem Prinzen auf kurze Zeit die Augen; er ließ öffentlich bekannt machen, daß er alle seine Schuldner bezahlen wolle; sie möchten deshalb nur in seinen Pallast kommen. Es kamen über achthundert Personen: aber die Bedienten des Herzogs wiesen sie wieder ab, mit dem beissenden Bedeuten, ihr Herr thät' ihnen dadurch grosse Ehre an, daß er ihr Schuldner sey, und sie dürften sich damit schmeicheln, daß er sie bisweilen würdige, an sie zu denken. Mit dieser Verderbniß der Sitten vereinigten sich bey dem Herzog von Orleans, so wie bey allen schwachen und wollüstigen Seelen, äusserliche Andachtsübungen und Mildthätigkeiten, weil er ohne Zweifel hoffen mochte, das Gebet der Armen werde die Verwünschungen seiner Gläubiger wieder gut machen. Der Staat seufzte und wankte unter seiner unersättlichen Habbegierde. Man behauptet, daß vor ihm die Finanzen nie

so

1405 so schlecht wären verwaltet worden. Die Auflagen waren ausschweifend und doch wurde nichts bezahlt, selbst nicht der Aufwand des königlichen Hauses, ob man gleich viele Bediente abgeschafft und die Besoldungen derer, die man bleiben ließ, verringert hatte. Unaufhörlich machte man neue Verordnungen für die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, blos in der Absicht, die Verschwendung und Raubsucht unter der Menge von Edikten unmerklich zu machen.

Weil die Klagen des Volks am Hof entweder gar nicht gehört wurden, oder keinen Eindruck machten, so gewann die burgundische Partey sogar Ordensleute, die in öffentlichen Predigten dem König, der Königin und dem Herzog von Orleans sehr nachdrückliche Wahrheiten sagen musten. Besonders sprach ein Augustiner einsmals sehr frey; der König wurde durch seinen Vortrag gerührt, und faßte gute Vorsätze, ward aber an deren Ausführung durch einen abermaligen Ueberfall seiner Krankheit gehindert. Der Leichtsinn des Herzogs von **Orleans** achtete ohnehin nicht darauf, sondern war nur auf die Vermehrung seiner Macht bedacht; wie er sich denn während der Krankheit des Königs durch die Königin und den Staatsrath die **Statthalterschaft der Normandie** übergeben ließ. Als er aber die Befehlshaber in den Städten und Festungen verändern wollte, gehorchte ihm kein einziger; alle sagten, sie wären vom König gesetzt, und ohne dessen Befehl würden sie die Plätze nicht übergeben. Nach des Königs Genesung fand die Sache im Staatsrath so viel Widerspruch, daß sie unterblieb. Dieser Vorgang schadete dem Herzog von Orleans sehr viel. Denn einige ihm abgeneigte Hofleute wurden dadurch so kühn, daß sie häufige Klagen vor den König brachten, und ihm besonders zu verstehen gaben, daß der Herzog nicht Achtung genug gegen den Dauphin bezeuge. Der Kö-

nig

nig fragte diesen Prinzen darüber, und hörte von ihm, 1405
daß ihm zwar die Königin zärtlich begegne, daß man aber für seine Leute sehr wenig Sorge trage. Der König faßte endlich den Entschluß, eine ausserordentliche Staatsversammlung zu halten, um die Unordnungen im Staat und am Hofe durch ihren Beyrath zu heben. Der Herzog von **Burgund** wurde auch darzu berufen. Weil er aber damals nicht mehr bey Hofe war, so entschuldigte er sich mit der Theilung seines väterlichen Vermögens. In der That aber geschah es, um zur Werbung einiger Truppen Zeit zu gewinnen, und in ihrer Begleitung nach Paris zu gehen. Er kam auch wirklich mit ihnen dahin, und ließ noch mehrere nachrücken. Die Nachricht von seiner Annäherung setzte die Königin und den Herzog von Orleans in grosse Bestürzung. Sie flohen nach Melún, um daselbst ihre Anhänger an sich zu ziehen. Dem Marschall von Boucicault gaben sie Befehl, den Dauphin und seine Brüder am folgenden Tag heimlich nachzubringen. Er kam auch diesem Befehl treulich nach. Allein, die Sache wurde dennoch verrathen, und der Herzog von Burgund, der indessen zu Paris angekommen war, eilte den Flüchtigen nach, holte den Dauphin ein, und brachte ihn wieder nach Paris. Als der Dauphin zurückkam, fand er am Stadtthor die Könige von Sicilien und Navarra, nebst den Herzogen von Berri und Bourbon, welche alle dem Herzog von Orleans zuwider waren, und den Prinzen ins Louvre begleiteten. Den Tag darauf ließ der Herzog von Burgund die Prinzen, die Prälaten, die zu Paris waren, den Rektor der Universität nebst vielen Doktoren und Professoren zusammenberufen, und gab von dem, was er gethan hatte, Rechenschaft, und erklärte, daß er nach Paris gekommen sey, für die Erhaltung der Gesundheit des Königs, für die Verbesserung des Justizwesens, für

1405 die Wiederherstellung der königlichen Einkünfte, welche verschwendet würden, und für die Verbesserung der Regierung zu sorgen. Zugleich erklärte der Dauphin, daß er mit seiner Bewilligung wieder nach Paris gebracht worden sey.

Die Herzoge von **Burgund** und **Berri** setzten sich hierauf in Paris so fest, als es ihnen möglich war. Der erste erwarb sich die Liebe der Einwohner hauptsächlich dadurch, daß er den König bewegte, ihnen ihr Gewehr wieder zu geben, welches man ihnen vorher abgenommen hatte. Der Herzog von Orleans hingegen sammelte gleichfalls Truppen, ließ Schriften wider den Herzog von Burgund ausbreiten, und der innerliche Krieg würde ausgebrochen seyn, wenn der Herzog von Orleans sich endlich nicht zu schwach gefühlt hätte, dem mächtigern Herzog von Burgund mit Nachdruck zu begegnen. Es wurde daher den Herzogen von Berri und Bourbon um so viel leichter, einen **Vergleich** zu stiften. Die Truppen wurden abgedankt, und man schloß im Oktober unter der Bedingung Frieden, daß alle Prinzen einmüthig an der Wiederherstellung der Wohlfarth des Reichs arbeiten sollten. Die Herzoge von Orleans und von Burgund umarmten sich, als wenn sie ewige Freunde werden wollten, und — was damals das Siegel eines freundschaftlichen Vergleichs war — sie schliefen eine Nacht lang in Einem Bette beysammen. Der Herzog von Orleans überließ dem von Burgund, der auch Statthalter in der Picardie wurde, einen Theil der Regierungsgeschäfte: aber mit gutem Vorbedacht behielt er die Verwaltung der Finanzen ganz für sich. Eine der ersten Einrichtungen, welche die Prinzen einstimmig machten, war die Einziehung der Besoldungen vieler Hofbedienten und vieler Jahrgelder, die Verminderung der Steuereinnehmer und Rentmeister, wie auch der Parlaments-

bedien-

Bedienten, und man sagte, daß dadurch die königliche 1405
Rentkammer jährlich mehr als 600000 goldene Schildthaler erspart hätte.

Der kleine **Krieg zwischen Frankreich und England** wurde, des Stillstandes ohngeachtet, dennoch fortgesetzt. Der König von England konnte wegen unaufhörlicher Empörungen seiner Vasallen, seinen Landschaften in Frankreich keine Hülfe leisten; auch wüthete der Hunger in England. Der **Konnetabel, Karl von Albret, Graf von Dreux**, der im Jahr 1404 an die Stelle des Herrn von **Sancerre** gekommen *) und der Graf von **Armagnac**, nahmen den Engländern viele Plätze in Güyenne weg; eben dies that der Graf von Clermont in der Landschaft Limousin. Im Jahr 1406 machten 1406
die Herzoge von Orleans und Burgund einen Entwurf zur gänzlichen Vertreibung der Engländer aus Frankreich. Der erste griff sie würklich in Güyenne an, und der andere belagerte Calais. Der Herzog von Orleans aber verlohr Zeit und Ehre vor Blay und Bourg, und der Herzog von Burgund muste die Belagerung von Calais aufheben. Er warf die Schuld auf den Herzog von Orleans, der, aus Neid über den Anschein eines guten Ausgangs seiner Unternehmung, verursacht hätte, daß ihm ein Befehl wäre zugeschickt worden, die Zurüstungen zur Belagerung einzustellen. Der Herzog von Orleans aber schob den Fehler auf den Hof, der ihm die nöthigen Monatsgelder zurückbehalten hätte. Es wurde hierauf der **Stillstand** zwischen beiden Kronen wieder erneuert.

*) Clisson lebte damals noch, und hatte den Konnetabeldegen bey sich, den er auch nicht eher von sich gab, als auf seinem Todbette. Er starb in seinem Schlosse Josselin in Bretagne am 23sten April 1407.

1407 Der Hof schien ziemlich ruhig; die Prinzen beobachteten nach ihrer Zurückkunft von der Armee gegen einander den äusserlichen Schein der Höflichkeit: aber lange konnte zwischen zween so ehrgeitzigen und eifersüchtigen Nebenbuhlern die Einigkeit unmöglich Bestand haben. An Gelegenheiten, sich zu entzweyen, konnte es nicht fehlen. Eine hierzu gab die Vermählung der jungen **Königin von England**, Richards Wittwe, mit dem **Grafen von Angouleme**, ältesten Sohn des Herzogs von **Orleans**. Ueberdem hatte dieser Prinz das Herzogthum **Güyenne** vom König erlangt, zum Nachtheil des Dauphins, der doch den Titel davon führte. Ueber diese Schenkung äusserte der Herzog von **Burgund** sein Mißvergnügen öffentlich. Verschiedene andere Vorfälle vermehrten dasselbe. Im Staatsrath erschienen sie, so zu sagen, blos deswegen, um einander zu widersprechen: und diese Widersprüche wurden von Tage zu Tage bitterer und beleidigender. Die andern Prinzen, welche die Folgen dieser Zwietracht zum Theil vorhersahen, beschäftigten sich einzig mit der Aussöhnung der beiden Herzoge, deren Feindschaft aber immer mehr zunahm. Man sagt, daß sie durch ein Geheimniß wäre verstärkt worden, welches allein schon den unversöhnlichsten Haß hätte erzeugen müssen. Der Herzog von Orleans, eitler noch als wollüstig, prahlte mit seinen Leidenschaften. In einem Saal seines Pallastes hatte er die Bildnisse aller Hofdamen aufstellen lassen, deren Schwäche er überrascht und genossen zu haben vorgab. Unter diesen befand sich auch die Herzogin von Burgund, welche doch von aller Welt für die tugendhafteste Dame gehalten wurde. Er führte den Herzog von Burgund in diesen Saal, und nun — weiß man alles. Um seinen Nebenbuhler noch mehr aufzubringen, ver-

fertig-

fertigte er Lieder zum Lobe der Herzogin, und streute 1407
Gerüchte aus von seinen Liebeshändeln mit derselben.

Schon vor geraumer Zeit hatte Herzog **Johann von Burgund** den Untergang seines Feindes fest beschlossen. Es verstrichen aber viele Monate, bis er die zu seinem Zweck dienlichen Leute und einen bequemen Ort zur Ausführung seines Vorhabens finden konnte. Endlich ließ er im November ein Haus in der alten Tempelstrasse, Hotel de Notre-Dame genannt, miethen, und legte achtzehn geworbene Meuchelmörder hinein. Ihr Anführer war ein dem Hause Burgund seit langer Zeit ergebener Edelmann aus der Normandie, mit Namen **Rudolf von Octonville.** Alles wurde so schlau, so heimlich eingerichtet, daß der Herzog von Orleans nicht den geringsten Verdacht davon bekam. Die Falschheit des Herzogs von Burgund nahm so gar eine neue Aussöhnung mit seinem Gegner an, die der Herzog von Berri vermittelt hatte. Dieser führte die beiden Prinzen, seine am 20.
Neffen, selbst in eine Kirche, ließ sie einander Freund- Nov.
schaft zuschwören uud das heilige Abendmal nehmen. Bey einem gleich hernach angestellten Gastmahl bestätigten sie sich aufs neue die Versprechungen einer unverletzlichen Freundschaft. Sie errichteten unter sich sogar eine ritterliche Brüderschaft, und zween Tage hernach gaben sie einander im Staatsrath, in Gegenwart des Königs und der Königin, die stärksten Versicherungen des Wohlwollens, wobey zugleich der Herzog von Orleans den von Burgund auf den nächsten Sonntag zu einer Abendmahlzeit einlud. Am folgenden Tag hatte der **Herzog von Orleans** ei- am 23.
nen Besuch bey der Königin abgestattet, die nach der Nov.
Entbindung eines Prinzen, der aber nur vier und zwanzig Stunden gelebt, noch in den Wochen lag, und Abends bey ihr gespeist. Um acht Uhr ließ man ihm durch einen mitverschwornen Kammerdiener des

1407 Königs wissen, eilends zu dem König zu kommen. Der Herzog machte sich ohne starke Begleitung auf den Weg, wurde von den Mördern überfallen und mit Degen, Aexten und Keulen niedergemacht. Nach verrichtetem Bubenstück flohen die Mörder nach dem Pallast des Herzogs von Burgund und warfen Fußangeln auf den Weg, damit ihnen nicht so leicht nachgesetzt werden könnte. Sie hatten auch die Vorsicht gebraucht, das Haus, wo sie sich vorher aufgehalten, in den Brand zu stecken, und die Aufmerksamkeit des Volks von sich dahin zu lenken.

Diese schreckliche Begebenheit, welche die wichtigsten und traurigsten Folgen nach sich zog, setzte den französischen Hof in unaussprechliches Schrecken. Die Königin selbst floh aus ihrem Pallast, und man war auch für das Leben des Königs besorgt. Niemand wuste, wem man den Mord zuschreiben sollte. Die Verstellung des Herzogs von Burgund gieng so weit, daß er Thränen vergoß und dem Leichenbegängniß des Ermordeten beiwohnte. Als aber der König dem Prevot des Marchands in Gegenwart des Herzogs von Burgund befahl, in den Pallästen der Prinzen vom Geblüte Haussuchung zu thun, ob sich nicht etwan einer von den Mördern darinn versteckt haben möchte; so veränderte er die Farbe, zog den Herzog von Berri und den König von Sicilien in einen Winkel, und gestand ihnen sein Verbrechen, indem er vorgab, der Teufel habe ihn verführt. Der Herzog von Berri, von Schrecken über dieses abscheuliche Geständniß durchdrungen, brach in Thränen aus, und rief: Heute verliehr ich meine beiden Neffen! Am folgenden Tag verboten die Prinzen, ihn in den Staatsrath zu lassen; darüber gerieth er so in Schrecken, daß er eiligst die Flucht nahm, und in sechs Stunden nach Baupames, einer ihm gehörigen Stadt, kam. Der Staatsrath war unschlüßig wegen der

am 26. Nov.

Abscheulichkeit des Verbrechens und wegen der furcht- 1407
baren Macht des Verbrechers. Man hatte zu befürchten, der Herzog von Burgund möchte sich, wenn man ihn zu weit triebe, zu den Engländern schlagen, und den Krieg ins Reich spielen. Die Stadt Paris war ihm auch sehr geneigt, und überdies war er Schwiegervater des Dauphins. Auf der andern Seite hatte die Herzogin von Orleans, welche gar nicht zu trösten war, den König um Genugthuung gebeten; und es war allerdings etwas hartes, eine so entsetzliche wider des Königs Bruder unternommene That ungeahndet zu lassen. Aus Schwachheit beschloß man endlich, den Herzog von Burgund nur dahin zu bewegen, daß er den König um Vergebung bitten möchte. Der König von Sicilien und der Herzog von Berri suchten die Sache auf diese Art zu leiten: aber der Herzog von Bourbon, dessen Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit solche Schritte verabscheute, entfernte sich vom Hof und begab sich in seine Staaten.

Beide Prinzen baten den Herzog von Burgund, der sich in Flandern aufhielt, und daselbst ein Manifest zu seiner Vertheidigung ausgehen ließ, um eine Unterredung zu Amiens. Er kam mit einer starken Begleitung dahin, und bezeugte den Prinzen, daß er nicht gesonnen sey, Vergebung zu suchen, weil ihm der König, sein Staatsrath und das ganze Reich noch Dank wissen müsten, daß er sie von einem so gefährlichen Mann erlöset hätte; es sey ihm übrigens gleichgültig, ob man sich in Ansehung seiner zum Frieden oder zum Krieg entschliessen wolle. Weil also die Prinzen von seiner Frechheit nichts erlangen konnten, so untersagten sie ihm im Namen des Königs, ungefordert nach Paris zu kommen. Er aber antwortete, daß er allerdings dahin gehen werde, sich nicht nur zu entschuldigen, sondern auch mit seiner Anklage gegen

1407 den Herzog von Orleans gehört zu werden. Als der König Nachricht hiervon erhielt, ließ er im December im Parlament eine Verordnung bekannt machen, nach welcher der Dauphin, im Fall der König mit Tode abgienge, sogleich sollte zum König erklärt, gekrönt und gesalbt werden. Wäre er noch minderjährig, so sollten die Königin, die Prinzen vom Geblüt, die der Krone am nächsten wären, der Konnetabel, der Kanzler und der Staatsrath, unter ihm die Regierung führen; und so sollte es auch mit den jüngern Brüdern dieses Prinzen gehalten werden.

1408 Im folgenden Jahr begab sich der **Herzog von Burgund** würklich **nach Paris**, begleitet mit achthundert geharnischten Rittern, und wurde von dem Volk, das über den Tod des Herzogs von Orleans sehr vergnügt war, mit einem freudigen Zuruf empfangen. Er erhielt beim König Gehör. Karl zwang sich, ihn freundschaftlich aufzunehmen, und nach einer Unterredung muste er ihm Erlaubnis geben, sich öffentlich wegen seines Verfahrens gegen den Herzog von Orleans zu verantworten. Er begab sich in den Pallast St. Paul, wo sich der Dauphin, der König von Sicilien, die Herzoge von Berri, von Bretagne, von Lothringen, der Kardinal von Bar, und eine Menge anderer Standespersonen, nebst dem Rektor und vielen Doktoren der Universität, versammlet hatten. Vor dieser glänzenden Versammlung trat der Franciscaner, **Johann Petit** *), im Namen des Herzogs von Burgund auf, und suchte eine That zu rechtfertigen, die leichter zu verrichten als zu vertheidigen war; indem er beweisen wollte, daß der Herzog von Orleans ein Tyrann gewesen, daß er sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht,

am 8. März.

*) Der bekannte Iohannes Paruus; er war auch Doktor der Theologie auf der Pariser Universität.

macht, daß er den König bezaubert, den Dauphin 1408
durch Gift umzubringen gesucht, das Volk mit Auf-
lagen gedrückt, den Staat verrathen, mit den Fein-
den heimliche Verständnisse unterhalten, und über-
haupt alles, was Gott und Menschen mißfällig sey,
unternommen habe. Nicht die Beredsamkeit des
Mönchs, sondern die Furcht vor der Macht des Her-
zogs und die Nothwendigkeit zwangen den Staats-
rath, dem Herzog einen Erlassungsbrief zu ertheilen,
der mit des Königs eigener Hand unterschrieben und
besiegelt war. Die Königin mit ihren Kindern, die
Herzoge von Berri und von Bretagne, der Konneta-
bel, der Herr von Montagů, und viele andere Her-
ren begaben sich aus Furcht vor der Macht des Her-
zogs von Burgund, nach **Melůn.**

Der Herzog von **Burgund**, der nunmehr unter dem Namen des Königs Frankreich regierte, be-
mächtigte sich der Finanzen, nach dem Beispiel seiner
Vorgänger. Die Auflagen daureten fort, immer
unter dem scheinbaren Vorwand der Tilgung der
Schulden des Staats und des Königs, die doch nie
so schlecht, als damals, bezahlt wurden. Die Hof-
bedienten fuhren fort, die zum Unterhalt der königli-
chen Tafel nöthigen Dinge zu borgen, oder vielmehr
mit Gewalt wegzunehmen. Die gegen diese Bedrů-
ckung ergangene Verordnung Karls des Fünften wur-
de erneuert, aber nicht befolget. Der Herzog von
Burgund wendete alles an, die bisherige Verwaltung
der Finanzen zu verschreien, und versprach eine ganz
neue Einrichtung derselben. Diese und andre Ent-
würfe würden ohne Zweifel ausgeführt worden seyn,
wenn sich damals nicht zwischen Johann von Bayern,
ernanntem Bischoff von Lüttich, und den Lüttichern
ein Krieg entsponnen hätte, indem diese jenen wieder
vertrieben, weil er die geistlichen Orden nicht annehmen wollte. In diesen Krieg wurde der Herzog von

1408 Burgund gezogen, weil ihn der Graf von Hennegau und Holland, des Prälaten Bruder, und des Herzogs Schwager, um Hülfe ansprachen. Andern Nachrichten zu Folge verließ der Herzog Paris, weil er nicht Truppen genug bey sich hatte, der anwachsenden Macht der orleanischen Partey Widerstand zu thun. In der That hatten die Königin zu Melún und die Herzogin von Orleans zu Blois unermüdet an Verstärkung ihrer Partey gearbeitet, und unter andern den Herzog von Bretagne bewegt, mit einem ansehnlichen Haufen von Rittern zu ihnen zu stossen. Der Herzog von Burgund war auch kaum abgereist, so hielt die Königin mit den königlichen Kindern ihren Einzug in Paris. Sie und der Dauphin wurden während eines neuen Anfalls der Krankheit des Königs zu Regenten bestellt, um der Eifersucht der Prinzen vorzubeugen, welche bisher so grosses Unheil angerichtet hatte.

Diese Vorsicht brauchte man wegen des Herzogs von Burgund, welcher heftiger, als jemals, gegen die Königin erbittert war, weil sie den Mord des Herzogs von Orleans noch immer zu rächen trachtete. Sie ließ auch die Herzogin von Orleans mit ihren Söhnen nach Paris kommen, und mit ihren Rittern in tiefster Trauer einen Einzug halten, um dadurch die Gemüther des Volks gegen den Herzog von Burgund in Bewegung zu setzen. Dies that auch einige Würkung; aber bald waren die Pariser dem Herzog von Burgund wieder geneigt. Bald darauf erhielt die Herzogin von Orleans bey dem König Gehör. Sie ließ einen Redner auftreten, der ihren ermordeten Gemahl gegen alle Anklagen des Herzogs von Burgund vertheidigte, und um Genugthuung ansuchte. Man hielt verschiedene Berathschlagungen, nach welchen endlich der König den dem Herzog von Burgund ertheilten Erlassungsbrief zernichtete, und ihn

wegen

wegen des an dem Herzog von Orleans verübten 1408
Mords für angeklagt und durch sein eigenes Geständ-
niß überzeugt, folglich für einen Feind des Reichs er-
klärte; wiewohl andre geneigt sind, dies in Zweifel zu
ziehen.

Man gab Befehl, ohne Verzug Volk zusam-
men zu bringen, und den Herzog von **Burgund**
aufzusuchen. Die Besatzung zu Paris wurde ver-
stärkt, die Wachen verdoppelt, alles rüstete sich zum
Fechten. Die **Pariser** bezeugten darüber ihr Miß-
vergnügen, welches noch mehr durch allerhand Ge-
rüchte, die die Anhänger des Herzogs von Burgund
verbreiteten, vergrößert wurde. Die Königin suchte
ihrer Seits die Bürger möglichst zu schonen. Die
Truppen in der Stadt hatten Befehl, die strengste
Mannszucht zu halten: aber die auf das Land verleg-
ten Soldaten richteten, weil sie nicht bezahlt wurden,
grosse Unordnungen an. Die Schatzkammer war
leer, und die Bürger in Paris wollten kein Darlehn
herschiessen. Die Königin beschloß deswegen Rache
wider sie; allein, ein entscheidender Sieg des Herzogs
von Burgund über die Lütticher vereitelte ihre Anschlä-
ge. Johann von Bayern wurde dadurch Meister von
Lüttich, wie der Herzog nachher von Paris. Denn
die Königin, die sich daselbst nicht mehr sicher glaubte,
begab sich nebst dem König und dem ganzen königli- Im Nov.
chen Hause nach **Tours**. Der Herzog von **Bur-**
gund, der von allem, was vorgieng, Nachricht er-
hielt, eilte um so viel schneller **nach Paris**, wo er
mit grossem Freudengeschrey empfangen wurde.

Während dieser Vorgänge wurde **das Land**
von Paris bis in Touraine, so wohl durch die Völker
des Hofs, als durch die Truppen des Herzogs von
Burgund, auf die traurigste Art **verwüstet**, dem
der König bey Strafe des Verbrechens der beleidigten
Majestät befehlen ließ, sie abzudanken. Er kehrte

sich

1408 sich aber nicht daran, sondern entschuldigte sich damit, daß die Unordnungen nicht auf seinen Befehl geschähen. Die Bürger zu Paris liessen den König bitten, durch seine Rückkehr die Ruhe wieder herzustellen. Es fand sich auch ein Mittler zwischen dem Hof und dem Herzog von Burgund; dies war **Graf Wilhelm von Hennegau.** Man fieng an, einen **Vergleich** zwischen beiden Parteyen zu Stande zu bringen, und man war damit schon ziemlich weit gekommen, als die **Wittwe des Herzogs von Orleans,** von Gram und Kummer entkräftet, zu Blois **ihren Geist aufgab.** Sie hinterließ den **Herzog Karl von Orleans,** ihren ältesten Sohn, von 15 bis 16 Jahren, der mit ihr seine stärkste Stütze verlohr. Er muste mit seinen Geschwistern in die Versöhnung mit dem Mörder seines Vaters willigen. Sie geschah unter vielen unnützen Cerimonien zu Chartres. Beide Parteyen umarmten sich, versprachen einander wechselseitige Freundschaft, und legten zur Bekräftigung dessen einen Eyd auf das Kreutz und auf das Evangelienbuch ab. Es wurde hierauf ein **Erlassungsbrief** an den Herzog von **Burgund** ausgefertiget, und der Friede durch die **Vermählung Phi-**

am 4. Dec.

1409 **lipps von Vertüs, Bruders des Herzogs von Orleans, mit einer Tochter des Herzogs von Burgund,** noch fester gemacht. Die Scharfsichtigsten machten wenig Rechnung auf die Dauer des Friedens, und sie betrogen sich nicht in ihrer Vermuthung. Doch, ehe man wieder zu den Waffen griff, erhielt man aus **Italien** sehr unangenehme Nachrichten.

Der Parteigeist der **Genueser** war so störrig, daß die ersten französischen Statthalter nicht lange unter ihnen bleiben und sie gehörig anführen konnten. Aber seit sechs Jahren war der **Marschall von Boucicault** ihr Statthalter, und die Republik ge-

noß

noß unter seinem Regiment einer stolzen Ruhe. Dies 1409
hatte er theils durch Landesverweisung einiger Häupter der Rotten, theils durch Hinrichtung derselben bewerkstelliget. Er erhielt auch diese Ruhe durch Standhaftigkeit und Weisheit; es blühte der Handel, und die Republik war nie mächtiger gewesen. Indem er aber den Nutzen der Genueser beförderte, war er auch auf den Vortheil seines Herrn, des Königs von Frankreich, bedacht. Er hatte die Citadelle von Genua und die Festungen im Lande in seiner Gewalt, und die Genueser musten also allen Befehlen des Königs Folge leisten. Er wurde Schiedsrichter bey einem Vertrag zwischen Gabriel Visconti, dem natürlichen Sohn des Herzogs von Mayland, Johann's Galeazzo Visconti, und den Florentinern, welchemnach der erstere dem letztern die Herrschaft Pisa verkaufte. Livorno wurde durch diesen Vertrag an Frankreich abgetreten, und in gewissem Verstande wurden die Florentiner wegen Pisa Vasallen der Krone. Boucicault brachte auch das Herzogthum Mayland auf folgende Art unter die Schutzgerechtigkeit seines Königs. Johann Galeazzo hatte seine Länder unter Johann Maria, seinen ältesten Sohn, Philipp den jüngern, und Gabriel, seinen natürlichen Sohn, so vertheilt, daß der erste Mayland, der zweete Novara, Vercelli, Alessandria und Tortona, mit dem Titel eines Grafen von Pavia, und der dritte Pisa und Crema bekam. Diese Brüder hatten aber beständig mit Aufrührern zu kämpfen. Gabriel Visconti wurde aus Pisa gejagt. Pandolfo von Malatesta bemächtigte sich Bresse und Bergamo. Pavia, Alessandria und andre Plätze wurden durch andre Rebellen eingenommen. Dies bewegte Gabriel'n Visconti, sich unter Frankreichs Schutz zu begeben. Johann ersuchte den Marschall Boucicault auch, zu ihm zu kommen, und im Namen des Königs von Frankreich Besitz von

May-

1409 Mayland zu nehmen, und Philipp hatte ebenfalls den Anfang gemacht, mit Frankreich in Unterhandlung zu treten. Um den Vertrag zu vollstrecken, borgte der Marschall Geld von den Genuesern, warb Truppen und brach von Genua auf. Er überließ unterdeß dem französischen Ritter Choleton die Statthalterschaft, und nahm unterwegs Tortona und andre Plätze weg, die er dem Grafen von Pavia einräumte. Er kam glücklich nach Mayland, und nahm den Herzog im Namen seines Königs in Schutz. Als er aber auf die Rebellen losgehen wollte, erhielt er die Nachricht, daß die Genueser alle Franzosen niedergemacht und den Sire von Choleton getödtet hätten. Diese verrätherische Unternehmung kam von den Gibellinen her, die von innen durch die Doria und Spinola, von aussen aber durch einige italienische Fürsten unterstützt wurden. Es kann auch seyn, daß der Marschall durch allzugrosse Strenge selbst Anlaß darzu gegeben hat. Wenigstens versichern dies einige italienische Schriftsteller. Da die Genueser bereits die Citadelle eingenommen und alle Festungen das französische Joch abgeworfen hatten, so konnte Boucicault nichts ausrichten, als er von Mayland zurückkam. Auch der Herzog von Mayland brach den Vertrag wieder. Auf diese Art ward der Marschall genöthiget, über die Alpen zurück zu gehen, und verlohr auf einmal allen bisher eingeerndteten Ruhm. Das schlimmste für Frankreich war, daß es wegen seiner Ohnmacht die Genueser nicht bestrafen konnte. Unterdes nahm man alle zu Paris und an andern Orten des Königreichs sich aufhaltende Genueser gefangen. Um sie wieder los zu bringen und andern schlimmen Folgen einigermassen vorzubeugen, ließ die Republik ein sehr demüthiges Schreiben an den König von Frankreich ergehen, welches mit Klagen über des Marschalls tyrannisches Regiment und mit Versicherungen

gen

gen der Ergebenheit gegen Frankreichs Vortheile an- 1409
gefüllt war.

König Karl war nach geschlossenem Frieden wieder nach Paris, der Herzog von **Burgund** aber in die Niederlande gegangen, und es schien, als wenn er sich nicht weiter in die Staatsgeschäfte mischen wollte. Als er aber gegen den Monat Julius wieder an den Hof zurück kam, bemächtigte er sich der ganzen Regierung. Um dies zu bewürken, suchte er den Hof uneinig zu machen, und brachte den Herzog von Berri und den Titularkönig von Neapel, Herzog von Anjou, auf seine Seite; die Königin hingegen zog den Dauphin, der nunmehr volljährig wurde, an sich, und floh wieder mit ihm nach Melün. Die Prinzen baten die Königin, wieder zurück zu kommen; sie kam aber nicht. Doch gab sie ihnen Erlaubniß, über die zur Verbesserung des Staats nöthigen Mittel zu rathschlagen. Sie bedienten sich dieser Erlaubniß, sich bey den Parisern einzuschmeicheln, und gaben ihnen alle alte Freiheiten wieder, nebst der Macht, ihre Burgemeister und Schöppen zu wählen. Sie bewilligten ihnen auch das Recht, sich Waffen anzuschaffen, und Lehngüter, wie der Adel, zu erkaufen. Ausserdem fiengen sie auch an, die Rechnungen über die Finanzen zu untersuchen. Die meisten Finanzbedienten kamen mit Geldstrafen davon: aber dem **Oberaufseher der Finanzen, Johann von Montagü**, dem man durch falsche Zeugen und durch Foltern grosse Verbrechen aufbürdete, kostete es das Leben. Er war des Königs Liebling, ward aber ohne dessen Vorwissen hingerichtet.

Der Herzog von **Burgund** sah indessen die Königin, die alles über des Königs Gemüth vermochte, immer noch als seine gefährlichste Feindin an, und bemühte sich, sie zu besänftigen, erzeigte sich ihr in verschiedenen Stücken gefällig, und brachte unter an-

dern

1409 dern die von ihr gewünschte Vermählung ihres Bruders, Ludwigs von Bayern mit einer Prinzeßin des Königs von Navarra zu Stande. Der Herzog von **Berri** wurde vom Hof entfernt, indem man ihm das Gouvernement und die Einkünfte von Guyenne ertheilte, obgleich der Dauphin beständig den Titel eines Herzogs von Guyenne führte. Der Herzog von Bourbon aber, der sich wieder bey Hof eingefunden hatte, begab sich aus Verdruß über den Tod des Herrn von Montagü, mit seinem Sohn, dem Grafen von Clermont, abermals auf seine Güter. Nach diesen Veränderungen am Hof hielt der **König** im Parlament einen **hohen Gerichtstag** zur Verbesserung des Staats, wobey beschlossen ward, eine genauere Untersuchung gegen die Finanzbedienten und Einnehmer der königlichen Gelder anzustellen, sich zum Krieg gegen England zu rüsten, den Dauphin aus den Händen des Frauenzimmers zu nehmen, und die Sorge für seine Erziehung dem Herzog von Burgund zu überlassen. Der Herzog von Berri hatte selbst ihn dem König vorgeschlagen: allein, er meinte dies nicht ernstlich, sondern wollte nur, daß ihm der Herzog von Burgund für diese gute Gesinnung verbunden seyn sollte, und vermuthete, der König, der wesentliche Ursachen hatte, den Herzog von Burgund auszuschliessen, werde die Sorge für des Prinzen Erziehung vielmehr ihm auftragen. Da aber dies nicht geschahe, und ihm wenig Antheil an der Regierung übrig blieb, auch seinem Feind, dem Prevot des Essars, die Oberaufsicht über die Finanzen anvertrauet wurde; so faßte er den Entschluß, sich einen besondern Anhang zu machen, und das Haupt einer Gegenpartey zu werden.

1410 Die Anstalten zum **Krieg gegen England** wurden nicht eifrig betrieben: die Franzosen rüsteten sich vielmehr gegen einander selbst. Die Herzoge von

Berri

Berri und von **Bourbon** machten zu Gien mit dem 1410
Hause **Orleans**, mit dem Herzog von **Bretagne**, den Grafen von **Alençon**, **Clermont** und **Armagnac**, ein **Bündniß**. Diese waren alle entweder Freunde des Hauses Orleans, oder doch Feinde des Herzogs von Burgund. Die Geschichte nennet die Glieder dieser Partey **Armagnacs** *), weil der **Graf von Armagnac**, ein **Schwiegersohn des ermordeten Herzogs von Orleans**, eine wichtige Person in diesem Bunde war. Diese Herren richte- am 15. April.
ten ein Schreiben an den König, darinn sie sich über die schändliche Dienstbarkeit beklagten, in welche der Herzog von Burgund ihn und den Dauphin verstrickt hielte, und baten ihn um Erlaubniß, daß sie ihn davon befreien dürften. Jeder warb Truppen; der Hof befahl ihnen die Waffen niederzulegen: aber sie gehorchten nicht.

Der Herzog von **Burgund** rüstete sich auch. Allein, er fand bey den Parisern sehr wenig Neigung, sich für ihn zu erklären. Daher hielt ers für klüger, an den Frieden zu denken, oder wenigstens seine Feinde so lange mit Unterhandlungen aufzuhalten, bis er Zeit gewönne, sich mehr zu verstärken. Er schrieb an den Herzog von Berri sehr ehrerbietig, und lud ihn an den Hof, mit der Versicherung, daß er bereit sey, ihm des Königs Person und die Regierung zu überlassen, wenn er nur nicht als Feind vor Paris an der Spitze des Heers erscheinen würde. Der König selbst schickte an seinen Oheim, und ließ ihm die unglücklichen Folgen eines einheimischen Kriegs zu Gemüthe führen. Er ließ ihn ersuchen, seine Völker abzudanken, mit dem Versprechen, daß alsdann der Herzog von Burgund eben dies thun werde. Allein, der

*) Man nennte sie auch *les Bandes*, weil sie eine Binde um den rechten Arm trugen.

1410 der Herzog von Berri hielt dies für Schlingen, in denen man ihn fangen wolle, und antwortete deswegen nur in allgemeinen Ausdrücken, daß er auch den Frieden verlange und alle Treue gegen den König hege, auch nächstens mit den übrigen Prinzen zu Chartres seinen Eifer für das Beste des Staats an den Tag legen werde. Auf diese Antwort versicherte sich der Herzog von **Burgund** der Stadt **Paris**, und besetzte sie mit achttausend Mann. Zur Unterhaltung dieser Truppen erhob er von allen Bürgern eine Kopfsteuer, die mit der äussersten Strenge eingetrieben wurde. Der Herzog von Berri hingegen ließ sich mit den andern Prinzen bey Chartres sehen, den **Herzog Ludwig den Zweeten von Bourbon** ausgenom-
am 19. Aug. men, der in einem fast 73 jährigen Alter **gestorben** war. Mit Recht nennet ihn die Geschichte den **Guten**; er war der beste, redlichste und uneigennützigste unter andern Grossen Frankreichs seiner Zeit. Der **Herzog von Bretagne** beobachtete ein Art von Unpartheilichkeit; seine beiden Brüder aber theilten sich. Der **Graf von Richemond** trat zur Orleanischen Partey. Der jüngere aber, **Aegidius von Bretagne**, schlug sich auf die Seite des Herzogs von Burgund.

Der König und die Königin suchten die beiden Parteyen zu vergleichen: es gelung ihnen aber nicht. Endlich fiel der König von **Navarra** auf den Vorschlag, daß die Prinzen vom Geblüt, die an der Regierung Theil zu haben verlangten, alle einmüthig Verzicht darauf thun sollten, so daß sich der König nach seinem Belieben einen Staatsrath unter den rechtschaffensten Männern der drey Stände des Reichs wählen könnte. Es scheint, als wenn dieser Vorschlag mit Einwilligung des Herzogs von Burgund gethan worden sey. Denn er sah sich in Paris gleichsam belagert, von den Bürgern gehaßt, die ihn für

den

Urheber aller dieser Zerrüttungen ansahen, und von 1410
Gelde entblößt. Er konnte auch glauben, daß ihm diese Mäßigung Ehre bringen, und hingegen das Verwerfen dieser Bedingungen dem Prinzen Haß zuziehen würde. Anfangs machte der Herzog von Berri grosse Schwierigkeiten: endlich aber als der November da war, und die Truppen müde, die Lebensmittel theuer und die Fütterung selten ward, so unterschrieb er endlich nebst den andern Herren den berühmten **Frieden von Bicester**, den auch einige die **Verrätherey von Bicester** nennten, weil es kein Theil mit dem andern aufrichtig meinte. Er bestand vornemlich aus folgenden Artikeln: Alle Prinzen vom Geblüt sollen sich mit ihren Völkern vom Hof entfernen — Die Prinzen und Herren sollen auf ihrem Rückzug keiner des andern Land betreten — Die Prinzen und Herren sollen nicht bey dem König erscheinen, wenn sie nicht durch offene und durch das königliche Siegel bestätigte Briefe berufen werden — Der König soll vornehme und rechtschaffene Männer in seinen Staatsrath nehmen, die keiner von beiden Parteyen weder durch Jahrgeld, noch durch Eidespflicht verbunden sind. — Die Herzoge von Berri und von Burgund sollen sich über zween Herren vergleichen, die als Unterhofmeister bey dem Dauphin stehen sollen — Der Prevot zu Paris, Peter de Essars, soll seines Amts entsetzt, und von dem König ein andrer ernennt werden. — Die Prinzen brachen dem zu Folge würklich zugleich von Paris auf, und ihre Truppen verübten viele Grausamkeiten und Plünderungen. Zur Vollziehung des Vertrags wurde der Prevot zu Paris abgesetzt, und der Sir Brüneau oder Brünelet von St. Clair kam an seine Stelle. Zu Mitgliedern des neuen Staatsraths wählte der König den Erzbischoff von Reims, die Bischöffe von Noyon, St. Flour und Dornik, und aus dem am 11. Nov.

1410 Adelstand, die Herren von **Offemont**, von **Calard**, von **Mailli**, nebst einigen andern. Vom Bürgerstand kam niemand darzu. Diesen Herren ertheilte der König volle Macht über alle seine Unterthanen, so wohl in Kriegs- als Friedenszeiten.

1411 Man hofte nun, die Ruhe sehr dauerhaft hergestellt zu haben; wenigstens war dies der Wahn des Volks, das sich stets durch den Schein betrügen läßt. Allein, beide Parteyen gaben bald Anlaß zu neuen Unruhen, in dem sie den Vertrag zu Bicester bald auf diese, bald auf jene Art brachen. Kaum war ein Vierteljahr verflossen, als der Herzog von Burgund Briefe an den Dauphin und die neuen Minister schickte, in denen er berichtete, daß der Graf von **Alençon**, der Herzog **Johann von Bourbon**, und der **Konnetabel** neue Entwürfe machten, um die Königin, den König und den Dauphin zu entführen, und daß der Herzog von Orleans und der Graf von Armagnac die Häupter der Verschwörung wären. Die angeklagten Prinzen läugneten die Sache, und forderten Genugthuung; doch hatte man Nachrichten aus den Provinzen, die das Schreiben des Herzogs von Burgund bestätigten. Der König verbot bey Leibesstrafe und Einziehung der Güter, daß niemand die Waffen ergreiffen sollte. Allein, es war leichter, Befehle zu geben, als sie zu vollstrecken. Die Prinzen rüsteten sich also mit Verachtung des königlichen Verbots würklich; und der Herzog von Burgund, um nicht überfallen zu werden, that eben dies. Der König befahl aufs neue beiden Theilen, die Waffen niederzulegen, und die Königin und den Herzog von Berri zu Schiedsrichtern anzunehmen. Der Herzog stellte sich zufrieden, und machte keine Bewegung: aber der Herzog von Orleans forderte, wenn er die Waffen niederlegen sollte, vor allen Dingen, daß man nicht allein viele dem Herzog von Burgund erge-

bene

bene Herren vom Hof entfernen, sondern auch wider 1411
einige derselben rechtlich verfahren sollte, weil er grosse Beschwerden wider sie hätte. Die Forderung war eine Art von Kriegserklärung, und geschah nur in der Absicht, damit eine abschlägige Antwort Vorwand zu Thätlichkeiten geben möchte. Man beschloß also, gegen die verbundenen Prinzen zu Felde zu ziehen: weil es aber an Gelde fehlte, so kam die **Erhebung einer neuen Steuer** in Vorschlag, von welcher auch die Universitätsverwandten und die Geistlichkeit nicht frey seyn sollten. Der Erzbischof von Reims bewilligte sie im Namen der Prälaten: aber der Kanzler bey U. L. F. zu Paris redete im Namen der Universität und der Klerisey so kühn dawider, daß man sich nicht genug darüber wundern konnte. Er sagte, wenn der König nicht so verschwenderisch wäre, so würde man nicht nöthig haben, die Universität zur Schatzung zu ziehen. Er erklärte die Auflagen der Geistlichkeit für einen Mißbrauch, und setzte hinzu, daß die Zumuthung derselben eine Ursache zur Absetzung des Königs sey. Der Redner blieb ungestraft, weil man eine Gesellschaft nicht aufrührisch machen wollte, welcher der Hof gleich im Anfang der Regierung zu viel Gewalt gelassen hatte.

Der Herzog von **Burgund**, der den Hof gegen den Herzog von Orleans aufgebracht sah, stellte sich gegen die königlichen Befehle noch weit ehrerbietiger, als vorher. Er hielt mit Vermehrung der Truppen ein, und blieb in Flandern. Der Herzog von **Orleans** hingegen ließ von allen Orten Volk herkommen, und ein Manifest, in Gestalt eines Schreibens an den König, den Dauphin, die Universität und die Stadt Paris ergehen, in welchem er wegen der Ermordung seines Vaters Gerechtigkeit forderte, und einige Verletzung der Verträge so wohl von Seiten des Herzogs von Burgund, als des Hofs bekannt

am 14. Jul.

1411 machte. Dieses Manifest enthielt viel Wahrheit: allein, der Prinz fehlte nur darinn, daß er die Gerechtigkeit vom König mit gewafneter Hand forderte. Der Herzog von Burgund antwortete durch ein Gegenmanifest, in welchem er nur die Schutzrede des Doktors Johann Petit kürzlich wiederholte, und wodurch er sich aufs neue sehr verhaßt machte. Einige
am 18. Jul. Tage nach Bekanntmachung seines Manifests schickte auch der Herzog von **Orleans** dem von **Burgund** einen förmlichen **Fehdebrief**, voll der bittersten und schrecklichsten Vorwürfe. Der Herzog von Burgund
am 13. Aug. beantwortete ihn in sehr trotzigen und anzüglichen Ausdrücken; und es ließ sich hierauf alles zu einem öffentlichen Krieg an. Indessen hatte man doch bisher noch nicht alle Hofnung zum Frieden aufgegeben. Die Königin und der Herzog von Berri waren zu Melún, und der König hatte ihnen verschiedene Herren und Prälaten zugeschickt, um den Friedensschluß durch ihre Beihülfe zu beschleunigen: allein, sie kamen unverrichteter Sachen wieder nach Paris zurück; und der Herzog von Berri hatte die Pariser nur mit der Hofnung des Friedens hinzuhalten gesucht, damit der Herzog von Orleans Zeit gewinnen möchte, sich dem Hofe furchtbar zu machen. Diesen Umstand nutzte der Herzog von Burgund, um die Bürgerschaft wider den Herzog von Berri aufzuwiegeln. Er ließ Briefe nach **Paris** schreiben, wodurch man die Einwohner für Ueberfall und Plünderung warnte. Dies setzte sie so sehr in Schrecken, daß sie den **Grafen von St. Paul**, einen Anhänger des Herzogs von Burgund, zum Gouverneur begehrten. Und dies war es eben, was Johann der Unerschrockene erwartet hatte. Der König gab seine Einwilligung darzu: aber die **Pariser** bereueten diesen Schritt sehr bald. Denn anstatt die rechtschaffenen Bürger zu unterstützen, suchte der Graf alles, was dem Herzog von

Bur-

Burgund entgegen war, aus der Stadt zu jagen, und 1411
den Pöbel an sich zu ziehen, um ihn zum Werkzeug
seiner Unternehmungen zu brauchen.

Ein Fleischer, **le Goix**, hatte drey Söhne, die sich schon im vorigen Jahr, als der Herzog von Berri Paris eingeschlossen hielt, durch ihre Frechheit für den Herzog von Burgund hervorgethan hatten. Diese machte der Graf von St. Paul zu Häuptern von fünfhundert Mann Militz, die sie sich selbst unter ihren Handwerksgenossen auslasen. Man nannte sie auch **Cabochiens**, von **Caboche**, einem ihrer Anführer, wie auch **Saint-Rons** und **Thiberts**, welche, so wie die **Goix**, reiche und angesehene Familien unter dem Volke waren, die das Fleischer-Handwerk im Kleinen nicht selbst trieben, sondern Paris im Grossen mit Vieh und Fleisch versorgten. Sie besassen auch eine Gerichtsbarkeit und die Aufsicht über die Fleischer bey den gemeinen Fleischbänken. Ihre Gesellschaft war eine der ältesten im Reich. Sie bestand aus vielen Geschlechtern, welche insgesammt Eigenthümer der Fleischbänke waren, und dauern noch heut zu Tage in Paris fort. Der Graf von St. Paul ließ den Goixs offene Bestallungsbriefe unter dem Namen der königlichen Militz ausfertigen, und sie hatten alsdann Erlaubniß, auf allen Gassen gewafnet herumzugehen, und alle Anhänger des Herzogs von Orleans im Namen des Königs wegzunehmen. Aber das hieß eben so viel, als diesen Leuten Freybriefe zu allen Gewaltthaten ertheilen, und ihnen Gut und Leben der Rechtschaffenen in die Hände liefern. Diese verabscheuten beide Parteyen, die Orleanische sowohl als die Burgundische. Doch konnten die bessern Bürger zu Paris die erstern eher leiden: der Pöbel hingegen neigte sich zu der andern; daher unendlich viele Mordthaten, Plünderungen und Verjagungen, je nach dem ein Theil dem andern den Rang ablief. Beson-

1411 ders sättigte die Militz ihre Rache an ihren Feinden, unter dem Vorwand, daß sie Armagnacs wären. Diese vertheidigten sich zwar manchmal: aber die Burgunder behielten immer die Oberhand. Die Fleischerhäupter nahmen die Bittschriften aller derer an, die beym königlichen Rath etwas vortragen wollten. Viele von der Orleanischen Partey giengen bey diesen Unordnungen aus der Stadt, und überliessen ihre Häuser der Plünderung. Ja, endlich nöthigte man den Dauphin, als der König krank war, zu einer Verordnung, daß alle Anhänger der Herzoge von Berri und von Orleans, wie auch des Grafen von Alençon, aus der Stadt weichen sollten. Zum Schein gab man aber auch die Erklärung, daß die Thore von Paris eben so gut für den Herzog von Burgund, als für den von Berri, verschlossen seyn sollten.

Indessen verwüsteten die Truppen des Herzogs von **Orleans** die **Picardie**, wo die meisten Städte dem Herzog von **Burgund** geneigt waren, und er selbst nahm unvermuthet Montlheri ein. Bey solchen Umständen beredete man den Dauphin, den König zu bewegen, daß er den Herzog von **Burgund**, der sich noch immer in Flandern aufhielt, zu Hülfe rufen möchte. Auf einen solchen Befehl des Hofs hatte Herzog **Johann** eben gewartet, und er rückte sogleich mit sechzigtausend Mann in die Picardie, eroberte und plünderte **Ham**, und sein Bruder, der Graf von **Nevers**, nebst dem Herzog von **Lothringen**, that eben dies in Ansehung der Grafschaft **Tonnerre**, deren Besitzer ein Vasall des Herzogs von Burgund war, und sich zu der Partey des Herzogs von Orleans geschlagen hatte. Der Herzog von **Burgund** aber rief gar die **Engländer** herbey, indem der Graf von **Arondel** mit achttausend Reutern und tausend Schützen zu ihm stieß. Sowohl er als der Herzog von Orleans hatten diese Unterstützung gesucht.

gesucht. Allein, die Engländer gaben dem erstern 1411
den Vorzug, theils wegen seiner grössern Macht, theils wegen ihres Handels nach Flandern. Herzog Johann vertheidigte sich dieses Schritts wegen bey dem Dauphin, und fand Entschuldigung. Doch begegnete ihm nach der Eroberung von Ham ein sehr widriger Zufall. Er war entschlossen, den anrückenden Herzog von Orleans zu erwarten: allein, die Uneinigkeit, die zwischen den Flamländern und Picarden über die Theilung der in Ham gemachten Beute entstanden war, nöthigte ihn zum Rückzug. Die Flamländer hatten keine Lust, weiter mit den Picarden zu dienen, und es stand nicht in seiner Gewalt, sie aufzuhalten; worauf die Picarden ebenfalls ihren Abschied suchten. Der Herzog war also gezwungen, sich nach Artois zu wenden.

Die Hitze, welche die **Orleanische Partey** zur Plünderung der Stadt **Paris** reitzte, hinderte sie an der Verfolgung des Herzogs, den sie ohne Zweifel würden geschlagen haben. Sie wandte sich also nach Paris, machte sich Meister von St. Denis, besetzte die Brücke von St. Cloud, von da sie theils in die Normandie streifte, theils aber Paris einschloß, und sich aller kleinen Plätze in dieser Gegend bemächtigte, die bey dieser Gelegenheit der kläglichste Schauplatz des Elendes wurde. Die Truppen verübten ungestraft Brand, Plünderung, Kirchenraub und andre Verbrechen; denn sie wurden nicht bezahlt, und die Feldherren konnten sie nicht anders, als durch die Erlaubniß zu rauben, im Zaum halten. Hingegen rächte sich der Pöbel zu Paris an dem Herzog von Berri durch die Verheerung seines Schlosses Bicester. Der gröste Schade dabey war die Vernichtung einer grossen Menge Schildereyen, die insonderheit alle Könige von Frankreich, seit Hugo Kapet, vorstellten.

1411 Die **Armagnacs** glaubten indessen so gewiß Meister von Paris zu werden, daß sie die Beute schon vorläufig unter sich theilten. Aber der Herzog von **Burgund**, der wohl einsah, wie nothwendig seine Gegenwart zu **Paris** sey, kam unvermuthet nur mit zweytausend Schützen und sechshundert englischen Reutern nach Pontoise, gieng über die Brücke zu Meulan, und kam nach Paris, ohne daß ihn jemand unterwegs aufgehalten hätte. Er wurde daselbst als der Befreyer der Stadt aufgenommen, und gab den Sachen sogleich eine andre Wendung. Er nöthigte den Herzog von **Orleans**, seine Quartiere näher zusammen zu ziehen, und einige Posten zu verlassen, und machte durch seine Munterkeit den Belagerern stets zu schaffen; welche ohnedem durch den Geldmangel beunruhiget wurden. Doch schaffte sich der Herzog von Orleans einige Hülfe, indem er die Ordensleute zu St. Denis zwang, ihm einen Theil des Schatzes an goldenen und silbernen Gefässen auszuliefern, den die Königin daselbst versteckt hatte. Diese vertheilte er unter die vornehmsten Anführer, um die Kriegsleute einsweilen damit zu befriedigen. Der Herzog von Burgund aber bediente sich eines seltsamen Mittels, seine Feinde bey dem Pöbel verhaßter zu machen, indem er eine Bulle Pabsts Urbans des Fünften aus dem königlichen Archiv hervorzog, die wider die Kameradschaften gerichtet war, und die man auf diejenigen anwendete, die gegenwärtig Frankreich plünderten und verheerten. Die Bulle wurde öffentlich von der Kanzel abgelesen, und die Herzoge von Orleans und Bourbon, die Grafen von Alençon und Armagnac, nebst dem Konnetabel und allen ihren Anhängern, für Ungehorsame gegen den König, für Aufrührer, Feinde des Staats und Verbannte erklärt. Diese Cärimonien würkten in den Gemüthern des Pöbels, was der Herzog von Bur-

am 30. Oktob.

gund

gund wünschte. Man sah den Herzog von Orleans 1411
nicht blos für einen Feind des Staats, sondern auch für einen Feind Gottes an, den der Fluch überall verfolge. Die mißlungene Unternehmung des Prinzen auf Senlis bestärkte den Pöbel in diesen Gedanken.

Von derselben Zeit an begleitete das Unglück die **Orleanische Partey** unaufhörlich. St. Cloud wurde von dem Herzog von Burgund mit grossem Verlust seiner Feinde mit Sturm erobert. Die Armagnacs wurden genöthiget, die Einschliessung der Stadt Paris aufzuheben und sich in der grösten Unordnung über die Seine zurück zu ziehen. Nach diesem Streich erklärte man den Herzog von Orleans und seine Bundsgenossen aufs neue für Reichsfeinde; man zog alle ihre Güter und Herrschaften ein, und der Urtheilsspruch wurde an alle Stände des Reichs geschickt. Der Graf von St. Paul nahm Couci ein, das dem Herzog von Orleans gehörte, man bemächtigte sich der Grafschaft Vertûs; die Grafschaften Valois und Clermont unterwarfen sich. Limoges, Toulouse und ganz Languedok verließ den Herzog von Berri. Viele Herren traten von der Orleanischen Partey ab, und erhielten dafür Gnade: andre aber wurden ihrer Würden entsetzt. Doch hinderte der herannahende Winter, daß man der weichenden Partey so gar scharf nicht zusetzte, als es zu einer andern Zeit würde geschehen seyn, und man gab ihr Frist, sich zu erholen, so daß sie wenigstens nicht ganz unterliegen durfte.

Der König, der während dieser Bewegung fast 1412
immer krank gewesen war, kam erst im Januar 1412 wieder zu sich. Die Anhänger des Herzogs von Burgund brachten ihn durch Erzählung dessen, was vorgefallen war, gegen ihre Feinde auf, und machten ihn ganz burgundisch. Daher kam es, daß die **Würde eines Konnetabels** dem **Herrn von Albret,**

1412 **Albret**, den man für einen Rebellen erklärte, genommen und dem **Grafen von St. Paul** ertheilt wurde. Auch die übrigen wichtigen Bedienungen bey Hof und im Staat besetzte der Herzog von Burgund mit seinen Kreaturen, und das Volk zu Paris immer mehr an sich zu ziehen, war sein vornehmstes Geschäfte. Er leistete auch, seitdem des Königs Interesse mit dem seinigen verbunden war, demselben in der That wichtige Dienste, und that den Armagnacs aller Orten Abbruch, die sich aber eben deswegen genöthiget sahen, mit den Engländern in Unterhandlung zu treten, und zwar auf Bedingungen, die für Frankreich höchst schädlich waren. Sobald der König von diesem Schritt unterrichtet war, schwur er der Orleanischen Partey den Untergang. Er zog in Person gegen sie zu Felde, und, nachdem er zu St. Denis die Oriflamme genommen hatte, die man nur gegen die Feinde des Staats zu brauchen pflegte, so belagerte er den Herzog von **Berri** in **Bourges**. Unterdes setzten seine Feldherren an andern Orten den Krieg gegen den Herzog von **Orleans** fort. **Bourges** war allzuwohl mit Besatzung und Lebensmitteln versehen, und bey der königlichen Armee herrschte zu viel Uneinigkeit und Verrätherey, als daß man die Stadt so leicht hätte erobern können. Die Belagerten thaten sogar einen Ausfall, der die Absicht hatte, die Kriegsgerüste zu zerstören und den König gefangen zu nehmen. Das letztere würde gewiß auch geschehen seyn, wenn nicht die geschwinde Entschliessung und die Herzhaftigkeit der Befehlshaber die Anschläge der Feinde zu Schanden gemacht hätte. Denn **Gottfried von Villon**, des Königs Sekretar, zween seiner Stallmeister, alle drey Feinde des Herzogs von Burgund, hatten sich anheischig gemacht, den König in die Hände des Armagnacs zu liefern. Durch die Gefangenen wurden diese Verräther entdeckt,

deckt, und ihnen vor dem Zelte des Königs die Köpfe 1412
abgeschlagen. Ausserdem schlichen sich auch die Pest und andre Krankheiten in das Lager ein, die sich von da aus in das ganze Reich verbreiteten, und man muste auch täglich die Ankunft der Engländer befürchten. Auf der andern Seite aber hatten die Kanonen und Wurfmaschinen fast alle Häuser in der Stadt verwüstet, so daß der Herzog von Berri seine Wohnung siebenmal verändern muste. Dies alles zusammengenommen machte, daß beide Theile den Frieden wünschten; doch wollte ihn keiner dem andern anbieten. Endlich aber brachte es der Graf von Savoyen, Enkel des Herzogs von Berri und Schwager des Herzogs von Burgund, dahin, daß man in Unam 14. terhandlung trat und dann bald so weit kam, daß Jul. der **Friede** geschlossen und unterzeichnet wurde. Der Herzog von Berri übergab dem König die Schlüssel zur Stadt, bezeugte Reue über das, was vorgegangen war, versprach, mit seinen Anhängern von dem Bündniß mit England abzutreten, und sich an den Frieden zu Chartres zu halten. Dafür wurden die verbundenen Prinzen und Herren wieder in ihre Herrschaften und Güter eingesetzt, nachdem sie den König bittlich darum ersucht hatten. Für beide Parteyen war es ein Glück, daß der Friede zu Stande kam, ehe die Nachricht von der Ankunft der englischen Hülfsvölker, die bey la Hogue St. Vast an der Normandie gelandet hatten, angekommen war. Anfangs vermieden diese unter dem Herzog von **Clarence** stehende Truppen alle Unordnungen: sobald aber dieser Herzog von dem Vertrag zu Bourges Nachricht erhielt, verwüsteten sie alle von ihnen betretene Landschaften. Um sie zu entfernen, trat man mit ihnen in Unterhandlung, weil man sich zu schwach fühlte, ihnen mit Gewalt zu widerstehen. Aber eben deswegen hielt es schwer, sie zum Rückzug zu bewegen. Erst

nach-

1412 nachdem sie die Normandie, Anjou, Maine, Orleannois und Blesois ausgeplündert hatten, und nachdem man ihnen 220000 goldene Schildthaler versprochen hatte, zog sich Clarence nach Güyenne hinunter. Die Hälfte dieser Summe übernahm der König zu bezahlen, und die andre Hälfte der Herzog von Orleans, der die Engländer nach Frankreich gelockt hatte, und der, zur Sicherheit der Zahlung, seinen Bruder, den Grafen von Angouleme, als Geisel hingab.

1413 Der Friede wurde hierauf zu Paris bekannt gemacht, wohin der König nach wieder erlangter Gesundheit auch kam. Man hielt eine allgemeine Versammlung der Reichsstände, um Geld zu erhalten, wenn etwan ein Krieg mit England ausbrechen sollte. Die Hauptquellen hierzu waren die Untersuchung der Geldkästen in den Häusern der Finanzbedienten, die Einziehung der meisten Jahrgelder und andrer Geschenke, die der König weggab, und ein Darlehn der reichsten Leute im Reich. Die Abgeordneten der Universität sprachen bey dieser Gelegenheit sehr freymüthig, indem sie die Quellen der Unordnungen bey Verwaltung der Finanzen, bey Ausübung der Gerechtigkeit, bey der Kanzley, bey Besetzung der Aemter, und bey dem Münzwesen ohne Zurückhaltung aufdeckten, und dabey der vornehmsten Magistratspersonen nicht schonten. Man setzte auch würklich eine Kommißion zur Verbesserung des Staats nieder: es wurde aber alles, was diese beschliessen wollte, hintertrieben; denn die Prinzen und die ihnen dienten, fanden ihren Vortheil nicht dabey, am allerwenigsten die Diener des Dauphins. Dieser Prinz, der damals erst funfzehn Jahr alt war, hatte eine sehr unbeständige Denkart, und war zu allen Unordnungen geneigt. Seine Lieblinge gewöhnten ihn zum Spiel, zu Ausschweifungen in der Liebe, zu übermäßigem

Tan-

Tanzen, und, was das allerschlimmste war, zu 1413
Grundsätzen, die auf eine unumschränkte Herrschaft abzielten. Sie brachten ihm die Meinung bey, daß er, um vollkommen Herr über Frankreich zu werden, Paris bezähmen und die Bürger entwaffnen müsse, damit er alsdenn dieser Stadt auflegen könnte, was er wollte. Daher suchte er sich der Bastille zu bemächtigen, wozu ihn besonders der Herzog von Burgund anfrischte, der dadurch nur dem Oberaufseher der Finanzen, des Essars, einen Fallstrick zubereiten wollte. Dieser führte auch die Sache glücklich aus. Sobald dies in der Stadt bekannt wurde, entstand ein Aufruhr, und es verbreitete sich ein Gerücht, man wolle den König und den Dauphin entführen.

Der Herzog von Burgund, der den Oberaufseher der Finanzen, **Peter des Essarts**, haßte, weil dieser behauptete, er habe ihm von den königlichen Geldern zwo Millionen Livres gegeben, wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, ihn zu stürzen, und erregte den Pöbel, vornämlich die Fleischhauerrotte, die noch immer bestand. **Simon Caboche**, der sie diesmal anführte, und **Johann von Troyes**, ein Wundarzt, brachten bey zwölftausend Mann zusammen, und stürmten durch alle Gassen. Ein Theil von ihnen berennte die Bastille: der andre umsetzte des Dauphins Pallast. Er kam selbst ans Fenster, und fragte, was sie verlangten? Johann von Troyes antwortete, sie wären da, um sich derjenigen zu versichern, die ihn durch böse Rathschläge verdürben, und zum Schwelgen und unordentlichen Leben verführten. Als der Kanzler fragte, wer denn diese wären, so übergaben sie ihm ein Verzeichniß, worinn sein Name oben an stand, und nöthigten ihn, dasselbe abzulesen. Zu gleicher Zeit drangen sie, ohne auf die Antwort des Dauphins zu warten, in den Pallast, und nahmen mehr als zwanzig Personen gefangen.

Hier-

1413 Hierauf wurde **Peter des Essarts** genöthiget, die Bastille zu übergeben, und unter greulichen Verwünschungen des Pöbels ins Chatelet geführet. Die Universität hielt sich sehr weislich von der Theilnehmung an diesen Unruhen zurück. Die Prinzen vom Geblüt verabscheuten diese Unthaten: allein, sie freuten sich doch heimlich, daß der Dauphin so gezüchtiget wurde, weil sie glaubten, es werde zu seiner Besserung beytragen. Um sich von den Armagnacs zu unterscheiden, setzten die Aufrührer weisse Mützen auf, und nöthigten den Dauphin auch, dergleichen aufzusetzen, die sie ihm, so wie dem König eine, zum Geschenk brachten. Ein Doktor der Theologie und Karmeliter, **Eustachius von Pavilli**, hielt überdies dem Dauphin eine Strafpredigt über seine ausschweifende Lebensart. Er sagte ihm, daß das Unglück seines Vaters und seines Oheims, des Herzogs von Orleans, eine Folge ihres unordentlichen Lebens gewesen sey. Er setzte sogar hinzu, wenn er sein Betragen nicht bald ändern würde, so werde er sich der Krone unwürdig machen, und verursachen, daß das Recht zu derselben auf seinen Bruder kommen würde. Dies sagte er um so viel unerschrockener, da die Königin dem Dauphin schon oft damit gedroht hatte. Gern hätte sich der Dauphin den Händen dieser verdrießlichen Hofmeister entzogen. Allein, der Pöbel war Herr, und hielt so scharfe Wache um seinen Pallast, daß er nicht herauskommen konnte. Endlich benachrichtigte er die Herzoge von Orleans und von Bretagne, und den Grafen von Alençon von seinem Zustand, und bat sie, ihn aus seiner beschwerlichen Gefangenschaft zu befreyen. Der König, der wieder gesund war, stimmte damit überein, und der Herzog von Orleans ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, seine Partey zur königlichen zu machen, und dem Herzog von Burgund den Vortheil aus der Hand zu reissen, durch

den

den er bisher über ihn triumphirt hatte. Dieser hatte 1413
nicht vermuthet, daß die Sachen so weit kommen
würden. Seine Absicht gieng nur auf den Untergang
des Oberaufsehers der Finanzen, des Essarts, und
auf die Entfernung seiner Feinde vom Hof. Allein,
es ist leichter, den Pöbel aufzubringen, als ihn, wenn
er aufgebracht ist, in Schranken zu halten. Der
Karmeliter Eustachius und Johann von Troyes hiel-
ten dem Dauphin in Begleitung von zehntausend
Mann abermals eine Rede, worinn sie die Gefangen-
nehmung seiner Hofleute entschuldigten, und ihm sag-
ten, daß noch mehr Verräther um seine Person wä-
ren, die sie auch zur Haft bringen müsten, um ihnen
den Proceß zu machen. Zu gleicher Zeit trat Ja-
queville, den die Aufrührer zum Kapitän der Stadt
gemacht hatten, mit bewehrten Leuten ins Zimmer,
und nahm den Bruder der Königin, Ludwig von
Bayern, nebst vielen andern Herren, gefangen. Dies
widerfuhr sogar verschiedenen Damen, von denen sie
behaupteten, daß sie Werkzeuge der Unordnungen wä-
ren. Weder Vorstellungen, weder Bitten, noch Thrä-
nen, machten auf diese unsinnige Rotte Eindruck. Die
gefangenen Herren und Damen wurden Paarweise
zusammen gebunden, auf Pferde gesetzt, und durch
den jubilirenden und schmähenden Pöbel geführt. Ei-
nige Tage hernach nöthigten sie den König, sich ins
Parlament zu begeben, und die Verordnungen gegen
die Finanzbedienten und Mißbräuche des Staats gül-
tig zu machen. Er muste, als er dahin gieng, nebst
dem Dauphin und den übrigen Herren, eine weisse
Mütze aufsetzen, um den Pöbel nicht rege zu machen.
Er muste gestatten, daß man in dem Proceß der ge-
fangenen Herren fortfuhr und dem Kammerherrn des
Dauphins, de la Riviere, und dem Vorschneider
bey der Tafel, Johann du Mesnil, die Köpfe
abschlug. Er muste den Kanzler Arnold von Cor-

1413 die, einen rechtschaffenen Mann, absetzen. Peter des Essarts wurde gleichfalls verurtheilt, den Kopf zu verliehren, weil man ihm Schuld gab, daß er den König, die Königin und den Dauphin habe entführen wollen. Man hängte seinen Leichnam an eben den Galgen, wo er seinen Vorgänger in der Oberaufsicht über die Finanzen, Herrn von Montagü, hatte aufknüpfen lassen. Viele Gefangene wurden bey der Nacht ersäuft, oder in den Gefängnissen umgebracht. Alle diese Hinrichtungen vermehrten nur die Frechheit der Rebellen. Jaqueville gieng so weit, daß er um Mitternacht in den Pallast des Dauphins trat, als er eben Ball hielt, und ihm sein unordentliches Leben sehr unverschämt verwies, auch mit dem Herrn de la Tremoille, der den Prinzen in seiner Begierde zu Lustbarkeiten stärkte, einen heftigen Streit anfieng. Der Dauphin konnte sich nicht länger halten, sondern zog den Dolch, und würde Jaqueville gewiß getödtet haben, wenn er nicht einen Harnisch unter seinem Rock getragen hätte.

In einer solchen Lage konnte der Staat unmöglich lange bleiben. Die vernünftigsten und rechtschaffensten Bürger verabscheuten die Aufrührer, weil sie selbst dem Unsinn derselben ausgesetzt waren. Einige der angesehensten veranlaßten die Prinzen von der Orleanischen Partey, daß sie wegen des Friedens eine **Zusammenkunft zu Verneuil** anstellten, wohin der König Abgeordnete schickte. Als der König dem Prevot des Marchands, den Schöppen und den vornehmsten Bürgern die Neigung der Prinzen zum Frieden auf dem Rathhause bekannt machte, widersetzte sich kein einziger. Aber **Jaqueville** und **Caboche** widersprachen den Frieden hartnäckig, weil er, wie sie sagten, den Untergang der Freiheit des Volks nach sich ziehen würde. Die Friedensunterhandlungen hatten aber doch in der Stille ihren Fortgang.

Alle

Alle Vernünftige in Paris, die Universität, das Par- 1413
lament und die rechtschaffenen Bürger waren zum Frieden geneigt. Nur den Aufrührern und dem Herzog von **Burgund** gefiel er nicht, weil er ihm nicht vortheilhaft war. Er kam aber doch, weil es der Herzog nicht wagen durfte, sich demselben öffentlich zu widersetzen, in **Pontoise** zu Stande, und wurde durch die Bemühung des Generaladvokaten, **Johann Juvenal des Ursins**, von den meisten Quartieren der Stadt Paris angenommen. am 1. Aug.

Als dies geschehen war, ließ der Dauphin, auf den Rath des Generaladvokaten, diejenigen Bürger, auf die man sich verlassen konnte, zum Gewehr greifen, stellte sich an ihre Spitze, und gieng mit ihnen auf den Louvre zu, aus dem er den Prinzen von Bayern und den Herzog von Bar herausholte. Zugleich schickte er Befehle nach den andern Gefängnissen, um die übrigen Herren loszulassen. Nun flohen die Cabochiens von allen Seiten. Man hätte nur die Thore von Paris verschliessen dürfen, um sie alle gefangen zu nehmen. Allein, man hielt sie nicht auf, weil man glaubte, daß es für Paris besser sey, wenn sie ausserhalb, als wenn sie darinn wären. Der Dauphin übergab die Schlüssel zur Bastille dem Herzog von Bayern, den er zu seinem Verweser machte, dem Herzog von Bar vertraute er die Verwahrung des Louvre. Der Herzog von Berri aber wurde aufs neue zum Statthalter in Paris bestellt. Die Stadt Paris schien nun auf einmal ganz verändert, und die Ruhe war darinn wieder hergestellt. Nur dem Herzog von **Burgund** wollte es daselbst nicht recht mehr gefallen. Er faßte den Vorsatz, wieder in die Niederlande zu gehn, hätte aber doch gern den König mitgenommen. Er brachte eine Jagd in Vorschlag, und Karl nahm sie an. Allein, der Generaladvokat merkte die Absichten des Herzogs, und ritt

1413 in Gesellschaft des Prinzen von Bayern mit vier bis fünfhundert Reutern den Jägern nach, und brachte den König, unter dem Vorwand der grossen Hitze, wieder nach Paris zurück. Der Herzog von Burgund kam zwar auch wieder dahin: aber am folgenden Tage gieng er, ohne Abschied zu nehmen, eilig in die Niederlande. Seine zu Ehrenstellen erhobene Kreaturen wurden abgesetzt, unter denen auch der Kanzler, **Eustachius von Laitre**, sich befand. **Heinrich von Marle** kam an seine Stelle. Nach der Abreise des Herzogs von Burgund hinderte die Prinzen nichts an der Rückkehr nach Paris, woselbst der Hof auf einmal ein andres Ansehn bekam. Der Herzog von **Orleans** setzte sich so fest in die Gnade des Königs, daß dieser ihn immer um sich haben wollte. Der Konnetabel von **Albret** kam mit grosser Pracht nach Paris; die Häupter der Empörung wurden aufgesucht und bestraft, oder des Landes verwiesen. Man vernichtete alles, was man wider die Prinzen unternommen hatte, und die Prediger erklärten den Herzog von **Burgund** öffentlich für den verabscheuungswürdigsten Mörder. Um die Beschimpfung vollkommen zu machen, schickte ihm **Ludwig**, Herzog von **Anjou**, seine Tochter zurück, die er drey Jahre vorher mit seinem Sohne Ludwig versprochen hatte. Dies brachte die Häuser Anjou und Burgund heftig gegen einander auf. Der Herzog von Burgund beklagte sich über alle gegen ihn geäusserte Beleidigungen und Bitterkeiten bey dem König, bey dem Parlament und bey der Universität: allein, diese Klagen thaten keine Wirkung. Um sich einen Weg zur Rache zu bahnen, bemühte sich der Herzog, ein Verständniß mit dem Dauphin zu errichten, der verdrießlich darüber war, daß man ihn fast als einen Gefangenen im Louvre eingeschlossen hielt. Er machte den Bürgern zu Paris und in andern grossen Städten bekannt, daß

der

der Dauphin mit eigener Hand an ihn geschrieben, 1413
und ihn um seine Befreyung gebeten hätte; er werde
diesem nach ohne Verzug nach Paris gehen, um den
Prinzen aus seiner Gefangenschaft zu erlösen. Die 1414
Königin wurde dadurch veranlaßt, einen Staatsrath Am
zu versammlen, bey dem der Dauphin mit den mei- 9. Jan.
sten übrigen Prinzen gegenwärtig war. Der Kanz-
ler gab dem Dauphin wegen seiner Nachläßigkeit in
den Regierungsgeschäften, wegen seiner Schwelgerey
und Ergebenheit an leichtsinnige Hofleute, eine schar-
fe Vermahnung. Der Dauphin bekannte sich zwar
nicht zu den Briefen, auf die sich der Herzog von
Burgund berufen hatte; dennoch entfernte man eini-
ge verdächtige Personen von ihm. Dem Herzog von
Burgund schickte man im Namen des Königs, der
Königin und des Dauphins, ein Verbot zu, daß er,
bey Vermeidung ihrer Ungnade und der Strafe eines
Aufrührers, nicht nach Paris kommen sollte. Als
er aber nicht darauf achtete, ließ man den Herzog
von **Bourbon** mit den Truppen, die er in Güyenne
anführte, zurückkommen, und schickte Befehl an alle
Städte in der Picardie, dem Herzog von **Burgund**
den Durchzug auf alle mögliche Art zu verwehren.
Auch schickte der Dauphin eine schriftliche Erklärung
an alle Städte des Reichs, daß er den Herzog nicht
nach Paris berufen habe. Allein, alles dies hielt ihn
nicht ab, eine grosse Armee zu versammlen, und mit
derselben in Frankreich einzudringen. Noyon, Soiß-
sons und Compiegne öffneten ihm die Thore: zu Sen-
lis aber ward ihm der Eingang versagt. St. Denis
bekam er durch Verrätherey. Hierauf zeigte er sich am 9.
vor den Thoren der Hauptstadt, weil er hoffte, die Febr.
Neigung des Pöbels gegen ihn werde wieder erwachen,
und etwas zu seinem Vortheil unternehmen: allein, er
sah sich in seiner Hoffnung betrogen. Der Graf von
Armagnac stellte nur Bürger auf die Mauren und

1414 an die Thore, auf die er sich verlassen konnte, und die nicht zum niedrigsten Pöbel gehörten. Auf den Strassen aber wurde so fleißig Wache gehalten, daß keine Rotten entstehen konnten. Ueberdies war allen Handwerksleuten verboten, aus ihren Werkstätten zu gehen. Der Herzog muste also abziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Auf die Nachricht, daß der König eine drohende Verordnung habe ergehen lassen, vermöge welcher er für einen Feind des Reichs, und aller ihm vorher erwiesenen Gnade verlustig erklärt wurde, zog er sich wieder nach Flandern.

Nach seinem Abzug schritten der Bischof zu Paris, der Inquisitor in Glaubenssachen und die Doktoren der Universität zur Verurtheilung der Schutzrede des Herzogs von Burgund, welche der Doktor **Johann Petit**, der unterdes gestorben war, gehalten hatte. Man zog neun Sätze heraus, welche den Mord eines Tyrannen vertheidigten, und die man als gottlos und ketzerisch verdammte. Sie wurden verbrannt, und man hielt sehr nachdrückliche Reden dagegen, welche den Pöbel so aufbrachten, daß er den Herzog Vorzugsweise den Verräther und Meuchelmörder nennte.

Da der Herzog nunmehr für einen Reichsfeind erklärt war, so beschloß man auch Krieg wider ihn. Der König ließ, auf Ansuchen der Bürger, den Herzog von Berri und den König von Sicilien zu Paris, um die Regierung zu verwalten, und gieng nach St. Denis, um sich die Oriflamme geben zu lassen. Er führte ein zahlreiches Heer gegen Compiegne, und eroberte es durch Kapitulation. Soissons aber wurde durch Sturm eingenommen. **Bournonville**, ein Picardischer Edelmann von vortreflichen Eigenschaften, wurde dabey gefangen und andern zum Beyspiel öffentlich enthauptet. Dieser Verlust schmerzte den Herzog von Burgund sehr, noch mehr aber die Wi-

dersetzlichkeit der Niederländer, welche in diesem Krieg 1414
nicht wieder Frankreich dienen wollten. Die Einnahme der Stadt Bapaume durch den Herzog von Bourbon vermehrte seine Bestürzung. Sein Bruder, der Graf von Nevers, unterwarf sich dem König, und erhielt Vergebung, unter der Bedingung, daß er so gleich von seines Bruders Partey abtreten, und alle seine adeliche Vasallen anweisen würde, des Königs Partey zu ergreifen. Der Herzog von Bourbon und der Graf von Armagnac schlugen seinen Vorderzug; und ausserdem erneuerte auch der König mit dem Kaiser Siegmund die alten Verträge, wobey sich dieser ausdrücklich wider den Herzog von Burgund erklärte. Dies alles bewog den Herzog, ernstlich auf den Frieden zu denken. Er schickte den Grafen von Nevers, seinen Bruder, und die Gräfin von Hennegau, seine Schwester, und endlich den Herzog von Brabant, seinen andern Bruder, an den König, welche zu wiederholten malen alles versuchten, was zu dessen Besänftigung dienen konnte. Allein, alle ihre Vorstellungen erweichten Karl'n nicht, und als der Herzog von Brabant ihn versicherte, daß sein Bruder, in allem, was er gethan, die aufrichtigsten Absichten gehegt, und der König nie einen getreuern Unterthanen, als ihn, gehabt habe; so sagte Karl zu ihm: Wenn das ist, so kann er, als ein solcher, zu mir kommen, aber in einem hierzu schicklichen Aufzug. Verlangt er Gerechtigkeit, so soll sie ihm wiederfahren; verlangt er Vergebung, so soll er sie erhalten.

Im Jul.

am 25. Jun.

Zum Glück für den Herzog fiel der König wieder in seine Krankheit. In diesem Zwischenraum konnte sich der Herzog wieder ein wenig erholen, und eine Besatzung in die Stadt **Arras**, die mit einer Belagerung bedroht wurde, werfen. Die Prinzen führten den König, so krank er war, dahin, und unternahmen die Belagerung. Sie fanden hartnäckigen

1414 Widerstand. Merkwürdig ist es, daß bey dieser Belagerung zuerst der **Feuerröhre**, **Büchsen** oder **Musketen** ausdrücklich gedacht wird. Man nannte diese Feuerröhre damals **Handkanonen** *), weil das grobe Geschütz schon lang gebräuchlich war. Der gute Gebrauch, den die Belagerten von ihren Feuerröhren und von den grossen Kanonen machten, die Verrätherey des vornehmsten Kriegsbaumeisters, der von dem Herzog von Burgund bestochen war, das Gerücht, als wenn der Herzog den Platz entsetzen wolle, und des Königs Krankheit machten, daß die Belagerung sehr langsam von Statten gieng. Die Armee wurde darüber verdrießlich und durch Krankheiten sehr geschwächt. Dieses Umstandes bediente sich die Gräfin von Hennegau, eine sehr geschickte und kluge Dame; sie hielt so nachdrücklich bey dem Dauphin an, daß er dem Herzog von Burgund, den andern Prinzen zum größten Verdruß, **Frieden** verwilligte. Er kam gegen das Ende des Septembers zu Stande, wurde aber erst am 16ten Oktober zu Quesnoi von dem Herzog bestätigt. Die Bedingungen waren für ihn sehr hart. Der Herzog von Brabant, die Gräfin von Hennegau, und die Abgeordneten von Flandern, als Bevollmächtigte des Herzogs von Burgund, musten bey dem König um Vergebung alles dessen bitten, was seit dem Vertrag von Pontoise vorgefallen war. Der Herzog muste den **Jaqueville**, **Caboche**, und andre zu ihm geflüchtete Aufrührer fortschaffen, den Vertrag von Chartres und Bicester in allen Stücken vollziehen, und allen Verbindungen mit England entsagen. Er muste versprechen, nicht nach Paris zu kommen, ohne ausdrücklich von dem König berufen zu werden. Würde er diesen oder jenen Artikel des Vertrags nicht halten,

am 16. Okt.

*) *Canons à main, qui dechargeoient de grosses balles de plomb.*

ten, so sollte ihm weder der Herzog von Brabant, 1414
noch die Gräfin von Hennegau, noch die Stände von Flandern beistehen. Der Herzog muste die Schlüssel der Stadt **Arras** ohne Anstand in des Königs Hände liefern, und erlauben, daß daselbst und in andern von dem König zu benennenden Plätzen das französische Panier aufgepflanzt wurde.

In **England** merkte man bald die Vortheile, 1415
die aus den innerlichen Verwirrungen zu ziehen wären, und man beschloß, Nutzen daraus zu ziehen. Der vorige König von England — denn **Heinrich der Vierte** war schon am zwanzigsten März 1413. gestorben — welcher von beiden französischen Parteyen geliebkoset wurde, unterhielt den Streit, indem er, wie wir gesehn, bald der einen, bald der andern, Hülfsvölker schickte: aber der gegenwärtige König, sein Sohn, **Heinrich der fünfte**, von der Lebhaftigkeit der Jugend und der Hitze des Ehrgeitzes getrieben, entschloß sich, seine Vortheile weiter zu treiben, und das zertheilte Königreich zu bekriegen. Allein, indem er Rüstungen zu diesem Zweck veranstaltete, versuchte er, sein Vorhaben durch Unterhandlungen auszuwürken. Er schickte Gesandte nach Paris, und bot beständigen Frieden und Freundschaft an; verlangte aber **Katharinen**, Karls Tochter, zur Gemahlin, zwo Millionen Kronen zum Brautschatz, die Zahlung einer Million und sechsmal hunderttausend livres, als den Rückstand von dem Lösegeld des Königs Johann, und den unmittelbaren Besitz und die völlige Oberhoheit von der Normandie und von allen andern Ländern, die durch die Waffen Philipps des Zweeten den Engländern genommen waren; nebst der Oberherrschaft über Bretagne und Flandern. Diese übermäßigen Forderungen zeigten, daß er die gegenwärtigen betrübten Umstände Frankreichs eingesehen hatte; und die Bedingungen, wozu sich der französische Hof

1415 erbot, bewiesen, ob sie gleich weit unter jenen waren, daß er sich eben dieser traurigen Wahrheit bewust gewesen. Er war bereit, ihm die Prinzeßin zur Gemahlin zu geben, ihm achthunderttausend livres zu zahlen, auf die Oberherrschaft von Guyenne Verzicht zu thun, und dieser Provinz die Landschaften Perigord, Rouergue, Saintonge, Angoumois und andre beizufügen. Da Heinrich diese Bedingungen nicht annehmen wollte, und kaum vermuthete, daß man seine Forderungen eingehen würde, unterbrach er seine Kriegsrüstungen nicht einen Augenblick, landete bey Havre de Grace, und belagerte **Harfleur**, an der Spitze einer Armee von 6000 Mann schwerer Reuterey und 24000 Mann zu Fuß, meistens Bogenschützen. Harfleur wurde zwar durch einige französische Ritter tapfer vertheidiget, aber mit Sturm erobert und der gröste Theil der Besatzung niedergemacht. Die Beschwerden dieser Belagerung, verschiedne kleine Gefechte und die ungewöhnliche Hitze hatten die englische Armee so sehr entkräftet, daß Heinrich nichts mehr unternehmen konnte, und auf den Rückzug denken muste. Er hatte seine Transportschiffe wieder zurückgeschickt, weil sie auf der offenen Rhede einer feindlichen Küste nicht sicher ankern konnten; und er war gezwungen, zu Lande nach Calais zu gehen. In der Normandie stand damals eine der schönsten französischen Armeen von 14000 Mann zu Pferde und 40000 zu Fuß, welche der **Dauphin** selbst anführte, unter der leitung des Konnetabels von **Albret**, nebst den Herzogen von **Berri**, von **Orleans**, von **Alençon**, von **Bar**, von **Brabant**, den Grafen von **Nevers**, von **Richmont**, von **Vendome** und dem tapfersten französischen Adel; eine Macht, die unter einem klugen Anführer die Engländer auf dem Felde hätte niedertreten, oder ihre kleine Armee abmatten und vernichten können, ehe sie einen so langen

und

und schwierigen Zug endigen konnte. Heinrich erbot 1415
sich demnach mit grosser Vorsichtigkeit, seine Erobe-
rung von Harfleur für einen sichern Marsch nach Ca-
lais aufzuopfern: da aber sein Erbieten von dem fran-
zösischen Hof verworfen wurde, so beschloß er, sich
durch List und Tapferkeit einen Weg zu bahnen. Als
er nach vielen Hindernissen bey St. Quentin über die
Somme gesetzt hatte, wandte er seinen Zug nach Ca-
lais, war aber allzeit einer grossen drohenden Gefahr
von seinem Feind ausgesetzt, welcher gleichfalls über
die Somme gegangen war, und sich ihm in den Weg
setzte, in der Absicht, ihm den Rückzug abzuschneiden.
Nachdem er über den kleinen Fluß Ternois bey Blan- am 25.
gni gegangen war, erstaunte er, als er von den An- Okt.
höhen die ganze französische Armee in den Feldern bey
Azincourt aufmarschirt und so gestellt sah, daß er
ohne ein Treffen seinen Zug nicht fortsetzen konnte.
Nichts konnte dem Anschein nach unglücklicher seyn,
als eine Schlacht, von welcher sein ganzes Glück ab-
hieng. Die englische Armee machte jetzt nicht viel
mehr, als die Hälfte von derjenigen Zahl aus, die
zu Havre de Grace ausgeschiffet war, und hatte Man-
gel und alles wider sich, was niederschlagend machen
kann. Die Franzosen waren viermal so stark, und
mit Lebensmitteln aller Art hinreichend versehen.
Heinrichs Lage war der Lage Eduards bey Creci und
des schwarzen Prinzen bey Poitiers vollkommen ähn-
lich: aber eben das Andenken dieser grossen Begeben-
heiten machte Engländern Muth und Hoffnung zu
einer gleichen Befreiung aus ihren gegenwärtigen
Schwierigkeiten. Ihr König beobachtete gleichfalls
dasselbe kluge Betragen, welches jene grosse Anführer
bewiesen hatten. Er stellte sein Heer auf ein enges
Feld zwischen zween Wäldern, welche seine Flanken
deckten; und in dieser Stellung erwartete er ruhig
den Angriff der Feinde. Wäre der französische Kon-

neta-

1415 netabel im Stande gewesen, entweder über den gegenwärtigen Zustand beider Armeen richtig zu urtheilen, oder von einer vorigen Erfahrung zu lernen; so hätte er ein Treffen vermieden und so lange gewartet, bis die Engländer wären von der Noth getrieben worden, fortzumarschiren, und die Vortheile ihrer Stellung zu verlassen, und dies war würklich der Rath des alten erfahrnen Herzogs von Berri, der dem Dauphin und den Konnetabel ausdrücklich an die Niederlagen bey Creci und Poitiers erinnerte. Allein, die ungestüme Tapferkeit des französischen Adels und ein eitles Zutrauen auf eine überlegene Macht, verleiteten ihn zu einem schädlichen Angriff, der die Quelle von unendlich vielem Unglück für Frankreich wurde. Die französischen Bogenschützen zu Pferde und die der damaligen Gewohnheit nach von ihren Pferden gestiegenen Ritter rückten mit geschlossenen Gliedern gegen die englischen Bogenschützen an, welche ihre Fronte mit Pallisaden bepflanzt hatten, um den Angriff der Franzosen zu brechen, und welche, hinter diesem Schutze sicher, ihnen einen Pfeilregen entgegen schickten, dem nichts widerstehen konnte. Der leimichte Boden, der durch einen neulich gefallenen Regen angefeuchtet war, wurde für die französischen Reuter und schwer geharnischten Ritter ein neues Hinderniß; die verwundeten Leute und Pferde brachten ihre Glieder in Unordnung; der enge Raum, in dem sie fechten musten — denn kaum hatten sie Freiheit genug, die Schwerdter zu ziehen — machte es unmöglich, sich wieder in Ordnung zu stellen; die ganze Armee war in Verwirrung, Schrecken und Verzweiflung; und Heinrich, der seinen Vortheil merkte, befahl den englischen Bogenschützen, welche leicht bewaffnet waren, in den Feind zu dringen und den Augenblick des Siegs zu ergreifen. Sie fielen mit ihren Streitäxten über die Franzosen her, die in ihrer gegenwärti-

wärtigen Stellung weder fliehen, noch sich vertheidi- 1415
gen konnten. Sie hieben sie ohne Gegenwehr nieder; und nachdem sie von den schweren Reutern unterstützt waren, bedeckten sie das Feld mit Erschlagenen, Verwundeten, von Pferden geworfenen und Niedergerittenen. Nachdem die Engländer keinen Schein von Widersetzlichkeit mehr fanden, hatten sie Zeit, Gefangene zu machen; und da sie mit ununterbrochenem Glück in das freie Feld vorgerückt waren, sahen sie daselbst die Ueberbleibsel der französischen Arriergarde, welche noch den Schein einer Schlachtordnung beobachtete. Zugleich hörten sie hinter sich einen Lärmen; einige Leute aus der Picardie hatten über sechshundert Bauern versammlet, das englische Feldgeräthe angegriffen, und hieben die unbewaffneten Hüter des Lagers nieder, oder trieben sie in die Flucht. Heinrich, der auf allen Seiten Franzosen sah, ward wegen seiner Gefangenen besorgt, und hielt für nöthig, einen allgemeinen Befehl zu ihrer Hinrichtung zu ertheilen: allein, so bald er die wahre Beschaffenheit entdeckte, ließ er damit einhalten, und rettete noch einer grossen Menge das Leben.

Keine Schlacht war vielleicht für die Franzosen trauriger wegen der Anzahl der Prinzen und des Adels, welche dabey umkamen oder gefangen wurden. Unter den ersten befand sich der **Konnetabel von Albret** selbst, der Graf von **Nevers** und der Herzog von **Brabant**, beide Brüder des Herzogs von Burgund, der Graf von **Vaudemont**, ein Bruder des Herzogs von Lothringen, der Herzog von **Alençon**, Enkel des berühmten Karls von Valois und Alençon, der im Treffen die zwote Linie kommandirt, den Herzog von York mit eigener Hand erlegt und überhaupt durch seine ausserordentliche Gegenwart des Geistes und Unerschrockenheit den Engländern am meisten zu schaffen gemacht hatte; ferner der Herzog von **Bar**,

und

1415 und Graf **Robert von Marle**, dessen Neffe. Die vornehmsten Gefangenen waren die Herzoge von **Orleans** und **Bourbon**, die Grafen von **Eu**, **Vendome**, **Richmont** und **Harcourt**, und der Marschall von **Boucicault**. Der Erzbischof von **Sens**, **Johann von Montagü**, der sich sehr tapfer bezeigt, kam gleichfalls in diesem Treffen um. Der Erschlagenen rechnet man überhaupt auf 10000, und da die Niederlage vornehmlich die Reuterey traf; so sagt man, daß 8000 derselben Adeliche gewesen. Vierzehntausend wurden gefangen. Der Engländer, unter denen der Herzog von York und der Graf von Suffolk die vornehmsten waren, blieben nur sehr wenig; einige sagen achtzig, das sind aber wohl nur Ritter; denn ganz müßig darf man sich doch die Armee der Franzosen auch nicht denken; andre, sechzehn bis siebzehn hundert.

Heinrich unterbrach seinen Zug nicht einen Augenblick; er führte seine Gefangene nach Calais und von da nach England; und kam nicht eher, als nach einem Zwischenraum von zwey Jahren, wieder nach Frankreich. Der Herzog von **Burgund** schien sich keinen grossen Kummer über dieses Unglück zu machen, weil er bey dem Verlust seiner beiden Brüder, in der Gefangenschaft des Herzogs von Orleans und in dem Tod des Konnetabels Trost fand. Er hatte viele Truppen beisammen, und machte Bewegungen, die den Hof beunruhigten. Eben deswegen war man nicht auf die Wiedereroberung der Stadt Harfleur bedacht, sondern verlegte die Völker in die Picardie und in die Gegend von Paris, um sie allenfalls wider den Herzog brauchen zu können. Das **Konnetabelschwerd** bestimmte der König dem Grafen **Bernhard von Armagnac**, dem grösten Krieger seiner Zeit und dem abgesagtesten Feind des Herzogs von Burgund, und man berief ihn nach Paris.

Im

Im November eben dieses Jahrs gab der König 1415
von Frankreich zwo **Verordnungen**, in deren einer allen Anhängern des Herzogs von Burgund Vergebung zugesagt wurde. In der andern wurde den Prinzen vom Geblüt verboten ohne Befehl des Königs nach Paris zu kommen. Dieses Verbot galt eigentlich dem Herzog von **Burgund**. Er rückte aber dennoch in Gesellschaft des Herzogs von Lothringen der Stadt immer näher, und schickte Abgeordnete an den Dauphin, die ihn theils um Erlaubniß ersuchten, daß der Herzog von Burgund dem König seine Aufwartung machen dürfte; theils aber sich über den Dauphin beklagten, daß er seine Gemahlin, des Herzogs Tochter, nach St. Germain habe bringen lassen, um desto freier mit einer Maitresse leben zu können: Indem dies vorgieng, ward der **Dauphin Ludwig** von einer heftigen Ruhr befallen, an der er am achtzehnten December starb. Wegen seiner schlechten Eigenschaften wurde er nicht sonderlich bedauret. Sein ältester Bruder, der bisherige **Herzog Johann von Touraine**, ein Prinz von ohngefähr achtzehn Jahren, wurde nunmehr **Dauphin**. Nach Ludwigs Tode verlangte der Herzog von Burgund seine Tochter zurück, und mit derselben die halbe Gerächtschaft ihres Gemahls, und zugleich forderte er ein Witthum für sie. Das erste gestand man ihm zu: aber die beiden letzten Punkte wurden abgeschlagen.

Unterdes kam der Graf von Armagnac zu Paris an, und empfieng gleich am folgenden Tage das Konnetabelschwerdt aus der Hand des Königs. Nunmehr bekam alles eine neue Gestalt. Sein hitziger und gebietherischer Geist riß sogleich die oberste Gewalt an sich, und beseelte den ganzen Staatsrath mit Uebermuth und Unbiegsamkeit. Niemand konnte ohne ihn oder seine Anhänger vor den Thron kommen. Drohungen, Absetzungen, Gefangennehmungen, alles

ver-

1415 verkündigte die Härte der neuen Regierung. Vorzüglich empfand der Herzog und alle ihm ergebene Personen die Würkungen des Hasses des neuen Konnetabels. Die Besatzungen zu St. Denis, Corbeil und in andern Plätzen bekamen Befehl, überall auf die Burgunder, als auf Feinde des Vaterlandes, loszugehen. Der Herzog von Burgund aber rächte sich durch Verwüstung der Grafschaften Champagne und Brie und der Gegenden um Paris. Im folgenden
1416 Jahr wurde der **Konnetabel zum Oberaufseher**
am 12. Febr. **der Finanzen und Generalstatthalter aller Festungen in Frankreich** erklärt. Dieser kühne und standhafte Mann machte dem König begreiflich, daß das einzige Mittel, Frieden im Reiche herzustellen, darinn bestehe, daß man in Reden und Thaten sich als Herrn beweise. Er besetzte die festen Plätze mit Leuten, auf die er sich verlassen konnte, und schaffte alles, was dem Herzog von Burgund ergeben war, aus Paris, wobey er auch die Universitätsverwandte nicht schonte. Der König erklärte auch, daß die Klerisey nicht mehr steuerfrey seyn sollte. Er schaffte die Fleischhauerzunft ab, zog mehr Mannschaft nach Paris, und machte neue Auflagen zur Fortsetzung des Kriegs gegen England. Man zog Spionen des Herzogs von Burgund ein, und strafte sie am Leben. Der Kanzler, **Nikolaus von Orgemont**, der auch von dieser Partey war, wurde abgesetzt und zu einem ewigen Gefängniß verdammet. Man nahm die Ketten von den Gassen und das Gewehr aus allen Häusern weg.

Ein Glück für Frankreich war es, daß König **Heinrich** den Krieg nicht mit Nachdruck fortsetzte, sondern nur **Harfleur** zu erhalten suchte; denn er würde gewiß das Reich in grosse Verwirrung gesetzt haben. In dem ganzen Feldzug des Jahrs 1416. wurde nichts wichtiges unternommen. Die Franzo-

sen

sen belagerten Harfleur von der Seeseite, wurden aber 1416
von den Engländern geschlagen. Man verlangte einige Mannschaft von dem Herzog von Burgund, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Der französische Hof schloß daraus, er habe ein Verständniß mit den Engländern. Man wurde in dieser Vermuthung bestärkt, als man erfuhr, daß er ohne des Hofs Wissen wegen Flandern und Artois mit England einen Vertrag, und einen andern, den man aber geheim hielt, mit eben diesem Reich geschlossen habe, darinn er bekannte, daß der König von England ein gegründetes Recht an die Krone habe, und daß er ihm als Unterthan und Vasall huldigen wolle, so bald er einen beträchtlichen Theil von Frankreich würde erobert haben.

Der neue Dauphin verursachte in Frankreich auch neue Unruhen. Er war, als sein Bruder starb, in Hennegau; denn er hatte mit der Tochter des Grafen von Hennegau und Holland so eben die Vermählung vollzogen. Dieser war aber ein Anhänger des Herzogs von Burgund, und zog den Dauphin ebenfalls auf seine Seite. Der Dauphin erklärte sich wider die Armagnacs, und versprach, ohne den Herzog von Burgund nicht nach Hofe zu gehen. Der Graf von Hennegau begab sich nach Paris, um für die Rückkunft des Herzogs von Burgund zu arbeiten; den Dauphin ließ er unterdes zu Compiegne. Als man ihm sein Gesuch nicht gewährte, drohte er, den Dauphin wieder mit sich zu nehmen. Hierauf beschloß man, sich seiner eigenen Person zu bemächtigen, und ihn dadurch zur Auslieferung des Dauphins zu nöthigen: allein, er merkte den Anschlag, und begab sich in Sicherheit. Als er nach Compiegne kam, fand er den **Dauphin** in den letzten Zügen. Er hatte ein Geschwür am Kopf, das sich in den Hals zog, daß er davon **erstickte**. Die am 3. Apr.

1416 burgundische Partey behauptete, er habe Gift bekommen, und schob das Verbrechen auf **Ludwig den Zweeten von Anjou, Titularkönig von Neapel**, der ein geschworner Feind des Herzogs von Burgund war, und bald darnach in seinem vierzigsten Jahr ebenfalls **starb.** Seine drey **Söhne, Ludwig, Renatus** und **Karl**, erbten mit Anjou, Provence und Maine, seine Ansprüche auf Neapel und seinen Haß gegen das Haus Burgund. Noch im vorigen Jahr war auch der **Herzog Johann von Berri** in einem Alter von sechs und siebenzig Jahren **gestorben.** Da seine Söhne noch vor ihm aus dieser Welt gegangen waren, so fielen die Provinzen Berri und Poitou wieder an die Krone.

Nun wurde des Königs von Frankreich jüngster Prinz, **Graf von Ponthieu, Dauphin.** Er war funfzehn Jahr alt und im Haß gegen die burgundische Partey erzogen. Der Konnetabel von Armagnac lenkte ihn ganz, und alle Hoffnung zur Rückkunft des Herzogs von **Burgund** nach Paris verschwand nunmehr. Er erlaubte sich daher alles, und schonte niemand. Er ließ Manifeste gegen den Hof ausgehen, worinn er die, welche die Regierung führten, beschuldigte, daß sie die beiden Dauphins vergiftet, eine Menge treuer Diener des Königs ihrer Rache aufgeopfert, die Freiheiten der Pariser unterdrückt, und dem Volk viele Schatzungen aufgelegt hätten, blos um sich zu bereichern, ohne der allgemeinen Noth damit abzuhelfen. Er ermahnte alle rechtschaffene Franzosen, zu ihm zu stossen, und mit ihm ihren König zu befreyen. Seine Feinde beschuldigten ihn dagegen, er habe den Dauphin Ludwig vergiftet und ein Bündniß mit England geschlossen. Er durchstreifte das Land, und verwüstete die Güter seiner Gegenpartey. Die Pariser fiengen auch wieder an, einige Neigung für ihn zu äussern: aber der grö-

ste Vortheil für ihn war die Uneinigkeit seiner Gegen- 1416
partey. Der Graf von **Armagnac** und der **Dauphin**, welche wusten, daß die **Königin** an verschiedenen Orten, und vornämlich in den Kirchen zu Paris, etwas von ihrem Schatze liegen habe, den sie auf Unkosten des Staats gesammlet hatte, erhielten vom König die Erlaubniß, sich dessen zu bemächtigen, damit der Krieg mit England könnte fortgeführet werden. Dadurch wurde die **Königin** äusserst erbittert, und sie begab sich nach Vincennes, wo sie eine Hofhaltung führte, die aber nicht für die ordentlichste gehalten wurde. Die Herren **de la Tremoille**, der die Wittwe des Herzogs von Berri geheurathet, **Giac** und **Bois-Bourdon**, kamen oft zu ihr; die Damen lebten sehr frey, und alles schwomm in Ueppigkeit und Wollust. Es giengen Gerüchte herum, die für die Ehre der Königin nachtheilig waren. Vielleicht suchte auch der Graf von Armagnac die Eifersucht des Königs zu erregen, und sich dadurch einer Person zu entledigen, die seiner Macht einigermassen das Gegengewicht hielt. Und 1417
dies gieng so weit, daß der König den Herrn von **Bois-Bourdon**, als er eben aus dem Zimmer der Königin bestürzt auf ihn zukam, gefangen nehmen, und nach mancher Marter auf der Folter, in einen ledernen Sack eingenäht, in das Wasser werfen ließ. Der König, der damals seine Gemahlin besuchen wollte, kehrte wieder um, ohne sie zu sehen. Er befahl ihr hierauf, Vincennes zu verlassen. Man brachte sie mit der Prinzeßin Katharine nach Blois und von da nach Tours, wo sie sehr sorgfältig beobachtet wurde. Von dieser Zeit an konnte sie sich niemals entschliessen, diese Beschimpfung dem König und dem Dauphin zu vergeben.

Der Herzog von **Burgund** weidete sich heimlich an dieser Veränderung, und wurde täglich kühner.

1417 Die meisten Städte in Champagne, Picardie und Isle de France verbanden sich mit ihm, die Verbesserung der Regierung zu fordern. Es gieng nun ein förmlicher **Krieg zwischen der burgundischen und königlichen Partey** an. Um sich von einander zu unterscheiden, trugen die **Burgunder** ein schräges, und die **königlichen oder Armagnacs** ein rechtwinklichtes Kreutz. Der Herzog zog mit einem treflichen Heer auf Paris zu, und schickte einen Herold vor sich her an den König und den Dauphin, der ihnen melden muste, er käme, um sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreyen, und er wünsche, dem König in Paris aufwarten zu dürfen. Der Dauphin antwortete, daß weder er noch der König von einer Gefangenschaft wisse; wenn sie der Herzog von seinen guten Absichten überzeugen wollte, so möchte er nach der Normandie gehen und die Engländer vertreiben. Da er auf diese Weise seinen Zweck nicht erreichte, und die Wachsamkeit des Konnetabels dessen Anhänger in der Stadt hinderte, daß sie nichts zu seinem Vortheil unternehmen konnten; so zog er wieder ab, belagerte **Montlheri**, eroberte es, und gieng nach **Corbeil.** Die Belagerung dieses Orts hob er aber plötzlich auf, und führte sein Heer nach Chartres. Von hier reiste er mit einer starken Anzahl von Rittern in aller Stille in die Gegend von **Tours**, da er dann die **Königin**, die ihn um ihre Befreyung hatte ersuchen lassen, im Benediktinerkloster zu Marmoutier antraf, wohin sie sich unter dem Vorwand, Messe zu hören, begeben hatte. Sie bezeugte dem Herzog ihre Erkenntlichkeit mit den zärtlichsten Ausdrücken, bat ihn, das Vergangene zu vergessen, und schwur ihm, Zeitlebens von seiner Partey zu seyn. Er besetzte darauf die Stadt, schaffte alle Auflagen, die Salzsteuer ausgenommen, ab, und reiste wieder nach **Chartres.** Hier ließ die **Königin** eine alte Ver-

ordnung

ordnung erneuern, wodurch sie zur Reichsregentin 1417
war erklärt worden, und schickte sie an alle dem Herzog ergebene Städte. Sie bediente sich auch von nun an eines besondern Siegels, auf das ihr Bildniß gestochen war, wie sie, als eine traurige und verlassene Königin, ihre Hände nach Hülfe ausstrecket. Auf der andern Seite war ein doppelter Schild mit den bayrischen und französischen Wappen, nebst der Umschrift: Dies ist das Siegel der Rathssachen, Oberhoheitsrechte, und Appellationen für den König. Sie errichtete ein neues Parlament zu Troyes, und machte den **Eustachius von Laitre** wieder zum **Kanzler** von Frankreich. Den **Herzog von Lothringen** ernennte sie zum **Konnetabel** von Frankreich, und erklärte den Grafen von Armagnac dieser Würde verlustig.

Der König von **England**, der von allem, was vorgieng, genaue Nachrichten hatte, und sich mit dem Herzog von Burgund, der in seinen Anschlägen auf Paris fortfuhr, wohl verstand, kam in diesem Jahr mit einem Heer von fünf und zwanzigtausend Mann nach Frankreich zurück, stieg in der Normandie ans Land, und bemächtigte sich der meisten Städte dieser Provinz. Der Konnetabel sah lieber den Staat, als sein Ansehn, zu Grunde gehen, und der Herzog von Burgund ließ lieber das Reich durch die Engländer zergliedern, als dasselbe durch seinen Feind regieren. Die Engländer breiteten sich sogar in Maine aus, und in **Languedok** machte der Prinz von **Oranien** für den Herzog von Burgund wichtige Eroberungen. Ausser den gewöhnlichen Kriegsübeln streiften damals zahlreiche Banden von Bösewichtern in Frankreich herum, die ohne Unterschied Freunde und Feinde plünderten und erwürgten. Dies war der jämmerliche Zustand, in dem sich Frankreich zu Ende des Jahrs 1417 und zu Anfang des Jahrs 1418,

1417 von innerlichen Kriegen zerrüttet und der Verwüstung der Fremden ausgesetzt, befand.

1418 Die innerlichen Zwistigkeiten, die überall hin Verderben verbreiteten, nöthigten die erbitterten Gemüther selbst zu dem Wunsch einer Vereinigung, damit man wenigstens im Stande seyn möchte, sich den Engländern zu widersetzen. In dem Dorfe de la Tombe bey Montereau wurden durch königliche und burgundische Abgeordnete **Unterhandlungen** angefangen: aber die letzten trieben ihre Forderungen sehr hoch, doch wurden die Unterhandlungen fortgesetzt. Unterdes kamen die Kardinäle Orsini und St. Markus in Frankreich an, welche **Pabst Martin der Fünfte** abgeschickt hatte, seine Vermittelung anzubieten. Diese ward angenommen, und die Kardinäle thaten den Ausspruch, das beste Mittel zum Frieden wäre, wenn der Herzog von Burgund und der Dauphin die Regierung in Zukunft gemeinschaftlich verwalteten. Der Herzog und die Königin ergriffen diesen Vorschlag mit beiden Händen, und der König nebst dem Dauphin gaben auch ihre Einwilligung: allein, der Graf von Armagnac und seine Anhänger hüteten sich sehr, ihn zu billigen. Der Kanzler von Marle sagte zum König, er könne einen so schimpflichen Vertrag unmöglich besiegeln.

Da aber die **Pariser** des Kriegs höchst überdrüßig waren, so fiel es nicht schwer, ihnen gegen die Regierung Haß einzuflössen, und sie für den Herzog von Burgund einzunehmen. Hierzu kam noch der besondere Umstand, daß **Perinet le Clerc**, der Sohn eines Eisenhändlers zu Paris, durch die Bedienten eines königlichen Raths beleidiget worden, und bey dem Prevot von Paris vergebens um Genugthuung angesucht hatte. Dieser mißvergnügte junge Mensch verband sich mit einigen andern jungen Leuten, entschloß sich mit ihnen, den Burgundern die

Stadt

Stadt zu verrathen, und gaben dem Kommandanten zu Pontoise, mit Namen **Lile-Adam**, Nachricht davon, der dann zu Nacht vor das Thor St. Germain kam, das ihm sogleich vom le Clerc geöffnet wurde, der zu dem Ende die Schlüssel dieses Thors unter dem Kopfküssen seines Vaters, der Viertelshauptmann war, weggenommen hatte. Als die Burgunder in der Stadt waren, vereinigten sie sich mit einem Haufen der Bürgerschaft, und schrien: **Friede, Friede, es lebe Burgund!** Dies brachte den ganzen Pöbel in Aufruhr, und er schlug sich sogleich zu ihnen. Der Konnetabel entwischte, aber nur auf kurze Zeit, und wurde nebst dem Kanzler und vielen andern geistlichen und weltlichen Herren gefangen und ins Chatelet geschleppt. Den Dauphin brachte der Prevot von Paris, **Tannegüi dü Chatel**, nach der Bastille in Sicherheit, und von da ließ er ihn nach Melün schaffen. Der König wurde durch den Pöbel genöthiget, zu Pferde zu sitzen, und vor demselben her durch die Stadt zu reiten. Alsdann breiteten sich die Aufrührer durch die Stadt aus, brachen in die Häuser der Armagnacs, und gaben vielen diesen Namen blos um ihrer Reichthümer willen. Die wilden Fleischer kamen wieder in die Stadt, und nun wurde geplündert und gemordet. Nachdem die erste Wuth des Pöbels sich gelegt hatte, machte der König, durch die Gewaltthätigkeit der Burgunder gezwungen, **Veiten von Bar**, zum Prevot der Stadt, und die Herren von **Chatelüs** und **Lile-Adam** zu Marschällen von Frankreich, und **Karl'n von Lens** zum Admiral. Alle Armagnacs musten ausgeliefert werden, und wurden entweder getödtet oder gefangen gesetzt. Nachdem der Prevot dü Chatel den Dauphin in Sicherheit gebracht hatte, so machte er einen Versuch, die Stadt wieder einzunehmen, der aber nicht gelung. Denn

1418 am 29. May.

1418 er muste sich unter beständigem Fechten nach der Bastille zurückziehen, welche bald darauf durch Kapitulation übergeben wurde. Am zwölften Junius ergriff das wüthende Volk die Waffen wieder, lief zu den Gefängnissen, erwürgte die Kerkermeister und die Wachten, nöthigte die Gefangenen, herauszugehen, und hieb sie, so wie sie an die Thüren kamen, nieder. Armagnacs, Burgunder, Verbrecher, Schuldner, alle wurden ohne Unterschied des Alters, Geschlechts oder Standes aufgeopfert. In die finstersten Behältnisse drangen die Rasenden ein; nichts entgieng ihren barbarischen Nachstellungen. Der **Konnetabel**, der **Kanzler**, **sieben Prälaten**, **Ritter**, **Parlamentsglieder** und andre obrigkeitliche Personen, nebst vielen angesehenen Bürgern wurden ohne Barmherzigkeit **ermordet** und ihre Leichname zur Schau ausgestellt. Das einzige Gefängniß im grossen Chatelet widerstand eine Zeitlang. Die daselbst aufbewahrten Personen suchten von den Thürmen herab die Menge abzuhalten, als sie aber durch das angelegte Feuer von der fernern Gegenwehr abgehalten wurden, ergaben sie sich, und wollten lieber durch das Schwerdt, als durch die Flammen umkommen. Aber man hatte noch weniger Mitleiden mit ihnen, als mit den vorgehenden Gefangenen; man zwang sie, sich selbst auf die Spiesse, die man unten an der Mauer empor hielt, herabzustürzen. Im Hof des Pallastes floß das Blut im eigentlichen Verstande. Hierauf breiteten sich die Barbaren durch die Viertel der Stadt aus, und es war keine Gasse, die nicht der Schauplatz vieler Mordthaten geworden wäre. Wer eines Feindes, eines Nebenbuhlers, eines Gläubigers los seyn wollte, durfte einen solchen nur als einen Armagnac angeben, und den Augenblick verlohr er das Leben. Solche Ausschweifungen wurden von den allerverabscheuungswürdigsten

digsten

digsten Unmenschlichkeiten begleitet, die man ohne 1418
Schaudern nicht nacherzählen kann. Die Geschicht-
schreiber rechnen die Zahl der bey dieser Gelegenheit
getödteten Menschen auf vierthalb tausend. **Perinet le Clerc** war der Held, dessen Lob in allen Strassen ertönte; man richtete ihm sogar eine Bildsäule auf, wenn man neuern Geschichtschreibern glauben darf; denn die gleichzeitigen melden nichts hiervon.

Die Stifter aller dieser schändlichen Thaten, am 14.
die **Königin**, und der **Herzog von Burgund**, ka- Jul.
men nun wieder nach Paris, und wurden mit ausser-
ordentlicher Pracht empfangen. Der innerliche Krieg
würde ohne Zweifel geendiget worden seyn, wenn der
Dauphin auch nach Paris gekommen wäre. Allein,
er fürchtete sich vor seiner erbitterten Mutter, und
konnte sich nicht entschliessen, ein Sklave des Herzogs
von Burgund zu werden, welcher alle Aemter mit
seinen Kreaturen besetzt hatte. Die Herren, die um
den Dauphin waren, wusten auch die Ehrbegierde die-
ses muthigen Prinzen so zu reitzen, daß er lieber den
Krieg fortsetzen, als sich ergeben wollte. Er legte zu
Poitiers ein Parlament an, das aus Parisischen
Parlamentsräthen bestand, die ihm ergeben waren,
und welches noch viele Jahre nach Karls des Sech-
sten Tod fortdaurete. Der Dauphin machte den
Grafen von **Foix** zum Statthalter in Languedok, der
den grösten Theil dieser Provinz eroberte und den
Prinzen von Oranien vertrieb. Er nahm durch seine
Generale Compiegne und Soissons wieder ein, ent-
setzte Montlheri, welches der Herzog von Burgund
belagerte, eroberte **Tours** in eigener Person, und
hielt sich zu Saumür auf. Der Herzog von **Bre-
tagne** wollte Mittler werden; er konnte aber nichts
ausrichten. Das Elend, durch eine Epidemie ver-
stärkt, daurete fort.

1418 Der König von **England** suchte allen möglichen Vortheil aus diesen Unordnungen zu ziehen. Er belagerte **Rouen**. Der Kardinal Orsini versuchte es, ihn zum Frieden zu bereden und seine Forderungen zu mäßigen: allein, Heinrich antwortete ihm in solchen Ausdrücken, die es bezeugten, daß er sich der gegenwärtigen günstigen Umstände wohl bewust war. Dennoch fuhr er beständig fort, mit seinen Feinden Unterhandlungen zu pflegen, und bemühte sich, sichere,
1419 obgleich nicht so wichtige Vortheile zu erhalten. Er bot zu gleicher Zeit beiden Parteyen Frieden an; der Königin und dem Herzog von Burgund auf der einen Seite, welche, weil sie die Person des Königs in ihren Händen hatten, die gesetzmäßige Gewalt zu besitzen schienen; und dem Dauphin auf der andern Seite, welchem, als dem ungezweifelten Erben der Monarchie, alle diejenigen anhiengen, denen das wahre Wohl des Vaterlandes am Herzen lag. Auch diese beide Parteyen waren immer in Unterhandlungen begriffen. Die von allen Seiten vorgeschlagene Bedingungen veränderten sich beständig; der Ausgang des Kriegs und die Ränke des Kabinets vermischten sich mit einander, und Frankreichs Schicksal blieb lang in dieser zweydeutigen Lage. Nach vielen Unterhandlungen bot Heinrich der Königin und dem Herzog von Burgund an, Frieden mit ihnen zu machen, die Prinzeßin Katharine zu heurathen, alle Provinzen anzunehmen, welche Eduard dem Dritten durch den Frieden zu Bretigni waren abgetreten worden; doch sollte die Normandie hinzu kommen, welche er mit Uebertragung der völligen Oberhoheit verlangte. Diese Bedingungen wurden angenommen; es musten nur noch einige Umstände berichtiget wer-
am 11. Jul. den, um den Vergleich zu Stande zu bringen: aber in dieser Zwischenzeit schloß der **Herzog von Burgund** heimlich einen **Vertrag mit dem Dauphin**

bey

bey Poilli-le Fort; und diese beiden Prinzen ver- 1419
abredeten, die königliche Gewalt während Karls des Sechsten Lebzeiten mit einander zu theilen, und ihre Waffen zur Vertreibung der auswärtigen Feinde zu vereinigen.

Dieses Bündniß, das dem König von England alle Hoffnung eines künftigen guten Erfolgs zu rauben schien, wurde am Ende die vortheilhafteste Begebenheit, die sich für seine Ansprüche hätte zutragen können. Ob der Dauphin und der Herzog von Burgund jemals in ihren wechselseitigen Versprechungen aufrichtig gewesen, ist sehr zweifelhaft: aber es entsprangen die schädlichsten Würkungen aus dieser Scheinvereinigung. Die beiden Prinzen entschlossen sich, auf den Rath einiger Mittelspersonen, zu einer persönlichen Unterredung, um sich über die Mittel zu bereden, wie sie die Engländer gemeinschaftlich am nachdrücklichsten angreifen könnten: aber es schien ein wenig zu schwer, eine solche Zusammenkunft zu veranstalten. Der von dem Herzog von Burgund an dem Herzog von Orleans begangene Meuchelmord, und noch mehr sein öffentliches Geständniß der That, dienten darzu, alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft aufzulösen; und sogar ehrliebende Leute, welche das Beyspiel verabscheuten, hätten es für recht halten können, bey einer günstigen Gelegenheit eben so mit ihm zu verfahren. Der Herzog, der weder selbst trauen, noch verlangen konnte, daß man ihm traue, und der aus Unruhe über sein Verbrechen den Tag der Zusammenkunft immer weiter verschob, verstand sich demnach zu allem, was die Räthe des Dauphins zu beiderseitiger Sicherheit vorschlugen. Die beiden Prinzen kamen nach **Montereau**; der Herzog wohnte in dem Schlosse, der Dauphin in der Stadt, welche durch den Fluß Yonne von dem Schloß getrennet wurde. Die darüber gebaute Brücke wurde

zu

1419 zu dem Platz der Unterredung erwählt; zwo hohe Stakette wurden quer über die Brücke aufgerichtet; die Thore an beiden Seiten bewacht, an der einen von Officieren des Dauphins, an der andern von Officieren des Herzogs. Die Prinzen sollten in den Zwischenraum durch die entgegen gesetzten Thore, unter Begleitung von zehn Personen, gehen, und mit allen diesen Merkmalen des Mißtrauens eine wechselseitige Freundschaft aufrichten. Aber es zeigte sich, daß da keine Vorsicht zureicht, wo keine Gesetze Statt finden, und wo alle Grundsätze der Ehre ganz aus den Augen gesetzt sind. **Tannegüi du Chatel** und andre Herren von des Dauphins Gefolge waren eifrige Anhänger des Hauses Orleans, und entschlossen sich, diese Gelegenheit zu brauchen, und den Mord dieses Prinzen zu rächen. Kaum traten sie in das Stakett, so zogen sie ihre Schwerdter, **fielen den Herzog von Burgund an, und tödteten ihn;** seine Freunde waren bestürzt, und dachten an keine Vertheidigung; und sie hatten theils ein gleiches Schicksal, theils wurden sie gefangen genommen.

am 10. Sept.

Die Geschichtschreiber theilen sich in zwo Parteyen, wenn sie diesen Mord erzählen. Einige, z. B. des Ursins, geben dem Herzog alle Schuld. Sie sagen, er habe sich sehr trotzig vor den Dauphin hingestellt, und mit grosser Frechheit gesprochen, ja er, oder wenigstens der Herr von Noailles, der bey ihm gewesen, habe nach dem Degen gegriffen. Darauf hätten die Begleiter des Dauphins ihren Herrn auf die Seite geschafft, und den Herzog getödtet. Andre, besonders Monstrelet und le Fevre, entschuldigen den Herzog, und glauben, daß die Anhänger des Dauphins mit seinem Vorwissen eine Verschwörung wider den Herzog angesponnen hätten. Sie sagen, der Dauphin habe den Herzog, der mit einem Knie vor dem Dauphin niedergefallen, mit ernsthafter Mine empfan-

empfangen, und ihm Verweise gegeben, daß er ihn 1419
so lang habe warten lassen, und die Feindseligkeiten
gegen seine Freunde fortgesetzt hätte. In dem Au-
genblick habe der Herzog gemerkt, daß von dem Nie-
derknien sein Degen zu weit hintergerückt sey, und
habe ihn an sich ziehen wollen. Sogleich hätte einer
von des Dauphins Leuten gerufen: **Was, ihr legt
in Gegenwart des Dauphins die Hand an
den Degen! Tannegüi dü Chatel** habe ein Zei-
chen gegeben und gesagt: **Es ist Zeit!** und habe
dann selbst dem Herzog einen Hieb mit der Streitaxt
versetzt, und da dieser den Degen ziehen wollen, sey
er mit vielen Streichen niedergemacht worden; man
hätte sich zugleich seiner Leute bemächtiget und einige
verwundet; nur der Herr von Montagü habe sich ge-
rettet. Noch andre werfen die Schuld blos auf die
Begleiter des Dauphins, und behaupten, daß er
selbst gar nichts von dem ganzen Anschlag gewust ha-
be. Doch ist weder dies noch jenes wahrscheinlich.
Denn der Dauphin bezeugte zu viel Verlangen nach
der Konferenz zu Montereau, und der Herzog zu viel
Abneigung gegen dieselbe, als daß man von dem er-
sten glauben sollte, er habe nichts von dem Anschlage
gewust, und von dem andern, er habe den Vorsatz
gehabt, sich dabey seines Feindes zu entledigen. Der
Dauphin ließ auch niemals gegen die Herren, die den
Herzog begleitet hatten, und die fast alle in seiner Ge-
walt waren, ein rechtliches Verfahren, als gegen
Mörder, die sich wider ihn verschworen gehabt, an-
stellen. Auch behielt er die Mörder des Herzogs in
Diensten, welches nicht wohl hätte geschehen können,
wenn sie bey Ermordung des Herzogs nicht seinen
Willen vollzogen hätten. Wie dem aber auch sey,
das traurige Ende des Herzogs Johann von Burgund
wurde für eine Würkung der göttlichen Gerechtigkeit
angesehn, welche die Strafe des an dem Herzog von

Orleans

1419 Orleans verübten Meuchelmords bis auf diesen Augenblick verschoben hatte.

Der Tod des Herzogs Johann des Unerschrockenen erzeugte für die Partey des Dauphins eine ganz unerwartete und widrige Würkung. Der Dauphin mochte sich wegen des Mords rechtfertigen, wie er wollte, so wurde er doch allenthalben verabscheuet. Die Stadt Paris, die dem burgundischen Hause sehr gewogen war, brach in die gröste Wuth gegen den Dauphin aus. Der Hof des Königs trat aus Interesse auf dieselbe Seite; und weil alle Minister, die um diesen Monarchen waren, ihre Beförderung dem getödteten Herzog zu danken hatten, und ihren Fall voraussahen, wenn der Dauphin seinen Vater wieder gewinnen würde, so erforderte es ihr Vortheil, durch alle Mittel den Fortgang seiner Unternehmungen zu hindern. Die Königin, die in der unnatürlichen Feindseligkeit gegen ihren Sohn fortfuhr, vermehrte die allgemeine Flamme, und flößte dem König, in so weit er einiger Empfindung fähig war, eben denselben Haß ein, von dem sie so lange getrieben ward. Aber vor allem glaubte sich **Philipp, Graf von Charolois, nunmehriger Herzog von Burgund,** nach allen Banden der Pflicht und Ehre verbunden, den Mord seines Vaters zu rächen, und die Meuchelmörder auf das äusserste zu verfolgen.

Der **König von England** hatte vor dem Tode des Herzogs von Burgund von Frankreichs Zerrüttungen grosse Vortheile gezogen, und machte täglich grössern Fortgang in der **Normandie.** Er hatte **Rouen** nach einer hartnäckigen Belagerung eingenommen; er war Meister von **Pontoise** und **Gisors** geworden; er bedrohte so gar die Stadt **Paris,** und hatte den Hof gezwungen, sich aus Furcht vor seiner Gewalt nach **Troyes** zu begeben; und mitten in seinem Glück wurde er angenehm überraschet,

taschet, als er seine Feinde, an statt sich zur gemein- 1419
schaftlichen Vertheidigung gegen ihn zu verbinden, ge-
neigt fand, zu den Waffen zu greifen, und ihn zu
einem Werkzeug der Rache gegen einander zu brau-
chen. Es wurde sogleich ein **Bündniß** zwischen ihm
und dem Herzog von **Burgund** zu **Arras** geschlos-
sen. Dieser Prinz war bereit, ohne etwas anders
für sich auszubedingen, als die Verfolgung der Mör-
der seines Vaters, und die Vermählung des Herzogs
von Bedford mit seiner Schwester, Frankreich dem
Stolze Heinrichs aufzuopfern, und willigte in jede
Forderung, die dieser Monarch machte. Um diesen 1420
erstaunlichen Traktat zu schliessen, kam Heinrich, in
Begleitung seiner Brüder, der Herzoge von **Claren-**
ce und **Gloceſter**, und mit mehr als sechzehn hun-
dert Mann, nach **Troyes**, wo sich der französische
Hof und der Herzog von Burgund damals aufhiel-
ten. Die Schwachheit, in welche König Karl ge-
fallen war, machte ihn unfähig, auf eine andere Art
zu sehen, als durch die Augen derer, die um ihn wa-
ren; so wie diese hingegen alle durch ihre Leidenschaf-
ten sahen. Der Traktat, der schon unter den Par-
teyen verabredet war, wurde sogleich abgefasset, un- am 21.
terzeichnet, beschworen und genehmiget. Heinrichs May.
Wille schien bey dieser ganzen Unterhandlung ein Ge-
setz zu seyn; man sah auf nichts, als auf seine Vor-
theile. Die vornehmsten Artikel des Traktats wa-
ren: Heinrich sollte die französische Prinzeßin Katha-
rine heurathen; Karl sollte Zeitlebens den Titel und
die Würde eines Königs von Frankreich führen; Hein-
rich sollte für den Erben der Monarchie erklärt und
erkannt, und sogleich mit der Verwaltung der Regie-
rung bekleidet werden; Frankreich sollte auf dessen Er-
ben, ohne Ausnahme, kommen; Frankreich und Eng-
land sollten auf immer unter Einem König vereiniget
seyn, aber ihre unterschiedene Gebräuche, Gewohn-

1420 heiten und Vorrechte beständig behalten; alle Prinzen, Pairs, Vasallen und Gemeinden von Frankreich sollten schwören, der künftigen Thronfolge Heinrichs anzuhängen, und ihm sogleich, als dem regierenden Herrn, Gehorsam zu leisten: dieser Prinz sollte mit den Waffen des Königs Karl und des Herzogs von Burgund die seinigen verbinden, um die Anhänger Karls, des vorgegebenen Dauphins, zu bezwingen; und diese drey Prinzen sollten keinen Frieden und keinen Waffenstillstand mit ihm machen, ohne gemeinschaftliche Bewilligung und Genehmigung.

Das war der Innhalt dieses berühmten Traktats, den nichts als die Gewalt des Schwerdts zur Ausführung bringen, so wie ihn nichts, als die allerheftigste Feindseligkeit eingeben konnte.

Einige Tage nachher heurathete **König Heinrich** die Prinzeßin **Katharine**; er führte seinen Schwiegervater nach Paris, und setzte ihn selbst in den Besitz dieser Hauptstadt; er erhielt von dem Parlament und den meisten Gliedern der drey Reichsstände eine Bestätigung des vorherigen Vergleichs; und sogleich wendete er seine Waffen mit Fortgang gegen die Anhänger des **Dauphins**, der, sobald er von dem Traktat zu Troyes hörte, den Titel und das Ansehn eines **Reichsregenten** annahm, und sich auf Gott und sein Schwerdt, zur Unterstützung seines Rechts, berief. Er gieng nach **Languedok**, und entsetzte den Grafen von Foix der Statthalterschaft, die er ihm selbst ertheilt hatte. Er machte sich selbst zum Statthalter, überließ aber hernach diese Stelle dem Grafen von Clermont, und unterwarf sich Nimes und Pont St. Esprit. Ueberhaupt traten fast alle Landschaften jenseits der Loire zum Dauphin, was aber diesseits dieses Flusses lag, erklärte sich entweder aus freyem Willen oder aus Zwang für die Engländer und den Herzog von Burgund. Der erste Ort,

den

den Heinrich eroberte, war **Sens**, welche Stadt ih- 1420
re Thore nach einer geringen Gegenwehr öfnete. Eben so leicht bemeisterte er sich der Stadt **Montereau.** Die Vertheidigung von **Melün** war hartnäckiger: Barbasan, der Befehlshaber, hielt vier Monate wider die Belagerer aus, und es war blos der Hunger, der ihn zu kapituliren zwang.

Nachdem die Lustbarkeiten vorbey waren, die man bey der Ankunft beider Könige zu Paris mit einem innerlichen Widerspruch angestellt hatte, erschien der Herzog von **Burgund** in tiefster Trauer vor dem König von Frankreich, und bat wegen des an seinem Vater begangenen Mords um Gerechtigkeit. **Karl** versprach es ihm, und hielt darauf ein Lit de Justice am 23. Dec. oder hohes Reichsgericht; worinn durch Richter, die Heinrich erkauft hatte, die Mitschuldigen an dem Mord des Herzogs Johann von Burgund für Verbrecher der beleidigten Majestät erklärt, und mithin von aller Erbfolge ausgeschlossen wurden: Karl legte in dieser Erklärung dem König von **England** die Eigenschaft seines **vielgeliebten Sohns, Erben und Regenten des Königreichs** bey, und nennte dagegen seinen eigenen einzigen Sohn nur **Karl, Dauphin genannt.** Doch wurde keiner von den Mördern Johanns namentlich angegeben, sondern man redete nur in allgemeinen Ausdrücken von ihnen. Es ist wahr, **des Ursins** und **Monstrelet** sagen ausdrücklich, der Dauphin sey vorgeladen, und als er nicht erschienen, auf ewig des Reichs verwiesen, und der Kronfolge für unfähig erklärt worden. Allein, da man weder in dem Archiv zu London, noch in den Protokollen der Rechnungskammer zu Dijon eine Urkunde hiervon findet, so scheinet Henault dieser Nachricht nicht ohne Grund widersprochen zu haben, worinn ihm auch Rapin beistimmt.

1420 Vierzehn Tage vorher hatte man eine Versammlung der drey Reichsstände berufen, von welcher man Geld zur Fortsetzung des Kriegs gegen den Dauphin verlangte. So viele Schwierigkeiten sonst die Abgeordneten der Stände gegen dergleichen Anforderungen zu machen pflegten: so bereit waren sie nun darzu aus Furcht für den König von England. Nur die Universität wagte es, Gegenvorstellungen zu thun, als sie hörte, daß auch die Geistlichkeit etwas durch diese Geldauflagen leiden sollte: allein ihre Abgeordnete wurden sehr ungnädig empfangen. Man fragte sie, ob sie Armagnacs wären? und sie musten froh seyn, daß man sie nicht gefänglich anhielt. Unter andern Umständen würde die Universität die Hörsäle geschlossen und die Vorlesungen eingestellt haben: aber jetzt muste sie ihren Schmerz verbergen.

1421 Die Nothwendigkeit, sich mit Volk und Geld zu versehen, nöthigte den König **Heinrich**, hinüber nach England zu gehen. Er besetzte vorher alle feste Plätze sehr wohl, ließ den Herzog von **Exeter**, seinen Oheim, zu Paris, als Oberbefehlshaber dieser Stadt, der zugleich den König von Frankreich beobachten sollte, und machte den Herzog von **Clarence** zum Generalstatthalter in der Normandie, mit dem Befehl, vorzüglich auf die Gränzen der Grafschaft Maine wegen des starken Adels ein wachsames Auge zu haben, der sich daselbst und in Anjou für den Dauphin erklärt hatte. Als Heinrich mit seinen Anstalten in England fertig, die Krönung der Königin geschehen, auch mit den Aufrührern in Wallis ein Stillstand getroffen war; so gieng er wieder nach Frankreich, wo unterdes beide Parteyen ihre Feindseligkeiten gegen einander den ganzen Winter durch fortgesetzt hatten. Besonders fiel in Anjou um Ostern ein blutiges Gefechte

fechte vor. Der Dauphin hatte nicht lange vorher 1421
eine Verstärkung von siebentausend **Schotten**, deren junger König in London als ein Gefangener gehalten wurde, bekommen. Der Graf von **Bucham**, ein Sohn des Regenten von Schottland, führte sie an. Um diese Mittel unwürksam zu machen, hatte Heinrich den König der Schotten herüber gebracht, und nöthigte ihn, seinen Landsleuten die Verlassung des französischen Diensts zu befehlen: aber die Schotten antworteten überhaupt, daß sie keinen Befehlen gehorchten, die von einem gefangenen König kämen, und daß ein Prinz auf keine Weise etwas zu befehlen hätte, so lange er in den Händen seines Feindes wäre. Diese Schotten also griffen nebst andern Truppen des Dauphins den Herzog von Clarence bey Beauge an, schlugen seine Truppen, tödteten ihn selbst, und nahmen die Grafen von Sommerset, Dorset und Huntington gefangen. Dies war der erste Vorgang, der den Strom des Glücks wider die Engländer kehrte; und der Dauphin beehrte den Grafen von **Bucham** mit dem Amte eines **Konnetabels**, theils um die Schotten mehr zu seinem Dienst zu verbinden, theils um die Tapferkeit und das kluge Betragen dieses Herrn zu belohnen. Aber die Ankunft des Königs von England mit einer frischen Armee von vier und zwanzigtausend Bogenschützen, und viertausend Reutern war mehr als zureichend, diesen Verlust zu ersetzen. **Heinrich** wurde zu **Paris** mit grossen Freudensbezeugungen aufgenommen, und er führte seine Armee so gleich nach **Chartres**, welche Stadt seit einiger Zeit von dem **Dauphin** belagert gewesen war. Dieser zog sich gegen die Loire zurück, wo er sich so setzte, daß der Fluß zwischen ihm und den Engländern blieb, und er also zu keinem Treffen genöthiget werden konnte. Heinrich bemeisterte sich der Stadt Dreux ohne

1421 Schwerdstreich, und belagerte **Meaux**, auf Anhalten der Pariser, die von der Besatzung dieses Orts sehr beunruhiget wurden. Diese Unternehmung beschäftigte die englischen Waffen acht Monate lang. Während dieser Belagerung und hernach geschah die Uebergabe verschiedener anderer Oerter in der Nachbarschaft von Paris, die es mit dem Dauphin hielten. Dennoch wollten die Sachen nicht so geschwind gehen, als Heinrich gewünscht hatte. Nicht nur das Land jenseits der Loire war dem Dauphin noch ergeben, sondern er hatte auch noch Anhänger in der Normandie, Picardie und in andern Provinzen. Der Vortheil und der Verlust bey den Gefechten war auf beiden Seiten ziemlich gleich. Der Dauphin ließ sich in kein Hauptreffen ein, weil er dem Volk Zeit lassen wollte, sich zu besinnen und die Last des fremden
1422 Joches recht zu fühlen. **Heinrich** hofte aber demohngeachtet noch immer, die Eroberung von ganz Frankreich zu vollenden. Er ließ sich zu dem Ende durch seine Gemahlin neue Truppen zuführen. Mit diesen suchte er zuförderst die Picardie vollends zum Gehorsam zu bringen, um den Rücken sicher zu haben, wenn er über die Loire gehen würde. Der Dauphin aber hatte **Charité** an der Loire erobert, und belagerte **Cosne** an eben dem Flusse bis in den August vergebens. **Der König von England** glaubte immer, der Dauphin würde sich noch zu einem Treffen entschliessen, und begab sich deswegen, ob er gleich schon unpäßlich war, in einer Sänfte zu der Armee. Er wurde aber unterwegs zu Melún noch kränker, und als man ihn von hier nach Vincennes gebracht hatte, so **starb** er daselbst vierzehn Tage hernach am ein und dreyßigsten August im vier und dreyßigsten Jahr seines Alters und im zehnten seiner Regierung. Der Herzog von **Burgund**, der auf die erste Nachricht

von

von der Krankheit des Königs von England zu ihm eilte, traf ihn nicht mehr lebendig an. Die Englischen Herren trugen ihm die Regierung an; er lehnte sie aber von sich ab, vermuthlich weil er glaubte, daß er nicht Ansehn genug bey den Engländern haben würde. Der **Herzog Johann von Bedford**, Bruder des verstorbenen Königs, übernahm also die Regentschaft im Namen seines neun Monat alten Neffen, **Heinrich des Sechsten.** 1422

Durch den Tod Heinrichs des Fünften wurde der Dauphin von einem fürchterlichen Feind erlöst: aber am Hof machte dies für ihn weiter keine günstige Veränderung. Der Groll der Königin und des Herzogs von Burgund gegen ihn daurete fort, und der Herzog von Bedford hielt ihn durch seine Wachsamkeit von jeder wichtigen Begebenheit ab. Der **Dauphin** erfuhr sogar die verdrießliche Nachricht, daß der bisher parteyloſe Herzog von **Bretagne** sich zu den Engländern geschlagen, in Poitou eingerückt, und Rochelle beynahe durch Ueberfall eingenommen habe. Wenig Tage darauf erhielt er die Nachricht von dem **Tode** seines Vaters, **Königs Karls des Sechsten**, der zu Paris am ein und zwanzigsten Oktober im vier und funfzigsten Jahr seines Alters und im zwey und vierzigsten seiner Regierung gestorben war. am 21. Okt.

Uebermacht der Engländer in Frankreich unter dem Herzog von Bedford — Mädchen von Orleans — Friede mit dem Herzog von Burgund — Allmählige Vertreibung der Engländer aus ganz Frankreich bis auf Calais — Verbesserung des französischen Kriegswesens — Meutereyen des Dauphins Ludwig — Verbesserung des Finanz- und Justitzwesens — Händel in Italien wegen Genua und Neapel. Von 1422 bis 1461.

1422 Die Engländer, Herren von Paris und von den nördlichen Provinzen Frankreichs, schienen nunmehr allen Vortheil über den bisherigen **Dauphin Karl**, der sich gleich nach seines Vaters Absterben zu Poitiers zum **König von Frankreich** ausrufen ließ, mit völliger Gewißheit in Händen zu haben. Obgleich **Heinrich der Sechste** noch ein Kind war, so führte doch der Herzog von **Bedford** die Regierung, welchen seine Erfahrung, Klugheit, Tapferkeit und Edelmüthigkeit zu diesem wichtigen Geschäfte vollkommen geschickt machte, und in den Stand setzte, eine Verbindung zwischen seinen Freunden zu erhalten, und das Zutrauen seiner Feinde zu gewinnen. Die ganze englische Macht stand unter seinem Oberbefehl; er war an der Spitze der Armee zum Siegen gewöhnt, er wurde von den berühmtesten Feldherren seiner Zeit unterstützet, von den Grafen von **Sommerset**, **Warwik**, **Salisbury**, **Suffolk** und **Arundel**, dem Sir **Johann Talbot** und Sir **Johann Fastolfe**; und konnte sowohl aus England als aus Frankreich die benöthigten Summen ziehen. Allein, Karl besaß, ohngeachtet der gegenwärtigen Schwäche

seiner

seiner Kriegsmacht, noch einige Vortheile, die theils 1422
aus seiner gegenwärtigen Lage, theils aus seinem per-
sönlichen Charakter flossen, die ihm einen guten Fort-
gang versprachen. Er war der wahre und ungezwei-
felte Erbe der Monarchie; jeder patriotische Franzo-
se richtete seine Augen auf ihn. Er selbst war erst
in seinem zwanzigsten Jahr und besaß die freundlich-
sten und gütigsten Eigenschaften, einen richtigen und
gesunden, obgleich nicht sehr starken Verstand. Die
Liebe zum Vergnügen verleitete ihn oft zum Müssig-
gang: allein mitten unter seinen Unordnungen blickte
doch sein gutes Herz hervor, und indem er zuweilen
seinen Muth und seine Thätigkeit zeigte, bewies er,
daß seine Nachläßigkeit nicht aus Mangel an wah-
rer Ehrliebe oder persönlicher Tapferkeit herrühre.
Der Hauptumstand, der den Engländern alle ihre
jetzigen Vortheile verschaft hatte, war der Haß des
Herzogs von Burgund gegen Karl'n, und da es schien,
als ob dieser Prinz mehr seiner Leidenschaft genugthun,
als auf seinen Nutzen sehen wollte; so war es dem
Regenten desto leichter, ihn durch Bezeugungen der
Hochachtung und des Zutrauens in dem Bündniß mit
England zu erhalten. Er richtete daher alle seine Be-
mühungen auf diese Absicht; und damit er National-
verbindungen durch Privatbande knüpfen möchte, voll-
zog er seine eigene Vermählung mit der Prinzeßin von
Burgund, die in dem Traktat zu Arras war beschlos-
sen worden. Der **Herzog von Bretagne**, dem 1423
Karls Minister viele Ursachen zum Mißvergnügen
gegeben hatten, war dem Traktat von Troyes schon
beygetreten: allein, da der Regent wuste, daß der
Herzog sich sehr von seinem Bruder, dem Grafen von
Richemont, regieren ließ; so bemühte er sich, die
Freundschaft dieses Herrn zu gewinnen, indem er die-
sem stolzen Prinzen Höflichkeiten und Dienste erwies.
Artur, Graf von Richemont, war in der

1423 Schlacht bey Azincourt in die Gefangenschaft gera-
then, hatte von dem letzten König in England viel
Güte genossen, und so gar auf sein Ehrenwort Er-
laubniß erhalten, eine Reise nach Bretagne zu thun,
wo der Zustand der Sachen seine Gegenwart erfor-
derte. Der Tod dieses siegreichen Monarchen erfolg-
te vor Richemonts Wiederkunft; und dieser Prinz
gab vor, da er persönlich Heinrich dem Fünften sein
Wort gegeben, so wäre er nicht verbunden, dasselbe
seinem Sohn und Nachfolger zu halten; eine Ausflucht,
die der Regent aus Klugheit übersah, weil er ihn
nicht zum Gehorsam zwingen konnte. Es wurde eine
am 17. April. Unterredung zu Amiens zwischen den Herzogen von **Bedford**, **Burgund** und **Bretagne** gehalten, wo-
bey der Graf von **Richemont** auch gegenwärtig
war; das Bündniß zwischen diesen Prinzen wurde er-
neuert, und der Regent bewegte Philippen, seine äl-
teste Schwester, eine Wittwe des verstorbenen Dau-
phins Ludwigs, mit dem Grafen von Richemont zu
vermählen. So wurde Artur mit dem Regenten
und dem Herzog von Burgund verwandt, und schien
durch sein Interesse gebunden zu seyn, dieselbe Ab-
sicht zu befördern, und den Fortgang der englischen
Waffen zu unterstützen.

Indem die Wachsamkeit des Herzogs von **Bed-
ford** beschäftiget war, diese Bundsgenossen, die we-
gen ihrer Nachbarschaft für ihn so wichtig waren, zu
gewinnen, oder fester mit sich zu verbinden, übersah
er doch den Zustand entfernter Länder nicht. Er ließ
den König Jakob von Schottland aus seinem Gefäng-
niß, und schloß so gar einen Bund mit ihm, um die
Schotten, die noch täglich nach Frankreich herüber
kamen, um unter den Fahnen des Dauphins, dessen
Konnetabel ihr Landsmann war, zu dienen, von die-
ser Hülfleistung abzuziehen. Ueber diesen politischen
Unterhandlungen vergaß er die Kriegsverrichtungen

keines-

keineswegs. Obgleich der vornehmste Sitz der Macht 1423
Karls in den südlichen Provinzen jenseits der Loire lag; so besassen doch seine Anhänger auch einige Festungen in Norden, und sogar in der Nachbarschaft von Paris, und Bedford muste diese Landschaften erst von Feinden säubern und den Rücken frey haben, ehe er an entferntere Eroberungen denken konnte.

Je mehr König Karl mit einem Einfall in die 1424
Provinzen, die ihm noch anhiengen, bedrohet wurde, desto nothwendiger war die Erhaltung aller festen Plätze, die er noch in den feindlichen Gegenden besaß. Der Herzog von Bedford hatte selbst die Stadt Yvri in der Normandie drey Monate lang belagert, und der tapfere Kommandant war gezwungen, zu kapituliren, da er sich nicht länger vertheidigen konnte. Er versprach, die Stadt zu übergeben, wenn bis zu einer bestimmten Zeit kein Entsatz käme. Karl erhielt Nachricht von diesen Bedingungen, und beschloß, einen Versuch zu Rettung dieses Orts zu wagen. Er versammlete mit einiger Mühe eine Armee von vierzehntausend Mann, wovon die Hälfte Schotten waren, und schickte sie dahin unter der Anführung des Konnetabels von **Bucham**, der den Grafen von **Douglas**, seinen Landsmann, den Herzog von **Alençon**, der den Muth seines bey Azincourt gebliebenen Vaters geerbt hatte, den Marschall **de la Fayette**, den Grafen von **Aumale**, und den Vicomte von **Narbonne** bey sich hatte. Als der Konnetabel noch ein Paar Meilen von Yvri entfernt war, sah er, daß er zu spät gekommen und daß der Ort schon übergeben war. Er wandte sich sogleich zur linken, und setzte sich vor **Verneuil**, welches die Einwohner ihm wider Willen der Besatzung übergaben. Bucham hätte sich ruhig, mit dem Ruhm, eine Eroberung gemacht zu haben, zurückziehen können: da er aber von Bedfords Ankunft hörte, fragte er die Herren, die bey

1424 ihm waren, wie man sich bey diesen Umständen verhalten solle? Die Klügern erklärten sich für den Rückzug, und stellten ihm unter andern vor, daß alles vorige Unglück der Franzosen aus ihrer Uebereilung, ohne Noth entscheidende Treffen zu wagen, hergeflossen, daß diese Armee die letzte Zuflucht des Königs und die einzige Vertheidigung der wenigen ihm noch übrigen Provinzen sey, u. s. w. Alle diese kluge Betrachtungen wurden von einem eitlen Ehrgeitz, dem Feinde nicht den Rücken zu kehren, überwogen, und man beschloß, die Ankunft des Herzogs von Bedford zu erwarten. Die beiden Armeen waren bey diesem Vorfall an Zahl beinahe gleich; und da die lange Dauer des Kriegs einige, obgleich unvollkommene Zucht eingeführt hatte, die jedoch hinreichend war, den Schein einiger Ordnung bey diesen

am 27. Aug. kleinen Armeen zu erhalten; so war das Treffen hartnäckig, zweifelhaft, und mit vielem Blutvergiessen von beiden Seiten verknüpfet. Der Konnetabel führte seine Truppen unter den Mauern von **Verneuil** auf, mit dem Entschluß, den Angriff der Feinde zu erwarten: allein, die Ungeduld des Vicomte von **Narbonne**, der seine Glieder trennte, und die ganze Schlachtordnung zwang, ihm in Eil und Verwirrung zu folgen, war die Ursache des Unglücks. Die englischen Bogenschützen, welche, ihrer Gewohnheit nach, Pallisaden vor sich gepflanzet hatten, schickten einem Pfeilregen über die Franzosen; und ob sie gleich zurückgetrieben wurden, so stellten sie sich doch bald wieder, und fuhren fort, eine grosse Niederlage unter ihren Feinden anzurichten. Unterdes drang der Herzog von **Bedford**, an der Spitze der schweren Reuterey, in die Franzosen, brachte die Glieder vollends in Unordnung, jagte sie vom Wahlplatz, und machte den Sieg v llständig und entscheidend. Der **Konnetabel** selbst, der Graf von **Douglas** und sein Sohn,

die

die Grafen von **Aumale**, **Tonnerre** und **Ventadour**, nebst vielen andern Rittern, **blieben im Treffen.** Der Herzog von **Alençon**, der Marschall de **la Fayette**, die Lords von **Gaucourt** und **Mortemar** nebst ohngefähr dreyhundert Rittern wurden **gefangen.** Es blieben ohngefähr viertausend Franzosen und sechzehnhundert Engländer, ein Verlust, der damals für so ungewöhnlich von Seiten des Siegers gehalten wurde, daß dieser alle Freudensbezeugungen über den Sieg verbot. Verneuil ergab sich am folgenden Tag mit Kapitulation. 1424

Der Zustand des Königs von Frankreich schien jetzt sehr schrecklich und fast verzweifelt zu seyn. Er hatte den Kern seiner Armee und die Tapfersten seines Adels in dieser unglücklichen Schlacht verlohren. Er hatte keine Hülfsquellen mehr, seine Truppen zu ergänzen und zu verstärken; es mangelte ihm so gar an Gelde zu seinem eigenen Unterhalt; und obgleich alle Pracht eines Hofs verbannt war, so konnte er doch kaum einen Tisch halten, der mit den nothwendigsten Speisen für ihn und seine wenige Bediente besetzt war. Jeder Tag gab ihm Nachricht von einigem Verlust oder Unglück. Städte, welche tapfer vertheidiget wurden, waren endlich gezwungen, sich aus Mangel an Unterstützung und Lebensmitteln zu ergeben; er sah seine Anhänger gänzlich verjagt aus allen Provinzen an der Nordseite der Loire, und konnte nichts anders erwarten, als daß er durch die vereinigten Kräfte seiner Feinde bald alle Länder verliehren würde, wovon er bisher noch Herr gewesen war; als sich eine Begebenheit zutrug, die ihn vom Rande des Untergangs rettete, und den Engländern eine solche Gelegenheit entriß, ihre Eroberungen zu vollenden, als sie nachher nie wieder erlangen konnten.

Jakobine oder **Jaqueline**, die **Gräfin von Hennegau und Holland**, und Erbin dieser Pro-

1424 Provinzen, hatte den Herzog Johann den Vierten von Brabant, einen leiblichen Vetter des Herzogs von Burgund, geheurathet *): allein, da sie, nach den gewöhnlichen Beweggründen der Prinzen, unglücklich gewählt hatte, so fand sie bald Ursache, ihre unglückliche Verbindung zu bereuen. Sie war eine Prinzeßin von männlichem Geist und ungemeinem Verstand: der Herzog von Brabant aber von zärtlicher Leibesbeschaffenheit und von schwachem Geiste; sie war in der Blüthe ihres Alters: er hatte nur erst das funfzehnte Jahr erreicht. Diese Ursachen hatten ihr so viel Verachtung, welche bald in Feindschaft ausbrach, wider ihren Gemahl eingeflößt, daß sie sich entschloß, eine Heurath aufzuheben, die vermuthlich noch durch nichts, als durch die Cärimonie geschlossen war. Der Zugang zu dem römischen Hof stand den Bitten dieser Art gemeiniglich sehr leicht offen, besonders wenn sie mit Macht und Geld unterstützt wurden: allein, da die Prinzeßin grosse Widersetzlichkeit von den Verwandten ihres Gemahls befürchtete und ungeduldig war, ihr Vorhaben auszuführen; so flüchtete sie nach England, und warf sich dem Herzog **Humphrey von Glocester**, der in Heinrichs des Sechsten und Bedfords Namen England regierte, in die Arme. Dieser Prinz hatte bey vielen edlen Eigenschaften den Fehler, daß er von einer ungestümen Gemüthsart und von heftigen Leidenschaften beherrschet wurde, und ließ sich durch die Reitze der Gräfin so wohl, als durch die Hofnung, ihre reiche Erbschaft zu besitzen, verleiten, sich ihr zum Gemahl anzubieten. Ohne eine päbstliche Dispensation zu erwarten, ohne sich um die Einwilligung des Herzogs von **Burgund** zu bewerben, ließ er sich in eine Eheverbindung mit Jaquelinen ein, und wollte sogleich den Besitz

*) Vorher hatte sie den Dauphin Johann zum Gemahl.

Besitz ihrer Güter haben. Herzog **Philipp** mißbil- 1424
ligte ein so übereiltes Verfahren. Ihn verdroß das Unrecht, das dem Herzog von Brabant, seinem nahen Verwandten, widerfuhr; er befürchtete, die Engländer möchten sich neben ihm auf allen Seiten festsetzen; und er sah die Folgen voraus, welche die ausgebreitete und uneingeschränkte Herrschaft dieser Nation begleiten würden, wenn sie noch vor der völligen Befestigung ihrer Macht einen Bundsgenossen beschimpften, dem sie schon so viel zu danken hatten. Er munterte daher den Herzog von Brabant zur Widersetzlichkeit auf; er bewegte viele von Jaquelinens Unterthanen zur Partey dieses Prinzen; er schickte selbst Truppen zu dessen Unterstützung ab; und da der Herzog von Glocester dennoch bey seinem Vorsatz blieb, so entstand daraus ein heftiger Krieg in den Niederlanden. Der Streit wurde bald so wohl persönlich als politisch. Der englische Prinz schrieb an den Herzog von Burgund, beklagte sich, daß er sich seinen Ansprüchen widersetze, und ob er sich gleich überhaupt freundschaftlicher Ausdrücke in seinem Brief bediente; so erwähnte er doch einige Falschheiten, wozu Philipp sich bey diesen Unterhandlungen hatte verleiten lassen. Dieser unvorsichtige Ausdruck wurde sehr übel aufgenommen; der Herzog von Burgund drang darauf, daß er ihn wiederrufen sollte; und bey dieser Gelegenheit fielen Herausforderungen und andre Feindseligkeiten von beiden Seiten vor.

Der Herzog von **Bedford** konnte die schlim- 1425
men Folgen eines so unzeitigen und unvorsichtigen Streits leicht voraussehen. Die nöthigen Hülfsvölker, die er aus England erwartete, wurden von seinem Bruder in Holland und Hennegau gebraucht. Die Truppen des Herzogs von **Burgund**, worauf er sich gleichfalls verlassen hatte, wurden ihm durch eben diesen Krieg entwendet, und ausser diesem doppelten

Verlust

1425 Verlust stand er in grosser Gefahr, den ganzen Beistand dieses Prinzen zu verliehren. Alle diese Gründe stellte er dem Herzog von **Gloceſter**, seinem Bruder, nachdrücklich vor; er bemühte sich, den Zorn des Herzogs von Burgund zu mildern; er suchte diese beide Prinzen zu versöhnen: allein in keiner seiner Bemühungen war er glücklich; und er fand, daß die heftige Gemüthsart seines Bruders immer das gröste Hinderniß eines Vergleichs war. Aus dieser Ursache sah er sich genöthiget, an statt den bey Verneuil erfochtenen Sieg weiter zu treiben, eine Reise nach England zu thun, und durch seinen Rath und sein Ansehen zu versuchen, ob er den Herzog von Gloceſter zu einem mäßigern Verhalten bereden könnte. Unterdes hatte auch der Herzog von Burgund eine Bulle erhalten, wodurch nicht allein Jaquelinens Vermählung mit dem Herzog von Gloceſter für ungültig erklärt, sondern auch ausgemacht wurde, daß es ihr, auch wenn der Herzog von Brabant sterben sollte, nicht erlaubt wäre, sich mit dem englischen Prinzen zu vermählen. Herzog Humphrey verzweifelte an einem guten Ausgang, und heurathete ein Frauenzimmer von niedrigem Stande, welches schon eine Zeitlang seine Maitresse gewesen war. Der Herzog von Brabant starb, und seine Witwe war genöthiget, ehe sie ihre Güter wieder in Besitz nehmen konnte, den Herzog von Burgund zu ihrem Erben zu erklären, im Fall sie unbeerbt stürbe, und zu versprechen, daß sie sich ohne seine Bewilligung nicht wieder vermählen wollte. Allein, obgleich die Sache solchergestalt zu Philipps Vortheil geendiget war, so ließ sie doch einen unangenehmen Eindruck in seinem Gemüth zurück. Sie erregte bey ihm die grosse Eifersucht wider die Engländer, und öfnete ihm die Augen für sein wahres Interesse; und da nichts, als seine Feindseligkeit wider Karl'n, ihn zu einer Verbin-

dung

dung mit jenen verleitet hatte, so gab sie dieser Leiden- 1425
schaft durch eine andre von eben der Art ein Gegenge-
wicht, das am Ende überwiegend wurde, und ihn
nach und nach wieder zu seinen natürlichen Verbin-
dungen mit seinem Geschlecht und seinem Vaterland
brachte.

Um eben diese Zeit fieng der Herzog von **Bre-**
tagne an, sich dem Bündniß mit England zu entzie-
hen. Sein Bruder, der Graf von **Richemont**,
war dem Besten Frankreichs sehr geneigt, ob er gleich
durch seine Gemahlin mit den Herzogen von Burgund
und Bedford verwandt war; und er gab den Vor-
schlägen, welche Karl ihm that, um seine Freund-
schaft zu erlangen, leicht Gehör. Die grosse Bedie-
nung eines **Konnetabels**, die durch den Tod des
Grafen von Bucham erlediget war, wurde ihm im
vorigen Jahr angeboten, und sein kriegerischer Geist
nahm dies Amt nicht allein an, sondern er beredete
auch seinen Bruder zu einem Bündniß mit dem König
von Frankreich.

In dieser Lage fand der Herzog von Bedford bey 1426
seiner Rückkehr die französischen Angelegenheiten, nach-
dem er sich acht Monate in England aufgehalten hat-
te. Der Herzog von Burgund war sehr mißvergnügt.
Der Herzog von Bretagne hatte sich in Verbindun-
gen mit Karl'n eingelassen, und diesem Prinzen für
sein Herzogthum den Eid der Treue geschworen. Die
Franzosen hatten Zeit gehabt, sich von dem Erstau-
nen zu erholen, worinn sie durch ihr vielfältiges Un-
glück gerathen waren. Es trug sich überdem eine
Begebenheit zu, die ihren Muth sehr ermunterte.
Der Graf von **Warwick** hatte **Montargis** am
Flusse Loing mit einer kleinen Armee von dreytausend
Mann belagert; und es war mit dem Platz aufs Aeus-
serste gekommen, als der **Bastard von Orleans**
ihn zu entsetzen unternahm. Dieser General, der

ein

1426 ein natürlicher Sohn des vom Herzog von Burgund ermordeten Prinzen war, und nachher zum **Grafen von Dünois und Longueville** ernannt wurde, führte sechzehn hundert Mann nach Montargis, und griff die Laufgräben des Feindes mit so vieler Tapferkeit und Klugheit an, daß er nicht nur in den Ort drang, sondern auch den Grafen von Warwik zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Dies war die erste merkwürdige That, die den Ruhm des Grafen von Dünois ausbreitete, und ihm den Weg zu allen den grossen Ehrenstellen bahnte, wozu er nachmals gelangte. Doch hatte der wegen seiner Unerschrockenheit sehr berühmte Ritter **la Hire** an dem Entsatz der Stadt Montargis auch grossen Antheil.

1427 Aber der Regent erneuerte bald durch seine Ankunft das Ansehn der englischen Waffen durch eine wichtige Unternehmung, die er glücklich durchtrieb. Er brachte in kleinen Haufen heimlich eine ansehnliche Armee an den Gränzen von **Bretagne** zusammen, und fiel so unvermuthet in diese Provinz, daß der Herzog, der ihm nicht widerstehen konnte, in alle von ihm verlangte Bedingungen willigte. Er entsagte dem Bündniß mit den Franzosen, und versprach, den Traktat von Troyes zu beobachten; er erkannte den Herzog von Bedford für den Regenten von Frankreich, und versprach, dem König Heinrich für sein Herzogthum den Eid der Treue zu schwören. Nachdem sich der englische Prinz also von einem gefährlichen Feind, den er im Rücken hatte, befreyet, beschloß er die Belagerung der Stadt **Orleans**. Denn weil er in das südliche Frankreich eindringen wollte; so muste er mit diesem Ort anfangen, der unter den gegenwärtigen Umständen der wichtigste im Reich gewor-

1428 den war. Die Anführung bey diesem Unternehmen übergab er dem Grafen von **Salisbury**, der ihm neulich eine Verstärkung von sechstausend Mann aus

Eng-

England überbracht, und sich durch seine Geschicklich- 1428
keit in dem gegenwärtigen Krieg schon sehr hervorge-
than hatte. Salisbury gieng über die Loire, bemäch-
tigte sich vieler kleiner Oerter an dieser Seite um Or-
leans; und da man hieraus seine Absichten erkannte,
so wendete der König von Frankreich alles an, die
Stadt zu einer langwierigen Belagerung vorzuberei-
ten. Der Graf von Salisbury nahete sich dem Orte Im Okt.
mit einer Armee, die nur aus zehntausend Mann be-
stand; und da es nicht möglich war, mit einer so klei-
nen Macht diese grosse Stadt, welche die Brücke über
die Loire bestreichen konnte, einzuschliessen; so setzte er
sich an der Südseite gegen Sologne, und überließ die
andern Seiten gegen Beauce dem Feinde. Er griff
hierauf die Festungswerke an, die den Zugang zu der
Brücke sicherten; und nach einem hartnäckigen Wi-
derstand nahm er verschiedene derselben ein, wurde
aber selbst von einer Kanonenkugel beym Recognosci-
ren erschossen. Der Graf von **Suffolk** folgte ihm
im Kommando; und da er mit einer grossen Menge
von Engländern und Burgundern verstärkt war, gieng
er mit der Hauptarmee über den Strom, und schloß
Orleans von der andern Seite ein. Da es jetzt mit-
ten im Winter war, und Suffolk es beschwerlich fand,
in dieser Jahrszeit rund herum Verschanzungen zu zie-
hen, so begnügte er sich vorerst damit, daß er in ver-
schiedenen Entfernungen Redouten aufwerfen ließ,
worinn seine Leute sicher seyn, und die Zufuhr aufhe-
ben konnten, die der Feind in den Ort zu bringen ver-
suchen möchte. Ob er gleich in seinem Lager unter-
schiedene Stücke groben Geschützes hatte — und dies
ist die erste Belagerung in Europa, wobey man fand,
daß **Kanonen** wichtige Dienste leisten — so war
doch die Ingenieurwissenschaft noch so unvollkommen,
daß Suffolk sich mehr darauf verließ, die Stadt
durch Hunger, als durch Gewalt einzunehmen; und

1428 er war Willens, die Circumvallation im Frühjahr vollständiger zu machen, indem er Gräben von einer Redoute zur andern ziehen wollte. Unzählbare Heldenthaten wurden in diesem Winter sowohl von den Belagerern als Belagerten verrichtet. Es wurden kühne Ausfälle gethan; zuweilen wurden Lebensmittel in die Stadt gebracht, oft wurden sie auch aufgefangen: doch war die Zufuhr zu dem, was verzehrt wurde, niemals hinreichend; und die Engländer schienen der Vollendung ihres Unternehmens täglich, wiewohl mit kleinen Schritten, näher zu kommen. Al-
1429 lein, so lang sie sich in dieser Lage befanden, verheerten die französischen Parteyen alle Landschaften umher; und die Belagerer, die ihren Unterhalt in einiger Entfernung holen musten, waren selbst der Gefahr des Mangels und Hungers ausgesetzt. Sir **Johann Fastolfe** führte eine starke Lieferung von allerhand Lebensmitteln herbey, als er von den Franzosen unter der Anführung der Grafen von **Clermont** und **Dünois** angegriffen wurde. Fastolfe zog sich hinter seinen Wagen: aber die französischen Anführer, die zu vorsichtig waren, ihn in dieser Stellung anzugreifen, schossen mit ihrem Feuergewehr auf die hinter den Wagen stehenden Bogenschützen: weil aber dies für die Schotten zu langweilig wurde, rückten sie aus der Linie des Treffens hervor, und veranlaßten ein hartnäckiges Handgemenge, worinn Fastolfe siegete. Der Graf von Dünois wurde verwundet, und über vier hundert Franzosen und fünfhundert Schotten blieben auf der Stelle. Dieser Vorfall, der bey den jetzigen Umständen sehr wichtig war, wurde gemeiniglich die **Heringsschlacht** genennt, weil die Bedeckung eine grosse Menge von Lebensmitteln dieser Art für die englische Armee in der Fastenzeit mitbrachte.

Karl schien jetzt nur Ein Mittel zur Rettung der schon so lang eingeschlossenen Stadt zu haben.

Der

Der Herzog von **Orleans**, der noch immer in Eng- 1429
land gefangen war, erhielt die Einwilligung des Protektors und des Raths, daß alle seine Güter während des Kriegs parteylos bleiben dürften, und zu desto grösserer Sicherheit dem Herzog von **Burgund** übergeben werden sollten. Dieser Prinz, der jetzt weniger ernstlich, als vormals, für das Beste der Engländer sorgte, reiste nach Paris, und trug dies dem Herzog von **Bedford** vor: allein der Regent erwiederte sehr kaltsinnig, er wäre nicht Willens, die Mühe zu haben, und andern den Nutzen zu überlassen. Eine Antwort, die den Herzog so sehr erzürnte, daß er alle Burgundische Truppen, die sich bey Belagerung der Stadt Orleans befanden, zurück rief. Der Ort wurde unterdes von den Engländern täglich enger eingeschlossen; die Besatzung und die Einwohner fiengen schon an, grossen Mangel zu empfinden; Karl verzweifelte schon, eine Armee zusammen zu bringen, die sich wagen dürfte, den feindlichen Laufgräben sich zu nähern, und gab die Stadt nicht nur verlohren, sondern hatte auch sehr schlechte Aussichten, in Ansehung des ganzen Zustandes seiner Angelegenheiten. Er sah, daß das Land, worinn er sich bisher mühselig erhalten, den Einfällen eines mächtigen und siegenden Feindes gänzlich offen stehen würde; und er redete schon davon, daß er sich mit dem Ueberrest seiner Macht zurück nach Languedok und in das Delphinat ziehen, und sich in dieser entfernten Gegend so lang, als möglich, vertheidigen wollte. Aber es war ein Glück für diesen guten Herrn, daß er sich von dem Frauenzimmer beherrschen ließ; und daß die Damen, die er zu Rathe zog, Herz genug hatten, seinen sinkenden Muth in dieser grossen Gefahr aufzurichten. **Marie von Anjou**, seine Gemahlin, eine Prinzessin von grossen Verdiensten und vieler Klugheit, widersetzte sich heftig diesem Entschluß, der, wie sie vor-

1429 her sah, allen seinen Anhängern den Muth rauben, und für sie ein allgemeines Zeichen seyn würde, einen Prinzen zu verlassen, der selbst an seiner Sache zu verzweifeln schien. Auch seine Maitresse, die schöne **Agnes Sorel**, die in völliger Freundschaft mit der Königin lebte, unterstützte alle ihre Vorstellungen, und drohte, wenn er auf diese kleinmüthige Art das Scepter von sich werfen würde, so wollte sie an dem englischen Hof ein Glück suchen, das ihren Wünschen besser entspräche. Die Liebe war fähig, in Karls Brust denjenigen Muth zu erregen, welchen Ehrgeiz nicht hervorzubringen vermocht hatte. Er entschloß sich, seinem gebieterischen Feind einen jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, und lieber mit Ehre unter seinen Freunden umzukommen, als unrühmlich seinem Unglück nachzugeben; als ihm unvermuthet ein Entsatz von einem andern Frauenzimmer, von ganz anderm Charakter, zugebracht wurde, welches eine der sonderbarsten Veränderungen, die man in der Geschichte antrift, verursachte.

In dem Dorfe **Dom-Remy** bey Vaucouleurs, an der Gränze von Lothringen, lebte ein Landmädchen von sieben und zwanzig Jahren, mit Namen **Johanne d'Arc**, welche in einem kleinen Wirthshause diente, und sich angewöhnt hatte, die Pferde der Gäste zu warten, mit denselben ungesattelt zur Tränke zu reiten, und andre Dinge zu verrichten, die in grossen Wirthshäusern sonst den Mannspersonen zukamen. Dies Mädchen führte ein ehrbares Leben, war aber bisher eben nicht bemerkt worden. Man kann sich leicht vorstellen, daß der damalige Zustand Frankreichs eine interessante Sache, selbst für Leute von dem geringsten Stande, gewesen, und öfters eine Materie ihrer Gespräche geworden sey. Die Belagerung von Orleans, das Glück der englischen Waffen vor diesem Orte, die grosse Noth der Besatzung und

der

der Einwohner, die Wichtigkeit der Rettung der Stadt 1429
und ihrer tapferer Vertheidiger hatten die Augen der ganzen Welt dahin gezogen; und es kam der Johanne, die von den allgemeinen Gesinnungen entflammt war, ein heftiges Verlangen an, ihrem Oberherrn in seinem gegenwärtigen Unglück einen Entsatz zu verschaffen. Ihr unerfahrner Geist, der Tag und Nacht an diese so geliebte Entschliessung dachte, nahm den Trieb ihrer Leidenschaften für göttliche Eingebungen an, und bildete sich ein, sie sähe Erscheinungen und hörte Stimmen, die sie ermahnten, die Feinde des Vaterlandes zu vertreiben. Eine ungewöhnlich unverzagte Gemüthsart machte, daß sie alle Gefährlichkeiten übersah, die ihr auf einem solchen Weg folgen möchten; und da sie vom Himmel zu dieser Verrichtung bestimmt zu seyn glaubte, so setzte sie alle Blödigkeit bey Seite, welche gemeiniglich ihrem Geschlechte, ihren Jahren und ihrem niedrigen Stande anhängen. Sie kam zu **Baudricourt**, dem Kommandanten zu Vaucouleurs, verschafte sich Zutritt zu demselben, benachrichtigte ihn von ihren Eingebungen und Absichten, und beschwur ihn, die Stimme Gottes, die durch sie spräche, nicht zu verachten, sondern diese himmlische Offenbahrungen, die sie zu dieser rühmlichen Unternehmung antrieben, zu unterstützen. **Baudricourt** begegnete ihr Anfangs mit Kaltsinn, hielt sie für besessen und wollte sie deswegen exorcisiren lassen: allein, da sie zum drittenmal wiederkam, und ungestüm anhielt, bemerkte er endlich etwas ausserordentliches an dem Mädchen, und wurde geneigt, auf alle Gefahr einen so leichten Versuch zu machen. Es ist ungewiß, ob dieser Herr Urtheilskraft genug besaß, einzusehen, daß er bey dem gemeinen Mann mit einer so ungewöhnlichen Maschine viel ausrichten könnte; oder, welches bey Betrachtung dieser leichtglaubigen Zeiten wahrscheinlicher wird, ob er selbst ein Prose-

1429 lyt dieser Schwärmerey wurde; genug, er nahm endlich den Vorschlag der Johanne an, und gab ihr einige Begleiter, die sie nach dem französischen Hof führten, der sich damals zu **Chinon** in Touraine aufhielt.

Man sagt, daß Johanne, als sie vor den König geführt worden, ihn sogleich gekannt habe, ob sie gleich sein Gesicht vorher niemals gesehen, und er sich mit Fleiß unter einen Haufen von Hofleuten versteckt, und von seinem Anzug und seiner Kleidung alles abgelegt hatte, was ihn hätte kenntlich machen können; daß sie sich im Namen des allmächtigen Schöpfers angeboten habe, die Belagerung von Orleans aufzuheben, und ihn nach Reims zu führen, um daselbst gekrönt und gesalbt zu werden; und da er ihr wegen ihrer göttlichen Sendung einige Zweifel gemacht, ihm ein Geheimniß entdeckt habe, welches auser ihm niemand gewust, und das ihr nichts als himmlische Eingebung hätte entdecken können; daß sie ferner zum Werkzeug ihrer künftigen Siege ein besonderes Schwerd gefordert habe, das in der Katharinenkirche zu Fierbois aufgehoben wurde, und das sie, ob sie es gleich niemals gesehen, nach allen Kennzeichen beschrieben, und sogar den Ort angezeigt habe, wo es lange gelegen hatte, ohne daß jemand darauf geachtet. So viel ist gewiß, daß alle diese wunderbare Geschichten in der Absicht ausgestreuet wurden, um den Pöbel zu hintergehen. Je mehr der König und seine Minister entschlossen waren, diesem Blendwerk Raum zu geben, desto mehr stellten sie sich, als wenn sie zweifelten. Eine Versammlung von Theologen untersuchte die Sendung der Johanne mit vieler Vorsichtigkeit, und fand, daß sie ungezweifelt und übernatürlich sey. Sie wurde zu dem Parlement nach Poitiers geschickt und auch von dieser Versammlung geprüft. Die Präsidenten und die Räthe, die von

ihrem Betrug überzeugt zusammenkamen, giengen 1429
von ihrer Eingebung überführt wieder auseinander. Nach diesen künstlichen und vorsichtigen Zubereitungen wurde endlich die Bitte des Mädchens erfüllt. Sie wurde vom Kopf bis auf die Füsse bewafnet, auf ein Pferd gesetzt, und in diesem kriegerischen Anzuge dem ganzen Volk gezeigt. Ihre Geschicklichkeit, das Pferd zu regieren, wurde, ob sie sich gleich dieselbe in ihren vormaligen Dienst erworben, für einen neuen Beweis ihrer Sendung angesehn, und sie wurde mit den frölichsten Zurufungen von den Zuschauern aufgenommen. Ihre vorige Beschäftigung wurde so gar geläugnet; sie war nicht mehr die Dienstmagd eines Gastwirths: sie wurde in eine Schäferin verwandelt; eine Idee, die der Einbildung weit angenehmer war! Um sie noch wichtiger zu machen, wurden beinahe zehn Jahre von ihrem Alter abgezogen, und solchergestalt alle Empfindungen der Liebe und der ritterlichen Tapferkeit mit der Schwärmerey verbunden, um die Einbildung des Volks mit Vorurtheilen für sie einzunehmen.

Als nun die Maschine bis zum völligen Glanz aufgeputzt war; so wollte man ihre Kraft wider den Feind versuchen. **Johanne** wurde nach Blois geschickt, wo eine grosse Zufuhr für Orleans zubereitet und eine Armee von zehntausend Mann, unter der Anführung des Herrn von Sainte-Severe, des Grafen von Dünois und des Ritters la Hire, versammlet war, sie zu begleiten. Sie befahl, daß alle Soldaten vor Antretung des Zugs beichten sollten; sie verbannte alle berüchtigte Frauenspersonen aus dem Lager; sie führte in ihrer Hand eine geheiligte Fahne, worauf das höchste Wesen vorgestellet war, den Erdball in der Hand haltend und mit Lilien umgeben. Kraft ihrer prophetischen Sendung drang sie darauf, daß die Zufuhr von der Seite von Beauce gerades

1429 Wegs in Orleans einziehen sollte: allein der Graf von Dünois, der die Regeln der Kriegskunst ihren Eingebungen nicht unterwerfen wollte, befahl, daß sie von der andern Seite des Flusses anrücken sollte; wo er wuste, daß der schwächste Theil der englischen Armee gestellt war. Da die Zufuhr sich dem Flusse näherte, am 29. April. that die Besatzung einen Ausfall an der Seite von Beauce, um den englischen Feldherrn zu hindern, daß er keine Hülfe nach der andern Seite schicken möchte. Die Lebensmittel wurden ruhig in Boote geladen, welche die Einwohner von Orleans geschickt hatten, um sie einzunehmen; das Mädchen bedeckte mit ihren Truppen die Einschiffung; Suffolk wagte es nicht, sie anzugreifen, und der französische General führte die Bedeckung sicher nach Blois zurück; eine Veränderung der Sachen, die eine den Umständen gemässe Würkung auf die Gemüther beider Parteyen that! Das Mädchen zog in die Stadt Orleans ein, in ihrem kriegerischen Anzug und mit ihrer Fahne, und wurde von allen Einwohnern als eine himmlische Erretterin aufgenommen. Sie hielten sich nun für unüberwindlich unter ihrer heiligen Anführung; und Dünois selbst, der eine so grosse Verwunderung an Freunden und Feinden bemerkte, willigte darein, daß die nächste Zufuhr, die in wenig Tagen erwartet wurde, von am 4. May. der Seite von Beauce einziehen sollte. Die Zufuhr näherte sich; kein Zeichen einer Widersetzung wurde an den Belagerern wahrgenommen; die Wagen und Truppen giengen ungehindert zwischen den Redouten der Engländer durch; todte Stille und Erstaunen herrschten unter diesen Truppen, die vormals so stolz auf ihre Siege und im Treffen so kühn waren. Das Mädchen ermahnte die Besatzung, sich nicht länger blos zu vertheidigen, und versprach ihren Anhängern den Schutz des Himmels, wenn sie die Redouten der Feinde, für denen sie sich so lang gefürchtet, beherzt

herzt angriffen. Die Generale unterstützten ihren 1429
Eifer; man stürmte eine Redoute, und eroberte sie. Alle Engländer, die sie vertheidigten, wurden entweder niedergehauen oder gefangen genommen: und Sir Johann Talbot selbst, der einige Truppen aus den andern Redouten zusammen gezogen hatte, um sie zu unterstützen, wagte sich nicht ins Feld gegen einen so schreckbaren Feind. Nichts schien dem Mädchen und ihren enthusiastischen Anhängern nach diesem Glücke mehr unmöglich. Sie nöthigte die Generale, die Hauptarmee der Engländer in ihren Verschanzungen anzugreifen: aber Dünois, der das Schicksal Frankreichs durch gar zu grosse Verwegenheit nicht aufs Spiel setzen wollte, und einsah, daß der geringste Wechsel des Glücks alle gegenwärtige Blendwerke vernichten, und alles wieder in den vorigen Stand setzen würde, hemmte ihre Heftigkeit, und schlug ihr vor, zuerst den Feind aus den Schanzen an der andern Seite des Flusses zu vertreiben, und solchergestalt die Gemeinschaft mit dem Lande zu eröfnen, ehe sie eine gefährlichere Unternehmung versuchte. Johanne ließ sich bereden, und diese Schanzen wurden muthig angegriffen. In einem Angriff wurden die Franzosen zurückgeschlagen; das Mädchen war fast gänzlich verlassen; sie war genöthiget, sich zurück zu begeben, und die Flüchtlinge wieder zu sammlen: da sie aber ihre Fahne fliegen ließ, und ihnen Muth zurief, kehrten sie zum Angriff zurück, und überwältigten die Engländer. Bey dem Angriff einer andern Schanze wurde sie von einem Pfeil am Halse verwundet; sie gieng einen Augenblick hinter die Angreifenden; sie zog den Pfeil mit ihren eigenen Händen heraus, ließ die Wunde geschwind verbinden, eilte zurück, die Truppen wieder anzuführen, und pflanzte ihre siegreiche Fahne auf die Wälle des Feindes.

1429 Es hätte für den Grafen von **Suffolk** höchst gefährlich werden können, mit seinen furchtsamen Truppen länger in der Gegenwart eines so muthigen
am 8. May. und siegenden Feindes zu bleiben; daher hob er die Belagerung auf, und zog sich mit aller möglichen Vorsicht zurück. Die Franzosen beschlossen, ihre Eroberungen weiter zu treiben, und den Engländern keine Zeit zu lassen, daß sie sich von ihrer Bestürzung erholen könnten. Karl brachte sechstausend Mann zusammen, und schickte sie ab, **Jergeau** anzugreifen, wohin Suffolk sich mit einem Theil seiner Armee gezogen hatte. Die Belagerung daurete zehn Tage, und der Ort wurde hartnäckig vertheidiget. Johanne zeigte ihre gewöhnliche Unerschrockenheit bey dieser Gelegenheit. Sie stieg bey Anführung des Sturms in den Graben, und hier bekam sie einen Schlag am Kopf von einem Stein, wodurch sie betäubt wurde und zu Boden fiel; allein, sie erholte sich bald wieder, und machte, daß der Sturm glücklich ablief. Suffolk war genöthiget, sich gefangen zu geben. Der Rest der englischen Armee wurde von **Fastolfe, Scales** und **Talbot** angeführt, welche an nichts anders dachten, als wie sie sich, so bald es möglich, in einen sichern Ort ziehen möchten, indem die Franzosen es so gut als für einen Sieg hielten, wenn sie sie einholten.

am 18. Jun. Die Vortruppen der Franzosen unter den Herren von **Beaumanoir, Saintrailles, la Hire, Lore** und **Termes** griffen den Nachzug der Engländer bey dem Dorfe **Patai** an; das Treffen daurete keinen Augenblick; die Engländer wurden zerstreuet, und flohen; der tapfere **Fastolfe** selbst gab seinen Truppen ein Beispiel im Fliehen, und der Orden des Hosenbandes wurde ihm genommen, zur Strafe für dieses Beispiel der Zaghaftigkeit. Zweytausend Mann wurden in diesem Treffen erschlagen, und sowohl **Talbot** als **Scales** gefangen genommen.

Bey der Erzählung aller dieser glücklichen Vor- 1429
fälle sagen die französischen Schriftsteller, um das Wunder recht groß zu machen, von dem Mädchen — welches jetzt unter dem Namen des **Mädchen von Orleans** bekannt war — daß es sich nicht nur thätig im Treffen bewiesen, sondern auch das Amt eines Generals verrichtet habe; indem es die Truppen geleitet, die Kriegsunternehmungen geführt, und in jedem Kriegsrathe die Berathschlagungen regiert habe. Es ist gewiß, daß die Staatsklugheit des französischen Hofs sich bemühte, diesen Schein bey dem Publikum zu erhalten. Allein, es ist weit wahrscheinlicher, daß Dünois und die klügsten Anführer ihr alle ihre Maasregeln eingaben, als daß ein Landmädchen ohne Erfahrung und Unterricht auf einmal so erfahren in einer Kunst geworden sey, welche mehr Genie und Fähigkeit erfordert, als ein jeder anderer thätiger Auftritt des Lebens. Ruhm genug für sie, daß sie Personen zu wählen wuste, auf deren Urtheil sie sich verlassen konnte; daß sie die Winke und Gedanken derselben annehmen und die Meinungen derselben geschwind als ihre eigene vortragen, und daß sie ihren schwärmerischen Geist zu rechter Zeit im Zaum halten und ihn mit Klugheit und Ueberlegung mäßigen konnte.

Der Entsatz der Stadt Orleans war eines von den Versprechen, die das Mädchen dem König Karl gethan hatte; seine Krönung zu Reims war die andere, und jetzt bestand sie heftig darauf, daß er von Stund an zu diesem Vornehmen schreiten sollte. Einige Wochen früher würde ein solcher Vorschlag der rasendeste von der Welt geschienen haben. **Reims** lag in einem entlegenen Theil des Königreichs, war damals in den Händen eines siegenden Feindes; der ganze Weg, der dahin führte, war von ihm besetzt, und die feurigste Einbildung konnte nicht denken, daß

ein

1429 ein solcher Versuch so bald möglich gemacht werden könnte. Allein, weil **Karl'n** sehr viel daran gelegen war, den Glauben zu erhalten, als wenn etwas Ausserordentliches und Göttliches bey diesen Begebenheiten vorwaltete, und sich die gegenwärtige Bestürzung der Engländer zu Nutzen zu machen, so reiste er nach **Reims**, an der Spitze von zwölftausend Mann. **Troyes** öffnete ihm die Thore; **Chalons** folgte diesem Beispiel; **Reims** schickte ihm die Schlüssel der Stadt entgegen, ehe er noch daselbst ankam, und auf dem Wege dahin merkte er kaum, daß er durch
am 17. Jul. ein feindliches Land zöge. Bey der **Salbung** und **Krönung** stand das Mädchen von Orleans dem König zur Seite, in völliger Rüstung und mit ihrer Fahne in der Hand, und das Volk erhob mit der aufrichtigsten Freude ein grosses Frohlocken. Nach Vollendung dieser Cärimonie warf das Mädchen sich zu den Füssen des Königs, umfaßte seine Knie, und wünschte unter Vergiessung vieler Freudenthränen Glück zu dieser besondern und wunderbaren Begebenheit. Als Karl solchergestalt gekrönt und gesalbet war, wurde er ehrwürdiger in den Augen aller seiner Unterthanen, und schien gewissermassen sein Recht auf ihren Gehorsam durch einen göttlichen Befehl von neuem erhalten zu haben. **Laon, Soissons, Chateau-Thierri, Provins** und viele andere Städte und Festungen in jenen Gegenden unterwarfen sich bey der ersten Aufforderung, und die ganze Nation war geneigt, ihrem König die eifrigsten Zeugnisse ihrer Pflicht und Zuneigung zu geben.

Nichts kann uns von der Weisheit, Geschicklichkeit und Entschlossenheit des Herzogs von **Bedford** einen höhern Begriff machen, als daß er fähig war, in einer so gefährlichen Lage aufrecht zu bleiben, und in Frankreich noch Fuß zu behalten, nachdem so viele Oerter von ihm abgefallen und die übrigen alle

geneigt

geneigt waren, diesem ansteckenden Beispiel zu folgen. 1429
Er wendete jedes Hülfsmittel an, das das Glück ihm noch gelassen hatte; er setzte alle englische Besatzungen in Vertheidigungsstand; er hatte ein wachsames Auge auf jeden Versuch der Franzosen, einen Aufstand zu erregen; er erhielt die Pariser im Gehorsam, indem er bald gute Worte gab, bald Strenge brauchte; und da er wuste, daß der Herzog von Burgund in seiner Treue wankte, so wendete er so viel Klugheit an, daß er bey diesen gefährlichen Umständen ein Bündniß erneuerte, das für das Ansehn und die Erhaltung der englischen Regierung so wichtig war. Der geringe Zuschuß, den er aus England erhielt, setzet die Talente dieses grossen Mannes in ein noch grösseres Licht. Inzwischen trug sichs glücklicher Weise zu, daß der **Bischof von Winchester**, der neulich Kardinal geworden war, mit fünftausend Mann zu Calais landete, die er nach Böhmen zu einem Kreutzzug wider die Hußiten führen wollte. Er ließ sich bereden, diese Truppen seinem Vetter, dem Herzog von **Bedford**, zu leihen, und dadurch wurde dieser in den Stand gesetzt, ins Feld zu ziehen, und sich dem König von Frankreich, der mit seiner Armee gegen die Thore der Hauptstadt anrückte, widersetzen zu können.

Die ausserordentliche Fähigkeit des Herzogs von Bedford leuchtete auch aus seinen Kriegsunternehmungen hervor. Er suchte seinen Truppen dadurch wieder Muth zu machen, daß er seinem Feinde dreist unter die Augen rückte: allein, er suchte seine Stellungen mit so vieler Vorsicht aus, daß er ein Treffen gänzlich vermeiden, und auch Karl'n den Angriff unmöglich machen konnte. Er begleitete diesen Prinzen bey allen seinen Bewegungen, deckte seine eigene Städte mit Besatzungen, und hielt sich allzeit so, daß er von einer jeden Unvorsichtigkeit und von jedem Fehltritt

1429 tritt des Feindes Vortheil ziehen konnte. Die französische Armee, die größtentheils aus Freiwilligen bestand, die auf ihre eigene Kosten dienten, zog sich bald nachher wieder zurück, und wurde auseinander gelassen. **Karl** kam wieder nach **Bourges**, seiner ordentlichen Residenz: aber nicht eher, als bis er sich der Städte **Compiegne**, **Beauvais**, **Senlis**, **Sens**, **Laval**, **Lagni**, **St. Denis** und verschiedener anderer Oerter um **Paris** bemächtiget, welche die Zuneigung des Volks seinen Händen übergeben hatte.

1430 Der Regent bemühte sich, die Abnahme seiner Sachen dadurch zu ersetzen, daß er den jungen **König von England** herüber brachte, und ihn zu **Paris** zum König von Frankreich krönen und ausrufen ließ. Alle Kronvasallen, die in den Provinzen lebten, die die Engländer besassen, schwuren ihm von neuem Gehorsam, und leisteten ihm den Eid der Treue. Allein, diese Cärimonie war kalt und unschmackhaft in Vergleichung der neulichen Krönungsfeierlichkeiten zu Reims, und der Herzog von Bedford erwartete mehr Würkung von einem Vorfall, der diejenige Person in seine Hände brachte, welche die Urheberin alles seines Unglücks gewesen war — Das **Mädchen von Orleans** erklärte dem Grafen von **Dunois** nach der Krönung Karls, daß ihre Wünsche jetzt erfüllt wären, und daß sie nun nichts weiter verlange, als wieder zu ihrem vorigen Stande, den Beschäftigungen und der Lebensart, die ihrem Geschlecht zukäme, zurück zu kehren: allein, dieser Herr, der den grossen Vortheil erkannte, den er von ihrer Gegenwart bey der Armee ziehen konnte, ermunterte sie, fortzufahren, bis sie durch eine gänzliche Vertreibung der Engländer alle ihre Prophezeihungen völlig in Erfüllung gebracht hätte. Zufolge dieses Raths warf sie sich in die belagerte Stadt **Compiegne**, und

durch

durch ihre Gegenwart glaubte die Besatzung unüber- 1430
windlich zu seyn: allein, die Freude war von kurzer
Dauer. Das Mädchen führte am ersten Tag nach am 14.
ihrer Ankunft einen Ausfall an, und ward von den Jan.
Engländern gefangen. Die gemeine Meinung war,
daß die französischen Officiere, nachdem sie gesehen,
daß das Verdienst eines jeden Siegs ihr zugeschrieben
worden, sie aus Neid wegen ihres Ruhms, wodurch
der ihrige so sehr verdunkelt wurde, diesem unglückli-
chen Zufall mit Fleiß ausgesetzt hätten. Der Neid
ihrer Freunde war kein grösserer Beweis ihrer Ver-
dienste, als der Triumph ihrer Feinde. Ein völli-
ger Sieg würde bey den Engländern und ihren An-
hängern keine grössere Freude erregt haben. Der
Herzog von **Bedford** bildete sich ein, daß er durch
die Gefangenschaft dieser ausserordentlichen Frauens-
person, welche alle seine Eroberungen zunichte ge-
macht hatte, seine vorige Herrschaft über Frankreich
wieder erlangen würde; und um seine Vortheile wei-
ter zu treiben, ließ er der Gefangenen einen Proceß
machen, der, er mochte nun aus Rache oder Staats-
klugheit herrühren, eben so barbarisch als unanstän-
dig war. Der Bischof von **Beauvais**, der ganz
englisch gesinnt war, gab eine Bittschrift wider Jo-
hannen ein, und verlangte, unter dem Vorwand,
daß sie in den Gränzen seiner Diöces gefangen wäre,
sie vor einem geistlichen Gericht wegen Zauberey,
Gottlosigkeit, Abgötterey und Hexerey zu verhören.
Die Universität erniedrigte sich so sehr, daß sie eben
darum anhielt. Verschiedene Prälaten, unter denen
der Kardinal von Wincheſter der einzige Engländer
war, wurden zu ihren Richtern bestellt; sie hielten
ihre Versammlung zu **Rouen**, wo der junge König
von England sich damals aufhielt, und das Mädchen
wurde, in ihre vorige kriegerische Tracht gekleidet, aber
in Ketten, vor dieses Gericht geführt. Sie verlang-

te,

1430 te, erst von ihren Ketten befreyet zu werden; ihre Richter antworteten, daß sie schon einmal versucht hätte, zu entfliehen, indem sie von einem Thurm herunter gesprungen; sie gestand die That, behauptete, daß sie gerecht wäre, und sagte, wenn sie könnte, so wollte sie diesen Vorsatz noch ausführen. Alle ihre Reden zeigten dieselbe Standhaftigkeit und Unverzagtheit. Ob sie gleich vier Monate lang mit Fragen gequält wurde, so verrieth sie doch niemals eine Schwachheit oder eine weibische Zaghaftigkeit, und man konnte keinen Vortheil über sie gewinnen. Die Punkte, die ihre Richter am stärksten trieben, waren ihre Erscheinungen, Offenbahrungen und ihre Gemeinschaft mit verstorbenen Heiligen, und sie befragten sie, ob sie die Wahrheit dieser Eingebungen der Untersuchung der Kirche unterwerfen wollte? Sie antwortete, sie wollte sie Gott, der Quelle der Wahrheit, unterwerfen. Hierauf riefen jene, sie wäre eine Ketzerin und läugnete das Ansehn der Kirche. Sie berief sich auf den Pabst: allein, ihre Appellation wurde verworfen. Sie wurde gefragt, warum sie sich auf ihre Fahne verlassen hätte, die durch zauberische Beschwörungen wäre geweihet gewesen? Sie antwortetete, sie verliesse sich allein auf Gott, dessen Bildniß darauf stände. Die Richter fragten, warum sie die Fahne bey der Krönung und Salbung des Königs Karls zu Reims in der Hand gehabt hätte? Sie antwortete, diejenige Person, welche die Gefahr mit ihm getheilt, wäre auch berechtiget gewesen, Theil an der Ehre zu nehmen. Als man sie beschuldigte, daß sie, dem Wohlstand ihres Geschlechts zuwider, in den Krieg gegangen wäre, und sich einer Regierung und eines Kommando über Mannspersonen angemaßt hätte; so trug sie kein Bedenken, zu sagen, ihr einziger Endzweck wäre, die Engländer zu schlagen und sie aus Frankreich zu vertreiben. Endlich wurde sie

wegen

wegen derjenigen Verbrechen, die man ihr vorgeworfen, und mit dem Vorwurf der Ketzerey vergrössert hatte, verdammt; ihre Offenbahrungen wurden für Erfindungen des Teufels erklärt, womit sie den Pöbel hintergehen wollte; und es wurde ihr das Urtheil gesprochen, daß sie dem weltlichen Arm überliefert werden sollte. Johanne, die so lange von ihren heftigsten Feinden umgeben gewesen, die sie auf alle Art beschimpften, von vornehmen Männern, die die Zeichen eines heiligen Charakters trugen, den sie zu verehren gewohnt war, so lange geschreckt und in Furcht gesetzt, empfand endlich, daß ihr Muth gebrochen war; und diejenigen Träume von Eingebungen, worinn sie durch die Triumphe über ihre Siege und durch das Freudengeschrey ihrer Parten bestärkt worden, gaben dem Schrecken von der ihr zuerkannten Strafe nach. Sie erklärte sich bereitwillig zu einem öffentlichen Widerruf. Sie erkannte die Falschheit derjenigen Offenbahrungen, welche die Kirche verworfen hatte, und versprach, nie dergleichen wieder vorzugeben. Ihr Urtheil wurde darauf gemildert. Sie wurde zu einem ewigen Gefängniß verdammt, und sollte von Wasser und Brod leben. Und so war genug geschehen, um allen politischen Absichten Gnüge zu leisten, und die Engländer sowohl als die Franzosen zu überzeugen, daß die Meinung von einem göttlichen Einfluß, der den ersten so viel Muth, und die letzten so furchtsam gemacht hatte, ganz ungegründet sey. Allein, die barbarische Rachsucht der Feinde Johannens war mit diesem Siege noch nicht gesättiget. Sie wurde verdammt, auf dem Marktplatze zu Rouen verbrannt zu werden; und dieses schändliche Urtheil wurde auch an ihr vollzogen. Diese Heldin, welcher der großmüthigere Aberglaube der Alten Altäre aufgerichtet haben würde, wurde unter dem Vorwand der Ketzerey und Zauberey den Flammen leben-

1430

1431
30 May

1431 dig übergeben, und büßte durch diese schreckliche Strafe für die grösten Dienste, die sie ihrem Prinzen und ihrem Vaterlande geleistet hatte. Der Nachrichter selbst und bald darauf zween ihrer Richter konnten ihre Wehmuth und ihre Gewissensbisse, ein unschuldiges Mädchen hingerichtet zu haben, nicht verbergen. Daher fiel es auch ihren Verwandten vier und zwanzig Jahr nachher nicht schwer, den Pabst Kalixt den Dritten zur Prüfung der Proceßakten zu bewegen, wodurch man die krummen Wege glücklich entdeckte, welche die Richter zu ihrem Untergange gewählt hatten. Die Kommissarien dieses Pabsts zernichteten alles, was durch den Bischof von Beauvais wider sie war verfügt worden, erklärten sie für unschuldig, und setzten ihr Andenken in die vorige Ehre. Man verordnete ihr zu Ehren eine Procession nach Rouen, und errichtete ihr eine Ehrensäule. Nach dem glücklichen Feldzug des Jahrs 1430 hatte sie Karl der Siebente nebst ihrer Familie in den Adelstand erhoben, ihnen ein eigenes Wappen verliehen, und den Namen **Arc** in **Dü Lys** verändert; ihre Nachkommen setzten noch zu **Dü Lys, de la Pücelle.**

1432 Die Sachen der Engländer, anstatt durch diese Hinrichtung gebessert zu werden, verfielen täglich mehr und mehr; und dies hatte das Mädchen von Orleans würklich vorhergesagt. Die grossen Fähigkeiten des Herzogs von Bedford waren nicht vermögend, der starken Neigung zu widerstehn, welche die Franzosen bezeugten, wieder zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zurückzukehren, und jene grausame Handlung war sehr ungeschickt, diese Begierde zu dämpfen. **Chartres** wurde durch eine Kriegslist des Grafen von Dünois eingenommen. Der Herzog von Bedford selbst wurde vom Dünois gezwungen, die Belagerung von **Lagni** mit einigem

Schimpf

Schimpf aufzuheben, und alle diese Unglücksfälle, 1432
die zwar klein, aber doch häufig waren, vernichteten nach und nach das Ansehn der Engländer, und drohten ihnen mit dem nahen Verlust aller ihrer Eroberungen. Allein, der gröste Schaden, den der Regent litte, wurde durch den Tod seiner Gemahlin verursachet, welche bisher noch einigen Schein der Freundschaft zwischen ihm und dem Herzog von **Burgund** erhalten hatte. Seine bald darauf erfolgte am 14. Nov.
Vermählung mit **Jaquelinen von Luxemburg**, der ältesten Tochter des Grafen von St. Paul, war der Anfang zum öffentlichen Bruch ihrer Verbindungen. **Philipp** beklagte sich, daß der Regent nicht einmal so höflich gewesen wäre, ihn von seinen Absichten zu benachrichtigen, und daß eine so geschwinde Vermählung eine Geringschätzung gegen das Andenken seiner Schwester verrathe. Der Kardinal von Wincheſter wollte eine Aussöhnung zwischen diesen Prinzen stiften, und führte sie zu dem Ende beide nach St. Omer. Der Herzog von **Bedford** er- 1433
wartete hier den ersten Besuch, theils weil er Sohn, Bruder und Oheim von Königen war, theils weil er schon so weit gegangen war, daß er sich in dem Gebiete des Herzogs von Burgund befand, um sich mit ihm zu unterreden. Allein, **Philipp**, stolz auf seine grosse Gewalt, und seine unabhängige Herrschaften, weigerte sich, dem Regenten diese Höflichkeit zu erweisen; und diese beide Prinzen reisten, ohne einander zu sehen, wieder ab, da sie über das Cärimoniel nicht einig werden konnten.

Nichts konnte dem Interesse des Hauses Burgund nachtheiliger seyn, als die Vereinigung der Kronen von Frankreich und England; eine Sache, die, wenn sie zu Stande gekommen wäre, den Herzog zu einem kleinen Prinzen und seine Situation abhänglich und unsicher gemacht haben würde. Auch das Recht

1433 zur französischen Krone, das nach dem Abgang des ältern Stamms auf den Herzog oder seine Nachkommen hätte fallen können, war durch den Traktat zu Troyes aufgeopfert, und Ausländer und Feinde waren dadurch unwiderruflich auf den Thron gesetzt worden. Die Feindschaft des Herzogs gegen Karl'n hatte seit einigen Jahren merklich abgenommen, und er gab den Entschuldigungen, die dieser Prinz wegen der Ermordung des vorigen Herzogs von Burgund machte, mehr Gehör. Um dem Stolze Philipps noch mehr zu schmeicheln, hatte der König von Frankreich den **Tannegui dü Chatel** und alle, die in die Ermordung Johanns des Unerschrockenen mit verwickelt gewesen, von seinem Hof verwiesen, und sich zu jeder andern Vergütung erboten, die man von ihm verlangen würde. Das Unglück, das Karl bereits erlitten, hatte die Rache des Herzogs schon etwas befriediget; das Elend, dem Frankreich so lang ausgesetzt gewesen, hatte angefangen, sein Mitleiden zu erregen, und das Geschrey von ganz Europa erinnerte ihn, daß sein Haß, den man vielleicht bisher noch für gerecht gehalten hätte, von einem jeden als barbarisch und unerbittlich verdammt werden würde, wenn er ihn länger fortsetzte. Bey solchen Gesinnungen machte jeder Verdruß, der ihm von den Engländern zugefüget wurde, einen doppelten Eindruck auf ihn. Die Bitten des Grafen von **Richemont** und des Herzogs Karls *) von **Bourbon**, welche seine beiden Schwestern geheurathet, hatten Gewicht; und er faßte endlich den Vorsatz, sich mit der königlichen Familie von Frankreich, von welcher seine eigene abstammte, zu vereinigen. Zu dem Ende wurde ein

1435 **Kongreß zu Arras**, unter Vermittelung der Abgeordneten des Pabsts und der Kirchenversammlung zu

*) Dessen Vater Johann im Jahr 1433 zu London in der Gefangenschaft gestorben war.

zu Basel, angesetzet. Der Herzog von Burgund 1435
kam in eigner Person; der Herzog von Bourbon, der Graf von Richemont und viele andre Grosse erschienen daselbst als Gesandte von Frankreich; und da die Engländer gleichfalls zu erscheinen gebeten waren, so wurden dazu der Kardinal von Winchester, der Erzbischof von York, und andre von dem Regenten und dem Staatsrath bevollmächtiget. Die Konferenzen im August.
wurden in der Abbtey St. Waast gehalten, und fiengen mit Untersuchung der Vorschläge beider Kronen an, welche so weit von einander entfernt waren, daß sie keine Hoffnung zu einem Vergleich gaben. England schlug vor, daß jede Partey im Besitz dessen, was sie jetzt hätte, bleiben sollte, nachdem vorher einige Auswechselungen zu beider Bequemlichkeit veranstaltet wären. Frankreich schlug vor, die Normandie nebst Güyenne abzutreten; wegen beider Provinzen aber sollte der gewöhnliche Huldigungseid geleistet werden, und beide sollten Lehn der französischen Krone bleiben. Da die Ansprüche Englands an Frankreich in ganz Europa allgemein verhaßt waren; so erklärten die Mittler Karls Anerbietungen für billig; und der Kardinal von Winchester nebst den andern englischen Gesandten verliessen sogleich den Kongreß. Es war nichts mehr übrig, als die wechselseitigen Forderungen Karls und Philipps zu untersuchen. Diese waren bald beygelegt. Der Vasall befand sich in einer Lage, in der er seinem Lehnherrn Gesetze vorschreiben konnte, und machte sich Bedingungen, welche in jeder andern, als in dieser Zeit der Noth, für die französische Krone höchst unanständig und nachtheilig gewesen wären. Die vornehmsten Bedingungen dieses für die französische Krone schimpflichen, aber unter den damaligen Umständen vortheilhaften Vergleichs waren folgende: Der König soll entweder selbst oder durch ansehnliche Personen

1435 dem Herzog von Burgund melden lassen, daß die Ermordung seines Vaters ungerecht und ihm allzeit mißfällig gewesen sey; weswegen er den Herzog bitte, diese Beleidigung zu vergessen, und sich aufrichtig mit ihm zu versöhnen. Diejenigen, die sich dieses Mords theilhaftig gemacht oder darein gewilliget hätten, sollte der König von sich entfernen oder aufsuchen lassen, um sie an Leib und Gut zu strafen. Zur Seelenruhe des Herzogs, und Archimbalds von Foix, Grafen von Noailles, der zugleich mit diesem ermordet worden, wie auch aller, die in den durch diese Mordthat veranlaßten Kriegen umgekommen, soll der König auf seine Kosten zu Montereau eine Kapelle, Kirche und Kartheuserkloster stiften, und auf der Brücke, wo der Herzog getödtet worden, ein Kreutz aufrichten lassen; auch bey den Kartheusern zu Dijon, wo der Herzog begraben liege, eine hohe Seelenmesse stiften. Dem Herzog Philipp sollen die Edelsteine und Geräthschaft seines Vaters, die nach seinem Tode geraubt worden sind, ersetzt werden. Ferner soll der König dem Herzog von Burgund für sich und seine Leibeserben männlichen und weiblichen Geschlechts die Stadt und Grafschaft Macon und Saint Gengoul mit allem Zubehör abtreten. — Eben so soll auch der König dem Herzog und allen seinen Nachfolgern alle Steuernutzung in den Gebieten von Macon, Chalais, Autün, Langres, und in der Grafschaft Charolois überlassen. Auch soll er ihm die Stadt und Grafschaft Auxerre, die Schlösser, Stadt und Kastellaney Bar an der Seine, die Grafschaft Burgund und die Verwahrung der Abbtey Lüxueil abtreten. Ingleichen soll er ihm und seinen Erben, aber nur den männlichen, die Städte, Schlösser, Kastellaneyen und die auswärtigen Banngerichte von Peronne, Mondidier und Roye mit allem Zubehör überlassen. — Er soll auch dem Herzog Versatzweise einräumen alle

Städ:

Städte, Festungen, Güter und der Krone Frankreich 1435
gehörige und an beiden Seiten der Somme gelegene Herrschaften, z. B. St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville und andre, ingleichen die Grafschaft Ponthieu, Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux, Mortagne u. s. w. Hingegen versprach der Herzog, dem König alles dies gegen vierzigtausend alte goldene Schildthaler wieder auszuliefern. Weil der Herzog die Grafschaft Boulogne besitzt, auf die er ein Recht zu haben glaubt, so soll sie aus Liebe zum Frieden ihm und seinen Söhnen bleiben, nachher aber soll sie denjenigen zufallen, die Recht daran haben oder haben werden. — Der Herzog von Burgund soll weder Lehnspflicht, noch Huldigung oder Dienste wegen seiner gegenwärtigen oder zukünftigen Lehngüter bey dem König von Frankreich entrichten. Doch sollen nach seinem Tode dessen Söhne und Nachfolger der Krone Lehenspflicht, Huldigung und Dienste leisten. — Die Lehensverwandte und Unterthanen des Herzogs von Burgund sollen nicht gehalten seyn, auf des Königs Befehl sich zu rüsten. So oft aber die Engländer oder aber deren Bundsgenossen den Herzog von Burgund bekriegen würden, soll der König verbunden seyn, dem Herzog Hülfe zu leisten, auch mit dem Feinde weder Frieden noch Vergleich ohne des Herzogs Einwilligung oder Einschliessung einzugehen; so wie auch der Herzog verbunden seyn soll, dem König wider England beyzustehen, und keinen Frieden ohne des Königs Einwilligung mit dieser Krone zu schliessen. — Im Fall der König den Vertrag brechen sollte, sollen seine Vasallen, Lehnleute, gegenwärtige und zukünftige Unterthanen, ihm nicht gehorchen und dienen, sondern dem Herzog von Burgund beystehn. Eben dies sollen auch die Vasallen, Lehnsleute und Unterthanen des Herzogs von Burgund thun, wenn er den Vertrag nicht hält. — Der

1435 Herzog von Burgund erklärte auch ausdrücklich, daß er in diesen Vertrag den Herzog **Renatus von Anjou, Lothringen und Bar** nicht wolle eingeschlossen wissen, den der Graf von Vaudemont in einem Treffen gefangen und an ihn ausgeliefert hatte. Dies war eine Würkung des alten Grolls, den die Häuser **Burgund** und **Anjou** gegen einander hegten. Dieser Friede wurde von der Kirchenversammlung zu Basel bestätiget, und zum Verdruß der Engländer überall bekannt gemacht.

Die Engländer konnten leicht vermuthen, daß Karl nur deswegen einen so nachtheiligen Frieden geschlossen habe, um sich bey ihnen schadlos dafür zu machen. Sie wendeten daher alle Kräfte zur Erhaltung der Stadt Paris an, und setzten die während der Unterhandlungen zu Arras angefangene Belagerung von **St. Denis** sehr nachdrücklich fort. Da die Verschanzungen der Belagerer so unübersteiglich waren, daß der Graf von **Dünois** es nicht wagte, sie anzugreifen, so wurde die Stadt erobert und geschleift. Dieser Verlust ward bald darauf durch die Einnahme der Stadt **Pontoise** ersetzt, welche der Herr von **Lile-Adam** in Besitz nahm, der dafür vom König zum Marschall von Frankreich gemacht wurde, und diesem in der Folge die wichtigsten Dienste leistete.

Die **Königin Isabelle** hatte bisher alles Unglück des Reichs, dessen vornehmste Urheberin sie war, mit angesehn, von den Engländern verachtet, von den Franzosen verfluchet, und in ihren letzten Jahren in die Nothwendigkeit gebracht, daß sie den Fortgang und das Glück ihres eigenen Sohns in Wiedereroberung seines Reichs mit einem unnatürlichen Abscheu ansehen muste. Der Vertrag zu Arras verstärkte ihren Gram so sehr, daß sie bald nach Unterzeich-
am 30. Sept. nung desselben **starb.**

Nach

Nach dem Frieden zu Arras traten fast alle 1435
französische Edelleute, die es bisher mit den Engländern und dem Herzog von Burgund gehalten hatten, zu dem König von Frankreich. Der **Marschall von Rieux**, oder unter welchem Namen er bekannter ist, der **Herr von Rochefort**, überfiel **Dieppe**, und eroberte **Fecamp**, **Montvilliers** und **Harfleur**. In der ganzen Normandie behielten die Engländer nur Caudebec und Arques. Der Graf von **Arundel** wurde durch die Herren von **Saintrailles** und **la Hire** geschlagen und gefangen; und starb an den Wunden, welches für die Engländer ein grosser Verlust war. Aber noch mehr verlohren sie an dem Herzog von **Bedford**, der gegen das Ende dieses Jahrs zu Rouen **starb**. Sein Nachfolger war Herzog **Richard von York**, der aber durch die Ränke des Herzogs von **Sommerset**, der diese Würde gern für sich gehabt hätte, lange von seiner Abreise nach Frankreich abgehalten wurde, wodurch die Sachen der Engländer daselbst nothwendig immer mehr verfallen musten.

Als der Herzog von **Burgund** den mit dem 1436
König von Frankreich geschlossenen Frieden bekannt machte, wurden seine Abgeordnete ohne Antwort zurückgeschickt, und es fehlte wenig, so wären sie von dem Pöbel getödtet worden. Man vergriff sich auch an den Unterthanen des Herzogs, die sich in London des Handels wegen aufhielten. Dadurch entstand ein solcher Haß zwischen den Engländern und Burgundern, daß man Feindseligkeiten ohne Kriegserklärung gegen einander ausübte. **Vincennes** und **Corbeil** kamen durch Geld in die Hände des Herzogs von Burgund, der hierauf beide Plätze dem König übergab. Es war allerdings ein grosser Fehler des englischen Staatsraths, daß er den Herzog von Burgund nicht beybehielt, und ihn auf alle Art zu kränken such-

1436 te. Er wollte den Kaiser Siegmund gegen ihn zum Krieg reitzen, und Holland, Seeland und Friesland zum Aufruhr bewegen. Dies veranlaßte ihn, öffentlich mit den Engländern zu brechen und auf die Belagerung von **Calais** zu denken. Der König unterstützte ihn in dieser guten Gesinnung. Man sprach von einer Vermählung des Grafen Karls von Charolois, Philipps Sohns, mit Katharinen, Prinzessin des Königs von Frankreich, und der Herzog wurde Taufpathe des königlichen Prinzen Philipps.

Unterdes waren die Engländer immer noch Meister von **Paris**, und der Zustand der Finanzen des Königs erlaubte ihm nicht, die Stadt förmlich zu belagern, und eine so grosse Armee aufzustellen, als hierzu nöthig war. Er muste also zu einem heimlichen Verständniß Zuflucht nehmen. Er befahl dem **Konnetabel**, so viel Truppen, als möglich wäre, in der Gegend von Paris zusammenzubringen, und die Pariser entweder zu gewinnen, oder sie zu überfallen. Diesem fiel es eben nicht schwer, sich einen Anhang in der Stadt zu verschaffen, indem er den Bürgern eine allgemeine Vergebung und die Erhaltung aller ihrer Privilegien versprach. Er rückte mit
am 13. Apr. seinen Truppen vor ein bestimmtes Thor, und wurde eingelassen. Die Engländer setzten sich zur Wehre: allein die Bürger erschienen, so bald sie die Sturmglocke hörten, theils mit dem weissen Kreutz, welches das Feldzeichen der königlichen, theils mit dem Andreaskreutz, welches das Zeichen der burgundischen Partey war, und unterstützten den Konnetabel. Da **Willoughby**, der englische Befehlshaber, sah, daß alles verlohren wäre, so zog er sich mit seinen Anhängern in die Bastille. Hier wurden sie eingeschlossen, erhielten aber nach wenig Tagen durch eine Kapitulation freyen Abzug. Der Konnetabel gewann die Herzen der Pariser gar bald durch eine ihm sonst unge-

wohn-

wohnte Freundlichkeit, durch die strenge Ordnung, 1436
die er bey seinem Einzug hielt, und durch die Wohlfeile der Lebensmittel, die gleich nach der Einnahme der Stadt entstand, indem viele Schiffe mit Getraid ankamen, die bisher von den königlichen Truppen waren zurückgehalten worden. Er hielt auch darinn Wort, daß er eine allgemeine Vergebung bekannt machte. Der König erhielt die Nachricht von dieser wichtigen Begebenheit zu Vienne im Delphinat, wohin er die Stände von Languedok berufen hatte. Er bestätigte alles, was den Parisern von dem Konnetabel war versprochen worden, und er beschloß, das Parlament und die Rechnungskammer wieder nach Paris zu verlegen; denn das erstere war bisher zu Poitiers und die andere zu Bourges gewesen.

Auf Befehl des Königs begab sich der Konnetabel zu dem Herzog von Burgund, um die Befreyung des Herzogs **Renatus von Anjou**, oder des Titularkönigs von Sicilien zu bewürken. Diese erfolgte im December gegen Erlegung eines Lösegeldes. Maria, eine Tochter des Herzogs von Bourbon und der Prinzeßin Agnes von Burgund, wurde mit dem Herzog Johann von Kalabrien, dem ältesten Sohn des Königs von Sicilien, vermählt, und dadurch **die Häuser Burgund und Anjou wieder vereiniget.**

Der allgemeine Mangel an Fleiß, Handlung und Polizey zu dieser Zeit hatte alle europäische Völker — England und Frankreich nicht weniger als die andern — ungeschickt gemacht, die Kosten des Kriegs zu tragen, wenn er länger als einen Sommer währte; und die lange Dauer der Feindseligkeiten hatte schon lange vorher die Macht und Geduld beider Königreiche erschöpfet. Kaum konnte noch von einer Seite etwas ins Feld gestellet werden, was einer Armee gleich sah; und alle Thaten bestanden in Ueber-

fällen

1436 fällen der Oerter, in Scharmützeln unter kleinen Haufen, und in Streifereyen durch offene Länder, welche kleine Parteyen verrichteten, die aus den benachbarten Besatzungen schleunig zusammengezogen wurden. Bey dieser Art des Kriegs hatte der König von Frankreich den Vortheil; die Neigung des Volks war ganz auf seiner Seite. Die Nachrichten von dem Zustand und Bewegungen der Feinde wurden ihm zeitig gemeldet; die Einwohner waren bereit, sich bey einem jeden Versuch wider die Besatzungen mit ihm zu vereinigen; und solchergestalt gewann er jederzeit, obgleich langsam, mehr Land von den Engländern. Der Herzog von **York**, ein Prinz von vielen Fähigkeiten, kämpfte wider diese Schwierigkeiten ganzer fünf Jahre hindurch; und da er von der Tapferkeit des Lords **Talbot**, nachmaligen Grafen von **Shrewsbury**, unterstützet wurde, verrichtete er Thaten, die ihm Ehre erwarben, aber die Aufmerksamkeit der Nachwelt nicht verdienen. Es wäre gut gewesen, wenn dieser schwache Krieg, neben der Ersparung des Menschenblutes, auch alle andre Unterdrückungen verhindert hätte: allein, die Truppen, die kein Geld bekamen, waren gezwungen, vom Plündern und vom Verderben sowohl ihrer eigenen als der feindlichen Länder zu leben. Die Felder des ganzen nördlichen Frankreichs, welche der Schauplatz des Kriegs waren, lagen wüste und ungebaut.

Die vornehmste Sorge des Königs von Frankreich war nach der guten Nachricht von der Einnahme der Stadt Paris auf die **Vermählung des Dauphins Ludwig mit der Prinzeßin Margarethe von Schottland** gerichtet. Das Verlöbniß war schon im Jahr 1428 geschehen. England hatte zu viel von dieser Vermählung zu besorgen, als daß es dieselbe nicht hätte auf alle Art verhindern sollen. Die Prinzeßin wurde aber dennoch nach Frankreich

reich abgeschickt, und kam unter vieler Gefahr vor den englischen Freybeutern zu Rochelle an, von da sie nach Tours gebracht und daselbst mit dem Dauphin vermählt wurde. 1436 am 24. Jun.

Kurz vorher war der Herzog von **Burgund** mit einem ziemlich ansehnlichen Heer vor die Stadt **Calais** gerückt, deren Besatzung bisher den benachbarten Landschaften durch unaufhörliche Streifereyen unaussprechlichen Schaden zugefügt hatte. Der Herzog von **Glocester** versammlete ein Heer und rüstete eine Flotte aus, um dem Ort zu Hülfe zu kommen. Die Belagerten thaten heftige Ausfälle, und rissen die Werke der Belagerer mehr als einmal nieder. Da sich die Belagerung verzögerte, wurden die Genter verdrießlich, machten einen Aufstand, beschuldigten die Feldherren einer Verrätherey, und verliessen das Lager, wodurch der Herzog genöthiget wurde, sich ebenfalls zurückzuziehen, und voll Verdruß sich in seine Länder zu begeben. Die Engländer verwüsteten hierauf ganz Artois, und thaten Landungen an den Niederländischen Küsten.

Zu Anfang des folgenden Jahrs verlohr König Karl **Pontoise** durch einen Ueberfall der Engländer unter dem tapfern **Talbot**. Hingegen belagerte der König in eigener Person **Montereau**, und eroberte die Stadt mit Sturm, wobey er eine Tapferkeit ausübte, die man sonst von Königen eben nicht fordert, und bey ihnen auch nicht allemal wohl angebracht ist. Denn er gieng nicht nur durch den Graben, wo ihm das Wasser bis an den Gurt gieng, sondern er stieg auch zuerst mit dem Degen in der Faust die Leiter hinauf und sprang auf den Wall. Dafür belagerte der Herzog von Burgund **Crotoi** vergebens, und wurde durch dieses mißlungene Unternehmen immer heftiger gegen die Engländer aufgebracht. 1437

Endlich

1437 am 12. Nov. Endlich hielt König Karl seinen Einzug zu Paris, wo man ihn seit dem Jahr 1418 nicht gesehen hatte. Um so viel grösser war die Freude, mit der man ihn empfieng. Der ganze Weg von St. Denis bis Paris war mit einer unzähligen Menge Volks angefüllt, und überall wurden allegorische Schauspiele vorgestellt, so gut man sie im funfzehnten Jahrhundert haben konnte. In der lieben Frauenkirche nahm der Bischof den Eid von Karl'n, **daß er alles, was ein guter König thun soll, recht und aufrichtig halten wollte.** Darauf machte er allerhand nützliche Verordnungen. Er bestellte **Ambrosius von Lore** zum Prevot des Marchands, und **Lallier** zum Prevot oder Bürgermeister. Das Parlament fieng seine Sitzungen wieder an, und die alte Polizey ward wieder hergestellt. Verschiedene alte Prachtgesetze wurden erneuert; die Würkung derselben aber war so schlecht, wie sonst auch. Die durch Hungersnoth entstandene Pest nöthigte den König und die meisten Grossen, aus der Stadt zu weichen. Viele Ritter und Edelleute, deren Güter unter englischer Herrschaft standen, und unter diesen sehr berühmte Krieger, z. B. **la Hire, Villandras, Flocquet** ꝛc. hatten dieselben verlassen; und, um ihr Leben hinzubringen, schlugen sie sich zusammen, und streiften in ihre eigene Ländereyen, um von dieser Art von Räuberey auf Kosten der Engländer und derjenigen zu leben, denen sie dieselben übergeben oder verpachtet oder verkauft hatten. Dies geschah besonders in Maine, in der Normandie, und an den Gränzen von Güyenne. Manchmal beraubten sie auch sogar die Unterthanen des Königs, der dieser Unordnung nicht wohl steuren konnte, weil er zur Unterhaltung der Ritter kein Geld hatte. Cambresis, Hennegau, Champagne, Lothringen und ein Theil

von

von Teutschland wurde von diesen ritterlichen Räu- 1437
bern ganz ausgeplündert.

Im Jahr 1438 beschäftigte sich **Karl der** 1438
Siebente hauptsächlich mit der **pragmatischen Sanktion** und mit der Kirchenversammlung zu Basel. Diese hatte schon im Jahr 1431 Pabst Eugen der Vierte berufen, hätte sie aber auch einige Zeit hernach gern wieder aufgehoben, weil er sahe, daß die Glieder derselben das päbstliche Ansehn verringern wollten. Er wollte deswegen eine andre Versammlung nach Bologna berufen, und den Vorsitz dabey in Person führen. Die Basler Väter aber setzten sich dagegen, und beriefen sich eifrig auf die Oberherrschaft einer allgemeinen Kirchenversammlung über den Pabst, und schrieben deswegen an den Kaiser und an andre hohe Mächte. Der König von Frankreich berief auf das von der Kirchenversammlung bey ihm eingegangene Schreiben seine Klerisey im Februar 1432 nach Bourges, wo ihn die Bischöffe ersuchten, daß er den ununterbrochenen Fortgang der Kirchenversammlung zu Basel nachdrücklich befördern möchte. Der Hof fand sich hierzu desto geneigter, da die Kirchenversammlung den Antrag des Königs von England wegen der Bestätigung des Vertrags zu Troyes abgelehnt hatte, und dieselbe sehr geneigt schien, seinen Gesandten den gebührenden Rang zu geben, den sie auch würklich erhielten. Gleichwohl ermahnte er auch das Koncilium mit dem Pabst glimpflich zu verfahren, und aller Gelegenheit zu einer Trennung vorzubeugen. Allein, die Streitigkeiten zwischen der Kirchenversammlung und dem Pabst daureten einige Jahre nach einander fort, und wurden durch die vorgeschlagene Wiedervereinigung der griechischen und lateinischen Kirche noch mehr vergrössert. Im Jahr 1438 schickte das Koncilium eine Gesandtschaft an den König von Frankreich, und ließ ihn ersuchen,

1438 suchen, verschiedene Verordnungen, welche die Väter der Kirchenversammlung zur Verbesserung der Religion gemacht hatten, anzunehmen und in seinen Staaten öffentlich bekannt zu machen. Da diese Verordnungen der gallikanischen Kirche eben so vortheilhaft schienen, als sie dem Nutzen der Päbste entgegen waren; so versprach der König, die Sache nicht allein seinem Staatsrath vorzutragen, sondern auch mit den berühmtesten und geschicktesten Gelehrten in seinem Reiche zu überlegen. Zu dem Ende wurde zu **Bourges** in der heiligen Kapelle **eine Zusammenkunft vieler Prälaten**, Aebbte und Juristen gehalten. Der König selbst hatte dabey den Vorsitz, in Begleitung des Dauphins, Herzog Karls von Bourbon, Karls von Anjou und andrer Grossen. Man gab hier nicht nur den Gesandten der Basler Kirchenversammlung, sondern auch den päbstlichen Gesandten Gehör, untersuchte alle Umstände genau, und nahm alsdann die Verordnungen der Kirchenversammlung unter einigen Einschränkungen an, welche gewisse Gebräuche der gallikanischen Kirche erforderten. Die Schrift der Kirchenversammlung setzte gleich Anfangs den Grundsatz fest, daß das allgemeine Koncilium, das die streitende Kirche vorstelle, seine Gewalt unmittelbar von Gott habe, mithin jedermann, er sey wes Standes und Würden er nur immer wolle, auch die päbstliche nicht ausgeschlossen, sich demselben in Sachen zu unterwerfen habe, die den Glauben, die Ausrottung des Zwiespalts in der Kirche, und die allgemeine Verbesserung der Religion an Haupt und Gliedern beträfe; daß auch jedermann, er sey wes Standes und Würden er wolle, auch den Pabst nicht ausgenommen, bestraft und zur Busse gebracht werden müsse, wenn er der Kirchenversammlung nicht gehorchen würde, daß auch das Koncilium ohne seine eigene Einwilligung weder aufgehoben, noch

an einen andern Ort verlegt, oder auch verlängert 1438
werden könne. Die Versammlung zu Bourges mach- am 7.
te den Anfang mit Anerkennung der Gewalt des Kon- Jul.
ciliums; ein Donnerschlag für die päbstliche Gesandten! Dann sind noch folgende vorgelegte und angenommene Artikel merkwürdig: Es soll in der Kirche der alte Gebrauch und die erste Art der Erwählung der Bischöfe und Prälaten wieder hergestellt werden. Der Vorbehalt und die Anwartschaftsertheilung sollen abgestellt werden, das heißt, die Päbste können sich ferner nicht die Ertheilung der Benefizien vorbehalten, wie sie solches bey den Haupt- und andern Kirchen gethan haben, noch auch Pfründen, ehe sie erlediget sind, weggeben. Man soll nicht, omisso medio, an den Pabst appelliren können, das ist, mit Uebergehung der Unterrichter, und ohne die Sache vorher bey dem Gerichte des Bischofs, nachher des Kirchenhaupts, und hierauf des Primaten anzubringen; auch im Fall die Appellation an den Pabst gelanget, soll derselbe Richter in partibus, das ist, im Königreich ernennen. Die Annaten sollen abgeschaft werden, das heißt, es soll keiner, der eine Konsistorialpfründe besitzt, dem heiligen Stuhl die Einkünfte eines Jahrs zu bezahlen verbunden seyn, bey Strafe, daß derjenige, der dagegen handelt, des Lasters der Simonie schuldig erklärt werden soll, und wenn der Pabst diesen Schluß nicht beobachtet, soll er deswegen bey der nächsten Kirchenversammlung können angeklagt werden. Ein andrer Artikel enthielt die Mäßigung des Gebrauchs der Interdikte, mit denen die Päbste und Bischöfe vorher öfters ein Reich, eine Stadt, eine ganze Gemeinde wegen des Verbrechens einer Privatperson belegt hatten. Ein andrer schränkte die Anzahl der Kardinäle auf vier und zwanzig ein. Noch andre Artikel betrafen mehr die Verbesserung der Kle-

1438 risey überhaupt, als die Einschränkung der päbstlichen Gewalt.

Aus diesen Verordnungen, denen man, wie gesagt, einige nach den französischen Kirchengebräuchen erforderliche Einrichtungen beifügte, ist die berufene **pragmatische Sanktion** entstanden, die mit derjenigen, die Ludwig der Neunte im Jahr 1269. gegeben, viel Aehnlichkeit hat. Nachher ward sie für richtig erkannt, und dem Parkamentsprotokoll einverleibet. Der Pabst fand sich dadurch sehr beleidigt. Seine Nachfolger wandten alle ihre Kräfte bey den Königen von Frankreich an, dieselbe aufzuheben: sie hat aber ihre Kraft bis zur Regierung Franz des Ersten behalten, der sich mit Leo dem Zehnten über das dafür errichtete Konkordat verglich, weil beide Mächte ihren Vortheil dabey fanden.

Indem dies vorgieng, hofte man den Krieg zwischen Frankreich und England durch Vermittelung der Prinzeßin **Isabelle von Portugal**, mit der sich der Herzog von Burgund vermählt hatte, bald geendiget zu sehen. Sie stammte von mütterlicher Seite aus dem Hause Lancaster her, und war also eine Verwandtin des Königs von England. Man
1439 hielt auch würklich im Junius des folgenden Jahrs zu Oje zwischen Calais und Grävelingen **Friedensunterhandlungen**: allein, sie wurden, wegen der übertriebenen Forderungen der Engländer und aus andern Ursachen abgebrochen. Während der Unterhandlungen wurde der Krieg von beiden Theilen dennoch fortgesetzt. Der Konnetabel eroberte die Stadt **Meaux** durch Sturm, und belagerte **Avranches** vergeblich. Frankreich blieb immer noch der Schauplatz der Verwüstung, und der Herzog von Burgund beharrte in seiner Ergebenheit gegen den König. Das Band mit ihm wurde durch den Verspruch der fran-

zösischen

zösischen Prinzeßin Katharine mit seinem Sohn, dem 1439
Grafen Karl von Charolois, noch fester verknüpft.

Die französische **Kriegszucht** war damals sehr fehlerhaft, und die Truppen fielen den Landschaften, in denen sie standen, sehr beschwerlich. Denn sie führten viel unnöthigen Troß bey sich, der nur aufs Plündern bedacht war, und die wenigen Lebensmittel ohne Nutzen verzehren half. König Karl machte darinn eine bessere Einrichtung, und setzte sich dadurch in den Stand, den Krieg etwas ordentlicher, als bisher, zu führen. Vor allen Dingen musten also die Ritter oder Gens d'Armes (Geharnischten) einen Theil ihres kriegerischen Gefolgs einziehen; viele hatten eine Menge von Schildknaben und Knechten und wohl zehn Reisezeugpferde bey sich. In Zukunft sollten sie nur fünf Pferde bey sich haben, und ihr Gefolge sollte nur aus einem Schwerdträger *), zween Bogenschützen, einem Schildknaben und einem Reitknecht **) bestehn. Die Schützen sollten sich zusammen, und ihrer zween nur drey Pferde halten. Auf diesem Fuß sollte einem wie den anderm Sold gereichet werden; der König wollte auch allen Quartiere auf den Gränzen anweisen. Hierüber ergieng sein Befehl allenthalben hin, und man machte den Anfang, ihnen den Sold zu bezahlen, das Gewehr auszutheilen, und die Artillerie auf die Gränzen an verschiedene Orte zu bringen.

Die guten Würkungen dieser Anstalten würden sich ohne Zweifel immer deutlicher geäussert haben, wenn nicht die Eifersucht einiger Grossen Hindernisse daben verursachet hätte. **Karl von Anjou**, welcher Graf von Maine war, und der **Konnetabel** standen bey Hof in dem grösten Ansehen, und lebten

*) Cultellarius, *Coutillier.*

**) Wenigstens wissen wir nicht, was wir sonst aus dem *gros valet* machen sollen.

1439 in einer Neid erregenden Einigkeit. **La Tremouille**, die Herzoge von **Bourbon** und **Alençon**, die Grafen von **Dünois** und von **Vendome** waren darüber sehr mißvergnügt, unterstanden sich aber nicht, gerade auf die beiden Lieblinge des Königs, die zugleich Prinzen vom Geblüt waren, loszugehen, sondern sie beschlossen, ihren Angriff überhaupt auf alle Personen zu richten, die im Staatsrath saſſen. Um ihre Partey recht furchtbar zu machen, stellten sie den **Dauphin Ludwig** an die Spitze derselben. Dieser war achtzehn Jahr alt und besaß viel Verstand; das Joch des Hofmeisters fieng an, ihm beschwerlich zu werden, und die ruhige Lebensart wollte ihm nicht länger gefallen. Daher war es sehr leicht, ihn mißvergnügt zu machen. Die eben genannten Herren schickten die Herren von Chaumont, Boucicault, Sanglier, und der Bastard von Bourbon erhielten den Auftrag, ihn auszuforschen, und wenn sie Hofnung, ihn zu gewinnen, merkten, ihm ihr Vorhaben bekannt zu machen. Sie kamen zu ihm nach Niort, wo er sich aufhielt; und richteten ihre Sachen vollkommen wohl aus. Da sie nach einigen allgemeinen Gesprächen von dem traurigen Zustande des Reichs und von der schlechten Staatsverwaltung einsahen, daß er ihren Reden gern Gehör gab, faßten sie ihn bey seiner Schwäche, indem sie ihm vorstellten, es sey unbillig, daß man ihn in seinem Alter noch wie ein Kind hielte, und ihn an den Regierungsgeschäften gar keinen Antheil nehmen lassen wollte; die Minister würden ihn, so lange sie nur könnten, in diesem Gehorsam halten, wenn er sich dessen nicht selbst entledigen würde; es zeige sich hierzu die günstigste Gelegenheit; sie könnten ihn versichern, daß viele Prinzen vom Geblüt und Feldherren bey der Armee ihm, so wohl aus treuem Eifer gegen seine Person, als zum Besten des zerrütteten Staats, ihre Dienste anzubieten sehr geneigt

wären,

wären, u. s. w. Der Dauphin, von süsser Hofnung 1439
trunken, überließ sich der Rotte willig und von ganzem Herzen. Der Graf la Marche, sein Hofmeister, ein weiser Herr, der den jungen Prinzen bis hieher mit grosser Klugheit und in tiefer Verehrung gegen den König erzogen hatte, merkte an seinen Handlungen und Reden gar bald eine Veränderung, und gab dem König Nachricht davon. Ehe man aber die nöthigsten Maasregeln dagegen ergreifen konnte, bemächtigte sich der Herzog von **Alençon** der Person und des Gemüths des jungen Prinzen. Hingegen hielt sich der König fest an den Konnetabel, der ihm rieth, sich ja nicht in einen Platz zu verschliessen, sondern mit so viel Volk, als man zusammenbringen könnte, im Felde zu bleiben. Der König folgte diesem Rath, und begab sich nach Poitiers, nachdem er dem Adel Befehl gegeben hatte, zu ihm zu stossen. Der König ließ den Herzog von **Alençon** zur Auslieferung des Dauphins ermahnen: allein, hierzu konnte er sich nicht entschliessen; vielmehr bemühte er sich, mit seinen Bundsgenossen das ganze Reich wider den König in Aufruhr zu setzen, welches jedoch an vielen Orten fehlschlug. Der Adel in Auvergne versprach zwar, Leib und Leben zum Dienst des Dauphins aufzuopfern: allein wider den König wollte er nicht dienen. Der Herzog von **Burgund** wollte ihn auch nicht gegen den König unterstützen, bot ihm aber doch eine Zuflucht bey sich und eine Vermittelung an. Der Graf von **Dünois** fühlte Gewissensbisse, verließ die Partey des Dauphins, und warf sich dem König zu Füssen. Der **Dauphin** floh in die Länder des Herzogs von **Bourbon**, und der König eilte ihm scharf nach. Alle Plätze in Auvergne verschlossen dem Dauphin die Thore, und eröfneten sie dem König; sie unterstützten ihn überdies mit einer starken Summe Geldes. In Bourbonnois nahmen die königlichen Völ-

1439 ker viele Plätze weg, und verwüsteten das Land. Des Königs Muth und Geschwindigkeit brachte die Aufrührer bald aufs Aeusserste, und zwang sie, durch Vermittelung des Herzogs von Burgund und des Grafen von Eu, Gnade zu suchen. Der König ertheilte sie ihnen, aber mit vielem Kaltsinn. Alle Bediente des Dauphins, den Beichtvater und Koch ausgenommen, wurden abgeschaft, und ihm andre zugeordnet. Doch erhielt er das Delphinat mit allen Einkünften, unter der Bedingung, daß alle durch den König vorher bestellte Beamte der Provinz ihre Dienste behalten, und alle öffentliche Urkunden der Provinz im Namen des Dauphins und unter dem Siegel des Delphinats ausgefertigt werden sollten, doch so, daß dieses allezeit in den Händen des Kanzlers von Frankreich bleiben sollte. Der Herzog von **Bourbon** muste dem König einige Schlösser zur Sicherheit einräumen. Auf diese Art wurde ein halbjähriger Aufruhr gestillt, der die **Praguerie** oder **Briguerie** genennt wird, entweder von **Brigue**, welches so viel als **Rotte** heist, oder von der Stadt **Prag**, weil man besorgte, dieser innerliche Krieg möchte eben so grosse Verwirrungen anrichten, als zu Prag bey Gelegenheit des Hußitenkriegs geschehen war.

Die **Engländer** hatten nicht versäumt, sich diese Unruhen einigermassen zu Nutzen zu machen. Die Grafen von **Sommerset**, von **Dorset** und der General **Talbot** belagerten **Harfleur**: sie musten aber sieben Monate vor der Stadt liegen. Die Franzosen wagten einen Entsatz, der aber nicht glücklich ausfiel; daher gieng der Platz über. Der König erholte sich aber seines Schadens durch einige Eroberungen in Champagne. Unterdes war der Herzog Karl von **Orleans** immer noch Kriegsgefangener, und die Engländer hatten keine Lust, ihn loszulassen. Endlich unternahm der Herzog von **Burgund** die großmüthige

thige Handlung, seinen bedrängten Feind zu befreyen, 1439
indem er 200000 goldene Schildthaler für ihn bezahlte, unter der Bedingung, daß sich der Herzog von Orleans mit der Tochter des Herzogs von Cleve und des Herzogs von Burgund Schwester Tochter, vermählen sollte. Der Graf von **Dünois** brachte noch hunderttausend dazu auf: denn so viel betrug das völlige Lösegeld. Der Herzog gieng nach seiner Befreyung zuerst nach Grävelingen zu dem Herzog von Burgund; nachher begaben sie sich mit einander nach St. Omer, wo der Herzog von Orleans den Vertrag von Arras unterschrieb, und die Vermählung mit der Tochter des Herzogs von Cleve vollzog.

Die würklich aufrichtige Aussöhnung dieser beiden Prinzen muste allerdings dem König von Frankreich sehr angenehm seyn. Doch machte ihm dies nicht geringe Unruhe, daß die beiden Herzoge den **Orden des goldenen Vliesses**, den der Herzog von Burgund eilf Jahre vorher gestiftet, und dem Herzog von Orleans bey seiner Vermählung mitgetheilt hatte, den Herzogen von **Alençon** und **Bretagne** zugesendet hatten; denn von der unruhigen Gemüthsart des Herzogs von Alençon befürchtete König Karl alles. Seine Minister stellten ihm vor, daß die Verbindung dieser Herren ohne Zweifel dahin gienge, sich der Regierung zu bemeistern, und daß es nicht rathsam wäre, den Herzog von Orleans mit einem so grossen Gefolge von Adel, als er bey sich führte, an den Hof zu lassen, weil sich sonst die Mißvergnügten an ihn hängen, und unter seinem Schutz alles unternehmen könnten. Diesem Rath zu Folge befahl der König dem Herzog von **Orleans**, das grosse Gefolge von Adel, besonders die Unterthanen des Herzogs von Burgund, von sich zu lassen. Der Herzog wurde darüber mißvergnügt, und kam gar nicht nach Paris, sondern begab sich nach Orleans. Darüber

machte sich der König keinen Kummer, und gieng bald
1441 hernach in Begleitung des Dauphins, des Konnetabels und des Grafen von Maine nach Champagne. Auf dieser Reise suchte er seinen alten Plan wegen **Verbesserung der Kriegszucht** zu vollziehen. Zu dem Ende muste den Soldaten ihre Löhnung ordentlich bezahlt werden; denn der Mangel derselben gab den Kriegern immer Anlaß zur Bedrückung der Unterthanen. Die Städte und Dörfer versprachen zu dem Ende einen Beitrag an Geld, weil die königliche Schatzkammer ziemlich erschöpft war. Es wurde also verordnet, daß alle Soldaten die Winterquartiere in Städten und Festungen, nicht aber in Flecken und Dörfern nehmen und bey Lebensstrafe alle Unordnungen auf dem Lande vermeiden sollten. Karl zog auch viele Befehlshaber der Truppen zur Rechenschaft und Strafe. Die Erfahrung lehrte den König, daß ein Fürst, der sein Kriegsheer selbst anführet, gemeiniglich besser bedient werde, als wenn er es den Befehlen seiner Generale überläßt. Daher beschloß er, in Zukunft, so viel möglich, den Krieg in eigener Person zu führen. Dieser Entschluß gereichte zum Besten seiner Staaten, und brachte das Glück immer mehr auf seine Seite. Er eroberte **Creil** an der Oise, und machte dadurch die Vorbereitung zur Eroberung von **Pontoise**, aus welchem Platz die Stadt Paris immer beunruhiget wurde. Er belagerte den Ort mit zwölftausend Mann, wurde aber durch eine englische Armee genöthiget, die Belagerung aufzuheben. Plötzlich erschien er dennoch wieder, verdoppelte die Angriffe, und führte bey dem Hauptsturm den Angriff auf einen Thurm selbst an. Die Engländer wurden da, wo der König focht, am ersten überwältiget, der selbst mit dem Degen in der Faust die Mau-
am 19. Sept. er erstieg. Nachdem der König die Mauer und die Thore besetzt hatte, und also seiner Eroberung versichert

chert war, so verbot er alle Plünderung, weil er wohl 1441
wuste, daß die Einwohner seiner Person zugethan waren. Vier Tage vor der Eroberung von Pontoise nahm ein normannischer Edelmann durch Ueberfall **Evreux** ein. Als die Jahrszeit herbey kam, da man nicht wohl zu Felde liegen kann, reiste König Karl nebst dem Dauphin von Paris ab nach **Bretagne, Poitou, Saintonge**, um auch daselbst zur Erleichterung des Volks bessere Einrichtung im Kriegswesen zu treffen. Der Herzog von **Bretagne** versprach zur Ausführung eines so löblichen Vorhabens allen guten Willen. In Poitou nahm Karl viele Raubschlösser weg, und der Herzog von Orleans that in seinen Ländereyen eben dies.

Während dieser und andrer ruhmwürdigen Ge- 1442
schäfte erfuhr der König die unangenehme Nachricht, daß die Prinzen vom Geblüt immer noch fortführen, Rotten wider die Regierung zu machen. Der Herzog von **Burgund** war über das Verbot sehr ungeduldig, das der König dem Herzog von Orleans gegeben hatte, den burgundischen Adel nicht mit nach Hofe zu bringen. Seine Gemahlin, die bey Hofe gewesen war, und Vorschläge zur Eintracht gethan hatte, entdeckte gleichfalls den Kaltsinn der königlichen Minister gegen ihr Haus, und gab ihrem Gemahl bey ihrer Rückkunft genaue Nachricht davon. Der Herzog von **Orleans** beklagte sich auch über die Gleichgültigkeit, die der König gegen ihn äussere, und stellte dem Herzog von Burgund vor, daß die Prinzen vom Geblüt sich vereinigen müsten, um das wieder zu erlangen, wozu sie durch ihre Geburt ein Recht hätten. Beide stellten mit den Herzogen von Alençon und von **Bourbon** zu **Nevers** eine Unterredung an, zu welcher der König seinen Kanzler schickte, um ihnen sein Mißfallen über dergleichen Zusammenkünfte zu bezeugen. Sie sendeten hierauf durch Ab-

1442 geordnete ihre Beschwerden schriftlich an den König, als er zu Limoges war; und beklagten sich über den langen Krieg mit England zum Verderben des Reichs; über den Entschluß des Königs, zu einer sehr unschicklichen Zeit eine Reise nach Languedok zu thun; über die schlechte Ausübung der Gerechtigkeit; über die verfallene Kriegszucht; über die Auflagen; über den Eingriff in die Privilegien des Adels; über den Eigennutz und die Leidenschaften der königlichen Räthe. Sie verlangten, der königliche Rath sollte mit redlichen und uneigennützigen Männern besetzt, und die Geschäfte nicht blos durch zwey oder drey Personen, die ein Verständniß mit einander hätten, verwaltet werden. Zugleich machten sie bekannt, sie wären gesonnen, zu Nevers, eine Zusammenkunft zu halten, und ersuchten den König, dem Herzog von Bretagne sicheres Geleit dahin zu geben.

Der Eifer für die Wohlfarth des Staats war hier nur der Vorwand; die wahre Absicht der Prinzen gieng auf die Theilnehmung an der Regierung und auf die Entfernung der Vertrauten des Königs. **Karl** merkte auch ihre Absichten wohl: allein, er verstellte sich diesmal, empfieng ihre Abgeordneten sehr gnädig, und beantwortete alle Artikel ihrer schriftlichen Vorstellungen. Er meldete ihnen, daß seine Reise nach Languedok nothwendig sey, um der von den Engländern belagerten Stadt **Tartas** zu Hülfe zu kommen; nach seiner Rückkunft wollte er ernstlich an den Frieden denken, den nicht er, sondern die Engländer bisher gehindert hätten; ihre Zusammenkunft wolle er nicht hindern, doch müsse sie nicht in seiner Abwesenheit und ohne seinen Befehl geschehen; wollten sie nach seiner Rückkunft nach Bourges kommen, so würde er den Herzog von Bretagne auch dahin einladen, und ihnen daselbst seine Entwürfe gegen die Engländer vorlegen; die Gerechtigkeit würde durch die besten Männer

ner seines Reichs verwaltet, die zum Theil mit des 1442
Herzogs von Burgund Genehmhaltung gewählt wor-
den; zur Verbesserung der Kriegszucht habe er schon
den Anfang gemacht, und er wolle sie auch durchse-
tzen, wenn anders die Urheber der Beschwerden die
Uebertreter seiner Kriegsgesetze nicht selbst schützen
würden; die Unterthanen der mißvergnügten Prinzen
gäben die Hälfte weniger, als seine Unterthanen, und
die Steuern der Standesherren und des Adels seyen
mit ihrer Bewilligung auferlegt worden; übrigens ha-
be er das Recht, bey dringender Nothdurft des Staats
aus königlicher Macht Auflagen anzuordnen; den
Vorzügen der Herren von seinem Geblüt sey er nie zu
nahe getreten; die Zahl seiner Räthe sey so groß, als
es nöthig wäre, und er habe die weisesten, geschickte-
sten und redlichsten Männer darzu ausgesucht. Die-
se mit Nachsicht und Standhaftigkeit gemischte Ant-
wort würde dennoch nicht viel ausgerichtet haben,
wenn man nicht andre Mittel zur Dämpfung der Un-
ruhen ergriffen hätte. Da die gegen den Herzog von
Orleans geäusserte Ungnade die vornehmste Ursache
der Empörung war; so sah sich der König genöthiget,
den unangenehmen Schritt zu thun, und ihn auf
Pfingsten 1442. zu sich nach Limoges einzuladen. Der
Herzog kam, Karl begegnete ihm sehr schmeichelnd,
ließ ihm vierzigtausend Franken zur Bestreitung seines
Lösegeldes auszahlen, und gab ihm ein Jahrgeld von
zehntausend livres. Der Herzog gieng sehr vergnügt
wieder zurück, und darauf gab sich auch der Herzog
von **Burgund** zufrieden.

Um eine so schöne Armee, als Karl damals hat-
te, zu beschäftigen, griff er **St. Sever** an, wobey
sich der Dauphin sehr hervor that, und eroberte es.
Acqs, Marmande, de la Reole wurden auch
erobert, wiewohl Acqs bald hernach von den Eng-
ländern wieder weggenommen wurde. Nach geendig-

tem

1442 tem Feldzug begab sich der König nach Montauban, wo er verschiedene Handlungen der Oberhoheit gegen die Grafen von **Foix**, von **Comminges** und Armagnac ausübte. Unter andern befahl er dem letzten, sich in seinem Titel des Ausdrucks: **Von Gottes Gnaden**, zu enthalten, weil dies einen von keinem weltlichen Oberherrn abhängenden Stand andeute, und also einem Kronvasallen nicht gebühre. Doch hat man nachgehends so streng nicht darüber gehalten; denn der Herzog von Burgund, der sich dieses Ausdrucks während der bürgerlichen Kriege bedient hatte, erhielt im Jahr 1446. von dem König die Erlaubniß, diesen Titel zu brauchen, doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er dem Recht der Oberhoheit der französischen Könige über Burgund keinen Eintrag thun sollte.

1444 Indessen war man nach dem Feldzug des Jahrs 1443., der durch den Entsatz der von den Engländern neun Monate lang belagerten Stadt **Dieppe** und durch Bekämpfung unruhiger Vasallen in **Gascogne** merkwürdig ward, des Kriegs auf beiden Seiten herzlich müde; doch fiel es sehr schwer, ihn zu endigen, weil die Engländer sich durchaus von der Lehnverbindung mit Frankreich los machen, die Franzosen aber nicht davon abstehen wollten. **Pabst Eugen der Vierte**, der, ohngeachtet der damaligen Kirchentrennung, noch beide Völker unter seinem Gehorsam hatte, vermochte beide Könige, die Friedensunterhandlungen wieder anzufangen; und in England unterstützte der Kardinal von Wincheſter diese lobenswürdigen Absichten durch sein Ansehen, so sehr sich auch der Herzog von Glocester darwider setzte. Man kam in der Stadt **Tours** zusammen, wohin der König von Frankreich die Reichsstände berufen hatte. Aber auch diesmal fand man es unmöglich, die Bedingungen eines dauerhaften Friedens zu bestimmen;

blos

blos ein **Waffenstillstand** wurde geschlossen, der 1444
vom funfzehnten May 1444. angehen und bis den
ersten April 1445. währen sollte, der von Zeit zu
Zeit bis in das Jahr 1448. verlängert wurde, und
Kraft dessen alles zwischen den beiden Parteyen auf
dem gegenwärtigen Fuß bleiben sollte. Dieser Still-
stand war für die Engländer sehr vortheilhaft; denn
ihre Angelegenheiten befanden sich damals in einer
elenden Verfassung, und ihre Städte in Frankreich
litten an vielen Nothwendigkeiten Mangel. Durch
den Stillstand aber gewonnen sie Zeit, sich zu erho-
len und sich in bessern Vertheidigungsstand zu setzen.
Hingegen hatte der König von Frankreich auch wich-
tige Ursachen, den Stillstand anzunehmen: die Er-
leichterung des Volks; die Verbesserung der Kriegs-
zucht; die erschöpfte Schatzkammer; die Hofnung,
mit vielen Herren in der Normandie, die von dem
englischen Joch frey zu werden wünschten, sich in der
Stille zu verbinden, das sehnliche Verlangen verschie-
dener Prinzen vom Geblüte nach dem Frieden, und
ihre Vorwürfe wegen der Fortdauer des Kriegs, wa-
ren Beweggründe genug für ihn, diese Partey zu er-
greifen.

Um aber doch die Truppen nicht müßig zu las-
sen, und das Land eine Zeitlang von ihren Gewalthä-
tigkeiten zu befreien, bediente sich König Karl einer
angebotenen Gelegenheit, und der König von Eng-
land that eben dies. Man wollte nemlich **dem Hau-
se Oestreich wider die Schweitzer beystehn,**
einige Streifereyen des Grafen von **Mümpelgard**
in die französischen Länder rächen, die **Kirchenver-
sammlung zu Basel** in Furcht setzen, um die Kir-
chentrennung desto geschwinder zu endigen, und an
den Streitigkeiten Theil nehmen, welche **Renatus
von Anjou**, Herzog von **Lothringen**, mit den
Bürgern zu **Metz** hatte, die seinem Gegner, dem

Grafen

1444 Grafen von **Vaudemont**, Beistand geleistet hatten. Die vornehmste Ursach aber war, die Truppen auf fremde Kosten ausser dem Reiche zu brauchen, und den Unterthanen Erleichterung zu schaffen. Der König von England gab achttausend Mann her, welche zu vierzehntausend Franzosen stiessen und von dem **Dauphin Ludwig** angeführt wurden. Er nahm seinen Weg nach Mümpelgard, und breitete sich in ganz Elsaß von Straßburg bis gegen Basel aus. Der Graf von Mümpelgard entschuldigte sich wegen der Streifereyen, die sein Landeshauptmann in das französische Gebiet gethan hatte, und räumte den Franzosen seine Stadt auf ein Jahr ein. **Basel** wurde befestiget, und die Schweitzer zogen sich aus einigen Kantonen zusammen, um Basel zu retten. Ein Theil von ihnen, ohngefähr sechzehnhundert Mann, griff
am 26. Aug. ohnweit Basel die Franzosen muthig an, schlug sie zweymal bey **Brattelen** und **Muttenz** zurück, wurde aber endlich, als sie verwegen über die Birs setzten, bey St. Jacob umringet und nach der verderblichsten Gegenwehr sämmtlich niedergehauen. Der Dauphin bewunderte die Standhaftigkeit der Eidgenossen. Diese Erfahrung ihrer Tapferkeit, und die Achtung, die er für sie gewann, bewegten ihn hernach, ihre Freundschaft zu suchen, und zu den nützlichen Verbindungen der Krone Frankreich mit dieser streitbaren Nation den ersten Grund zu legen. Er verlohr die Lust, einen Sieg weiter fortzusetzen, von dem er für sich selbst keine Früchte hoffen konnte, und tiefer in ein Land einzudringen, bey dessen Eingang er sechstausend Mann eingebüßt hatte; denn so groß wird der Verlust der Franzosen von den meisten Geschichtschreibern, und von einigen wohl noch grösser geschätzet. Ludwig urtheilte selbst, sein Heer werde durch einen zweeten ähnlichen Sieg vollends aufgerieben werden.

Bey

Bey den Vätern der Kirchenversammlung zu 1444
Basel hingegen würkte dieser Sieg grosse Furcht. Sie glaubten, der Dauphin möchte sich der ganzen Versammlung bemächtigen, und mit dem Pabst Eugen ein Verständniß haben. Sie traten mit dem Dauphin in Unterhandlungen, und liessen ihm die Oefnung der Thore anbieten, wenn er nicht sein ganzes Heer in die Stadt legen, sondern nur mit seiner Begleitung einziehen wollte. Sie versprachen, sich mit dem Herzog von Oestreich auf die annehmlichsten Bedingungen zu vertragen, und wenn er es verlange, die Kantone zu bewegen, daß sie viertausend Mann in Frankreichs Dienste überliessen. Diese Vorschläge wurden angenommen, und das Heer zog von der Stadt ab. Allein, der Vergleich brachte dem Land weiter keine Ruhe. Denn die französischen Truppen fanden keinen Unterhalt, und waren also genöthiget, allerhand Unordnungen zu verüben, wobey sie unerhörte Gewaltthätigkeiten begiengen. und das Landvolk so sehr erbitterten, daß viele von ihnen einzeln todtgeschlagen wurden. Endlich brach der Dauphin auf, als er von dem König Befehl erhielt, zu ihm nach Metz zu kommen. Vorher aber schloß er, auf Vermittelung des Basler Konciliums und des Herzogs von Savoyen mit den Städten und Kantonen Basel, Bern, Lucern, Solothurn, Uri, Schweitz, Unterwalden, Zug und Glarus einen **Frieden.** Er versprach, mit diesen Städten, Ländern und ihren Verbündeten, insbesondere mit dem Herzog Ludwig von Savoyen, mit dem Grafen Johann von Freyburg und Welschneuburg, und dem Grafen von Aarberg, auch mit Neuenstadt und Biel, ein gutes Verständniß und immerwährende Freundschaft zu unterhalten; den Ihrigen freien und sichern Wandel in allen Gegenden, die von seinen Völkern noch besetzt waren, zu verschaffen; zwischen ihnen und ihren Feinden Mittler zu werden; am 28. Okt.

die

1444 die Kirchenversammlung zu beschützen; der Stadt Basel wider den benachbarten Adel beyzustehen; und alle seine Hauptleute diesen Vergleich beschwören zu lassen. — **Dieser Friede war der erste Schritt zu den Bündnissen der Schweitzerkantone mit Frankreich.** Der Dauphin gieng hierauf durch Mümpelgard gegen **Metz**, um sich mit dem König zu vereinigen, der noch mit der Belagerung dieser Stadt beschäftiget war. Er that dieses zum Vortheil des Herzogs Renatus von Lothringen; man weiß aber nicht gewiß die Ursache der Feindseligkeiten des Herzogs gegen diese Stadt. Die Belagerung hatte schon sieben Monate gedauret, und wurde so wohl von den Belagerern als von den Belagerten mit der grösten Erbitterung fortgesetzt. Als aber die Bürger sahen, daß ihr Land durchaus verwüstet wurde; und befürchteten, sie möchten, wenn der Platz dennoch durch die Hartnäckigkeit der Franzosen erobert würde, ohn alle Gnade verlohren seyn; so erkauften sie die Erhaltung ihrer Freyheit, indem sie dem König zweymal hunderttausend goldene Schildthaler für die Kriegskosten zahlten, und dem Herzog von Lothringen oder König von Sicilien eine Schuld von hunderttausend Franken nachliessen. Nach Nancy kam auch der Graf von **Suffolk**, um im Namen des Königs von England die Vermählung mit **Margarethen von Anjou**, der Tochter des Königs von Sicilien, der vollkommensten Prinzeßin ihrer Zeit, zu vollziehen, welche schon vorher war verabredet worden. Nach vielen glänzenden Lustbarkeiten gieng König Karl an der Spitze seines Heers nach Chalons, wo er seinen Anschlag zur **Verbesserung der Kriegszucht** vollends ausführte.

Der gröste Theil der Truppen bestand aus Soldaten zu Fuß, Handwerksburschen und Landläufern,

fern, die aus Liederlichkeit oder aus Raubsucht sich 1444
anwerben liessen. Man trieb hierbey die Nachsicht so weit, daß oft die verderblichsten Bubenstücke unbestraft blieben, und viele Provinzen von herumstreifenden Landsknechten, wie man sie in Teutschland zu nennen pflegte, wimmelten. Der Handel lag in den meisten Gegenden des Reichs, weil kein Kaufmann sicher reisen konnte, und selbst in den Städten fielen die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten vor. Das Uebel hatte um die Mitte der vorigen Regierung angefangen, und daurete noch jetzt fort. Die letzte Verordnung Karls des Siebenten hatte zwar an manchen Orten gute Würkung gethan, es fehlte aber noch sehr viel, daß sie das ganze Uebel völlig sollte gehoben haben. Oft hatte Karl seinem Staatsrath die Mittel, wie dieser dem Staate höchst nachtheiligen Unordnung abzuhelfen seyn möchte, zur Berathschlagung vorgelegt: es zeigten sich aber immer unübersteigliche Hindernisse. Alle stimmten auf das allgemeine Mittel, die ungesitteten Völker abzudanken: aber dabey fanden sich immer zwo Hauptwiderwärtigkeiten. Die eine war die grosse und schon von den ältern Zeiten her bekannte Gefahr, daß sie sich nach der Abdankung zusammenschlagen, Officiere zu Anführern wählen, und die verruchten Rotten der Kameradschaften erneuern möchten. Die zwote Beschwerlichkeit bestand darinn, daß man bey der gänzlichen Abdankung dieser schlimmen Völker wenigstens einige der besten noch behalten müsse, und wenn diese keinen Sold bekämen, oder auf der Unterthanen Kosten zu leben gehindert würden, würden sie davon gehen und der König alsdenn weder Kriegsheer noch Besatzungen auf den Gränzen haben; ließe man ihnen hingegen zu viel Freyheit, so wäre dadurch dem Uebel nicht abgeholfen. Ueberdem, da die Rentkammer erschöpft wäre, würde der König von seinen Einkünften den Sold für die behaltenen

1444 Truppen nicht aufbringen können. Von neuen Auflagen konnte und durfte nichts erwähnt werden. Durch diese Betrachtungen wurden einige Räthe so sehr geschreckt, daß sie auf den Schluß fielen, eine bequemere Zeit zur Verbesserung des Kriegsstaats abzuwarten. Indessen lag doch dem König sowohl als dem Konnetabel die Sache sehr am Herzen. Der Dauphin, der König von Sicilien, der Herzog von Kalabrien, dessen Sohn, Karl von Anjou, Graf von Maine, sein Bruder, die Grafen von Dunois, von Clermont, von Foix, von St. Paul, von Tancarville, die der König zu dieser Berathschlagung gezogen hatte, stimmten ihren Anschlägen vollkommen bey. Auf den zweeten Punkt antwortete der König, daß man es auf den andern Gränzen eben so halten könne, wie auf den Gränzen von Champagne, daß nämlich die Städte und ihre Gebiete den Sold für ihre Besatzungen aufbringen müsten, und er wisse aus der Erfahrung, daß, wenn man nur Mittel brauchte, die Truppen in der Zucht zu halten, die Städte und das Land froh seyn und ihre Ruhe mit dieser Beysteuer gern erkaufen würden. Die ganze Schwierigkeit würde nur darinn bestehn, wie man die abgedankten Soldaten zwingen müste, daß jeder zu den Seinigen zurückgienge, daß man ihre Rotten hinderte, und daß die Beybehaltenen zur Ordnung gewöhnt würden. Hierauf müsse man einzig und allein bedacht seyn, und die kräftigsten Mittel, dies zu bewerkstelligen, ausfindig machen. Man suchte also vor allen Dingen diejenigen Officiere zu gewinnen, die bey den Truppen das gröste Ansehn hatten, indem man ihnen versprach, sie sollten beybehalten und nach geschehener Einrichtung mit ansehnlichern Bedienungen versehen werden. Nun waren diese Befehlshaber Edelleute, die meistentheils den Prinzen und Standesherren, die sich bey der Berathschlagung befanden,

fanden, ergeben waren; durch diese wurden sie also 1444
auch willig gemacht, die Soldaten zur Einführung der neuen Kriegszucht vorzubereiten. Wie dies geschehen war, schickte der König Befehl an alle seine Seneschalle und übrige Befehlshaber, sich mit ihren Schützen zum Auffitzen fertig zu halten, die Landstrassen in Sicherheit zu stellen, und alle Landstreicher, die sich zusammenhielten, auseinander zu treiben und zu verjagen. Unter den Truppen selbst wurde folgende Einrichtung gemacht. Es sollten funfzehn Kapitäns oder Oberbefehlshaber gewählt werden, deren jeder hundert Lanzen oder völlig gerüstete Edelleute (**Gens d'Armes**) unter sich haben sollte. Jede Lanze sollte den Sold auf sechs Personen erhalten, die seinige mit eingeschlossen, darunter drey Schützen zu Pferde und ein sogenannter Coutillier, wie auch ein Knecht oder Schildknabe seyn sollte. Der monatliche Sold eines Homme d'Armes ward auf zehn livres, derjenige des Coutillier auf hundert Sols, derjenige der Schützen auf vier livres, und der Sold des Schildknabens auf sechzig Sols gesetzt. Diese Summe sollte aus den Städten, wo sie in Besatzung liegen würden, und aus der umliegenden Landschaft erhoben werden. Es sollten Kommissarien ernennt werden, die das Geld in den Aemtern und Gerichtsbarkeiten eintheilen und einnehmen, und die Truppen davon bezahlen, und jedem obersten Hauptmann der Kompagnie Rechnung darüber ablegen sollten. Dies ist nun die Stiftung der nachher so genannten **Ordonnanzkompagnien** *), weil sie auf die deshalb ergangene königliche Verordnung errichtet worden sind; doch war diese Benennung auch schon unter Karl dem Fünften, nur in einem etwas andern Verstande, bekannt. Nachdem die Sache also eingerichtet war, schritte man im Staatsrath zur Wahl der

*) *Compagnies d'ordonnance.*

1444 funfzehn Kapitäne. Der König ernannte sie, und gab ihnen zu verstehen, daß die Wahl ihrer Personen zu einer solchen Würde das gröste Zeichen seiner Achtung gegen sie sey. Er gab ihnen Befehl, unter der ganzen Armee die besten Leute auszusuchen, die im Stande wären, sich in völlige Rüstung zu setzen, und auf die man sich in Ansehung der Kriegszucht am meisten verlassen, auch von ihnen versichert seyn könnte, daß sie in Zukunft für die Verhütung aller Gewaltthätigkeiten eifrig sorgen würden. Sobald die Kapitäne die Wahl der Gens d'Armes, Schützen und andrer vollendet hatten, ward das Heer gemustert, und der König that vor demselben öffentlich die Erklärung, daß er allen den Abschied gebe, die nicht besondern Befehl erhalten hätten, im Dienst zu bleiben; sie möchten sich ohne Verzug in ihre Heimath begeben, sich nicht zusammenrotten, noch die allergeringste Gewaltthat oder einigen Unfug bey Lebensstrafe zu verüben sich gelüsten lassen. Diesem Befehl ward so genau nachgelebt, daß in vierzehn Tagen nach geschehener Abdankung nicht ein einziger Soldate mehr auf den Strassen zu sehen war. Einige ergriffen ihre Handwerke wieder, andre bauten das Land. Verschiedene Provinzen schienen wieder mit neuem Volke besetzt zu seyn, die Bauern fiengen an, die bisher öde gelegenen Felder wieder ordentlich zu bestellen, die Kaufleute reisten ohne Hinderung ihrem Handel nach, und Frankreich bekam eine andre Gestalt. Nach der neuen Einrichtung machten die funfzehn Ordonnanzkompagnien ohngefähr neun bis zehntausend Pferde aus, ohne eine grosse Anzahl derer von Adel und der besten Soldaten zu rechnen, die, weil sie ohne Sold dienen konnten, als Freywillige, mit des Königs Genehmhaltung, zu den Kompagnien stiessen, in Hoffnung, mit der Zeit ledige Stellen zu erlangen. Diese Anzahl hielt man während des Stillstandes mit

England

England für hinreichend, und im Fall des Kriegs 1444
muste sie ohnehin durch die Menge der Vasallen, die zu dienen verbunden waren, vermehrt werden, welche eine gewisse Zahl ihrer Hintersassen nach dem Betrag ihrer Lehngüter herbey führen musten. Erst in der Folge sah man den Hauptvortheil ein, den diese Kriegsordnung bewürkte, und man wurde überzeugt, daß eine kleine Anzahl wohl abgerichteter und geübter Soldaten einer ungeheuren Menge zusammengerafften Volks ohne Kriegszucht, weit vorzuziehen sey. Hierbey ließ man es nicht bewenden. Der König bediente sich der kräftigsten Mittel, die ihm seine Feldherren zur Erhaltung der Kriegszucht unter den Ordonnanzkompagnien vorschlugen. Er bestellte Aufseher, die sich stets mit Besichtigung der Plätze, wo diese Völker in Besatzung lagen, beschäftigen, zu verschiedenen Jahrszeiten Musterungen anstellen, und über die Reinlichkeit und Vollständigkeit der Rüstungen wachen musten. Damit aber auch die Kompagnien den Unterthanen nicht zu lästig fallen möchten, vertheilte man sie durch das ganze Reich in kleine Brigaden, gemeiniglich zu zwanzig, dreyßig, vierzig Reutern, nach der Grösse der Städte, darinn man ihnen ihre Quartiere anwies. Man suchte sie in steter Wachsamkeit zu erhalten. Bey dem geringsten Nothfall musten sie zu Pferde sitzen, und auf dem angewiesenen Sammelplatz erscheinen. Oft machte man blinden Lärmen, um ihre Fertigkeit und ihren Gehorsam auf die Probe zu stellen. Dies war das vornehmste Geschäfte des Königs während des Stillstandes, und gewiß eine der schönsten Denkwürdigkeiten seiner Regierung, die auch einige Jahre hernach durch eine Medaille verewiget wurde, worauf sein Bildniß mit der Umschrift: Milites disciplina coërcens zu sehen ist.

König **Karl** hielt sich ziemlich lang zu **Chalons** auf, und brachte verschiedene Angelegenheiten

1444 zu Stande. Mit dem Herzog von **Burgund** wurden, durch Vermittelung seiner Gemahlin, einige Streitigkeiten verglichen, die zwischen ihm und den Königen von Frankreich und Sicilien über den Vertrag zu Arras entstanden waren. Aus der Grafschaft **Armagnac** kamen Abgeordnete nach Chalons, und beklagten sich, daß man ihren Herrn, den der Dauphin zu Lille-Jourdain gefangen genommen, so lang zurückbehielte, und ihn nicht mit seiner Vertheidigung hörte. Der König versprach, ihm Recht wiederfahren zu lassen; und man machte den Anfang mit dem Proceß. Da aber die Abgeordneten merkten, daß er für den Grafen sehr übel ausschlagen, und den Verlust seiner Herrschaften, oder auch wohl seines Lebens nach sich ziehen würde, nahmen sie ihre Zuflucht zu des Königs Gnade und Barmherzigkeit, wie ihnen die Freunde des Grafen gerathen hatten. Sie fielen vor dem König nieder, welches auch die Grafen von Dünois, von Foix und einige andre der Vornehmsten am Hofe mit thaten, und baten demüthig, daß er aus seiner hohen Gewalt und königlichen Macht dem Grafen Gnade wiederfahren lassen wolle. Der König ließ sich bewegen, und nach aller angewandten Vorsichtigkeit, neuen Empörungen vorzubeugen, ertheilte er ihm gnädige Vergebung, und setzte ihn wieder in seine Herrschaften.

Die englischen Minister hatten in den beiden Stillstandsverträgen nicht unterlassen, den Herzog von **Bretagne** unter die Zahl ihrer Bundsgenossen und Vasallen zu setzen, und ihre Könige suchten sich immer die Oberhoheit über Bretagne, als Herzoge von der Normandie, vorzubehalten. Demohngeachtet hatte der König von Frankreich zu Anfang dieses Jahrs die Huldigung von dem neuen Herzog von

am 14. März.

Bre-

Bretagne, Franz dem Ersten *) zu Chinon ein- 1444
genommen. Er suchte ihn durch viele Liebkosungen und Höflichkeiten noch mehr auf seine Seite zu ziehen. Der Herzog verleitete indessen den König während seines Aufenthalts zu Chinon zu einem Schritt, dessen Folgen der allzuwillfährige Monarch nicht eher merkte, als bis es nicht mehr Zeit war, ihnen vorzubeugen. Der vorige Herzog von Bretagne hatte drey Prinzen hinterlassen, **Franz** und **Peter**, die ihm in der Regierung folgten, und **Aegidius**, dessen tragisches Ende wir erzählen wollen. Franz, ein Prinz von eingeschränktem Genie, argwöhnisch, unbarmherzig, wie alle schwache Seelen, wurde ganz von Artur von Montauban, von Johann Hingant und von dem Bischof zu St. Malo regiert. Diese drey Günstlinge hatten den Prinzen Aegidius bey seinem Bruder, dem Herzog, verdächtig gemacht; sie konnten dies auch um so leichter, da er sich bisweilen unbedachtsamer Klagen über die Mittelmäßigkeit seiner Appanage erlaubte. Sie stellten den jungen Prinzen als einen Ehrgeitzigen vor, dessen Absichten auf die Beunruhigung des Herzogthums durch die Engländer gerichtet wären **); er sey bereit, den Engländern seine Plätze auszuliefern, und Heinrich habe ihm das Konnetabelschwerdt angeboten. Dieser letzte Umstand wurde wahr befunden: aber Aegidius hatte das Anerbieten verworfen, aus dem einzigen Grund, weil er mit seinem Oheim, dem König von Frankreich, nicht Krieg führen wollte. Franz, durch dergleichen Vorspiegelungen verblendet, faßte gegen Aegidius einen unversöhnlichen Haß. Bey seinem festen Ent-

*) Dessen Vater, Johann der Sechste, (nach andern der Fünfte) am 18ten August 1442 gestorben war.

**) Aegidius hatte sich auf Veranlassung seiner Großmutter, Johanne von Navarra, Königin von England, die ihn zärtlich liebte, lang in England aufgehalten.

1444 schluß, ihn zu Grunde zu richten, hielt ihn doch noch die Schaam, einen Bruder seinem persönlichen Unwillen aufzuopfern, zurück: aber es gelang ihm, den König von Frankreich in seine Rache zu verwickeln; am 26. Jun. und dieser ließ den Prinzen Aegidius durch vierhundert Lanzen aufheben und nach Dinan bringen. Kaum hatte der Konnetabel Nachricht davon erhalten, so beschwerte er sich beym König über diese Gewaltthätigkeit, und brachte es so weit, daß er zugab, er sey hintergangen worden; und deshalb gab er dem Konnetabel Erlaubniß, den Prinzen, wo möglich, zu retten: aber es war zu spät. Unterdes muste man den Konnetabel zu dem Gefangenen bringen; der Herzog und dessen Brüder begleiteten ihn. Richemont, der Held, der gefangene Prinz Aegidius und dessen Bruder Peter, fielen dem Herzog zu Füssen und baten ihn mit weinenden Augen, einem unglücklichen Bruder zu verzeihen, welcher wohl unüberlegt, aber nicht sträflich gehandelt habe. Der Barbar war nicht zu erweichen; mit Unwillen verließ ihn Richemont. Der Herzog drung dem allgemeinen Anwald die Anlegung des Processes auf; die Klagpunkte wurden auf die Aussagen der niederträchtigsten und schändlichsten Angeber entworfen. Man versammlete die Stände der Provinz; der Konnetabel erschien auch, vertheidigte sehr freymüthig den Beklagten, und brachte den grösten Theil der Edelleute und Prälaten auf seine Seite. Der Herzog, der auf die Gefälligkeit der Versammlung Rechnung gemacht hatte, begab sich verwirrt hinweg, ließ aber den Aegidius desto enger verwahren. Unter allen seinen Verfolgern war Montauban der hitzigste; er liebte die Gemahlin des unglücklichen Prinzen, Franziska von Dinan, und der Herzog hatte sie ihm versprochen. Der Konnetabel glaubte, er habe es durch seinen Muth so weit gebracht, daß Aegidius bald wieder auf freyen Fuß gesetzt

ſetzt werden würde, und reiſte wieder ab. Dennoch 1444
ließ der Herzog neue Unterſuchungen anſtellen, und da dieſe ſich in die Länge zogen, trieb er den allgemeinen Anwald lebhaft an, ihm zu Dienſten zu leben. Allein, dieſer edelmüthige Mann gab ihm endlich zur Antwort, es gezieme ihm, ohngeachtet ſeiner Erſtgeburt, nicht, gegen den jüngern Bruder peinlich zu verfahren. Unterdes ward Aegidius hart gefeſſelt von einem Gefängniß ins andre gebracht. Vergebens forderte der König von Frankreich durch einen Geſandten deſſen Loslaſſung. Zum Schein fertigte Franz einen Befehl aus, ihn der Feſſeln zu entledigen: aber er nahm ihn auch wieder zurück, unter dem elenden Vorwand eines untergeſchobenen Briefs des Königs von England, durch welchen dieſer die Auslieferung ſeines Konnetabels verlangt, und im Weigerungsfall mit einer Landung in Bretagne gedroht hätte. Der Konnetabel machte noch manchen vergeblichen Verſuch, und Aegidius ſelbſt ließ aus dem Greuel ſeiner Gefängniſſe die wehmüthigſten Bitten an ſeinen Bruder ergehen; unaufhörlich verlangte er, ihm entweder billige Richter zu geben, oder durch einen ſchleunigen Tod ſeiner Quaal ein Ende zu machen, ſonſt würde er ſich aus Verzweifelung ſelbſt das Leben nehmen. Franz ließ ihm antworten, daß er wegen der beiden erſten Punkte noch keinen rechten Entſchluß habe faſſen können, und daß er den dritten ſeiner eigenen Willkühr überlaſſen wollte. Bey dieſer unmenſchlichen Antwort ließ es Franz nicht bewenden; er bezeugte auch öffentlich, daß ihm das Leben ſeines Bruders unerträglich ſey, und daß er dem, der ihn davon befreyen würde, Dank wiſſen wolle. Dies war eben ſo gut, als eine Verurtheilung des Gefangenen. Montauban und die andern Böſewichter, die den Prinzen bewachen muſten, ſuchten ihn zuerſt mit Gift hinzurichten. Zu dem Ende hatte man bis in die

1444 Lombardey geschickt, in das Land, das damals wegen der verfluchten Kunst, Gift zu bereiten, die man aber in Frankreich nicht kannte, berühmt war: allein, es sey nun, daß das Gift zu schwach, oder die Kraft der Jugend und die Stärke des Temperaments demselben widerstand, genug, Aegidius empfand davon nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit. Endlich fertigte Montauban im Namen des Herzogs ein Todesurtheil aus. Eon le Baudouin, Siegelbewahrer der Kanzley, weigerte sich, dasselbe zu untersiegeln; er verlohr sein Amt, und der Kanzler siegelte selbst. Der Gefangene wurde in einen schaudervollen Thurm geworfen und ihm alle Nahrung entzogen. Der unglückliche Prinz entdeckte ein kleines Luftloch, durch welches er um Gottes Willen nach Brod rief. Die Vorübergehenden wurden durch das Wehklagen herbeygezogen, aber durch die Furcht zurückgehalten, ihm Zeichen ihres Mitleidens und guten Willens zu geben. Eine arme Frau faßte den Muth, in den Graben hinabzusteigen und an den Rand des Lochs Brod hinzulegen. Dieser schwache Beystand, den sie mehrmals leistete, verlängerte einige Tage das Leben und die Pein des Prinzen. Er bat seine Wohlthäterin, ihm einen Geistlichen, dem er beichten könne, zu verschaffen. Auch dies bewerkstelligte sie, und Aegidius, nachdem er seine Beichte abgelegt hatte, trug dem Priester auf, seinem Bruder, dem Herzog die Erklärung zu bringen, daß er ihn in vierzig Tagen vor Gottes Gericht fordere, weil er ihm auf dieser Welt keine Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen. Unterdes konnten sich die Peiniger des Prinzen nicht genug wundern, daß er noch so lange, über sechs Wochen, ohne Nahrung lebte, und weil sie befürchteten, er möchte ihnen noch entwischen, giengen sie in seinen Kerker und suchten ihn zu erdrosseln. Ohngeachtet ihn der Hunger abgemattet hatte, vertheidigte

er

er sich doch noch eine Zeitlang gegen seine Mörder, 1444
die ihn endlich zwischen zwo Matratzen erstickten. Es war vergebliche Mühe, die Welt zu überreden, als wenn Aegidius eines natürlichen Todes gestorben wäre. Der Konnetabel, der nebst dem Herzog damals bey der Armee war, überhäufte diesen mit den beissendesten Vorwürfen. Der Geistliche, der den letzten Willen seines Bruders aufgenommen hatte, kam zu ihm, und lud ihn im Namen des Verstorbenen in vierzig Tagen vor Gottes Gericht. Schrecken, Schaam, Gewissensbisse legten den Tyrannen nach drey Jahren ins Grab.

Karl der Siebente hatte damals genug mit seinem eigenen Staat und mit den ihm nachstellenden Engländern zu thun, und doch mischte er sich in die damaligen Händel der **Genueser**, so sehr ihn auch die vielfache Erfahrung der vorigen Zeiten davon hätte abschrecken sollen. Die zerrüttete Republik Genua war bisher, von der Zeit an, da sie sich der französischen Herrschaft entzogen hatte, durch unaufhörliche innerliche Kriege beunruhiget worden, und hatte sich, nachdem diese oder jene Partey die Oberhand behalten, bald diesem, bald jenem italienischen Fürsten ergeben. Ihre Treulosigkeit gegen Frankreich war völlig vergessen, nachdem sie theils dem Staat gegen England, theils den Herzogen von Anjou gegen das aragonische Haus mit Schiffen Beystand geleistet hatte. Ihrer natürlichen Unbeständigkeit nach that sie Karl'n im Jahr 1444 den Vorschlag, sich an ihn zu ergeben; doch eilte der König nicht sonderlich, Truppen dahin zu senden. Benedikt Doria, ein Abkömmling aus einer der mächtigsten Familien in Genua, kommandirte die wenigen französischen Schiffe, und führte den Titel eines Schiffhauptmanns des Königs von Frankreich. Dieser wünschte sehr, seine Vaterstadt in den Händen

der

1444 der Franzosen zu sehen. Der Doge aber, der aus der Familie Adorno war, setzte sich heftig dagegen. Unterdes verband sich doch die Familie der Fregosen mit Doria, und bewegte den König, einige Schiffe auszurüsten und mit Truppen gegen die Alpen zu rücken. Man räumte dem König Finale ein, um allenfalls daselbst Truppen ans Land setzen zu können. Ja-
1446 nus Fregoso, das Haupt der Unternehmung, bemächtigte sich hierauf einiger Plätze um Genua, und als er vernahm, daß alle seine Freunde in der Stadt bereit ständen, ihm beyzutreten, so kam er mit einer einzigen Galeere und mit dreyhundert Soldaten in dem Hafen von Genua an, zog mit der Fahne des Königs vor ihnen her und ließ ausrufen: Es lebe Frankreich! Seine Rotte stieß zu ihm, und er bemächtigte sich der Stadt ohne Widerstand. So bald er sich aber im Besitz derselben sah, und seine Feinde vertrieben hatte, zog er sein Wort zurück, sah die Stadt als seine Eroberung an, und jagte die Franzosen von sich. Der Erzbischof von Reims, St. Vallier, du Chatel und Jakob Coeur, die zur Besitznehmung der Stadt von dem König als Kommissarien waren ernennt worden, verlangten vom Janus die Erfüllung seines Versprechens. Die Antwort war: Ich habe das Land und die Stadt mit dem Degen erobert, ich werde sie auch mit dem Degen gegen jedermann vertheidigen. Die Franzosen, die zu schwach waren, seiner Partey zu widerstehen, musten also weichen, und sich mit Finale begnügen, welches sie im Besitz behielten. Frankreich befand sich damals nicht in der Verfassung, daß es diesen Schimpf hätte rächen können; daher muste es noch einen andern Vortheil fahren lassen, der für den Staat und das königliche Haus sehr wichtig gewesen wäre. Denn bald hernach (im Jahr 1447) starb Philipp Maria Visconti, Herzog von Mayland,

ohne

ohne männliche oder rechtmäßige Erben. Er war 1446
ein Bruder der Prinzeßin Valentine, welche die Mutter Herzog Karls von Orleans gewesen war. Johann Galeazzo Visconti, Philipps und Valentinens Vater, hatte bey der Ehestiftung mit dem Herzog Ludwig von Orleans versprochen, daß, wenn seine beide Söhne ohne rechtmäßige Erben abgehen würden, das Herzogthum Mayland der Valentine zufallen sollte. Vorausgesetzt also, aber von uns nicht zugegeben, daß die Visconti rechtmäßige Herren von Mayland waren, so hatte das Haus Orleans einen unstreitigen Anspruch auf dieses Herzogthum. Allein, es waren Stärkere vorhanden, die auch Ansprüche machten. Unter diese gehörte der König Alphons von Aragonien und Sicilien, der behauptete, daß ihn Philipp zum Erben eingesetzt habe; Kaiser Friedrich der Dritte, der mit dem besten Grund vorgab, Mayland sey als ein Reichslehn ihm zugefallen, weil Philipp ohne Kinder gestorben; Franz Sforza, der gröste Held seiner Zeit in Italien, vielleicht in ganz Europa, der sich mit der natürlichen Tochter Philipps, Blanka, vermählt hatte, und sich darauf stützte, daß ihn sein Schwiegervater an Kindes Statt angenommen habe; und endlich wollte auch die Stadt Mayland selbst nicht gern unter einem Herrn stehen, sondern eine Republik errichten. Doch, da Sforza der nächste war, und die Mayländer von ihm bedrohet wurden, so suchten sie Hülfe bey Frankreich und Savoyen. Allein die Venetianer, ohngeachtet sie Sforza's Feinde waren, überliessen ihm einige Mannschaft, wodurch er sich den Besitz von Mayland verschaffte, ehe noch der Herzog von Orleans etwas unternehmen konnte. Denn sie fürchteten, die Franzosen möchten Herren der Lombardey werden, wenn sie einmal festen Fuß in Italien gefaßt hätten; daher halfen sie lieber dem Schwächern, um den Mächtigern abzu-

1446 treiben. Auf diese Art verlohr das Haus Orleans seine Rechte auf Mayland.

Da der Stillstand mit England auch in diesem Jahr verlängert wurde, so wendete Karl alle Aufmerksamkeit an, die für Frankreich so vortheilhafte und für England nachtheilige Ruhe in dem Innern seines Reichs zu erhalten. Der Herzog von Glocester und das gemeine Volk in England verlangten Krieg: aber die Königin, die Minister und selbst das Parlament waren dagegen. Der Herzog widerlegte mit der Freimüthigkeit, die ihm sein Rang, seine Geburt und die dem Staat geleistete Dienste verstatteten, die in dieser Sache geäusserten Einwürfe, und besonders eiferte er sehr gegen die unnütze Verschwendung einer beträchtlichen Summe, welche die Nation zur Führung des Kriegs hergeschossen hatte. Dies erbitterte seine Feinde nur noch mehr; die Königin zumahl konnte ihm die Hindernisse nicht verzeihen, die er ihrer Vermählung in den Weg gelegt hatte. Durch Erhebung der Prinzeßin Margarethe von Anjou auf den brittischen Thron, hatte Frankreich seinen Feinden ein sehr verderbliches Geschenk gemacht. Sie war herrschsüchtig, rachgierig, kühn und verschlagen, trat mit dem unversöhnlichen Kardinal von Wincheſter und seiner Partey, den Herzogen von Sommerset, Suffolk und Bukingham in Verbindungen, und beschloß mit ihnen den Untergang ihres gemeinschaftlichen Feindes. Der Artikel in dem Vermählungstraktat, nach welchem die Provinz Maine Karl'n von Anjou dem Oheim der Königin von England abgetreten werden sollte, war vielleicht bisher geheim gehalten; und so lange der Herzog von Glocester lebte, würde es gefährlich gewesen seyn, auf die Vollziehung desselben zu dringen. Allein, da der französische Ho-

die

die Sache lebhaft betrieb, so wurden dem Sir 1447
Francis Surienne, Befehlshaber zu Mans, Befehle unter Heinrichs Hand ertheilt, diesen Hauptort der Provinz Maine Karl'n von Anjou auszuliefern. Surienne zog entweder die Gültigkeit des Befehls in Zweifel, oder sah seine Kommandantenstelle für sein einziges Glück an, und wollte nicht gehorchen. Eine französische Armee unter der Anführung des Grafen von Dünois mußte also den Ort belagern. Der Kommandant vertheidigte ihn so gut, als ihm seine Situation erlaubte: da er aber keine Unterstützung von Edmund, Herzogen von Sommerset, dem damaligen Statthalter in der Normandie, erhielt, wurde er endlich gezwungen, zu kapituliren, und nicht nur Mans, sondern auch alle Festungen dieser Provinz zu übergeben, welche solchergestalt von der Krone England gänzlich getrennt wurde.

König Karl, mit Ruhm gekrönt, von seinen Unterthanen angebetet, von seinen Feinden gefürchtet, würde ein vollkommenes irdisches Glück genossen haben, hätten nicht häusliche Verdrießlichkeiten seinen Wohlstand verbittert. Seit der Zeit der Pragerie schien sich der Dauphin Ludwig zu bemühen, seinen damals begangenen Fehler durch ein vorsichtiges Betragen wieder gut zu machen. Der König hatte ihm sein Zutrauen wieder geschenkt, und ihm die wichtigsten Aufträge gethan. Dennoch konnten diese Kennzeichen der Güte den unbiegsamen Charakter des Prinzen nicht erweichen. Der durch ihn ausgeführte Entsatz der Stadt Dieppe, der unterdrückte Aufstand des Grafen von Armagnac, und der neuliche Feldzug nach Teutschland hatten seinen Stolz vergrössert. Ungeduldig über die sich verzögernde Erscheinung des Zeitpunkts, da er seine Talente vollkommen zeigen könnte, währte ihm die Re-

gie-

1447 gierung seines Vaters allzulang. Der Zwang reitzte seinen Ehrgeitz nur noch stärker, und er war desto mehr zu fürchten, je mehr er sich zu verstellen wuste.
(1446) Ohngefähr ein Jahr nach dem Tode der Dauphine machte er seinen ersten Versuch in der gefährlichen Verstellungskunst, von der ihn seine falsche Politik in der Folge einen so steten und schädlichen Gebrauch machen hieß. Durch mancherley Versprechungen hatte er verschiedene Armbrustschützen und Bogenschützen von der schottischen Leibwache des Königs verführt. Zum Glück für den König wollte der Dauphin auch die Treue **Antons von Chabannes, Grafen von Dammartin**, bestechen, um sich seiner Beyhülfe zur Aufhebung des Königs zu bedienen. Nach verschiedenen Vorstellungen, die auf die Entschlossenheit des Dauphins keine Würkung thaten, entdeckte Chabannes dem König den schrecklichen Vorsatz seines Sohns. Karl ließ den Dauphin kommen, und hielt ihm sein Verbrechen vor. Ludwig, ohne zu erschrecken, läugnete geradezu, und schalt den Grafen einen Betrüger und Verläumder. Dieser Herr antwortete, er kenne die Ehrfurcht, die er dem Sohn seines Herrn schuldig sey, sehr wohl, aber er sey bereit, die Wahrheit seiner Aussage gegen alle Herren von der Hofstaat des Dauphins, die sich stellen wollten, mit den Waffen zu vertheidigen. Der unglückliche Monarch blieb von dem Verbrechen vollkommen überzeugt: aber die väterliche Zärtlichkeit entzog den Schuldigen der gerechten Strafe. Verschiedene Schotten von der Leibwache wurden hingerichtet, und Conighan, ihr Anführer, würde gleiches Schicksal gehabt haben, wenn nicht der König von Schottland eine Fürbitte für ihn eingelegt hätte. Ludwig, voll von Schaam und Bosheit, begab sich einige Tage hernach, da die Königin den Prinzen **Karl**, dem der König das Herzogthum

Berri

Berri zur Appanage gab, zur Welt gebracht, in das Delphinat. (28 Dec. 1446)

Vorher noch wurde der Streit beygelegt, der durch die Ansprüche des Herzogs von Savoyen auf die Grafschaft Valentinois und Diois entstanden war. Ludwig der Erste, ein Sohn Amadäus des Achten, ersten Herzogs von Savoyen, trat diese beyde Grafschaften, deren sich seine Vorgänger bemächtiget hatten, wieder an Frankreich ab, und zahlte vierzigtausend goldene Schildthaler für die Erlassung der Lehnspflicht wegen einiger Ländereyen, die von Frankreich zur Zeit der Erwerbung des Delphinats waren eingetauscht worden. So bald der Dauphin Ludwig in diese Provinz gekommen war, fieng er an, seine gewöhnliche Unruhe und Herrschbegierde zu äussern. Er ließ die Stände des Delphinats nach Romans kommen, und verlangte von ihnen durch seinen Kanzler, Yvo von Sepeaux, vierzigtausend Gulden *). Die Stände bewilligten die Summe, aber mit der Klausel, daß sie blos als ein Geschenk und ohne Nachtheil ihrer Privilegien und Freiheiten betrachtet werden sollte. Dieses freiwillige Geschenk wurde auf Verlangen in der Folge alle Jahr sehr vergrössert, und gab zu häufigen Zwistigkeiten Anlaß. Ausser den Einkünften des Delphinats besaß der Dauphin auch Chateau-Thierry, die Grafschaft Komminges und die Castellaneyen in Rouergue, die dem Grafen von Armagnac waren genommen worden. Er änderte im Delphinat die niedern Gerichtsbarkeiten, und schränkte sie auf zwey Landshauptmannschaften und eine Landvogtey ein. Er ließ in seinem Namen Münzen schlagen. Er legte aus eigner Macht ein Parlament an. Er machte besondere Verträge mit den Schweitzern, mit dem Her-

1447

*) Nach der Vorrede des Abbe' du Fresnoy 45000.

1447 Herzog von Savoyen und andern italiänischen Fürsten, mit den Königen von Navarra, Aragonien und England. Karl muste nothwendig über solche ohne sein Vorwissen geschehene Ausübungen der Oberhoheit empfindlich werden. Dennoch verbarg er seine Gedanken, aus Furcht, der Sohn möchte sich öffentlich gegen ihn empören. Täglich empfieng er Nachrichten von neuen Unternehmungen. Das Mißverständniß zwischen Vater und Sohn öfnete den Zuträgern und Verläumdern erwünschte Wege zur Ausgiessung ihrer Niederträchtigkeiten, und die Erbitterung ward so täglich grösser.

1448 Der englische Befehlshaber in Maine, **Surienne**, hatte, wie wir vorhin gesehen, diese Provinz räumen, und sie den Franzosen wieder überlassen müssen. Er hatte sich hierauf mit allen seinen Besatzungen aus **Maine**, die sich auf zweytausend und fünfhundert Mann beliefen, nach der **Normandie** gezogen, in der Hofnung, daselbst in Sold genommen, und in einigen Städten dieser Provinzen einquartiert zu werden. Allein, **Sommerset**, der keine Lebensmittel für eine so grosse Menge hatte, und vermuthlich über Surienne's Ungehorsam unwillig war, wollte ihn nicht aufnehmen; und dieser Abentheurer, der sich nicht unterstand, in den Ländern des Königs von Frankreich oder England Plünderungen anzustellen, begab sich nach **Bretagne**, besetzte die Stadt Fougeres, verbesserte die Festungswerke von Pontorson und St. James de Bevron, und unterhielt seine Truppen von den Verheerungen, die er in jenen Gegenden anrichtete. Der Herzog von Bretagne beklagte sich über diese Gewaltthätigkeiten bey dem König von Frankreich, seinem Lehnsherrn. Karl that deswegen Vorstellungen bey dem Herzog von Sommerset. Dieser Herr erwiederte, daß die Feindseligkeiten ohne sein Wissen geschehen wären, und daß er über den Surienne

enne und seine Anhänger nicht zu befehlen habe. Ob 1448
nun gleich Karl, der den unabhängigen Geist dieser in Sold genommenen Krieger oft sehr hart gefühlt hatte, diese Antwort befriedigend finden mochte, so wollte er doch diese Entschuldigung nicht gelten lassen. Er verharrte darauf, daß diese Plünderer zurückberufen und dem Herzog von Bretagne aller zugefügte Schade ersetzt werden sollte; und, um einen Vertrag ganz unmöglich zu machen, schätzte er den Verlust auf nicht weniger, als sechzehnhunderttausend Kronen. Er fühlte die Uebermacht, die ihm der jetzige Zustand seines Reichs über England gab, und beschloß, dieselbe zu seinem Vortheil anzuwenden.

Wegen dieser Sache wurden viele Unterhand- 1449
lungen angestellt, die endlich durch einen Zufall gestört wurden, der natürlicher Weise den Vergleich hätte erleichtern können, wären nicht die Engländer zu Frankreichs Glück verblendet gewesen. Die Franzosen überfielen im Namen des Herzogs von **Bretagne** zu seiner Schadloshaltung **Pont de l'Arche**, einen wichtigen Posten an der Seine, und als der Herzog von **Sommerset** sich hierüber beschwerte, antworteten sie eben so, wie man ihnen geantwortet hatte. Doch erboten sie sich zur Rückgabe des Platzes, wenn die Engländer dem Herzog von Bretagne Fougeres wieder einräumen würden; und diesen billigen Vorschlag verwarfen die Engländer. Sonderbar genug! Die Zeit des Herzogs von Bedford war vorbey; Parteyen, die äusserst erbittert gegen einander handelten, zertheilten den englischen Hof; das Volk war mit der Regierung unzufrieden; Eroberungen in Frankreich, wobey mehr der Ruhm als der Nutzen in Betracht kam, wurden unter den häuslichen Vorfällen, welche die Aufmerksamkeit aller Leute auf sich zogen, übersehen. Der allgemeine Statthalter in Im May.

1449 Frankreich und in dem Herzogthum Normandie *), der nicht mit Geld unterstützt wurde, muste den grösten Theil seiner Truppen abdanken, und die Festungswerke der Städte und Schlösser verfallen lassen; und der Adel und das Volk in der Normandie hatten, während der öffentlichen Gemeinschaft mit Frankreich, vielfache Gelegenheit gehabt, ihre Verbindungen mit ihrem alten Herrn zu erneuern und Maasregeln zur Vertreibung der Engländer zu ergreifen. Die Franzosen hingegen fanden sich mehr als jemals im Stande, die Engländer mit Nachdruck anzugreifen. Der Parteygeist ruhte, und Frankreich hatte mit allen Völkern Friede. Junge Krieger waren herangewachsen, und die alten in weit bessere Uebung und Zucht, als jemals, gesetzt. Ausser den Ordonnanzkompagnien hatte der König im vorigen Jahr noch eine neue Militz aufgerichtet, die ihm wenig zu erhalten kostete. Jedes Dorf war verbunden, einen Schützen auszurüsten und zu unterhalten, welcher, so bald er zu Felde gehen muste, von allen Steuern und Auflagen frey war. Sie wurden deswegen **Freyschützen** **) genennt. Sie machte ein starkes Heer aus, welches leicht versammlet werden konnte und aus den besten Leuten bestand.

Bey den damaligen Kriegsrüstungen that sich **Jakob Coeur** durch seinen patriotischen Eifer vorzüglich hervor, indem er dem König so viel Geld, als er zur Eroberung der Normandie brauchen würde, anbot. Dieser Herr war eines Bürgers Sohn aus Bourges, und hatte sich durch die Handlung unsäglichen Reichthum erworben. Er hatte überall seine Faktoren; er rüstete jährlich viele Galeeren aus, und trieb

*) Denn dies war der Titel des Herzogs von Sommerset: Locum tenens et Gubernator regni Franciae et Ducatus Normandiae.

**). Francs - Archers.

trieb eine grössere Handlung, als alle französische 1449
Kaufleute zusammengenommen. Seine Freygebigkeit und Leutseligkeit erweckte ihm viele Freunde, und seine Kasse stand Fürsten und Herren offen. Er besaß Muth und Verstand, und war zu den grösten Unternehmungen geschickt. Der König vertraute ihm verschiedene wichtige Geschäfte an, machte ihn zum Münzmeister zu Bourges, und übergab ihm endlich die Verwaltung eines Theils seiner Finanzen, mit dem Titel eines königlichen Raths und Silberkämmerers

So standen die Sachen, als der **Krieg zwischen Frankreich und England** wieder anfieng. Der Herzog von Bretagne kündigte denselben dem König von England an, und Karl versprach, diesem seinem Vasallen beizustehen. Die **Normandie** wurde auf einmal von vier Armeen angegriffen; die eine kommandirte der Konnetabel, Graf von **Richemont**, den der König kurz vorher zu seinem Generallieutenant ernannt hatte; die zwote, der Graf von **Dünois**; die dritte, **Karl von Arrois, Graf von Eu**, und der Graf von **St. Paul**; und die vierte der Graf von **Alençon**. Jeder dieser Anführer richtete etwas Merkwürdiges aus. Der König selbst belagerte das Schloß **Gaillard**, welches damals einer der wichtigsten Plätze in der Normandie war, und bemächtigte sich desselben.

Es war zu verwundern, daß die Engländer diese ganze Zeit über so still sassen, und kaum einige kleine Parteyen sich im Felde sehen liessen. Allein, die fortdaurenden Uneinigkeiten in England liessen nicht zu, Truppen übers Meer zu schicken, und sie waren genöthiget, zur Erhaltung der Stadt **Rouen** alle ihre Truppen dahin zu ziehen. Karl hatte sich aber vorgesetzt, diese Hauptstadt der Normandie ein- für allemal zu erobern. Er ließ daher verschiedene Abthei-

1449 lungen seiner Truppen näher gegen diese Stadt anrücken, und sie durch Waffenherolde auffordern. Die Engländer aber liessen die Herolde nicht hinein. Dies bewegte den König, das ganze Heer vor Rouen zu versammlen, nicht in der Absicht, die Stadt förmlich zu belagern; denn darzu war sie zu fest, zu wohl besetzt, und die Jahrszeit schon zu weit verstrichen: sondern nur zu versuchen, ob nicht die Gegenwart des Heers die Bürger reitzen würde, die Waffen wider die Engländer zu ergreifen. Man blieb drey Tage vor der Stadt stehen, und da man keine Bewegung unter den Bürgern zum Vortheil des Königs merkte, zog man sich wieder zurück. Allein, kaum war dies geschehen, so schickten die französischgesinnten Bürger an den König, und versprachen, den Belagerern auf die Mauer zu helfen, so bald sie wieder anrücken würden. Da dies geschah, so mißlung der erste Versuch, weil man zu wenig Leitern hatte, und auf die Mauern nur wenig Soldaten bringen konnte, die von den Engländern sogleich niedergehauen wurden. Man zog sich also wieder zurück, und ließ die Hofnung, in diesem Feldzug die Stadt zu erobern, fast gänzlich fahren. Wider alles Vermuthen schlug die Sache anders aus. Die verschiedenen Parteyen in der Stadt vereinigten sich, und überdachten das Unglück, daß sie sich in Ansehung ihrer Güter und Personen zuziehen könnten, wenn der König wider ihren Willen Meister von der Stadt würde, wie ers von Paris worden war. Sie hielten eine Zusammenkunft bey dem Erzbischof, und beschlossen, sich mit dem König in Unterhandlung einzulassen. Der Herzog von **Sommerset** war zu schwach, dieses Unternehmen zu hindern, und war froh, daß er mit den Abgeordneten der Stadt auch einige englische Herren in seinem Namen abschicken konnte. Der König versprach den Abgeordneten der Stadt auf ihr Verlangen eine all-

gemei-

gemeine Vergebung alles Vergangenen, die Erhal- 1449
tung ihrer Freiheiten, und denen, die sich mit den Engländern in Sicherheit setzen wollten, ungehinderten Abzug. Mit den Abgeordneten des Herzogs von Sommerset ward nichts geschlossen, weil sie sich nicht zur Uebergabe der Stadt verstehen konnten. Indessen versicherten sich die Engländer der Brücke zu Rouen, der Thürme und anderer Posten auf den Mauern, und besetzten das Schloß und die alte Burg mit Soldaten. Die Bürger aber verschanzten die Gassen gegen das Schloß, und schickten zu Nacht heimlich an den König um schleunige Hülfe. Der Graf von **Dünois** rückte gegen die Stadt, und am folgenden Tag auch der König. Unterdes kam es zwischen den Bürgern und den Engländern zu einem hitzigen Gefecht, in welchem diese unterlagen, und sich in das Schloß zu ziehen genöthiget wurden. Als des Königs Völker ankamen, überreichte man den Grafen von Dünois die Schlüssel der Stadt, welche von zwo Ordonnanzkompagnien besetzt wurde. Als der König selbst ankam, machte man Anstalten zum Angriff der Engländer. Der Herzog von Sommerset, der sich völlig eingeschlossen sahe, wollte die alte Burg und das Schloß unter der Bedingung eines freien Abzugs übergeben: allein, man schlug ihm dies ab, und nöthigte ihn, die alte Burg und das Schloß zu Rouen, wie auch **Honnefleur**, **Arques**, **Caudebec**, das Schloß **Tancarville**, **Lillebonne** und **Montivilliers** zurückzugeben, die gefangene Franzosen auf freien Fuß zu stellen, und zu versprechen, daß er in Jahresfrist dem König funfzigtausend Thaler, und den Herren, welche die Kapitulation zu Stande gebracht, nemlich dem Grafen von Dünois, dem Marschall de la Fayette, und andern, sechstausend Thaler bezahlen, und deswegen den General Talbot, nebst einigen andern, als Bürgen hinterlassen wollte. Unter die-

1449 sen Bedingungen erhielt der Herzog mit der ganzen Besatzung einen freien Abzug, die sich hierauf theils nach Harfleur, theils nach Caen wendete. Die Kapitulation wurde in allen Stücken erfüllt, bis auf die Rückgabe der Stadt Honnefleur, woraus der englische Befehlshaber nicht weichen wollte. Am 10ten November hielt der König in **Rouen** seinen Einzug. Er war demjenigen nicht ungleich, den er zwölf Jahre vorher in Paris gehalten hatte. Er ritt ein treffliches Pferd, das mit einer blauen sammeten und mit goldenen Lilien gestickten Decke belegt war, die bis auf die Erde reichte. Er trug seine völlige Rüstung, ausgenommen, daß er statt des Helms einen Hut von Biberhaaren, mit rothen Sammet aufgeschlagen, auf dem Haupt hatte, der oben mit einer Quaste von goldenen Franzen gezieret war. Man bemerkt diesen Umstand deswegen, weil sich bey diesem Einzug, oder doch wenigstens unter der Regierung dieses Königs, der Gebrauch der **Hüte** oder **Barete** angefangen hat, die nach und nach anstatt der von jeher gebräuchlichen Mützen eingeführt worden sind. **Peter von Brezé**, Seneschall von Poitou, bekam das Gouvernement der Stadt Rouen —. Der Herzog von **Bretagne** nahm auch durch den Herrn von **Surienne**, der in französische Dienste getreten war, **Fougeres** wieder weg. — An der Seite der pyrenäischen Gebürge war das Glück den Engländern nicht günstiger. Denn der Graf von **Foix**, Generallieutenant des Königs in den Provinzen zwischen der Garonne und den Pyrenäen, bemächtigte sich verschiedener Plätze, welches damals überhaupt leichter war, als ehedem; denn man hatte schon in der Einrichtung und dem Gebrauch der Artillerie grosse Verbesserungen gemacht, in der Befestigungskunst aber gar keine; die Kunst, sich zu vertheidigen, war daher mehr, als jemals, der Kunst anzugreifen, ungleich. In der **Normandie** beschäf-

tigte

tigte man sich den ganzen Winter durch mit Belage- 1449
rungen und Eroberungen. Die Engländer wurden
an verschiedenen Orten so muthig angegriffen, daß sie
darüber alle Herzhaftigkeit verlohren. Nachdem das 1450
Heer zu Rouen eine kurze Zeit gerastet hatte, so wur-
de **Harfleur** belagert, und unter grossen Beschwer- am 1.
lichkeiten erobert. Des Königs Gegenwart trug viel Jan.
dazu bey, als welcher sich nicht schonte, und öfters
in die Laufgräben, ja so gar in die Minen gieng. End-
lich wurde auch **Honnefleur** weggenommen, und am 18.
der Herzog von Sommerset, der sich nach Caen ge- Febr.
wendet hatte, besaß im März 1450. von der ganzen
Normandie nichts mehr, als Caen, Bayeux, Cher-
bourg, Vire und Falaise, und einige andre geringe
Plätze.

An allen diesen glücklichen Verrichtungen hat-
te der **Dauphin** keinen Antheil. Denn er lebte im-
mer noch vom Hof entfernt, und hielt sich im Delphi-
nat auf. Er liebte die Freiheit, und es war ihm un-
erträglich, daß ihm der König nichts anvertraute,
ohne die gröste Vorsichtigkeit anzuwenden, und ihm
allzeit Leute zugab, die seine Handlungen beobachte-
ten. Daher faßte er einen Haß gegen alle, die bey
dem König in Gnaden waren, und insonderheit gegen
die schöne **Agnes Sorel**, die das Herz des Königs
völlig in Händen hatte, aber in diesem Jahre **starb.**
Unter den Hofbedienten haßte er vornemlich den Se-
neschall von Poitou, **Peter von Breze'**; dies war
ein Mann von grossen Verdiensten, so wohl im Ka-
binet als im Felde von grosser Brauchbarkeit, und in
vielen Stücken des Königs erster Minister. Der
Dauphin äusserte seinen Groll gegen diesen Mann da-
durch, daß er dem König und dem Staatsrath eine
Schrift übergeben ließ, darinn er ihn der schwersten
Verbrechen anklagte, die er, auf Erforderniß, mit
Aussagen von Mitschuldigen zu bestätigen wisse. Nun-

1450 mehr verliessen ihn, wie gewöhnlich, seine Schmeichler. Man fieng an, seinen Reichthum und seine Bedienungen zu unverzeihlichen Vergehungen zu machen, und ihm alles zur Last zu legen, was man an der Regierung zu tadeln fand. Das schlimmste für ihn schien, daß er einem Fürsten diente, der ihn zwar herzlich liebte, aber doch, um sich Unruhen zu ersparen, seine Minister ohne strenge Untersuchung fallen ließ und sie ihren Feinden Preiß gab. Doch der Seneschall entgieng dem Verderben glücklich; sein gutes Gewissen flößte ihm eine so unerschütterliche Standhaftigkeit ein, daß der König in Hinsicht auf dieselbe bewogen wurde, sehr gelind mit ihm zu verfahren, und ihn nicht einmahl gefangen setzen zu lassen. Das Parlament, dem die Untersuchung des Processes aufgetragen wurde, erklärte ihn für unschuldig, und sein Ansehen stieg hernach noch höher, als vorher.

Nach einer kurzen Ruhe musten die Völker des Königs von Frankreich wieder zu Felde gehn, weil **Thomas Kyriel**, ein englischer General, zu **Cherbourg** mit neuen Truppen gelandet hatte. Er nahm nach einer Belagerung von drey Wochen **Valognes** wieder ein, und machte dadurch seinen Landsleuten neuen Muth. Er zog verschiedene Besatzungen an sich, und brachte dadurch ein Heer von siebentausend Mann zusammen. Er wollte sich mit dem Herzog von **Sommerset** zu Caen vereinigen: aber die Grafen von **Clermont** und **Castres** und der Seneschall **Breze'** hielten ihn bey Fourmigni, einem kleinen Dorfe zwischen Carenton und Bayeux, auf, griffen ihn, und nachdem der Konnetabel sie verstärkt, richteten sie unter den Engländern, die eine verzweifelte Gegenwehr thaten, eine gänzliche Niederlage an, die den **Verlust der ganzen Normandie** nach sich zog. Denn gleich hernach wurden **Vire**, **Bayeux** und **Avranches** ohne grossen Widerstand eingenommen.

men. Den letzten Platz eroberte der Herzog Franz 1450
von Bretagne, welcher bald darauf starb, und sei-
nen Bruder, Peter, zum Nachfolger hatte.

Caen war von den Engländern mit viertausend Mann besetzt, die der Herzog von Sommerset selbst anführte, muste sich aber doch nach einer vierzehntägigen Belagerung durch Kapitulation ergeben. Dem Herzog von Sommerset wurde zugestanden, mit der Besatzung, im vollen Gewehr, und mit allem, was sie fortbringen könnte, das schwere Geschütz ausgenommen, abzuziehen, aber sich auch ungesäumt einzuschiffen und nach England zu begeben. Falaise, Domfront und Cherbourg folgten der Stadt Caen nach, und durch die Einnahme des letzten Orts ward die Eroberung der Normandie vollendet.

Während der Zeit, da in England innerliche Kriege und Empörungen wüteten, und sich die Parteyen der rothen und der weissen Rose zu bilden anfiengen, und die Unthätigkeit Heinrichs des Sechsten, der Uebermuth seiner Gemahlin, der Ehrgeitz und die Habsucht der Hofleute und der Staatsräthe, die Triebfedern der englischen Regierung schwächten und vernichteten, machte sich Karl der Siebente, durch ein ganz entgegengesetztes Betragen, seines Glücks täglich würdiger. Die wichtigen Bedienungen an seinem Hof hiengen nicht von einer willkührlichen Gnade ab. Das Verdienst wurde geschätzt; und Karl wuste seine erfahrne Feldherren und treue Diener königlich zu belohnen. Er bestätigte die dem Grafen von Dunois geschehene Schenkung der Grafschaft Longueville. Den Konnetabel, Grafen von Richemont, ernannte er zu seinem Generalstatthalter in der Normandie. Alle übrige Anführer erhielten Stücke von der neuen Eroberung. Man vertraute ihnen nicht nur Kommandantenstellen in den festen Plätzen, sondern überließ ihnen auch einen Theil der Einkünfte,

um

1450 um sie wegen der im Krieg aufgewandten Kosten zu entschädigen. Der schlechte Zustand der Finanzen erhöhte den Werth dieser Freigebigkeiten. Karl gewann nicht allein dadurch das Herz seiner Diener, sondern auch vorzüglich durch das Zutrauen, das er gegen sie äusserte oder in sie setzte. So hatte er den Plan zur Eroberung der Normandie nicht eher zur Ausführung bringen wollen, bis ihn erst die Prinzen, die vornehmsten Herren und die Häupter der Armee geprüft und gebilliget hatten.

Im vorhergehenden Jahr hatte Graf **Gasto von Foix**, Generalstatthalter des Königs in dem mittägigen Frankreich, die Stadt **Mauleon** in der Grafschaft Soule angegriffen. Dieser auf einem Felsen gelegene Platz wurde für unüberwindlich gehalten. Die Engländer hatten die Beschützung desselben dem König von **Navarra** — dies war damals Johann der Zweete, König von Aragonien, der mit der Tochter Karls des Dritten, des letzten navarrischen Königs aus dem Hause Evreux, vermählt war — aufgetragen, und dieser zog zum Entsatz desselben Truppen zusammen: aber der Graf von Foix hatte sein Lager so gut verschanzt, daß man ihn nicht ohne augenscheinlichen Verlust angreifen konnte. Der König von Navarra glaubte hierauf durch gütliche Vorstellungen den Grafen, der sein Schwiegersohn war, zum Abzug zu bewegen: allein, der Graf war dem Interesse Frankreichs zu getreu, als daß er dies hätte thun sollen. Die Festung ergab sich, und es folgten ihrem Beispiel verschiedene andre. Bey so günstigen Umständen versammlete **König Karl zu Tours** einen grossen Staatsrath, um mit ihm die Eroberung von ganz **Güyenne** in Ueberlegung zu nehmen. Zu einer jeden andern Zeit würde der blosse Vortrag eines solchen Entwurfs als ein Hirngespinnst angesehn worden seyn: aber damals ward er allgemein gebilli-

get.

get. Sogleich wurde die Ausführung beschlossen, und 1450
die königlichen Truppen hatten noch vor Beziehung der Winterquartiere **Bergerac, Lansac, Montferrand, Saint-Foix** und **Chalais** eingenommen. Noch mehr würde geschehen seyn, wenn es den Truppen nicht an Geld gefehlt hätte. Der Fehler lag nicht an dem König, sondern an dem **Generalkriegszahlmeister, Johann von Xaincoins**, einem Florentiner, der deswegen, nebst **Jakob Chartier**, seinem Sekretar, zum Tode verurtheilt, aber von dem König begnadiget und blos mit einer Geldstrafe von sechzigtausend goldenen Schildthalern belegt wurde.

Die durch die **Verwirrung des Finanzwesens** verursachten Klagen musten natürlicher Weise auch diejenigen berühren, denen die oberste Verwaltung derselben aufgetragen war. **Jakob Coeur**, der die Anwendung der königlichen Einkünfte versah, kam dadurch in die grösten Verdrießlichkeiten; man stellte seinen unermäßlichen Reichthümern nach; erst seit einigen Jahren konnte man recht einsehen, wie groß seine Schätze seyn müsten; vorher hatte man ihn nur als einen grossen Kaufmann gekannt, dessen Reichthum nicht so sehr in die Augen fiel: aber nunmehr besaß er viele Palläste und über vierzig beträchtliche Ländereyen; die einzige Herrschaft St. Fargeau enthielt zwey und zwanzig Pfarreyen. Durch ein so öffentliches Prangen, durch unüberlegten Hochmuth und durch den überall geäusserten Ueberfluß zog sich der Mann eine grosse Menge Neider und Feinde zu, die ihn zu stürzen und sich mit seinen Gütern zu mästen suchten. Doch der stärkste Beweggrund seines unglücklichen Geschicks bestand wohl in seinen Verbindungen mit dem Dauphin, die dem König nothwendig mißfallen musten. Hierzu kam die Anklage wegen der Vergiftung der neulich gestorbenen Agnes Sorel,

1450 welche Karl'n den nächsten Anlaß zu seiner Gefangennehmung gab. Hätten aber seine Feinde sonst keine Waffen gegen ihn bereit liegen gehabt, so würde Jakob Coeur bald wieder auf freien Fuß gestellt worden seyn; denn er rechtfertigte sich vollkommen gegen jene Beschuldigung. Eine Menge neuer Anklagen verlängerten sein Gefängniß. Er sollte die Münzen verfälscht haben, zu der Zeit, da er Münzmeister zu Bourges und Paris war; er sollte viel Geld aus dem Lande geschaft, das kleine geheime Insiegel des Königs nachgemacht, die Provinzen durch vielfältige Bedrückungen geplagt, den Mahomedanern Waffen geliefert, rechtschaffene Leute auf die Galeeren gebracht, und sich des königlichen Namens bedient haben, von den Unterthanen ansehnliche Summen für sich zu erpressen; andrer Punkte zu geschweigen. Nachdem viele seiner Vorstellungen, die sich auf die Ungültigkeit der Zeugen gegen ihn, auf die Unzulänglichkeit seiner Richter, auf den geistlichen Stand, zu dem er eigentlich gehörte, bezogen, verworfen waren, wollte man ihn auf die Folter legen: aber der Anblick der schrecklichen Werkzeuge, womit Menschen zu ihrer Schande einander martern, und durch welche die Unschuld so oft zum Verbrechen gemacht wird, zwang auch diesen Gefangenen zum Geständniß alles dessen, was er verbrochen und was er nicht verbrochen hatte. Der König ließ sich von allen Untersuchungen genaue Nachricht ertheilen, und erkannte zwar hierauf Jakob Coeur für einen des Todes Schuldigen, schenkte ihm aber doch hernach, **in Betrachtung gewisser Dienste und auf Fürbitte des Pabsts**, das Leben, jedoch mit der Erklärung, daß er zu allen königlichen Bedienungen und öffentlichen Aemtern unfähig erkannt werden sollte. Es ward ihm auferlegt, dem König, in der Person seines Generalprokurators, mit blossem Haupt, ohne Mütze und Leibgurt, auf den Knien Abbitte und

Ehren-

Ehrenerklärung zu thun, wobey er eine brennende 1450.
Wachskerze von zehn Pfunden in den Händen halten und dabey sagen sollte, daß er bös, ungebührlich und widerrechtlich, den Feinden des christlichen Glaubens und des Königs Rüstungen geschenkt habe u. s. w. Alle seine Güter wurden eingezogen, und er muste, wegen seiner Erpressungen, eine Summe von hunderttausend Thalern wieder ersetzen, dreymal hunderttausend Thaler dem König zur Strafe bezahlen *), und bis zur völligen Genügeleistung im Gefängniß bleiben. Er ward auf ewig des Reichs verwiesen, jedoch mit der Klausel: **Mit Vorbehalt unsrer königlichen Willensmeinung.** Diesem nach befahl ihm der König in der Folge, sich ins Franciscanerkloster zu Beaucaire zu begeben, wo er aber doch in einer Art von Gefängniß leben muste. Zwey Jahre hernach entwischte er, und begab sich nach Italien, wo er die Trümmer seines grossen Vermögens zu sammlen suchte. Er schiffte sich auf die Galeeren ein, die der Pabst wider den Türken schickte. Auf der Insel Chio wurde er krank und starb im Jahr 1456. Als der Dauphin Ludwig zur Regierung kam, erklärte er, auf eine Vorstellung der Kinder Jakob Coeurs, die Verurtheilung dieses Mannes für ungerecht: aber er scheute sich doch, das Urtheil ganz zu vernichten und aufzuheben.

Noch im Jahr 1450. benachrichtigte der Dauphin **Ludwig** seinen Vater von dem Vorhaben, sich mit der Prinzeßin **Charlotte**, einer Tochter des Herzogs Ludwig von **Savoyen**, zu vermählen. Der König antwortete, er würde nicht eher zu einer Verbindung des Dauphins seine Einwilligung geben, bis der Krieg mit England zu Ende wäre; er würde alsdann eine Tochter des Herzogs von Bukingham aus dem

*) Beide Summen würden nach heutigem französischen Gelde vier Millionen 228360 Livres betragen.

1450 dem königlichen Hause England dem Dauphin vorschlagen. Ludwig, der nicht sowohl seinen Vater um Rath fragen, als vielmehr dessen Beistimmung zu einem schon gefaßten Entschluß verlangte, ließ dem König die Vortheile, die ihm der Herzog von Savoyen anbot, vorstellen, nemlich zweyhundert und sechzig tausend Thaler Brautschatz, und Truppen zur Eroberung des Herzogthums Mayland. Zugleich ließ er den König ersuchen, ihm Güyenne zu schenken, welches er auf seine Kosten zu erobern sich erbot. Da man einmal die Denkart des Prinzen kannte, so untersuchte man seine Vorträge desto strenger, je vortheilhafter sie schienen. Der Staatsrath hielt dafür, es würde für den Staat weniger gefährlich seyn, wenn Güyenne in der Gewalt der Engländer bliebe, als wenn man dadurch die Macht des Dauphins vermehrte. Ohne sich nun weiter um den Beifall des Königs zu bekümmern, dachte Ludwig mit Ernst auf die Vollführung seiner Heurath, und schickte zu dem Ende Gesandte nach Savoyen, die im Februar des folgen-
1451 den Jahrs den darüber ausgestellten Kontrakt unterzeichneten, der auch in eben demselben Monat bestätiget wurde. Dem Dauphin wurde auch die vorhin angegebene Summe bewilliget, und er machte seiner Braut zehntausend Thaler Witthum aus. Zugleich wurde festgesetzt, daß sie nach zurückgelegtem zwölften Jahr auf das Herzogthum Savoyen Verzicht thun sollte. Zu Anfang des Monats März begab sich der Dauphin nach Chambery. Am Tage vor der Vermählungsfeier kam ein Herold an, der sich im Namen des Königs von Frankreich darwider setzen, und den Herzog von Savoyen bedrohen sollte. Er versicherte, Karl verachte keineswegs die Verbindung mit dem Hause Savoyen, aber er könne sich nicht genug wundern, daß die Vermählung ohne seine Beistimmung geschehen sollte. Der Herold konnte nicht

zur

zur Audienz gelangen, er stellte aber doch einem der Minister seine Beglaubigungsschreiben zu; dennoch gieng die Trauung am folgenden Tag vor sich, und der Herzog ließ den König von Frankreich versichern, er habe gar nicht gezweifelt, der Dauphin habe mit dessen Einwilligung gehandelt, und die Trauung sey schon geschehen gewesen, als man ihm die Briefe des Herolds überreicht habe. Karl war zwar mit dieser Antwort nicht zufrieden; dennoch nahm er sich vor, sein Mißvergnügen blos durch einen hohen Grad von Gleichgültigkeit gegen seinen Sohn an den Tag zu legen. 1451

In **Güyenne** eröfneten Karls Generale den Feldzug mit der Belagerung von **Mont-Gyon** an der Gränze von Perigord, die sich am neunten Tag mit der Eroberung des Platzes endigte. Hierauf folgten **Blaye**, **Bourg**, **Dax**, **Fronsac**, und viele andere. Dadurch rückte man der Hauptstadt **Bourdeaux** immer näher, und weil die Besatzung keinen Entsatz von England zu hoffen hatte, ergab sie sich freiwillig an den König von Frankreich, der sie durch den Grafen von Dünois in Besitz nehmen und ihr alle ihre Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten bestätigen ließ. Auch schloß **Gasto von Foix, Graf von Benaugues, und Captal von Buch**, einen Vertrag mit dem König und verließ die Partey der Engländer. Nach dem Beispiel der Hauptstadt ergaben sich so gleich alle übrige Plätze in Güyenne und Gascogne an den König, **Bayonne** ausgenommen, welche Stadt aber endlich auch durch die Grafen von Dünois und Foix zur Unterwerfung genöthiget wurde. Nach dieser Eroberung begaben sich die Abgeordneten der drey Stände in Güyenne zu dem König, der sich zu Tailleburg aufhielt, und nicht allein alle Verträge bestätigte, die der Graf von Dünois schon vorher mit ihnen geschlossen hatte, sondern auch den meisten Städten offene Briefe ertheilte, durch die sie

am 23. Jun.

am 25. Aug.

1451 mit den Krondomänen unmittelbar vereinigt wurden. Auf diese Art wurde die ansehnliche Provinz **Güyenne**, die selbst unter den französischen Königen des merovingischen Geschlechts durch besondere Grafen und Herren war besessen und regieret worden, **mit dem Körper der französischen Monarchie vereiniget.** Vor dieser Zeit hatten die Könige von Frankreich nur ein oft sehr strittiges Oberhoheitsrecht über diese Provinz. Denn die geringe Zahl von Jahren, während welcher Ludwig der Siebente für seine Gemahlin Eleonore Güyenne besaß, kommt in keine Betrachtung, weil durch seine Ehescheidung der Besitz wieder verlohren gieng. Und so nach wurde Karl der Siebente mächtiger, als alle seine Vorweser seit Hugo Kapet. Den Engländern blieb von allen ihren Besitzthümern in Frankreich nichts weiter übrig, als die Stadt **Calais**, die sie bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts behielten.

1452 Weil die **Türken** im Jahr 1452. anfiengen, **Konstantinopel** einzuschliessen, und diese Hauptstadt des griechischen Kaiserthums im folgenden Jahr würklich eroberten und den Besitz derselben behaupteten; so ließ **Pabst Nicolaus der Fünfte** die dringendesten Bitten an die christlichen Fursten ergehen, sich gegen ihren gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Zwischen Frankreich und England sollte der **Kardinal von Estouteville**, als päbstlicher Legate, Friede stiften. **Karl** ließ sich willig darzu finden: aber der englische Hof wies, ohngeachtet der gefährlichen Zerrüttungen des Reichs, alle Vermittlung von der Hand. Der Aufenthalt des päbstlichen Legaten in Frankreich hatte unterdes doch den Nutzen, daß er auf ausdrücklichen Befehl des Königs eine **Versammlung der Prälaten zu Bourges** hielt, in welcher die Freiheiten der gallikanischen Kirche aufs neue bestätiget wurden. Man ergriff die dienlichsten

Maas-

Maasregeln zur genauen Beobachtung der pragma- 1452
tischen Sanktion, so sehr sich auch der bisher unter englischer Oberherrschaft gewesene Erzbischof von Bourdeaux mit seiner Klerisey dagegen setzte. Der **Universität zu Paris** gab eben dieser Legat, der ehedem ein Schüler derselben gewesen war, mit königlicher Beystimmung und Vollmacht, eine vortheilhaftere Gestalt. Bisher hatte die Universität in Ansehung der Gesetze für das Betragen ihrer Glieder, niemand für ihren Obern erkannt, als die römischen Päbste: aber Karl der Siebente erweiterte seine königliche Macht auch in diesem Stück, indem er der Universität ganz neue Statuten gab, welche der Legat und die königlichen Kommissarien entworfen hatten, und welche so vernünftig und weise eingerichtet sind, daß man sie als ein Meisterstück der Gesetzgebung ansehen könnte, wenn sie ein aufgeklärteres Jahrhundert erzeugt hätte. Zugleich ernannten die Kommissarien vier Aufseher oder Censoren, die über das Betragen aller Glieder der Universität wachen, und sie nach Erforderniß bestrafen sollten. Eben die- am 27.
ser Kardinal von Estouteville stiftete einen **Ver-** Oktob.
gleich zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Savoyen; denn jener hatte diesem Krieg angekündigt, weil er wider dessen Willen dem Dauphin Ludwig seine Tochter gegeben hatte. Der Friede wurde zu Clepie bey Feurs unterzeichnet, und ihm zu Folge die französische Prinzeßin Yolande mit dem Prinz Amadäus von Piemont vermählt. Karl gab seiner Tochter hundert tausend Schildthaler zum Brautschatz.

Man hat geglaubt, der Abfall der Provinz Güyenne sey einer der vornehmsten Beweggründe des Königs von Frankreich gewesen, sich mit dem Herzog von Savoyen auszusöhnen: dies ist aber unwahrscheinlich, weil der Vertrag länger als einen Monat

1452 vorher geschlossen war, ehe die jetzt zu erzählende Verschwörung ausbrach. Einige Herren der Provinz unterhielten, ohngeachtet des dem König von Frankreich geleisteten Eides der Treue, eine geheime Neigung zu der englischen Herrschaft. Fast alle Könige von England hatten den Adel in Güyenne gelinde behandelt; die französischen Befehlshaber mochten wohl nach Eroberung der Provinz das Gegentheil thun; daher denn einige der vornehmsten Herren einen Bund mit einander machten, und den englischen Staatsrath zur Unterstützung ihrer Anschläge reitzten; indem sie ihm die Wiedereroberung des Herzogthums Güyenne als sehr leicht vorstellten. In der That konnten auch die Umstände nicht günstiger für sie seyn. Karl war entfernt und hatte nur ein schwaches Heer unter dem Grafen von **Clermont** in Güyenne gelassen, weil er durch dieses Zeichen des Zutrauens die Einwohner der Provinz zu gewinnen suchte. Die Königin von England und ihr Liebling, der Herzog von Sommerset, ergriffen diesen Vorschlag um so viel begieriger, da er ihnen ein Mittel zur Wiedergewinnung der Gunst des Volks darbot; daher giengen gemessene Befehle an die Feldherren, Truppen zu versammlen. Der berühmte **Talbot**, oder Graf von **Shrewsbury**, der bey seinem achtzigjährigen Alter immer noch den Muth eines Jünglings besaß, sollte sie anführen. Er landete auf der Küste von Medoc, und die Plätze dieser Landschaft ergaben sich ihm willig. Kaum hatten die Einwohner der Stadt **Bourdeaux** die Ankunft der Engländer erfahren, so erregten sie zum Vortheil derselben einen Aufstand. **Coetivi**, Marschall von Güyenne, der in der Stadt kommandirte, suchte einen freyen Abzug zu erlangen: aber indem er Unterhandlungen mit den Einwohnern pflegte, kam Talbot in der Stadt an, und nahm ihn mit den wenigen Franzo-

sen,

sen, die er bey sich hatte, gefangen. Ehe Karl seine 1452
zerstreuten Truppen versammlen konnte, hatten die
Engländer ganz Bourdelois wieder eingenommen, und
waren in **Perigord** eingedrungen, wo sie **Castil-**
lon eroberten. Eben diesen Ort griffen die Franzo- 1453
sen wieder an, mit Hülfe einer damals fürchterlichen
Artillerie, die der **Feldzeugmeister Johann Bü-**
reau, der auch schon in den vorigen Kriegen grosse
Thaten verrichtet, kommandirte. Die Einwohner
zu Bourdeaux trieben den alten **Talbot**, der erst vor
kurzem durch seinen Sohn, der ihm fünf tausend
Mann zugeführt, war verstärkt worden, zum Ent-
satz der Stadt Castillon an, und er entschloß sich nach
langer Widersetzlichkeit zu dieser Unternehmung. Er
griff die sehr festen Verschanzungen der Franzosen an,
und es entstand ein äusserst mörderisches und langwie-
riges Gefechte. Die Engländer folgten ihrem alten
Führer blindlings, und stürmten zu wiederholten ma-
len; sie würden auch wahrscheinlich ihren Zweck er-
reicht haben, wenn nicht ein Haufen Bretagnischer
Reuter ihnen in den Rücken gefallen, und ihr Anfüh-
rer eines römischen Tods gestorben wäre. Der junge
Talbot, von dem herbesten Schmerz durchdrungen,
wollte seinen Vater nicht überleben, und fiel nicht
weit von ihm, nachdem sein starker Arm verschiede-
nen Franzosen den Tod gebracht hatte. Nunmehr
ergriffen die übrigen Engländer die Flucht, und liessen
bey dreytausend ihrer Landsleute auf dem Schlacht-
felde liegen. Am andern Tag ergab sich **Castillon**,
und die Besatzung, funfzehn hundert Mann stark,
wurde gefangen genommen. Hierauf vertheilten sich
die französischen Feldherren in die verschiedenen Ge-
genden von Güyenne, so daß sie fünf bis sechs Plä-
tze zu gleicher Zeit belagerten; und auf diese Art nah-
men sie den Engländern die eroberten Plätze fast eben
so geschwind wieder ab, als sie dieselben verlohren

1453 hatten. Die Hauptstadt wurde zu Wasser und zu Land angegriffen, und durch die Kraft des Geschützes zur Uebergabe gezwungen. Wegen ihrer Treulosigkeit musten die Einwohner hundert tausend Thaler Brandschatzung erlegen, dem König von Frankreich aufs neue huldigen, und sich den Verlust ihrer Privilegien gefallen lassen; doch bewilligte ihnen diese die Gnade des Königs bald hernach wieder. Karl ergriff alle nöthige Maasregeln, die eine zwote Empörung in Güyenne hindern, und die Einwohner im Gehorsam erhalten konnten. **Bourdeaux** muste eine starke Besatzung unter dem Grafen von **Clermont**, **Generalstatthalter der Provinz**, einnehmen; und Büreau erhielt den Auftrag, zwey Schlösser aufzuführen *), wodurch die Stadt desto gewisser im Zaum gehalten werden konnte. — Der Dauphin Ludwig wollte an dieser zwoten Eroberung der Provinz Güyenne Antheil nehmen und mit Truppen zu der Armee seines Vaters stossen: aber Karl verschmähte den Beystand eines unartigen Sohns, der die Schuld davon dem Grafen von **Dünois** beymaß, und ihm dafür die Herrschaft Valbonnais entzog.

Seit der Eroberung der grossen Provinzen Normandie und Güyenne, bis zum Ende der Regierung Karls des Siebenten, erfuhr Frankreich weiter keine Greuel des Kriegs — denn einige Feindseligkeiten zur See kommen hierbey in keine Betrachtung. — Karl und seine Räthe wurden dadurch in den Stand gesetzt, die innere Beschaffenheit des Staats ruhig und aufmerksam zu untersuchen, und auf die Tilgung der vielen Mängel, die sich in denselben eingeschlichen, zu denken. Vor allen Dingen ließ man **neue Verordnungen, die auf eine bessere Verwaltung der Finans**

*) Sie sind noch heut zu Tage vorhanden, und heissen du Hag und Trompette.

Finanzen abzielten, ausgehen. Die Rechnungs- 1453
kammer, die Schatzmeister, die Steuerverwalter erhielten Befehl, schärfer auf die Unterschleife der Rechnungsführer Acht zu geben. Man erneuerte die alten Verordnungen, und vermehrte sie mit Maasregeln, welche die gegenwärtige Beschaffenheit der öffentlichen Einkünfte, die durch die Erweiterung des Reichs waren vergrössert worden, nothwendig machte. Allen Einnehmern, so wohl obern als untern, wurden die gemessensten Befehle zur strengsten Ausübung ihrer Pflicht vorgeschrieben. Der Rechnungskammer bestätigte man die unumschränkte bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit über alle Finanzbediente. Dennoch war es gebräuchlich, von der Rechenkammer an das Parlament zu appelliren, wenn es auf die Zuerkennung einer Leibesstrafe ankam; dies geschah auf eigenes Ansuchen der Präsidenten und Räthe der Rechnungskammer, welche gröstentheils Geistliche waren, und vermöge ihres Standes nicht zum Tode verurtheilen konnten.

Unter allen innerlichen Gebrechen des französischen Staats war keines schrecklicher und verwüstender, als die unendliche Menge von Processen, womit alle Gerichtshöfe gleichsam angesteckt waren. Die Schikane, dieses verabscheuungswürdige Ungeheuer, war durch die innerlichen Uneinigkeiten und durch die Gleichgültigkeit einer fremden Regierung noch verwegener geworden, und hatte dadurch ein fast unglaubliches Wachsthum erlangt. Die ganze Nation schrie nach der Wiederherstellung der Gerechtigkeit, die unter der unermäßlichen Menge von Rechtshändeln erstickt worden war. Unübersehbare Streitigkeiten verlängerten den Triumph der Ungerechtigkeit, trotzten den Einsichten der Obrigkeiten, und schienen die Gesetze der Mangelhaftigkeit zu beschuldigen. Täglich kamen die bittersten Klagen vor den Thron. Zu

1453 den Zeiten der Pragerie drungen die Häupter des Aufruhrs auf nichts stärker, als auf die Abstellung langwieriger Rechtshändel, um sich dadurch die Gunst des Volks zu erwerben. Aber damals widersetzte sich der Krieg den besten Absichten, welche die Regierung in dieser Sache hegen konnte. Nun, da Karl die Last des Kriegs von sich gewälzet sah, ließ er die erfahrensten Personen seines Staatsraths zusammen kommen, und so wohl nach ihrem Gutachten, als nach dem Urtheil der obern Gerichtshöfe des Königreichs ein **Edikt für die Abkürzung der Processe** abfassen. Es besteht aus 25 Artikeln, und es ist für uns deswegen merkwürdig, weil es uns **von dem damaligen Zustande der Gerichte und der Rechtsgelehrsamkeit** einen deutlichen Begriff giebt. Wir halten es daher für Pflicht, das Wesentlichste daraus anzuführen. Das gröste Hinderniß, das Karls heilsamen Verordnungen im Wege stand, rührte von der Ungewißheit und Verschiedenheit der gerichtlichen Gewohnheiten her. Diese unendlich mannigfaltigen Gebräuche vertraten in einigen Provinzen Frankreichs die Stelle aller Rechte, und da sie häufig mit dem geschriebenen Recht vermischt wurden, so stimmten sie bald mit dem Gesetz überein, bald standen sie ihm gerade entgegen, und bildeten also den allerverwirrtesten Labyrinth. Von einigen dieser Gewohnheiten hatte man schon Sammlungen gemacht: aber in vielen Bezirken wuste und kannte man sie nicht anders, als durch mündliche Ueberlieferung. Allein, jetzt verordnete Karl, daß die Gebräuche, Formeln und Gewohnheiten jeder Provinz schriftlich verzeichnet und in Zukunft zur Richtschnur bey den Gerichten dienen sollten, ohne daß man genöthiget seyn sollte, andre Autoritäten anzuführen. Vor der Sammlung dieser Lokalgewohnheiten muste man alle Augenblicke nachfragen, wie es ehedem in diesem oder jenem

nem Fall gehalten worden, und sich auf die Aussa- 1453
gen und Versicherungen alter Leute verlassen, die man bey Prüfung eines Gebrauchs als Zeugen abhörte. Man wird leicht einsehen, mit wie vielen Unbequemlichkeiten eine auf so wankenden Stützen gebaute Rechtsgelehrsamkeit verknüpft gewesen seyn müsse. Es wurde allen Advokaten verboten, in Zukunft andre Gebräuche und Gewohnheiten anzuführen, als solche, die aufgezeichnet und festgesetzet worden. Durch eben diese Verordnung wurde den Richtern eingeschärft, diejenigen, die das Gegentheil thun würden, zu bestrafen. Den Prokuratoren wurde befohlen, ihren Gegnern vor der Eröffnung des Processes alle Akten und Gründe, deren sie sich bedienen wollten, vorzulegen. Ihre Besoldung wurde geschätzt und ihnen sogar verboten, die Akten unter dem Vorwand, daß sie für ihre Mühe noch nicht bezahlt wären, zurückzubehalten. Den Advokaten wurde die Kürze in ihren Reden empfohlen und den Richtern eingeschärft, lange geschwätzige Reden nicht zu dulden. Der alte Gebrauch, die Richterstellen, dergleichen die Seneschausseen und Bailliagen waren, durch den Weg der Wahl zu besetzen, sollte wieder eingeführt werden. Man gieng dabey so zu Werke: die Advokaten, Prokuratoren des Königs und Parlamentsräthe versammleten sich, und wählten durch die Mehrheit der Stimmen zwey oder drey Subjekte, deren Namen dem Rathe des Königs, dem die Ernennung vorbehalten war, übergeben wurden. Den Verwirrungen in der Staatsverwaltung während der bürgerlichen Kriege und einer Art von Anarchie, in der sich das Königreich viele Jahre hindurch befand, muß man die Käuflichkeit der Richterstellen zuschreiben. König Karl verbot allen hohen Gerichtspersonen, bey Ertheilung der Gerichtsstellen Geld zu nehmen, und allen Kompetenten, sich dieselben auf diese Art zu ver-

1453 schaffen; im Fall der Uebertretung sollten sowohl diese als jene viermahl so viel Strafe erlegen, als sie würden gegeben oder empfangen haben. Die unermäßlichen Kosten, die durch die von den obern Gerichtshöfen wegen Erbschaftssachen niedergesetzten Kommißionen verursacht wurden, bewegten den Gesetzgeber, dahin zu entscheiden, daß in Zukunft dergleichen Untersuchungen durch Gerichtspersonen der Landschaften, wo sich die Parteyen aufhielten, geschehen sollten; doch sollten hiervon solche Rechtssachen ausgenommen seyn, welche Baronien, Kastellaneyen und andre beträchtliche Herrschaften beträfen; oder auch, wenn die Parteyen selbst Kommissarien verlangen würden.

Durch eben diese Verordnung sollte der ehemalige Glanz, die Würde und das Ansehen des Parlaments wiederhergestellt werden. Zu dem Ende wurde den Magistratspersonen befohlen, alle Gemeinschaft mit den vor ihre Gerichte gehörigen Parteyen zu vermeiden, alle Bestechungen von der Hand zu weisen, die Bestecher auf das strengste zu bestrafen, und von niemand, als von dem Monarchen, Geschenke oder Gehalt anzunehmen. Sie sollten auch genau über die Gewohnheit halten, nach welcher die Parteyen den Namen ihres Referenten nicht erfahren durften, oder wenn dies doch geschehen, sogleich ein andrer Referent ernannt werden muste. Aus Furcht, das königliche Ansehn möchte den Lauf der Gerechtigkeit hemmen, wafnete, so zu reden, Karl die Richter gegen sich selbst. Unsre Richter — dies sind die für den Monarchen so ehrenvolle Worte — sollen unsern Befehlen in keinem Fall gehorchen, wenn sie nicht billig und gerecht sind; die Parteyen sollen Erlaubniß haben, Einwendungen dagegen zu machen, und die Richter sollen sie hören und prüfen; und wenn sie finden, daß ein Befehl unbillig

und

und erschlichen ist, so sollen sie denselben in ihren Ur- 1453
theilssprüchen für einen solchen erklären; und wenn die Richter einsehen, daß solche Befehle durch List, Betrug und Bosheit der Parteyen ausgewürkt worden sind, sollen sie die Impetranten dafür strafen.

Gemeiniglich setzet man die Epoche des 1454
Wachsthums der monarchischen Gewalt der Könige von Frankreich nicht unter die Regierung Karls des Siebenten; unterdes lehrte doch dieser König, seitdem er sich auf dem Thron seines Vaters befestiget hatte, seinen Nachfolgern durch verschiedene Beyspiele, wie sie nach und nach die grossen Kronvasallen demüthigen, und sich den Weg zum Despotismus bahnen könnten. **Johann der Fünfte, Graf von Armagnac**, ein Sohn des im Jahr 1451 verstorbenen Johanns des Vierten, den der Dauphin Ludwig zu Lille-Jourdain gefangen genommen, und ein Enkel des Konnetabels, Bernhards von Armagnac, der zu Paris im Jahr 1418 war ermordet worden, hatte eine Schwester mit Namen Isabelle, die eine der schönsten Personen in Frankreich war; eben diejenige, die zu einer andern Zeit für den König von England war bestimmt gewesen. Ihr Bruder wurde unsinnig in sie verliebt, und verführte sie. Verschiedene durch diese Blutschande erzeugte Kinder erweckten gegen sie einen allgemeinen Abscheu. Der Graf verachtete die Warnungen des Pabsts Nikolaus des Fünften und seines Königs; darauf erfolgte der Bann, von dem er jedoch auf Vorbitte des Königs entbunden wurde, nachdem er hatte versprechen müssen, seinen entsetzlichen Neigungen zu entsagen. Allein, seine Leidenschaft entzündete sich bald wieder, und verblendete ihn so sehr, daß er glaubte, er dürfe sich nur, zur Abwendung alles Aergernisses, mit seiner Schwester vermählen. Durch den Bischof von Leytoure glaubte er deshalb

eine

1454 eine päbstliche Dispensation zu erlangen, sie wurde ihm aber versagt. Dennoch zeigte er einem seiner Hauskapellanen eine untergeschobene Bulle, und jagte ihm zugleich eine solche Furcht ein, daß dieser ihn mit Isabellen traute. Ein so abentheuerlicher Schritt erweckte in ganz Frankreich grosses Aergerniß. Der Pabst bat den König, demselben durch sein mächtiges Ansehn zu steuern: man konnte aber nichts ausrichten; vielleicht würde auch der Graf auf seinem Weg ungestraft fortgegangen seyn, wenn er sich nicht auf eine andere Art den Zorn des Königs zugezogen hätte. Philipp von Levi hatte um diese Zeit das Erzbißthum Auch, zum Vortheil seines Neffens gleiches Namens, abgetreten, welcher auch von dem König und dem Pabst die Bestätigung erhalten. Der Graf von Armagnac wollte Johann von Lescün, seinem natürlichen Bruder, gern darzu verhelfen; er ließ ihn daher durch die Partey, die er beym Stift hatte, wählen, und unterstützte diese Wahl wider des Königs und des Pabsts Willen. Da Nikolaus der Fünfte noch vor Beendigung der
1455 Sache starb, so folgte ihm auf dem päbstlichen Stuhl Kalixt der Dritte. Dieser neue Pabst unterließ nicht, den König wider den Graf von Armagnac aufzubringen, und ihn anzutreiben, daß er so wohl den Ungehorsam gegen die Vollziehung der Befehle seines Oberherrn, als auch das unbeschreibliche Aergerniß, das er durch seine blutschänderische Ehe in der Kirche anrichtete, bestrafen möchte. Daher gab Karl schon im May Befehl, daß der Graf von Clermont mit einigen in Güyenne stehenden Truppen in des Grafen Ländereyen, nämlich in Armagnac und Rouergue, einrücken sollte. Der Befehl ward so glücklich und geschwind vollzogen, daß alle Städte und Festungen des Grafen von Armagnac, an der Zahl siebzehn, fast ohne Widerstand erobert

wur-

wurden. Der Graf, nirgends mehr in Frankreich 1455
sicher, ward genöthiget, nach Aragonien zu fliehen, wo er noch einige Schlösser besaß. Seine Herrschaften wurden eingezogen, und ihm ein Paar Jahre hernach der Proceß gemacht. Er sollte persönlich vor dem Parlament erscheinen, und er hatte die Kühnheit, sich würklich zu stellen, nachdem er sich vom König von Frankreich Freybriefe ausgewürkt hatte. Aber der Gerichtshof erklärte diese Briefe für erschlichen, und ließ ihn gefangen nehmen. Einige Tage hernach wurde er wieder losgelassen, mit der Bedingung, sich von Paris nicht weiter als zehn Meilen zu entfernen. Unterdes setzte man den Proceß so lebhaft fort, daß der Graf anfieng, einen gefährlichen Ausgang zu befürchten, und deswegen nach Franche Comté flohe. Hierauf wurde er vom Parlament zur Landsverweisung und zum gänzlichen Verlust seiner Güter verdammt. Erst im Anfang der folgenden Regierung kam der Graf von Armagnac wieder nach Frankreich. Ludwig der Eilfte, der ein Vergnügen darinn suchte, dem ganzen Verfahren seines Vaters entgegen zu handeln, ertheilte ihm Erlassungsbriefe.

Eine gegen die Person des Königs angelegte Verschwörung von ganz besondrer Art beschäftigte in diesem Jahr die Regierung. Es kam dabey auf **Zaubereyen** an. **Otto Castellan**, ein Florentiner und Nachfolger Jakob Coeurs in der Würde eines königlichen Silberkämmerers, wurde beschuldiget, er habe durch teuflische Kunst gewisse Charaktere und Bilder gezeichnet, durch die er den König so zu behexen hofte, daß er zum Regieren ganz untüchtig werden, und er, Castellan, das Staatsruder erlangen würde. **Wilhelm Gouffier**, Kammerherr des Königs, nahm an diesem sträflichen und unsinnigen Unternehmen Theil. Aber ihre Absicht wur-

1455 wurde entdeckt, und man nahm sie zu Lyon, wo sich der Hof damals aufhielt, gefangen. Man begnügte sich damit, daß man sie nach öffentlicher Abbitte des Landes verwies. Um eben diese Zeit wurde ein Doktor der Theologie und berühmter Prediger, der Prior zu St. Germain en Laye, der Zauberey beschuldiget und überführt. Er hatte sich, wie die Chronik sagt, dem Teufel ergeben, um die Gunst einer ritterlichen Dame zu erlangen. Es wird nicht gemeldet, daß ihm der Teufel Wort gehalten habe: aber der Doktor versicherte seine Inquisitoren, daß sich alle Zauberer im Königreich an gewissen Tagen auf einem bestimmten Platz versammleten *), wo sich ihnen der Fürst der Finsterniß unter der Gestalt eines Hammels zeige; wenn man sich dahin begeben wolle, müsse man auf einem Besen reiten. Wäre dieser Schwachsinnige, dem vielleicht ein vernünftiger Arzt hätte helfen können, kein Priester gewesen, so wäre er verbrannt worden: aber so stellte man ihn nur an Pranger, hielt eine öffentliche Strafpredigt über ihn, und sperrte ihn hernach in ein Gefängniß, wo er bey Wasser und Brod sein Leben beschliessen sollte. — Dergleichen dumme und ungereimte Handlungen würde man nicht erzählen, wenn der Aberglaube, der sie erzeugte, damals nicht allgemein gewesen wäre. Die Grossen, die Gelehrten, das Volk, alle Stände waren fast gleich stark von dem Daseyn und der Würkung der Zauberey überzeugt. Der Herzog von Burgund errichtete sogar ein Blutgericht für die Hexen **) zu Arras. Viele Menschen kamen dadurch auf die jämmerlichste Art um ihr Leben, und die Gefängnisse wurden endlich von angeblichen Hexenmeistern, worunter angesehene Personen waren, so voll, daß man sich genöthi-

*) *Pour faire leur consistoire.*
**) *Une chambre ardente.*

nöthiget sah, den Lauf dieses abgeschmackten Blut- 1455
gerichts zu hemmen.

Unterdes nahm sich der Dauphin Ludwig im Delphinat grosse Freiheiten heraus, in dem er bald seinem Eigensinn folgte, bald mit Genehmhaltung seines Vaters handelte, welcher seiner Seits bald zu streng, bald zu gelinde mit ihm verfuhr. Gegen seinen Schwiegervater, den Herzog von Savoyen, hegte er eben so wenig Gefälligkeit, als gegen den König. Er erklärte jenem den Krieg, wegen der Lehnsherrlichkeit über das Marquisat Saluzzo, auf welches sie beyde Anspruch machten. Der Dauphin nahm verschiedene Plätze weg, und war im Begriff, seine Eroberungen noch weiter zu treiben, als der Herzog von Burgund und der Kanton Bern ihn bewegten, ihre Vermittelung anzunehmen, durch welche er gegen gewisse Bedingungen in dem Besitz der Lehnsherrlichkeit über Saluzzo blieb. — Der Mangel der zur Unterhaltung der Truppen benöthigten Fonds hatte den Dauphin gezwungen, seine Unterthanen mit sehr beschwerlichen Abgaben zu belegen. Er hatte eine Steuer von zween Livres auf jede Feuerstätte in allen seinen Domänen ausgeschrieben, worüber sich alle Stände lebhaft beschwerten, und sich auf ihre Privilegien beriefen: allein Ludwig, der schon gewohnt war, keinem Gesetz, sondern blos seinem Willen zu folgen, verwarf alle Vorstellungen des Volks, welches sich hierauf an den König wendete, und ihn um Gerechtigkeit anrief. Dieser gab sogleich Befehl, daß sich in Auvergne Truppen versammlen sollten, und er begab sich selbst dahin. Ludwig sah zu seiner Rettung keinen schicklichen Ausweg vor sich, und ließ daher seinen Vater versichern, daß er bereit wäre, an den Hof zurück zu kommen, wenn die Personen, deren Entfernung er schon so oft verlangt hätte, fortgeschaft werden

1455 würden. Der König ließ ihm sagen, er wolle ihn weder nöthigen, zu ihm zu kommen, noch in dem Delphinat zu bleiben, aber er würde nie dessen eingebildeten Klagen so viele grosse Kapitäne und treue Unterthanen, denen die Monarchie ihre Wiederherstellung zu danken hätte, aufopfern. Die hierüber entstandenen Unterhandlungen hielten die Thätlichkeiten Karls gegen seinen Sohn noch eine Zeitlang zurück: da er aber sahe, daß dessen Hartnäckigkeit unüberwindlich sey, zog er das Delphinat ein, und bestellte den Herrn von Chatillon zum Statthalter in dieser Provinz. Der Dauphin äusserte aufs neue Bitten und Versprechungen, sich zu unterwerfen: aber immer noch mit Bedingungen. Hierauf ließ ihm der König als eine endliche Antwort zu wissen thun, er habe den Hof freiwillig verlassen, und stehe es bey ihm, sich wieder an denselben zu begeben, und ihn, nach Gutdünken, auch wieder zu verlassen. Der Prinz kam nicht: vielmehr dachte er auf die Vergrösserung seiner Widersetzlichkeit. Der Pabst Kalixtus
1456 wollte sich ins Mittel schlagen, konnte aber nichts ausrichten. Unterdes erfuhr der König durch den Grafen von Dammartin, Anton von Chabannes, daß der Dauphin in der Gegend von Valence Truppen versammle, daß er allen seinen Unterthanen, die das achtzehnte Jahr erreicht hätten, befohlen habe, die Waffen zu ergreifen, und den Landleuten, sich mit ihren Habseligkeiten in die festen Plätze zu werfen. Er hatte sieben Ordonnanzkompagnien, jede hundert Lanzen stark, deren Anführer Lescün, Bastard von Armagnac, seyn sollte. Dennoch rechnete Ludwig nicht viel auf diese scheinbare Macht; denn das allgemeine Mißvergnügen seines Volks konnte ihm nicht unbekannt seyn. Eine Zeitlang schmeichelte er sich noch mit der Hofnung, man werde ihn nicht auf das Aeusserste treiben: als er aber erfuhr,

daß

daß der Graf von Dammartin Befehl erhalten habe, 1456
mit der Armee auf das Delphinat hin zu marschiren,
und sich der Provinz und sogar seiner Person zu be-
mächtigen, dachte er ernstlicher auf Mittel, sich dem
Zorn seines Vaters zu entziehen. Seine Unent-
schlossenheit wählte aber so lange, bis der Graf von
Dammartin die Gränzen des Delphinats betreten
hatte. Schon hatten verschiedene Plätze diesem Ge-
neral die Thore freiwillig geöfnet, und alle Pässe
waren von ihm besetzt, als der Dauphin sich endlich
entschloß, nach Vers zu dem Prinzen von Oranien
sich zu begeben. Von da ließ er dem Herrn von
Beaumont, Marschall von Burgund, seine Ankunft
melden, der ihn sodann unter einer Bedeckung nach
Brüssel brachte. Der Herzog von **Burgund**, der
den König vorher schon von den Absichten des Dau-
phins benachrichtiget, und viele Vorsichtigkeit ange-
wendet hatte, begegnete dem vermuthlichen Kroner-
ben Frankreichs mit ausserordentlicher Ehrfurcht und
Hochachtung, gab ihm monatlich sechstausend Livres
zu seinem Unterhalt, und räumte ihm **Genep**, eine
kleine Stadt etliche Meilen von Brüssel, ein. Hier
lebte **Ludwig** nicht ohne Unruhe über seine weitge-
triebene Schritte. Aber dies war sein Charakter;
fast immer überließ er sich seiner wunderlichen Laune,
und nur selten dachte er vor dem Anfang einer Un-
ternehmung auf Mittel, durch die er sich, im Fall
er zu sehr darein verwickelt würde, wieder herauszie-
hen könnte. Diese Uebereilung nöthigte ihn oft zum
Gebrauch listiger Kunstgriffe. Man hielt ihn für
fein und zurückhaltend, weil er alle Augenblicke des
Betrugs bedurfte. Bey Begehung so vieler Fehler,
die er durch seine Feinheiten selten gut machte, nur
bemäntelte, erwarb er sich die Fertigkeit einer hin-
terlistigen Politik, die nur für ihn brauchbar, für je-
den andern aber, der sie nachahmen wollte, gefähr-

1456 lich wurde. Ehe er das Delphinat verlassen, hatte er ein Umlaufschreiben an die französische Klerisey ergehen lassen, worin er verlangte, für ihn zu beten. Zu gleicher Zeit schrieb er an den König, er habe sich zu dem Herzog von Burgund begeben, um ihn auf seinem Zug gegen die Türken zu begleiten, und das Amt eines Gonfaloniere oder Generalißimus der Truppen der Kirche, das ihm der Pabst verliehen, zu verwalten. Auf Bitten des Dauphins schickte der Herzog von Burgund Gesandte an den König, der ihre Vorträge zu St. Symphorien anhörte. Sie versicherten den Monarchen von der Lauterkeit der Absichten ihres Herrn, der dem Dauphin einen Aufenthalt in seinen Staaten blos deswegen nicht versagt habe, damit er nicht veranlasset werden möchte, in England eine Freistätte zu suchen; sie baten ihn, seinen Sohn wieder zu Gnaden aufzunehmen, welcher alle Ursachen des Mißvergnügens heben und verbessern, und auf den Knien um Vergebung bitten wolle. Hernach übergaben sie eine Bittschrift des Dauphins, worinn er seinen Vater ersuchte, ihm das Delphinat wieder einzuräumen, ihm den Feldzug gegen die Türken zu erlauben, und ihm zu diesem Unternehmen die benöthigten Truppen und Gelder zu überlassen. Die Gesandten versicherten, der Herzog von Burgund werde den Prinzen begleiten und unter ihm dienen, wenn der König seine Einwilligung darzu geben würde. Karl antwortete, der Herzog und andre Herren des Königreichs dürften seinen Sohn in keinem andern Fall aufnehmen, als wenn er sich so betrüge, wie es einem gehorsamen und rechtschaffenen Sohn anstände, und daß die ihm gebührenden Ehrenbezeugungen von dem König abhiengen; er sey jederzeit bereit gewesen, den Dauphin als ein guter Vater aufzunehmen, wenn er nur nicht in Begleitung verdächtiger Minister zu ihm kommen würde; wenn

wenn er Gehorsam von ihm verlange, so geschähe ja 1456
dies auf den Rath der weisesten Prinzen und Herren des Königreichs, und des Herzogs von Burgund selbst; in Hinsicht auf den Türkenzug wundre er sich, daß der Dauphin ein so wichtiges Unternehmen ohne seine Beystimmung beschlossen habe, zu einer Zeit, da ein neuer Einfall der Engländer in Frankreich zu befürchten stehe ꝛc. Ohngeachtet dieser anscheinenden Zuversicht versetzte die Flucht des Dauphins den König Karl in Unruhe, die er zu verbergen umsonst bemüht war. Der Herzog von Burgund war schon für sich mächtig genug, und nun hatte er gar den Kronerben in seiner Gewalt; man muste daher allerdings befürchten, er möchte ein so gefährliches Unterpfand zu seinem Vortheil brauchen. Eilig verstärkte man also die Besatzungen der burgundischen und niederländischen Gränzplätze. Der Herzog seiner Seits warb Truppen, und beyde Theile äusserten Mißtrauen gegen einander; beyde waren auf ihrer Huth.

Indem Karls ganze Wachsamkeit auf diese verdrießliche Sache gerichtet war, drohte ihm von einer andern Seite her eine Gefahr, die ihn von dem Thron, auf dem er sich nach dreyßigjährigen Mühseligkeiten befestiget hatte, wieder hätte herunterstürzen, und das Reich in den bewelnungswürdigen Zustand, worin es sich beym Anfang seiner Regierung befunden, versetzen können. **Herzog Johann der Zweete von Alençon, Graf von Perche** — auch ein Verwandter des Königs — arbeitete seit drey Jahren an dem schändlichsten Entwurf, an der Auslieferung seines Vaterlandes an die Engländer. Seit den Unruhen der Pragerie, wovon er einer der vornehmsten Urheber gewesen, erschien er selten am Hofe, wo seine Verbindungen mit dem Dauphin ihn verdächtig gemacht hatten. Er glaubte, der Graf

1456 von Maine, den der König vorzüglich begünstigte, habe ihm diesen Verdacht erregt, und er hegte deswegen gegen diesen Herrn Haß und Eifersucht. Dies war aber nicht die einzige Ursache seiner Enthaltung vom Hofe. Man hatte ihm, wie er sich einbildete, bey einem Zwist mit dem Herzog von Bretagne keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er ward nämlich im Treffen bey Verneuil im Jahr 1424 von den Engländern gefangen, saß fast drey Jahre lang auf dem Schlosse Crotoi in Picardie, und kam nicht eher, als nach Erlegung eines starken Lösegeldes, zum Genuß der Freiheit; zu dem Ende hatte er dem Herzog von Bretagne die Stadt und das Schloß Fougeres um einen geringen Preiß überlassen müssen. Da er nun seine Sachen wieder auf guten Fuß gesetzt hatte, verlangte er, daß ihm der Herzog die Stadt um eben den Preiß wieder verkaufen sollte. Hierzu wollte sich der Herzog nicht verstehn, und sein Gegner beklagte sich deshalb bey dem König. Da diesem viel daran gelegen war, den Herzog von Bretagne auf seiner Seite zu behalten, gab er sich wenig Mühe, ihn zur Genugthuung des Herzogs von Alençon anzuhalten, wozu freylich noch dieses kam, daß Herzog Johann ein Freund und Rathgeber des Dauphins war. So heimlich nun auch der Herzog von Alençon seine rachsüchtigen Unterhandlungen mit den Engländern trieb, so wurden sie doch dem König von Frankreich von seinen eigenen Unterhändlern entdeckt. Betrübt und aufgebracht über des Herzogs Verrätherey, gab Karl dem Grafen von Dünois Befehl, sich der Person des Herzogs, der sich in Paris aufhielt, zu bemächtigen. Dies geschah, und man brachte ihn erst nach Melün, und von da nach Chantelle in Bourbonnois. Man arbeitete sogleich an der Einleitung des Processes, der erst nach zwey Jahren seine Endschaft erreichte. Der König hatte

Kom-

Kommissarien ernannt, die den Herzog in seinem Ge- 1456
fängniß verhören sollten. Er wollte aber auf ihre Fragen nicht antworten, und als Prinz vom Geblüt und Pair von Frankreich keine andere Richter erkennen, als den Gerichtshof der Pairs. Als man dem zu Folge alle nöthige Beweise und Zeugnisse zusammengebracht hatte, verordnete der König durch offene Briefe, daß der hohe Gerichtstag oder Lit de Justice zu Montargis am ersten Junius anfangen und bis zur Endigung des Processes währen sollte. Zugleich wurden nach altem Brauch die Pairs und Prinzen vom Geblüt darzu eingeladen. Der Herzog von Burgund wollte nicht erscheinen, weil ihn der König mißvergnügt gemacht hatte, und zwar erst neuerlich durch die allzugrosse Begünstigung des Grafen von St. Paul, der sich um die Konnetabelwürde bewarb. Die Erbitterung des Königs und des Herzogs gieng so weit, daß beyde Truppen gegen einander versammleten. Karl gab jedoch nach, um nur einem neuen verderblichen Krieg auszuweichen, und ließ dem Herzog sagen, daß er ihn der Reise nach Montargis überheben wollte, er möchte aber doch nur drey oder vier seiner Räthe absenden, die dem Gerichte des Herzogs von Alençon beywohnen sollten. Zu gleicher Zeit streute man das Gerücht aus, die auf Befehl des Königs versammlete Armee sey gegen die Engländer bestimmt, die mit einer Landung in Frankreich droheten. Der Herzog von Burgund, zufrieden mit der Mäßigung des Königs, ließ seine Truppen auseinander gehen, und schickte die Herren von Croi und von Lallaing und den Präsidenten von Luxemburg, Johann l' Orfevre, nach Montargis. Von diesem Ort verlegte der König das hohe Gericht nach Vendome, theils um einer Seuche auszuweichen, theils um den Küsten von Niedernormandie, Poitou und Xaintonge nahe zu seyn, welche würklich

1456 von den Engländern bedrohet wurden — Der Herzog von Alençon läugnete ziemlich lang die ihm angeschuldigten Verbrechen: aber endlich, da sein Gewissen und die sich täglich vergrössernde Menge von Zeugnissen ihn zu sehr drückten, gab er nach, und zwar um so viel williger, weil man ihm zu verstehen gegeben hatte, er werde sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß retten können. Daher bekannte er freiwillig, daß er zu der Zeit, da Talbot in Güyenne gelandet, und Bourdeaux eingenommen, dem Vorschlag, seine Tochter mit dem Grafen von la Marche, ältestem Sohn des Herzogs von York, zu vermählen, Gehör gegeben; daß er dabey versprochen, sich öffentlich wider den König von Frankreich zu erklären, so bald es die Umstände erlauben würden; daß er hernach den Herzog von York angetrieben, eine Landung auf den Küsten der Normandie zu unternehmen; daß er ihn auf alle mögliche Art zu unterstützen versprochen; daß er ihm die Leichtigkeit dieser Unternehmung lebhaft vorgestellt; daß er für seinen Beistand von dem König von England eines von den drey Herzogthümern Bedford, Glocester oder Clarence verlangt habe, wie auch die zur Grafschaft Maine gehörigen Herrschaften, und noch überdies jährlich vier und zwanzigtausend Thaler. Diese und noch viele andre Vergehungen, worunter auch Hexenkünste sind, erfuhr man durch die Unterhändler und Bediente des Herzogs, die man in die Bastille gesetzt und verhört hatte. In England war würklich schon der Befehl zur Werbung gegeben; schon hatte das Parlament die zum Feldzug nach Frankreich benöthigten Summen bewilliget, als der Herzog von York und seine Anhänger von der Gegenpartey verdrängt und geschlagen wurden. Ihre Entfernung gab den Sachen eine andre Wendung; die Personen, die den König von England regierten, suchten den Krieg mit Frankreich

zu

zu vermeiden. Der König von England beklagte viel- 1456
mehr das schlimme Geschicke seines Oheims Karl, und hatte Mitleiden mit ihm. Es ist auch, da in den öffentlichen Akten, die Rymer herausgegeben, nichts von der Verschwörung des Herzogs von Alençon zu finden ist, sehr wahrscheinlich, daß Heinrich nur eine unvollkommene Kenntniß von dem ganzen Handel gehabt, und daß sie blos der Herzog von York und der Graf von Warwick müssen betrieben haben. — Weil man unter den Briefschaften des Herzogs von Alençon Schreiben gefunden hatte, die mit des Dauphins Namen unterzeichnet gewesen, so wurde der Herzog auch über diesen Artikel vernommen. Er sagte aus, daß diese Briefe von einem gewissen Matthäus, aus Lyon gebürtig, ihm überreicht worden wären; er zweifele aber, daß sie von dem Prinzen gekommen, weil es nicht die Schreibart sey, deren er sich sonst gegen ihn zu bedienen pflegte, ihm auch die Unterzeichnung nachgemacht zu seyn schiene; gleichwohl hatte er sich derselben bedient, um seinem Anhang bey dem englischen Hofe mehr Ansehn zu geben. Man ließ sie untersuchen, und fand sie falsch, wenigstens bildete man sich dies um so viel lieber und aus eben dem Grunde ein, welcher den König veranlaßte, im ganzen Reich bekannt zu machen, daß das Gerücht, als ob der Herzog von Burgund ein Verständniß mit dem Herzog von Alençon habe, ganz ungegründet sey, wie es auch wohl, allem Anschein nach, seyn mochte. Man wollte durch die Entschuldigung dieser beiden Prinzen dem Volke sowohl als dem Adel die Gedanken, wegen einer Verschwörung der Prinzen vom Geblüt, benehmen, welche freilich keine andre, als schlimme Würkung, würden gethan haben. — Bey einer der ersten Sitzungen der Pairs hielt der eine burgundische Gesandte, Johann l'Orfevre, eine äusserst rührende Rede, als eine Vorbitte seines Herrn für den Herzog

1456 von Alençon. Der König ließ ihm darauf antworten, er werde ohne Beirath seines Parlaments, seines Staatsraths und der Prinzen vom Geblüt nichts in einer so wichtigen Sache entscheiden. Eben diese Antwort erhielten der Konnetabel *) (der damals schon Herzog von Bretagne war) und die Herzogin von Alençon mit ihren Kindern, die für ihren Gemahl und Vater dem König einen Fußfall thaten. Nach verschiedenen feierlichen Sitzungen wurde am 10ten Oktober 1458. das Urtheil abgefaßt, und in des Königs Gegenwart verlesen. Vermöge desselben ward der Herzog von Alençon für einen Verbrecher der beleidigten Majestät erklärt, als ein solcher aller Ehren und Würden eines Pairs von Frankreich entsetzt, seine Güter sollten eingezogen werden, und er wurde zum Tode verdammt; jedoch des Königs Gnade und beliebiger Verordnung vorbehältlich. In dem Urtheil fand sich noch eine Klausel, die ausdrücklich erklärte, daß der Dauphin und der Bastard von Armagnac an der Verschwörung des Herzogs von Alençon keinen Antheil hätten. Hierauf ließ ihn der König in das Schloß Loches bringen, schenkte ihm aber das Leben, ließ dessen Gemahlin und seinen Kindern die Güter, ausgenommen das Herzogthum Alençon und alles Zubehör dieser Appanage, welche den königlichen Domänen einverleibet wurde. Des Prinzen Gefängniß währte bis zu Karls Ableben, nach welchem Ludwig der Eilfte ihn in alle seine Güter und Würden, nur mit dem Vorbehalt, wieder einsetzte, daß er Gouverneurs in Verneuil, Domfront und St. Susanne in seinem Namen setzte. Das war aber der letzte Fehler und das letzte Unglück dieses Herzogs noch nicht, den die Lust, Verwirrungen anzurichten,

von

*) Er war der Schwestersohn des Herzogs von Alençon.

von einer Widerwärtigkeit in die andre bis an seinen 1456
Tod verführte.

Dieses Geschäfte, die Angelegenheit des Delphinats, die Gesandschaft des Königs von Kastilien, die alten Bündnisse zwischen dieser Krone und Frankreich zu erneuern, die häufigen Unterhandlungen, die mit dem Herzog von Burgund wegen des Dauphins im Werke waren, beschäftigten den König Karl so sehr nicht, daß er nicht zugleich ernstlich darauf hätte denken sollen, den **Krieg nach England** zu spielen, in Hofnung, den Engländern Calais und die Grafschaft Guines, die sie noch in der Picardie besassen, wieder zu entreissen. In dieser Absicht errichtete er im Jahr 1456. ein **Schutz- und Trutzbündniß mit dem König von Dänemark, Christian dem Ersten,** das aber für Frankreich gegen England keine Würkung gethan hat. Dennoch unterließ Karl der Siebente nicht, die Engländer anzugreifen, und dies geschah, 1457
wie fast alle Geschichtschreiber behaupten, auf eigenes Anstiften der Königin von England, die unter ihres Gemahls Namen regierte, und wohl sahe, daß Richard, Herzog von York, ernstlich bedacht war, die Krone von dem Hause Lancaster auf das seinige zu bringen. Sie hatte sich mit dem König von Schottland fest verbunden. Die Engländer bekriegten wider ihren Willen, blos auf Anreitzung des Herzogs, die Schotten unaufhörlich. Zum Besten des Königs von Schottland also wollte die Königin von England durch eine französische Landung auf den englischen Küsten eine Veränderung machen, und dadurch den Herzog von York, wo nicht gänzlich stürzen, doch eine Zeitlang in seinen Unternehmungen aufhalten. Um dies zu bewerkstelligen, bediente sie sich des Ansehns Renats von Anjou, ihres Vaters, und Karls von Anjou, Grafen von Maine, ihres Oheims, die den König von Frankreich zu diesem Unternehmen auf-

mun-

1457 munterten. Man übertrug die Ausführung desselben dem **Marschall der Normandie, Peter von Brezé.** Zu Honnefleur wurde eine Flotte ausgerüstet, die nach vielen Schwierigkeiten bey Sandwich in der Provinz Kent landete. Nach einigen Hindernissen drungen die Franzosen in die Stadt, die ihnen die Engländer nach einer sehr herzhaften Vertheidigung überlassen musten. Brezé wollte Anfangs daselbst bleiben: als er aber erfuhr, daß die Engländer in der Nachbarschaft sich versammleten, und viele seiner Soldaten verwundet oder betrunken waren, schiffte er sich wieder ein mit einer grossen Menge von Gefangenen und mit beträchtlicher Beute. Nachdem er drey Tage vor Anker gelegen, segelte er nach Honnefleur zurück.

Auch der **Herzog von Bretagne, Peter der Zweete,** erweckte dem König von Frankreich Mißvergnügen, weil er sich von den Prälaten seines Landes den Eid der Treue schwören ließ. Karl schickte deswegen den Admiral von Frankreich nach Rennes und drang darauf, daß die Archive in Bretagne durchsucht werden musten, um einer Sache, die schon längst hätte entschieden seyn können, Licht zu verschaffen. Aus den angestellten Untersuchungen ergab sich, daß Bretagne vor Peter Mauclerc niemals ein Glied irgend eines Staats, daß die Herzoge die Stifter aller Kirchen in der Provinz gewesen, und daß sie das Regale aller Pfründen genossen. Dennoch behaupteten die französischen Minister, daß Bretagne, als ein Lehn von der Normandie, ein Afterlehn der Krone in den ältesten Zeiten gewesen, und daß sich die Aftervasallen nie eines Rechts anmassen könnten, das, nach der Verfassung des Königreichs, dem Oberherrn zugehöre. Der Herzog kam zu dem König nach Bourges: es ward aber nichts entschieden. Der Herzog fuhr fort, die Vorrechte, die man ihm streitig mach-

te, zu genieſſen. Bald hernach wurde er zu Nantes 1457
krank, und weil die Aerzte die Beſchaffenheit ſeiner Krankheit nicht beſtimmen konnten, ſo hielt man ihn für bezaubert, und gab dies dem Biſchof zu Rennes, der dem Herzog vorher viel Verdruß erweckt hatte, Schuld. Zauberer ſollten alſo auch die Zauberey vertreiben: aber **der Herzog ſtarb** am 22ſten Septemb er. Hierauf wurde **Artur, Graf von Richemont, bisheriger Konnetabel von Frankreich, Herzog von Bretagne.** Sein erſtes war, daß er die Böſewichter, die den Tod des Prinzen Aegidius von Bretagne bewürkt und beſchleuniget hatten, gefangen ſetzen, und nach Verdienſt beſtrafen ließ: aber der Schuldigſte unter ihnen, Artur von Montauban, entkam durch die Flucht, wurde ein Cöleſtiner, erhielt in der Folge von Ludwig dem Eilften gar das Erzbißthum Rouen, und ſtarb ruhig zu Rom. Der bretagniſche Adel bat den neuen Herzog, die Bedienung eines Konnetabels niederzulegen: aber er gab zur Antwort, er wolle in ſeinem Alter einem Amte Ehre machen, welches ihm in jüngern Jahren Ehre verſchaft hätte. Man giebt noch eine Urſache von Beibehaltung dieſer Würde an, die nicht unwahrſcheinlich iſt. Artur wuſte wohl, wie viel Anſehn ſie bey den Armeen gab, und wie ſehr ihn die Soldaten liebten; er wollte — ſo ſagt man — England erobern. Aber **Artur der Dritte**, der Held, dem Frankreich ſo viel zu danken hatte, **ſtarb** ſchon im folgenden Jahr. (1458 am 26. Dec.)
Franz der Zweete, ſein Neffe, der damals den Titel eines Grafen von Etampes und Vertüs führte, und Richards von Bretagne *) Sohn war, folgte ihm, als Herzog von Bretagne, und legte beim Könnig von Frankreich zu Montbazon am letzten Februar des folgenden Jahrs die Huldigung ab. (1459)

König

*) Welcher der vierte Sohn Herzogs Johanns des Fünften war.

1457 König Karl lag gefährlich krank zu Montils bey Tours, als Gesandte von **Ladislaus dem Fünften, König von Böhmen und Ungern**, in Frankreich ankamen. Sie verlangten für ihren Herrn Karls jüngste Prinzeßin **Magdalene** zur Gemahlin. Ueberdies sollten sie den König von Frankreich bewegen, die Ansprüche ihres Herrn auf das Herzogthum **Luxemburg** zu unterstützen, das sich der Herzog von Burgund von der Prinzeßin Elisabeth von Luxemburg hatte abtreten lassen, welche in der ersten Ehe mit Anton von Burgund, Herzog von Brabant, und in der zwoten mit Johann von Bayern dem Unbarmherzigen, Bischoff zu Lüttich, vermählt gewesen war. König Karl bezeugte, daß er die Rechte des Königs Ladislaus, der durch seine Mutter aus dem Hause Luxemburg abstammte, erkenne, weil Elisabeth das Eigenthum eines Fürstenthums, das sie blos Pfandweise besessen, nicht auf einen andern habe übertragen können. Diese Wiederforderung bot ein Mittel dar zur Erniedrigung des Herzogs von Burgund. Der König von Ungern erbot sich, seine Macht mit der französischen zu vereinigen, und dem Herzog von Burgund, ausser Luxemburg und Limburg, auch Friesland, Seeland, Holland und Hennegau wegzunehmen, welcher Länder er sich durch eine von der Prinzeßin Jakobine erzwungene Ceßion bemächtiget hatte. Ueberdem hatte der französische Hof Absichten auf die durch den Vertrag von Arras an das burgundische Haus wiederkäuflich überlassene Plätze der Picardie. Schon machte man Anstalten zur Abreise der Prinzeßin **Magdalene**, als von Prag die Nachricht von dem Absterben ihres Bräutigams, der kaum achtzehn Jahre alt war, einlief. Er hatte den König zum Vollzieher seines Testaments ernennt, und durch ein Kodicill die Prinzeßin Magdalene zur Erbin seiner Ansprüche auf das Herzogthum Luxemburg erklärt.

Drey Jahre hernach heurathete sie den **Prinzen von Viana, Gasto von Foix**, und wurde die Mutter der Prinzeßin Katharine von Foix, oder Erbin von **Foix** und **Navarra**, welche durch ihre Vermählung mit Johann dem Zweeten, Herrn von **Albret**, dem mütterlichen Urgroßvater Heinrichs des Vierten, die Erbfolge in diesem Staate auf das Haus Albret brachte. 1457

Der Tod des Königs Ladislaus befreyte den Herzog von **Burgund** von der Unruhe, die ihm dessen genaue Verbindung mit Frankreich verursachet hatte. Am Hofe dieses Herzogs fehlte es an Mißhelligkeiten so wenig, als an dem Hofe des Königs von Frankreich. Der **Graf Karl von Charolois**, sein Sohn, eben so unbiegsam, wie der Dauphin, erweckte ihm viele häusliche Verdrießlichkeiten. Der Graf war dem Hause **Croi** gram, vielleicht blos deswegen, weil es sein Vater begünstigte. Diese Abneigung war eine unaufhörlich fliessende Quelle von Zwistigkeiten. Der beiderseitige Groll stieg so hoch, daß eines Tags bey Gelegenheit eines Streits zwischen dem Herrn von **Quievrain**, Sohn des Herrn von **Chimai**, und dem Herrn von **Aimeries**, wobey der Herzog die Partey des ersten sehr eifrig nahm, der Graf von Charolois zu ihm sagte, er werde nicht zugeben, daß Quievrain den Vorzug erhalte, und daß die Croi ihn ferner so wie bisher regierten. Der Herzog gerieth in den heftigsten Zorn, und würde sich an seinem Sohn vergriffen haben, wenn er nicht entflohen wäre. Er befahl ihm, nicht mehr vor ihm zu erscheinen, und seine Staaten zu räumen. Als die erste Hitze verraucht war, überdachte erst Philipp die schlimmen Folgen, die daher entstehen könnten. Der ungestüme Charakter seines Sohns ließ ihn befürchten, er möchte nach Frankreich fliehen, wo man ihm zur Wiedervergeltung eben so, wie er dem Dauphin, eine

Frey-

1457 Freystätte einräumen würde. Von dieser Vorstellung gepeiniget, reiste er ganz allein aus Brüssel, und begab sich auf die erste Strasse, die sich ihm darbot. Nachdem er den ganzen Tag umher geschweift war, so verirrte er sich in einem Walde, wo ihn die Nacht überfiel und ihn nöthigte, in eine Bauerhütte zu fliehen. Am andern Morgen ließ er sich nach Genep führen, wo er seine Diener antraf, die ihn die ganze Nacht hindurch gesucht hatten. Dieses Mißverständniß trennte den burgundischen Hof in zwo Parteyen. Der Graf von Charolois hatte sich nach Dendermonde begeben, und schien unbeweglich. Der Dauphin Ludwig, der mit Grund befürchtete, man möchte ihn für den Urheber dieser Irrungen halten, beeiferte sich, allen Verdacht, den man auf ihn warf, von sich abzulehnen. Er wendete deswegen so lebhafte Bemühungen an, daß es ihm gelung, Vater und Sohn wieder mit einander zu versöhnen, nachdem der letztere der Empfindlichkeit des Herzogs zween seiner Räthe, die man für Anstifter seines Ungehorsams angab, aufgeopfert hatte. Ludwig selbst war lange so ruhig und zufrieden nicht, als er zu scheinen suchte. Der Herzog von Burgund erwies ihm alle erdenkliche Gefälligkeiten: aber er fühlte auch, daß sie eben so viele Ketten wären, die er sich für die Zukunft zubereite. Vergebens bemühte er sich, durch allerhand Lustbarkeiten seinen Unmuth zu entfernen; er hielt um seine Zurückberufung an: aber immer unter eben denselben Bedingungen, und der König seiner Seits bestand darauf, daß er alles auf seine väterliche Güte sollte ankommen lassen. Nach vielen fruchtlosen Vorstellungen schränkte er sein Verlangen darauf ein, daß man ihm doch wenigstens die Einkünfte des Delphinats wieder überlassen möchte: aber auch dieses wurde ihm abgeschlagen. Da er also blos von dem Gehalt, den ihm der Herzog von Burgund bewilliget

hatte,

hatte, leben muste, so sah er sich oft genöthiget, 1457
Summen zu borgen, wobey es nicht an kränkenden Verweigerungen fehlte.

Damals war Frankreich einer der ruhigsten Staaten in Europa. Mohammed der Zweete setzte, nach der Einnahme von Konstantinopel, Ungarn und alle benachbarte Staaten in Schrecken. Die Hußiten und die verschiedenen Prätendenten auf die böhmische Krone erregten auch grosse Unruhen. In England wütete der bürgerliche Krieg mit allen seinen Greueln, und Heinrich der Sechste stand in der äussersten Gefahr, seine Krone zu verliehren. König Alphons von Aragonien, Sicilien und Neapel hielt die Genueser und Florentiner in Furcht, und suchte alle kleine italienische Republiken, besonders Genua, unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Die Genueser nahmen abermals ihre Zuflucht zu dem König von 1458
Frankreich, ohne sich vor seiner Rache zu fürchten, und erboten sich aufs neue, sich ihm zu unterwerfen. Der König nahm dies an, gab ihnen den Herzog Johann von Kalabrien, Sohn des Titularkönigs von Neapel, Renatus von Anjou, einen tapfern, weisen und leutseligen Prinzen, zum Statthalter. Allein, dieser hatte bey der Erhaltung dieses Staats ein von dem königlichen unterschiedenes Interesse. Denn er sah seine Einsetzung in Genua als ein Mittel zur Eroberung von Neapel an, welches Königreich dem Hause Anjou von den aragonischen Königen noch immer vorenthalten wurde. So bald Alphons dies erfuhr, so belagerte er Genua zu Wasser und zu Land: der Herzog von Kalabrien wehrte sich aber tapfer, und die Belagerung wurde wieder aufgehoben, als dieser König im Junius desselben Jahrs starb. Er vermachte die Königreiche Aragonien und Sicilien seinem Bruder Don Juan, Neapel aber Ferdinanden, seinem natürlichen Sohn. Allein, Pabst Kalixt der

1458 Dritte wollte diesem die Lehn nicht reichen, und den Neapolitanern gefiel er auch nicht; denn diese wendeten sich an den Herzog von Kalabrien, der sie mit offenen Armen empfieng, und alle Anstalten zur Besitznehmung des Königreichs machte. Zum Unglück starb Kalixt, und sein Nachfolger, Pius der Zweete, vorher Aeneas Sylvius genannt, hegte andre Gesinnungen. Er war den Franzosen abgeneigt, und belehnte Ferdinanden mit Neapel, jedoch mit dem Zusatz, den Rechten eines andern unbeschadet. Indem
1459 der Herzog von Kalabrien Entwürfe zur Eroberung des neapolitanischen Königreichs machte, berief der Pabst eine Versammlung nach Mantua, wozu er alle christliche Fürsten einlud, um wegen eines Türkenkriegs Rath zu halten. Diese Zusammenkunft wurde auch von dem französischen Hofe beschickt, dessen Gesandten der Pabst Vorschläge zu einem Stillstand oder Frieden mit England that, die sich aber damit entschuldigten, daß sie keine Vollmacht hätten, sich darüber zu berathschlagen. Eben diese Entschuldigung äusserten sie, als er ihnen zumuthete, daß die französische Geistlichkeit Hülfsgelder für die von den Türken bedrängten Ungern herschiessen möchte. Doch versicherten sie zum voraus, daß sich der Pabst keine Rechnung darauf machen dürfe, weil erst vor kurzem dergleichen Gelder wären gehoben worden. Eben so schlugen sie ihm auch die Abschaffung der pragmatischen Sanktion ab, welche er wünschte. Hingegen bezeugten diese Gesandte das Mißvergnügen ihres Königs über den Pabst, weil er die Lehen von Neapel dem Bastard Ferdinand von Aragonien gereicht hätte. Pius antwortete, er habe wichtige Ursachen darzu gehabt; Ferdinand habe gedrohet, den Kirchenstaat anzugreifen, und die Franzosen würden diesen wegen ihrer Entfernung nicht haben schützen können; er habe die Gerechtsame des Hauses Anjou durch den Zusatz

der

der Lehnsurkunde: **eines andern Rechten unbe-** 1459
schadet, hinreichend gesichert, und überhaupt müsse er sich wundern, daß Frankreich eine solche Gnade, wie die Lehen von Neapel, für einen französischen Prinzen suche, und gleichwohl fortführe, die verdammliche Richtschnur der pragmatischen Sanktion zu befolgen, und eine der päbstlichen Gewalt höchst schimpfliche Urkunde für eine Kirchenverordnung im Reiche zu halten. Sonderbar genug! denn, eben dieser Pabst war, als Kardinal, einer der vornehmsten Urheber dieser Verordnung, als er sich auf der Kirchenversammlung zu Basel wider Eugen den Vierten erklärte. Der wahre Beweggrund des Pabsts bey dieser Gelegenheit war seine Furcht, die Franzosen möchten durch den Besitz des Königreichs Neapel Meister von ganz Italien werden. In der That fehlte auch wenig, so wäre geschehen, was Pius befürchtete. Denn der Herzog von Kalabrien landete in Neapel, und wurde von dem grösten Theil des Adels angenommen. Er schlug Ferdinanden bey Sarno, und würde ihn vermuthlich ganz überwältigt haben, wenn er seinem Kopf gefolget und Neapel sogleich belagert hätte. Allein, er ließ sich durch den Rath des Prinzen von Taranto verleiten, sich vorher der übrigen Städte zu bemeistern, wodurch Ferdinand Zeit bekam, sich zu erholen und in Verfassung zu setzen. Da die Genueser sahen, wie eifrig der Herzog von Kalabrien auf die Eroberung von Neapel dachte, wachte die Begierde, sich der französischen Herrschaft zu entledigen, wieder bey ihnen auf. **Peter Fregoso**, der Vornehmste von des Königs Partey, war mit dem Herzog zerfallen, und hatte sich auf seine Landgüter begeben. Er vereinigte sich mit seiner Gegenpartey, den Fiesquen, und machte etliche Versuche, Genua durch Ueberfall wegzunehmen. Der erste mißlung gänzlich; bey dem andern kam er in die Stadt:

1459 allein, der Herzog von Kalabrien bemächtigte sich
schnell der vornehmsten Strassen, trieb die Feinde zu-
rück, und Fregoso kam dabey um. Dies alles geschah
1460 noch vor der Schlacht bey Sarno. Als der Herzog
nach Neapel gieng, bestellte er **Thomas Valler**
zum Befehlshaber der Stadt Genua, einen tapfern,
aber armen französischen Edelmann, der seiner Würde
durch einen prächtigen Aufzug keinen Glanz geben
konnte, und dadurch in Verachtung gerieth. Ein
Aufruhr des Volks nöthigte ihn, sich ins Schloß zu
retten. Die Partey der Fregosen und Adornen ver-
einigte sich auch wider die Franzosen, und ward mit
dem Volk wegen der Einführung einer neuen Re-
gierungsform einig, wodurch das Regiment zwi-
schen dem Volk und dem Adel getheilt ward. **Prosper**
Adorno wurde zum Doge gewählt. Die Genueser
belagerten hierauf das Schloß mit Hülfe mayländischer
Truppen. Der Herzog von **Kalabrien** konnte dem-
selben nicht zu Hülfe kommen, weil er den Verlust
aller seiner Vortheile in Neapel befürchten muste. Al-
lein, **Renatus von Anjou** erschien mit einer Flotte
den Belagerten zum Beistand. Er landete glücklich,
und lagerte sich um die Hügel an der Stadt nach dem
Schlosse zu. Weil aber die Genueser einige Anhö-
hen zwischen dem Schloß und dem Lager eingenommen
hatten, so ließ er sie angreifen, um sie von diesen An-
höhen zu vertreiben. Allein, die Genueser bedienten
sich des Vortheils ihres Standortes, und ihr Erzbi-
schof, von dem sie angeführet wurden, ließ in der
Ferne einen Haufen Bauern anrücken, von denen
man ausprengte, es wären mayländische Hülfsvölker.
Dies zusammengenommen, that so gute Würkung,
daß die Franzosen die Flucht ergriffen. Renatus, der auf
den Galeeren geblieben war, und diese Flucht mit ansahe,
befahl im Zorn, die Galeeren auf die hohe See zu
bringen, um diese feigen Flüchtlinge zu bestrafen; die

meisten

meisten wurden also getödtet oder gefangen. Valler 1460
ward dadurch genöthiget, das Schloß zu übergeben. Auf diese Art wurden die Franzosen zum drittenmal aus Genua vertrieben.

Der König von **Kastilien**, **Heinrich der Vierte**, hatte inzwischen dem König von Frankreich die Vermählung seiner Schwester **Isabelle** mit **Karl'n**, Herzogen von **Berri**, dem zweeten Prinz von Frankreich, unter der Bedingung vorgeschlagen, daß man dem jungen Prinzen Güyenne zur Appanage geben möchte. Karl verwarf zwar den Antrag nicht geradezu, antwortete aber den kastilischen Gesandten, daß er von den Domänen der Krone Frankreich eine so ansehnliche Provinz nicht abtrennen könne, ohne Beistimmung des Dauphins, der sich mit Grunde würde beschweren können, daß man ohne ihn eine so wichtige Abtrennung veranstaltet habe; ja, er würde sie in der Folge gar für nichtig erklären können; er hoffe aber, sein Sohn werde wieder zu ihm kommen, und alsdann werde man nicht ermangeln, das Interesse beider Reiche bestens zu besorgen. Durch diese Unterhandlung gerieth der Dauphin in Unruhe: er befürchtete, der König, sein Vater, möchte irgend eine ihm nachtheilige Verfügung treffen. Seit den zehen Jahren, da er sich freiwillig vom Hofe entfernt hatte, konnte er nicht immer mit Gewißheit erfahren, was an demselben vorgieng; von dem, was in dem Staatsrath geschahe, erlangte er gar keine Nachricht. Kam ihm also ein ungewisses Gerücht zu Ohren, so bildete er sich daraus die seltsamsten Vermuthungen und die gefährlichsten Schreckbilder; dahin gehörte hauptsächlich der Argwohn, sein Vater möchte den Herzog von Berri zum Dauphin und zu seinem Nachfolger auf dem französischen Thron erklären, obgleich dies den unveränderlichen Grundgesetzen des französischen Staats ganz zuwider lief. Von solchen Besorgnissen

1461 gepeiniget, schickte er endlich einen seiner Diener an Karl'n, mit dem Auftrag, eine ernstliche Aussöhnung zwischen ihm und seinem Vater zu bewürken. Der König ließ ihm eine Antwort sagen, die ganz voll väterlicher Zärtlichkeit und heiliger Versicherungen der Güte und Verzeihung war. Und Ludwig — freute sich darüber? warf sich seinem von Schmerz durchdrungenen Vater in die Arme? — Keineswegs! Seine argwöhnische Seele hatte ihn bey der Rückkunft des Abgeordneten ganz wieder in die alte Hartnäckigkeit versenket. So viel Widersetzlichkeit untergrub endlich Karls standhaftes Gemüth. Er wurde melancholisch, schwächlich, und gewissermassen wahnwizig, nachdem er erfahren hatte, geheime Feinde, — man gab es gar dem Dauphin Schuld — giengen damit um, ihm durch Gift das Leben zu nehmen. Dies kränkte den Monarchen, dessen ganzes Bestreben immer auf Wohlthun und auf das Beste seiner Völker gerichtet war, so sehr, daß er nicht länger in einer so undankbaren Welt leben wollte. Dies, nicht aber die unvernünftige Furcht vor Gift, bewegte ihn, keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen. Einige Tage lang blieb er bey diesem Entschluß, und als er endlich durch die Aerzte und Priester angetrieben wurde, etwas zu essen, war schon der Magen zu sehr geschwächt. Er fühlte die Annäherung des Todes,

am 22. Jul. machte seinen letzten Willen bekannt, und starb zu Meün in Berri, im neun und funfzigsten Jahr seines Alters, und im neun und dreyßigsten seiner Regierung.

Noch

Noch einige Nachrichten von der innern Staatsverfassung, von den Sitten der Franzosen und von dem Zustand ihrer Litteratur unter Karl dem Sechsten und dem Siebenten.

Unter dem König Hugo Kapet und dessen Nachfolgern waren die **königlichen Domänen** nicht sehr beträchtlich, und sie wurden vielleicht eben deswegen desto ökonomischer verwaltet. Die vornehmsten Zerstückelungen der Krongüter folgten erst nach ihrer ansehnlichsten Vermehrung. Schon waren verschiedene grosse Provinzen, als die Normandie, die Grafschaften Toulouse und Champagne, das Delphinat, Berri, Alençon, Vermandois, la Marche, Anjoumois, mit der Krone vereiniget, als Bitten und Forderungen um dieselbe sich häuften, und die Freigebigkeit der Monarchen bestürmten. Vergebens wurde allen die Wiedervereinigung dieser oder jener Domänen betreffenden Schriften die Klausel, daß nie etwas davon sollte veräussert werden können, einverleibt; man bewegte unaufhörlich die allzuwillfährigen Könige zur Verletzung dieses unwiederruflichen Gesetzes. Man wird leicht einsehen, daß hier nicht von solchen Veräusserungen die Rede sey, die als rückfällige Appanagen geschahen; diese waren unvermeidlich, blieben immer bey der königlichen Familie, und dienten zur Unterhaltung und zum Glanz derselben. In der Folge ließ man einen Fall zu, in welchem die Könige sich für berechtiget hielten, dem Gesetz entgegen zu handeln, und das war die Nothwendigkeit der Nationalkriege. Es soll hier nicht untersucht werden, ob bey der Voraussetzung, jeder rechtmäßige Krieg werde um der gemeinschaftlichen Sicherheit willen unternommen, die Nation nicht verbunden sey, die dadurch verursachten

Kosten zu tragen; genug, daß durch die wegen der Kriegskosten erlaubte Schmälerung des königlichen Erbgutes, allen Arten von Veräusserungen das Thor geöffnet und die Krondomänen dadurch beinahe vernichtet wurden, deren Einkünfte doch zu den Zeiten einer mäßigern Lebensart zum persönlichen Unterhalt der französischen Monarchen hinreichten. Selbst die Gehalte der Befehlshaber in den festen Plätzen waren damals auf die Krongüter angewiesen, da hingegen andre Kriegskosten mit den Steuern und ausserordentlichen Subsidiengeldern bestritten wurden. Als die französischen Gerichtsbarkeiten noch nicht von so vielen betrüglichen Formalitäten umlagert waren, verrichteten die Amtleute und Landvögte das Amt der Einnehmer in den Krongütern. Nachdem aber diese obrigkeitliche Personen durch die Kunstgriffe der Schikane genöthiget wurden, ihre Richtstühle nie zu verlassen, so musten sie jedem andern Geschäfte entsagen. Man bestellte alsdann besondere Einnehmer, die ihre Gelder dem **allgemeinen** oder **Obereinnehmer** *) lieferten, welcher einen **Kontroleur**, den man auch **Clerc dû Tresor** nennte, zum Beistand hatte. Diese besondern Einnehmer in den Städten hatten auch die Haussuchung und die Ausbesserung der öffentlichen Gebäude auf sich, wozu sie eine gewisse Summe anwenden durften. Es war ihnen verboten, den Ueberschuß ihrer Einnahme bey sich zu behalten; nach der Verordnung Ludwigs des Neunten musten sie denselben in der gemeinschaftlichen Kasse der Stadt niederlegen.

Zur Verwaltung der in den Schatz gebrachten Summen wurde Anfangs ein **Schatzmeister** bestellt. Philipp der Sechste ernennte ihrer noch zween. Einer dieser Schatzmeister hielt sich immer zu Paris auf; die beiden andern musten alle Jahre die Krongüter

*) *Changeur du tréſor.*

güter besuchen, und ihre Beschaffenheit prüfen. Anfangs wurde der Schatz im Tempelpallast, hernach in der gewöhnlichen Schatzkammer niedergelegt. Die Schatzmeister hatten in den ersten Zeiten ihrer Einsetzung keine Gerichtsbarkeit; erst gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts erlangten sie dieselbe, und zugleich wurden ihrer noch zween bestellt. Dem zu Folge waren sie Richter in Proceßsachen, die Krongüter betreffend, und bekamen den Namen **Schatzmeister Frankreichs und der Gerechtigkeit.** Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts wurde ihre Zahl wieder auf drey herabgesetzt, und ihnen auferlegt, bey schwierigen Fällen an die Magistratspersonen des Parlaments und der Rechnungskammer zu appelliren. In den ältern Zeiten legte der Verwalter der königlichen Schatulle seine Rechnungen über die ihm anvertrauten Summen bey den Schatzmeistern ab; doch waren davon die Gelder ausgenommen, die der König zu seinen Lustbarkeiten bestimmte, und die unter Karl dem Siebenten jährlich auf dreitausend sechshundert livres eingeschränkt waren. Alle Monate wurde der Zustand des Schatzes von der Rechnungskammer geprüft; diese untersuchte die etwan eingeschlichenen Mißbräuche und benachrichtigte den König davon. Die Vicomten musten alle halbe Jahre ihre Rechnungen ablegen, da hingegen die andern Einnehmer jährlich nur einmal Rechnung thaten. Jeder Theil der Domäne wurde besonders verpachtet. Die **Seneschalle, Baillis, Viguiers** (Landrichter) und **Vicomten** hatten, ein jeder in seinem Departement, die Oberaufsicht bey Zuerkennung der Pachtungen, zu deren Versteigerung sie weder ihre Verwandte noch ihre Hausbediente zulassen durften. Die Prokuratoren des Königs musten gleichfalls dabey seyn. Damals glaubte man, es sey dem Landesherrn vortheilhafter, wenn seine Pachtungen verschiedenen Pri-

vatpersonen, die bezahlen konnten, überlassen würden, als eine einzige Person zum allgemeinen Pachter der verschiedenen Stücke der Krongüter zu machen. Die **Beamten** waren verbunden, in ihren Gerichtsbarkeiten sich aufzuhalten, bey Strafe der Verringerung ihrer Besoldung und ihrer Absetzung. Sie durften sich nicht eher entfernen, als wenn sie ihre Rechnungen zu Paris ablegten. Sie musten alsdann ihre eingenommenen Gelder gerade in den königlichen Schatz bringen, und es ward ihnen nicht erlaubt, ihre Verzögerungen durch Vorwände zu beschönigen. Aller Geldhandel war ihnen streng untersagt. Die Unterschleife in Finanzsachen wurden mit Geldbussen bestraft, und das Fehlende muste noch überdem wieder erstattet werden. Die Erkennung über solche Betrügereien gehörte, ohne Ausnahme und ohne weitere Appellation, vor die Rechnungskammer. Um die Habbegierde derer, welche die königlichen Einkünfte verwalteten, einzuschränken, war eine blosse Wiedererstattung des Genommenen und eine Geldstrafe nicht hinlänglich, auch nicht einmal, wenn die Wiedererstattung doppelt, dreyfach, oder auch vierfach geschehen muste. Es wurden also Leibesstrafen dafür verordnet; und als auch diese nicht die gewünschte Würkung thaten, setzte Franz der Erste die Todesstrafe an ihre Stelle. Ehe wir diese Materie verlassen, so wollen wir noch bemerken, daß von den ältesten Zeiten her beim Finanzwesen jeder Rechnungsbeamter verbunden war, eine gute und hinreichende Bürgschaft zu leisten. Unter der Verwaltung der Domänen begriff man eine Menge von Gefällen und Grundzinsen, die von jeher durch ein besonderes Prärogativ mit den Erbgütern der Könige von Frankreich verknüpft waren; und wohin z. B. die Geldbussen, Konfiskationen, Erbschaft von Fremden, Bastardrechte, erblose Güter, Amortizationen, Siegel- Kanzley- und

Nota-

Notariengelder, Lehngebühren, Wiederkäufe, Zölle, Bergwerke, gefundene Schätze, herrnlose Dinge, Forstgelder *), Maaß und Gewicht, gehören.

Vor Philipp dem Vierten erwähnt die französische Geschichte keiner durch die **Auflagen** erregten Empörungen. Seit dieser Zeit bis zum Ende der Regierung Karls des Sechsten fand die Erhebung derselben fast immer Widersprüche. Man irret, wenn man sich einbildet, das Volk sey in den Zeiten vor der ersten Einführung der Kriegssteuern weniger mit Erpressungen geplagt gewesen. Zu der Zeit, da Frankreich in abgesonderte Bezirke abgetheilt war, konnte man eben so viele Despoten als Herren zählen. Man wird beym Lesen der französischen Geschichte leicht bemerken, zu welchem Grad des Unglücks und der Demüthigung die Menschen unter den Feudalregierungen gekommen sind. Hier wollen wir blos von den Bedrückungen reden, die aus den **Steuern** und **Grundzinsen** erwachsen. Jeder **Rotürier** oder nicht-adeliche Mensch zahlte die Steuer, wenn die öffentlichen Bedürfnisse die Erlegung derselben nothwendig machten. Diese Nothwendigkeit hieng von dem Willen oder der Anordnung des Herrn ab. Die Könige, welche die Steuern auf ihren Krongütern erhoben, liessen sie auch auf den Gütern ihrer Vasallen eintreiben, wenn Nationalkriege zu führen waren. Die Unterthanen der Vasallen musten also im Grunde doppelt leiden; daher die allgemeine Begierde des Volks, unmittelbare Unterthanen des Königs zu werden. Die Steuer, von der hier die Rede ist, war nach der Grösse oder Wichtigkeit der Besitzungen eingerichtet, und nach den Abgaben der Eigenthümer bestimmt; das erste Beyspiel einer Realsteuer, deren System so oft erneuert worden ist! Diese Steuer darf nicht mit denen verwechselt werden, die in den vier

*) *Tiers et dangers.*

vier Fällen erlegt werden musten, wenn nemlich der Herr oder seine Töchter vermählt, wenn sein Sohn zum Ritter geschlagen wurde, wenn er eine Reise übers Meer that, und wenn er im Kriege gefangen wurde und ausgelöset werden muste. Alle steuerbare Personen musten während der Regierung ihres Herrn einmal eine Summe zusammenschiessen, die zu einer neuen Erwerbung bestimmt ward. Diese Steuer war unumgänglich. Die Prälaten, Kapitel und Mönche, die Lehn besassen, trieben sie mit eben so grosser Strenge bey, als die weltlichen Herren. Ausserdem erhoben die Geistlichen nicht allein jährlich die gewöhnliche Steuer von ihren Lehnleuten, sondern auch bey Reichskriegen, bey ihren persönlichen Kriegen, und bey den Bedürfnissen der Päbste. Der König, die Baronen oder Besitzer der grossen Lehen erhoben überdies von ihren Vasallen oder Lehnleuten eine Auflage, in eben den Fällen, wie bey der eben gedachten Steuer. Diese Auflage, die man **eventuelle Steuer** nennen könnte, war schon in einigen Provinzen in eine jährliche Abgabe verwandelt worden. Auch die Könige hatten das Recht, sie im ganzen Königreiche zu erheben. Als einige Prälaten behaupteten, ihre Unterthanen seyen von der zur Vermählung der ältesten Töchter Philipps des Vierten verordneten Beysteuer ausgenommen, wurden sie durch einen Parlamentsschluß darzu verurtheilt. Die Landleute, die verbunden waren, unter den Panieren ihrer Gemeinden in den Krieg zu ziehen, konnten sich mit Gelde davon losmachen. Die Prinzen, die Minister, die obersten Kriegsbedienten maßten sich ähnlicher Vorrechte an; sie wurden ihnen aber durch mehr als eine Verordnung entzogen, und der Gebrauch derselben blos auf die Person des Königs eingeschränkt. — Die Pröbste, Landrichter, und andre Bediente liessen nach ihrem Gefallen das Aufgebot ergehen, unter dem Vorwande

wande der für den König zu verrichtenden Frohn- und andrer Dienste, und zwangen die Unterthanen, sich davon loszukaufen. Ludwig der Siebente glaubte durch ein Edikt vom Jahr 1145 diese Bedrückung zu verringern, indem er verordnete, daß sie alle Jahre nur dreymal Statt finden sollte. In einigen Gegenden gab jede Privatperson ein für allemal auf das Jahr ein Orhöft (Muids) Wein, welches sechs Sols, oder nach heutigem Gelde ohngefähr sechs Livres werth war. Ausserdem gab es noch eine grosse Menge von Steuern und Abgaben, mit deren Anführung man den Leser nicht ermüden will. Alle Abgaben wurden unter dem allgemeinen Namen **Coutümes** begriffen; und das Wort **Coutümier** bedeutete sowohl den Unterthan, der damit belegt war, als den Einnehmer, der sie für den Herrn erhob. Beym Nachdenken über diese vielfache Beschwerungen der Nation kann man nicht anders glauben, als daß die Franzosen unter der Lehnregierung die unglücklichsten Leute gewesen: aber sind sie wohl heut zu Tage unter monarchischer oder despotischer Gewalt glücklicher? Man muß glauben, daß das Uebermaaß ihrer Widerwärtigkeiten sie in eine Art von Dummheit versenkt habe, die der Fühllosigkeit nahe kam. Die Errichtung der Gemeinheiten erweckte durch Abwerfung des Jochs der Sklaverey in den Herzen der Franzosen den Trieb, der dem Menschen so natürlich ist, die Liebe zur Freyheit. Die darzugekommenen Kreutzzüge erleichterten den Weg zur Erlangung dieses Kleinodes. Die Herren, berauscht von der Hoffnung, Eroberungen jenseits des Meers zu machen, versetzten oder verkauften ihre Einkünfte für einen schlechten Preiß, um nur die Kosten zu ihren Unternehmungen aufzutreiben. Die Völker benutzten den Zusammenlauf dieser glücklichen Umstände; die vornehmste, vielleicht einzige Frucht, die aus diesen Feldzügen entsprang!

Die

Die Könige begünstigten auf alle mögliche Art die Verträge, durch die der Monarchie eine neue Klasse freyer **Unterthanen** zuwuchs. **Ludwig der Neunte** beschäftigte sich mehr, als irgend einer seiner Vorfahrer, mit der Sorgfalt, die wiederaufkeimende Freiheit zu nähren und auszubreiten. Dieser weise Monarch kannte kein grösseres Vergnügen, als die Beschäftigung, durch seine Macht den Grund zur öffentlichen Glückseligkeit zu legen. Seine Verordnungen bezeugen noch heut zu Tage seinen unermüdlichen Eifer, den Franzosen ihre Widerwärtigkeiten so sehr zu erleichtern, als es die damaligen Umstände erlaubten. Die Nation fieng an, neues Leben zu bekommen, und war im Stande, den Bedürfnissen des Vaterlandes abzuhelfen, als sie **Philipp der Vierte** zu den Versammlungen der Reichsstände (**Etats generaux**) zog. Dies ist der Zeitpunkt, da der unter den Namen **Aides** bekannte Tribut seinen Ursprung nahm, den man Anfangs willkührlich anlegen wollte, dessen Bestimmung man aber hernach auf den freyen Willen der drey versammleten Stände ankommen lassen muste. Aus Erkenntlichkeit für die erste Bewilligung gab eben derselbe König das berühmte Edikt vom Jahr 1302 zur Abschaffung der eingerissenen Mißbräuche. Die Nachfolger Philipps des Vierten schrieben diese Abgaben selten aus, bis auf **Philipp den Sechsten**, der zur Führung des Kriegs mit den Engländern sich von jedem Livre sechs Denarien bezahlen ließ. Die hernach fast immer fortwährenden Kriege erhielten auch zur grossen Last der Nation die Fortdauer dieser ausserordentlichen Abgaben. Man vermehrte sie; man that eine allgemeine Kopfsteuer hinzu, **Fouage** genannt, weil sie nach den Köpfen und nach den Feuerstätten (Feux) erhoben wurde. **Unter Karl dem Siebenten** wurde beschlossen, daß sie beständig dau-

ren sollte. Eben dieser König ist der erste, der ohne Zuziehung der Reichsstände neue Steuern auflegte. Diese Neuerung erweckte nicht das geringste Murren, weil die Nation, von der Nothwendigkeit solcher zur Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe des Staats dienenden Abgaben, überzeugt war. Man kannte die Lauterkeit seiner Absichten; seine kluge Staatsverwaltung hatte ihm das unbegränzte Vertrauen seiner Unterthanen erworben. Während seiner Regierung überstiegen die Einkünfte die gewöhnliche Steuer der zur Bezahlung der Ordonnanzkompagnien und der Freyschützen nothwendigen Summen. Wenn durch die Musterung die genaue Zahl der Kriegsleute ausgemacht war, so wurde nach derselben von dem Finanzrath die zu erhebende Summe bestimmt, und den Steuerrichtern vorgelegt, die hierauf in ihren Departements die Vertheilung derselben veranstalteten. Um ein strenges Verhältniß dabey zu beobachten, waren die Steuerrichter verbunden, die in ihrem Distrikte liegenden Städte und Dörfer zu besehen, und genaue Verzeichnisse von der Zahl der Einwohner und von ihrem Vermögen zu entwerfen. Nach gemachten Vertheilungen versammlete sich jede Gemeinde und wählte sich selbst ihre Einnehmer. Man verfuhr dabey eben so, wie heut zu Tage. War die Zahl der Einwohner vermindert, oder waren sie durch Unglücksfälle verarmet, so übergaben die Einnehmer den Steuerrichtern eine beglaubigte Beschreibung des Zustandes der Gemeinde, worauf denn eine verhältnißmäßige Erlassung verordnet wurde. Diese Auflage blieb während der Regierung Karls des Siebenten auf eben demselben Fuß. Noch unter Franz dem Ersten war sie so mäßig, daß auf den vornehmsten Kopf nicht über zwanzig Sols kamen. Karl der Siebente war auch derjenige König,

der

der einen **Steuerhof** *) zu **Montpellier**, nach einer mit den Abgeordneten der steuerbaren Provinzen genommenen Abrede, anlegte. Die Abgabe, die besonders die Stände von Languedok an diesen Steuerhof zu entrichten hatten, bestand in zwölf Denarien von jedem livre für verkaufte oder vertauschte Consumtibilien, und in jedem achten Denar für einzeln verkauften Wein. Die Oberaufseher, Räthe und Richter dieses Hofs entschieden, ohne Appellation, in allen Steuer- und Finanzangelegenheiten, die Sachen der Krongüter ausgenommen, als welche vor den Richterstuhl der Schatzmeister von Frankreich gehörten. Ueberhaupt wurden während der andern Hälfte der Regierung Karls des Siebenten durch die stete Wachsamkeit dieses Monarchen die Finanzen in weit besserer Ordnung erhalten, als vorher. Er wohnte selbst allen Berathschlagungen bey, und war die Seele derselben. Aus Besorgniß, die Unterthanen zu verderben, ward er selbst Wirthschafter der Staatseinkünfte. Er verlangte die strengste Gerechtigkeit sowohl bey der Einnahme als Ausgabe. Unter seiner Regierung findet man keine so grosse Menge von Edikten und Verordnungen, welche nur die Schwäche und Unfähigkeit des Gesetzgebers verrathen, als unter Karl dem Sechsten.

Was die Einrichtung des **Parlaments** zu Paris betrift, so daurete sie so fort, wie wir im vorhergehenden Theil **) gesehen haben. Dort ist schon bemerkt worden, daß die geringen Besoldungen der Parlamentsräthe nur für die Tage, an denen sie ihr Amt verrichtet, ausgezahlt wurden. Dreyßig Jahre muste einer gedienet haben, wenn er seine übrige Lebenszeit hindurch diese Besoldung als eine Pension genies-

*) *Cour des Aides.*

**) S. 785 u. ff.

genieſſen wollte. Obgleich die Advokaten und Prokuratoren des Königs, ſo wie heut zu Tage, die Proceſſe, welche die königliche Majeſtät betrafen, zu führen hatten, ſo wurden die Urtheile doch nicht immer in ihrem Namen ausgeſprochen. Die auſſerordentlichen Kommißionen theilten die Präſidenten und Räthe nach ihrer Ordnung unter ſich. Sie durften ſich nicht über vierzig franzöſiſche Meilen weit von Paris entfernen, auſſer wenn ſie als Geſandte verſchickt, oder vom König in Geſchäften gebraucht wurden. — In der groſſen Kammer konnten nicht mehr als drey im dritten Grad mit einander verwandte Räthe aufgenommen werden. In Anſehung der Präſidenten und der Requetenmeiſter fiel auch dieſes weg; nie ließ man zween derſelben auf einmal zu, die im dritten Grad der Blutsfreundſchaft mit einander waren. Nach einem beſondern Vorrechte hatte das Parlament die Aufſicht über das Betragen und die Fähigkeit ſeiner Mitglieder, nebſt der Macht, ſie zur Rede zu ſtellen. Als einsmals ein Parlamentsrath ſich hartnäckig widerſetzte, den gewöhnlichen Verſammlungen beyzuwohnen, bekam er nach vielen Ermahnungen Hausarreſt bey Strafe hundert Mark Silbers, wenn er ausgehen würde. Er bekannte ſeinen Fehler, und bat weinend und flehend vor der ganzen Verſammlung um Vergebung deſſelben. Das Parlament verwies ihm ſein Vergehen höflich, und ſchärfte ihm mehr Achtſamkeit auf ſein Amt ein. Da dieſer Rath ſeine Bedienung behielt, ſo kann man daraus ſchlieſſen, daß damals ein öffentlicher gerichtlicher Verweis mit keiner Entehrung verknüpft war. Unter Karl dem Sechſten wählte man Kommiſſarien, die ſich mit Prüfung und Abſchaffung der öffentlichen Mißbräuche beſchäftigen muſten, und welche Gewalt hatten, die tadelnswürdigen Diener und Beamten abzuſetzen. An dem Parlament übten dieſe neuen Kom-

missarien ihre willkührliche Gewalt nicht aus; es wählte aus seinem eigenen Mittel acht Räthe, die an der Abschaffung der unter ihnen eingerissenen und ihnen vielleicht vorgeworfenen Mißbräuche arbeiten mussten. Es richtete sich aber nicht nach den offenen Briefen eben dieses Königs, durch welche den Präsidenten befohlen war, die Mitglieder des Parlaments zu verbessern und ihnen ihre Aemter zu nehmen, im Fall sie dieselben einer so strengen Strafe würdig fänden. — Aus solchen an sich unwichtig scheinenden Umständen beurtheile man das damalige Ansehn des Parlaments.

Die **Prevote, Seneschalle, Baillis** und andre hohe Gerichtspersonen wurden von dem Parlament in Gegenwart des Kanzlers und der Staatsräthe durch das Scrutinium gewählt. Die geringern Magistratspersonen wurden auf eben diese Art in ihren Gerichtsbarkeiten gewählt, durch die Mehrheit der Stimmen, welche die dort befindlichen Richter von sich gaben. Niemand konnte in seinem Geburtsort Seneschall, Prevot oder Bailli seyn. Bey Strafe der Einziehung war jedem verboten, Güter in dem Umfang seiner Gerichtsbarkeit an sich zu bringen, seine Kinder daselbst zu verheurathen, sie in die darzu gehörigen Klöster zu thun, und ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs Pfründen anzunehmen. Diejenigen, die vor der Erlangung solcher Aemter königliche Räthe gewesen waren, hörten auf, diesen Titel zu führen, sobald sie von ihren Aemtern Besitz genommen hatten. Man siehet hieraus, wie hoch damals dergleichen Ehrenstellen, die in den folgenden Jahrhunderten so sehr vervielfältiget wurden, sind geschätzt worden. Es gab verschiedene Gattungen von **Baillis** oder Amtleuten, **grosse** und **kleine**, zum Unterschied der Richter und Baronen, die man **geringere Baillis** nannte. Ferner **Baillis de Robe**

be longue und **de Robe courte**; dieſe letzten muſten Edelleute ſeyn. Alle dieſe verſchiedenen Richter waren verbunden, ihre Sitzungen alle zwey Monate zu halten. Die Anzahl der Geſchäfte beſtimmte auch die Anzahl der Verhöre und die Dauer der Sitzungen. Nach dem Verlauf einer jeden Sitzung kündigten ſie die Zeit der folgenden Sitzung an. Keine von dieſen Magiſtratsperſonen hatte das Recht, neue Gerichtsbediente anzuordnen; und es war ihnen ausdrücklich verboten, die Zahl der **Sergens** zu vergröſſern. Bey allen Gerichtshöfen ſuchte man die Vermehrung dieſer Unterbedienten, ſo viel als möglich war, zu hindern; dennoch wuchs ihre Zahl bis ins Unendliche. Kaum hatte man eine Verringerung vorgenommen, ſo erſchienen ſchon neue Schwärme, die noch gieriger und unbarmherziger waren, als ihre Vorgänger. Die Seneſchalle und Baillis wählten, auſſer ihren Stellvertretern, welche Doktoren und Licentiaten des bürgerlichen Rechts ſeyn muſten, unter den Advokaten ihrer Gerichtsbarkeit eine gewiſſe Anzahl von Beyſitzern, um gemeinſchaftlich mit ihnen Gericht zu halten. Die bey einem Rechtshandel von den Parteyen zu Rathe gezogenen Advokaten wurden nicht unter die Zahl ſolcher Beyſitzer aufgenommen. Dieſe Gerichte entſchieden in bürgerlichen und peinlichen Sachen. Die Appellationen von ihren Urtheilen ergiengen unmittelbar an das Pariſer Parlament. An dem beſtimmten Tage muſten die Seneſchalle oder Baillis, von deren Urtheil war appelliret worden, ſelbſt zu Paris vor dem Parlament mit ihren Protokollen erſcheinen, und den Ausſpruch dieſes hohen Gerichtshofes erwarten. Sie muſten überdem den königlichen Gerichtsperſonen von allen in ihrer Gerichtsbarkeit vorgefallenen Mißbräuchen, Unterſchleifen und Unordnungen Rechenſchaft geben. Ihrer erſten Einrichtung nach waren die Baillis und Seneſchalle nur

bloſſe Kommiſſarien, welche die Provinzen durchreiſen, das Betragen der Richter unterſuchen, und dem Parlament Bericht davon erſtatten muſten, ohngefähr ſo, wie ehedem die Miſſi Dominici unter den Karolingern. In der Folge wies man ihnen beſtändige Sitze und Departements an, die ſie als Oberrichter beſorgen muſten. Anfangs daurete das Geſchäfte eines jeden nur ein Jahr; es wurde hernach auf mehrere Jahre verlängert, und zuletzt überließ man es ihnen lebenslang. Bey jeder Regierung eines neuen Königs muſten ſie auch neue Beſtätigungsbriefe erhalten. Dieſer Gebrauch daurete bis zur Thronbeſteigung Ludwigs des Eilften, der ſogleich faſt alle Bediente des Königreichs ihrer Aemter entſetzte. Der Gebrauch, der die Richter zur Nothwendigkeit, ihre Sentenzen zu verantworten, verband, und ſie doch den öffentlichen Beſchuldigungen der mißvergnügten Parteyen ausſetzte, auch ſie wohl gar zum Zweykampf zwang, war ſchon unter Karl dem Sechſten abgeſchafft. Wenn ja noch einige Spur davon übrig war, ſo muß man ſie bey den Verrichtungen jener geringern obrigkeitlichen Perſonen, die man im vierzehnten Jahrhundert *Hommes - Jugeurs* nennte, ſuchen. Sie entſchieden die Proceſſe unter ihres Gleichen. Wurden ihre Entſcheidungen verworfen, ſo zahlten ſie eine Geldſtrafe von ſechzig Livres. Sie wurden beſtraft, wenn man beweiſen konnte, daß ſie ſich hatten beſtechen laſſen. Sie waren verbunden, unabläßig Gericht zu halten, bey Gefängnißſtrafe. Man begreift leicht, daß die Abſicht der Regierung dahin gieng, dieſe untern Gerichtsſtühle, welche die Gemeinden und Innungen beybehalten hatten, und vor die ſie nach einem alten Privilegium, vermöge deſſen jeder freye Menſch das Recht hatte, ſich von ſeines Gleichen richten zu laſſen, ihre Klagen in der erſten Inſtanz brachten, vollends zu vernichten. Die

Vervielfältigung

Vervielfältigung der Processe, durch die Schikane erzeugt, hatte fast alle Rechtshändel verwirrt und problematisch gemacht, und ihnen folglich ein Ansehn von Wichtigkeit gegeben, so daß endlich die *Hommes-Jugeurs*, so wie die Alten, die man um Rath zu fragen pflegte, (*les Prud-hommes*) genöthiget waren, ein für sie höchst beschwerlich gewordnes Amt, zu dessen Verwaltung sie ihre Unwissenheit unfähig machte, niederzulegen.

Das oberste Tribunal, der **königliche oder Staatsrath** genannt, bestand gewöhnlich aus dem Konnetabel, dem Kanzler, einigen Baronen, und einer gewissen Anzahl obrigkeitlicher Personen, die aus dem Parlament und andern Gerichtshöfen genommen wurden. Der Kanzler hatte, so wie heut zu Tage, in Abwesenheit des Königs den Vorsitz. Die königlichen Requetenmeister, deren Zahl unter Karl dem Sechsten auf drey herabgesetzt war, überreichten dieser Versammlung alle, gerade auf den König gerichteten Bittschriften, ausgenommen diejenigen, die das Gewissen, oder die christliche Mildthätigkeit des Monarchen betrafen; denn diese wurden an den Beichtvater und an den Allmosenier gewiesen, denen ausdrücklich eingeschärft war, sich in keine andre Angelegenheiten zu mischen. Die Requetenmeister unterzeichneten die auf Befehl des Raths ausgefertigten Schreiben, wozu acht **königliche Sekretarien**, welche wechselsweise dienten, bestellt waren. Ehe sie die Stelle eines königlichen Sekretars erlangen konnten, musten sie sich erst in Notariatsgeschäften geübt haben. Er war also damals schon in diesem Stück etwas der heutigen Einrichtung des königlichen Raths Aehnliches. Die vier **Staatssekretarien** stellen die ehemaligen Sekretarien des Königs *) vor, welche

*) Sie hiessen auch *Clercs Notaires*. Unter Karl dem Sechsten waren ihrer sechzig.

der Regel nach den Rathsversammlungen beywohnten, und jene Notarien, die man *Notaires du nombre et ordonnance ancienne, ayant bourse, commune et part aux emolumens du sceau* nannte, waren dasjenige, was heut zu Tage die **Sekretarien des Königs** sind. Mit diesen Notarien darf man nicht die **Tabellionen** verwechseln; denn nur diese hatten mit unsern heutigen **Notarien** einerley Beschäftigungen. — Um den Mißbräuchen vorzubeugen, die sich in die königlichen Schreiben, deren Ausfertigung der Staatsrath verordnet hatte, einschleichen konnten, hatte der Kanzler das Recht, das Untersiegeln derselben zu verweigern, wenn sie ihm unbillig schienen. In der folgenden Versammlung stattete er von den Beweggründen seiner Weigerung Bericht ab. Man hatte hierbey vornehmlich die verderblichen Geschenke, welche die Habbegierde der Freygebigkeit der Könige unaufhörlich abzulocken wuste, zum Augenmerk. Diese übermäßige Wohlthätigkeit hatte bis zur Regierung Philipps des Fünften die Einkünfte der Krone so erschöpft, daß dieser Monarch durch ein Edikt vom Jahr 1318 genöthiget war zu gebieten, daß in Zukunft niemand es wagen sollte, um Geschenke und Erbschaften anders, als in Gegenwart des Staatsraths anzuhalten. Vergebens schmeichelte man sich, diese Verordnung werde die ungestümen Bittschriften hemmen; die Haabsucht kannte weder Zaum noch Schaam. Mit eben so schlechtem Erfolg erneuerten die folgenden Könige diese Verordnung; ohngeachtet der genommenen Maasregeln fuhren sie fort, ihren Einkünften zu schaden. Es waren gewisse Tage in der Woche bestimmt, an denen die verschiedenen Materien, die der Staatsrath entscheiden sollte, in vorläufige Erwägung gezogen wurden. Jede Sache wurde besonders untersucht, Justizsachen, Oekonomie der Finanzen, Militärangelegenheiten.

heiten. In Ansehung der letztern muste der Konnetabel, die Marschälle, und einige andre Befehlshaber nothwendig beym Staatsrath gegenwärtig seyn. Wahrscheinlich dieser Kriegsräthe wegen wurde verordnet, daß die Mitglieder des königlichen Raths, die nicht schreiben konnten, ihre Siegel unter die geschehenen Berathschlagungen drücken sollten. Bey solchen Kriegsräthen musten die Oberaufseher der Finanzen zugegen seyn, damit die Berathschlagungen hernach bey der Ausführung keine Hindernisse finden möchten. Diese unter Karl dem Fünften regelmäßig beobachtete Methode wurde eine von den vornehmsten Ursachen des Glücks seiner Regierung; denn sie setzte ihn in den Stand, mit einem Blick die Schwierigkeiten, und deren Wegräumung zu übersehen, und seine Plane mit den Mitteln, sie auszuführen, zu vergleichen. Unter den folgenden unglücklichen Regierungen vernachläßigte man dies, so wie viele andre heilsame Anstalten: aber Karl der Siebente beschäftigte sich nach der Befestigung seines Throns desto eifriger mit der Wiederherstellung jener so nothwendigen Harmonie.

Durch das Wachsthum der oberherrlichen Macht erlangten auch die Könige nach und nach **das Recht des Kriegs und des Friedens.** Schon seit geraumer Zeit konnten sie ihren Unterthanen, sie mochten seyn, von welchem Range sie wollten, verbieten, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß, die Waffen zu ergreifen und Truppen zu werben. Die Uebertretung eines solchen Verbots wurde für ein Verbrechen der beleidigten Majestät erklärt. Unter den Kapetingern waren solche Verbote unerhört. Nicht ohne Widerspruch brachten es **Philipp der Zweete** und **Ludwig der Neunte** dahin, daß ihre Vasallen keinen Krieg gegen einander anfangen konnten, als nach Verlauf einer Frist von vierzig Tagen; eine heilsame Verordnung, die Menschenblut ersparte, und

den Verwandten und Freunden der Streitenden Zeit gab, Vermittelungen zu treffen. War diese Frist vorbey, und der Groll daurete noch fort, so bekriegten die Partenen einander öffentlich, und wurden von ihren Verwandten und Vasallen unterstützt, ohne daß der König das Recht hatte, sie daran zu hindern. Um den Fortgang der königlichen Gewalt in einem Zeitraum von anderthalb hundert Jahren zu beurtheilen, darf man nur mit den Gesetzen **Ludwigs des Neunten**, die nur Fristen vorschrieben, und nicht einmal im ganzen Königreich galten, eine Verordnung **Karls des Sechsten** vom Jahr 1413 vergleichen, worinn den königlichen Landvögten und Amtleuten befohlen ward, sich allen Ausbrüchen der Privatkriege nachdrücklichst zu widersetzen, und die Stöhrer der öffentlichen Ruhe mit Gefängniß und Einziehung ihrer Güter zu bestrafen.

Ganz Europa war seit langer Zeit in unaufhörliche Kriege verwickelt, und doch hatte die **Kriegskunst** noch keinen merklichen Fortgang gehabt. Die Armeen waren immer von einerley Beschaffenheit. Schon vor Karl dem Siebenten erkannte man in Frankreich die Nothwendigkeit einer Infanterie, und die Einrichtung der Freyschützen war eine Folge dieser Entdeckung: aber diese durch alle Provinzen zerstreute Militz konnte nicht unter der gehörigen Manns-zucht erhalten werden. Jeder Soldate lebte für sich auf seinem Dorfe, vernachläßigte die Uebung, kannte keine Anhängigkeit, und lebte in einer unthätigen Freiheit bis an den Augenblick, da er ins Feld gehen sollte. Versammlete man sie, um Kompagnien aus ihnen zu bilden, so fand man bey ihnen nichts, als üble Gewohnheiten, Unordnung, Trägheit und Raubbegierde. Es waren folglich immer neue Rekruten, die man erst zustutzen muste. Sie führten Schwerdt und Bogen. Den Gebrauch der Spiesse, deren sich die

Teut-

Teutschen und Schweitzer schon seit langer Zeit bedienten, kannte man in Frankreich noch nicht. Die Verbindlichkeit, einen Platz Schritt vor Schritt zu vertheidigen, hatte mehr Eifer und Geschicklichkeit in Ansehung der Vertheidigung und des Angrifs hervorgebracht. Man machte die Festungswerke höher; man führte doppelte und dreyfache Wälle auf. Die Belagerten deckten sich in den Laufgräben, die man bis an die Festungsgräben führte. Die alten Krieger verschmähten diese nützliche Vorsicht, und machten sich eine Ehre daraus, frey mit den Feinden zu fechten. Die Stürme, die man gegen einander in den Minen wagte, waren mehr Herausforderungen, als entscheidende und vortheilhafte Gefechte. Man bestellte einander, und machte sich beym Schein der Fackeln den Sieg streitig. Durch die Artillerie wurden die Belagerungen blutiger, aber desto kürzer. Diese Geschwindigkeit im Erobern darf jedoch nicht sowohl der Kunst, als vielmehr der Vervielfältigung der damaligen Mittel zugeschrieben werden. Von beyden Seiten mehrte man die Macht, man schonte das Pulver nicht, man opferte Menschen auf, die Eroberung erfolgte bald, und die Belagerten und Belagerer verlohren nach der verhältnißmäßigen Anstrengung ihre Kräfte.

Was den **Zustand der französischen Litteratur** unter dem sechsten und siebenten Karl betrift, so kann man, auch ohne Denkmale und Zeugen, glauben, daß er unter der unruhigen Regierung des ersten sehr traurig gewesen, daß die menschlichen Kenntnisse während jener jammervollen Zeit durch eine niedergeschlagene Nation keinen Zuwachs erlangt haben. Vergebens würde man in jenen stürmischen Zeiten sinnreiche Künstler, geschickte Mahler, erhabene Dichter, tiefsinnige Philosophen suchen: wohl aber eine grosse Anzahl streitsüchtiger Theolo-

gen und Redner, erzeugt durch Schisma und bürgerliche Zwietracht. Folgende wenige haben sich berühmt gemacht: **Peter von Ailli**, oder **Dailli**, ein Zögling der pariser Schule, nach und nach Doktor der Theologie, Professor, Kanzler der Universität, Bischof zu Püi in Velai, dann zu Kambrai, Beichtvater, Allmosenier Karls des Sechsten, endlich Kardinal. Er war einer der gelehrtesten Bischöfe auf den Kirchenversammlungen zu Pisa und Kostnitz. Man hat von ihm eine Abhandlung über die Reformation der Kirche, die in den Werken Gersons, seines Schülers, stehet. Er predigte zu Genua im Jahr 1405 mit so grossem Nachdruck von dem Geheimniß der Dreyeinigkeit, daß der Gegenpabst Benedikt der Dreyzehnte, durch seine Rede gerührt, das Fest der heiligen Dreyeinigkeit, welches von der griechischen Kirche schon etliche Jahrhunderte hindurch war gefeiert worden, zu Rom einsetzte. Er starb zu Avignon als Legat Martins des Fünften, im Jahr 1419, alt 69 Jahr.

Nikolaus Clemengis, oder **Clemangis** oder **Claminges**, in eben derselbe Schule erzogen, wurde für einen der grösten Redner seines Jahrhunderts gehalten. Im Jahr 1393 war er Rektor der Pariser Universität. Nachher nahm ihn Benedikt der Dreyzehnte zu seinem Sekretar. Man giebt ihm Schuld, er habe die gegen den König von Frankreich von diesem Pabst ausgesandte Bannbulle verfertiget; wahr oder falsch, genug, er wurde deshalb verfolget, und flüchtete nach Genua. Nach seiner Rückkunft in Frankreich machte man ihn zum Schatzmeister der Kirche zu Langres, von da er sich in die Karthaus zu Valleprofonde begab, wo er seine meisten Werke verfertigte, die im Jahr 1613 zu Leiden zusammengedruckt wurden. Das vornehmste ist eine Abhandlung von dem verderblichen Zustand der

Kir-

Kirche. Verschiedene Briefe und eine Abhandlung von den theologischen Studien findet man in den Sammlungen des P. d' Achery. Seine Schriften sind lebhaft, ernstlich, edel, und in einem reinern Latein verfaßt, als die Schriften seiner Zeitgenossen. Karl der Siebente verzieh ihm, und er wurde hierauf Kantor und Archidiakonus zu Bayeux. Gegen das Ende seines Lebens kehrte er in das navarrische Kollegium zurück, wo er als dessen Oberaufseher um das Jahr 1430 gestorben ist.

Johann Charlier, der unter dem Namen **Gerson**, den er von einem Dorfe dieses Namens in der Diöces Reims erhalten, bekannter ist, war der Nachfolger seines Lehrers Dailli in der Kanzlerwürde bey der Pariser Universität. Er stand fast immer an der Spitze ihrer Deputirten, und stritt lebenslang gegen die Mißbräuche und das Aergerniß der Kirchentrennung. Er hatte die Ehre, als französischer Gesandter zu der Kostnitzer Kirchenversammlung geschickt zu werden. Die gottlosen Lehren des Franziscaners Petit hatten keinen standhaftern und furchtbarern Gegner, als Gerson. Er wurde von der burgundischen Partey verfolget und ausgeplündert. Als Lille-Adam sich im Namen des Herzogs von Burgund der Hauptstadt bemächtigte, wurde Gerson mit andern Armagnaks in die Acht erklärt. Er suchte bey dem Dauphin Karl Zuflucht, der ihn wegen seines erlittenen Verlustes einigermassen schadlos hielt. Er starb bey den Cölestinern zu Lyon Jahr 1429, alt 66 Jahr. Er hat eine beträchtliche Anzahl von Schriften hinterlassen, welche Düpin im Jahr 1706 in fünf Folianten am besten herausgegeben hat. Die vornehmste würde die de imitatione Iesu Christi seyn, wenn es ausgemacht wäre, daß er sie abgefaßt hätte.

Thomas Connecte, ein Bretagner und Karmeliter zu Rennes, machte sich zu seiner Zeit durch die Strenge seiner Moral sehr berühmt. Da er sich aus eigener Bewegung zum Reformator der Laster seines Jahrhunderts aufwarf, so zog er sich viele Feinde und Bewundrer zu. Bretagne war nicht der einzige Schauplatz seines Ruhms. Er ritt auf einem kleinen Maulesel, in Begleitung einiger seiner Ordensbrüder, die aber zu Fusse reisten, durch Flandern, Brabant, Hennegau, und predigte überall gegen die Ueppigkeit und das Verderbniß der Sitten. Kam er in eine Stadt, so eilten ihm die vornehmsten Herren entgegen, und schätzten sich glücklich, wenn sie den Zaum seines Maulesels halten durften. Man räumte ihm das beste Haus ein; man errichtete ein Gerüste, auf dem er, nach gehaltener Messe, bisweilen vor vierzehn bis funfzehn tausend Zuhörern predigte. Sein Eifer tobte hauptsächlich gegen die lächerlichen Moden, wodurch die Damen jener Zeit ihre Reitze zu erheben suchten, unter andern gegen den von uns schon beschriebenen Kopfputz mit breiten und langen Hörnern, Hennins genannt. Wenn er ihnen auf der Strasse begegnete, so wiegelte er die Kinder und den Pöbel gegen sie auf, und nöthigte sie, zu Hause zu bleiben oder anständigere Kleidung anzuziehen. Ueberall, wo er hin kam, verehrte man ihn als einen Apostel; man hörte auf zu fluchen und zu schwören; man entsagte dem Spiel; man brachte ihm die seltsamen Röcke mit schleppenden Ermeln, die Hennins, die Kegel, die Würfel, die Schachspiele, die Karten ꝛc. welches alles er öffentlich verbrannte. Er blieb nicht blos bey Strafpredigten gegen die Fehler der Weltleute stehen; er wagte es auch, sich gegen die Geistlichen zu erheben, besonders gegen diejenigen, die ungescheut Weiber unterhielten. Er gieng so gar nach

Ita-

Italien, und suchte einige Häuser seines Ordens zu reformiren. Er kam nach Venedig, und begab sich von da mit den Gesandten dieser Republik nach Rom. Der Pabst ließ ihn aufsuchen, und als er zum drittenmal seinen Schatzmeister an ihn schickte, der ihn mit Gewalt hohlen sollte, entsprang er durchs Fenster. Man erhaschte ihn aber doch, und führte ihn vor den Pabst, der ihn der Inquisition überließ, die ihn als einen Ketzer zum Feuer verdammte. Er erlitt diesen Tod mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers. Argentre' erzählt, er sey beschuldiget worden, als habe er behauptet, man dürfe sich für den päbstlichen Bann nicht fürchten, wenn man im Dienste Gottes begriffen sey.

Der Karmeliter **Eustachius von Pavilli** hatte kein so schreckliches Schicksal, als sein unbesonnener Ordensbruder Connecte. Er trotzte den Fürsten: er tadelte ihre Räthe; er zog gegen die Finanzbedienten los; er wurde Sprecher der Aufrührer; er griff ohne Umschweife die Regierung an; er machte sich durch seine Kühnheit oder Grobheit eben so berühmt als furchtbar, und starb — ruhig.

Karl, Herzog von Orleans, verdient aus dem Haufen der Reimer seiner Zeit hervorgezogen zu werden. Dieser Prinz liebte die Wissenschaften, und bearbeitete sie; sie verschaften ihm bey seinem widrigen Geschicke erquickenden Trost; sie versüßten ihm die Bitterkeiten einer fünf und zwanzig jährigen Gefangenschaft. Die Gedichte, die er während dieser Zeit verfertigte, athmen Empfindung, Geschmack, Artigkeit; alles dies mangelt den gleichzeitigen Dichtern Frankreichs. Er war der Vorläufer des berühmten **Villon**, den er auch noch in manchen Stücken, vorzüglich durch Eleganz und Anmuth übertrift.

Unverzeihlich würde es seyn, wenn man unter den Gelehrten und beredten Männern jener Zeit den berühm-

berühmten Juvenal des Ursins übergienge. Er war Generaladvokat, Prevot des Marchands, Präsident des zu Poitiers errichteten Parlaments, die Zierde der Gerichtshöfe, der Vertheidiger der Gesetze, der rechtschaffenste und einsichtsvollste Mann. Er diente mit gleich starkem Eifer seinem Fürsten und seinem Vaterlande, ohne sich einen Augenblick von den Regeln einer so heiligen und schweren Pflicht zu entfernen, zu einer Zeit, da ein Schwindelgeist sich der heitersten Köpfe bemächtiget zu haben schien. Er war der Vater des von uns oft gebrauchten Geschichtschreibers, und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, die in der Folge durch verschiedene Verbindungen mit den vornehmsten französischen Häuser verwandt wurde.

Uebrigens bestand die ganze Wissenschaft jener Zeit in der Erlernung einer unermäßlichen Gelehrsamkeit, aber ohne Geschmack, ohne Auswahl. Um berühmt zu werden, brauchte man sich nur in den Stand zu setzen, auf allerley Arten von Fragen zu antworten. Urtheilskraft war unnütz; das Gedächtniß that alles. Die meisten Werke jenes Jahrhunderts könnten fast in Nichts verwandelt werden, wenn man alle unnütze und zur Sache nicht gehörige Ausschweifungen und Allegaten wegnähme. Ein gleichzeitiger Chronickschreiber meldet, daß man zu seiner Zeit mit Verwunderung einen grundgelehrten jungen Menschen gesehen habe. In einem Alter von zwanzig Jahren redete er alle alte und neue Sprachen. Er war Theologe, Jurist, Arzt, Grammatiker. Im navarrischen Kollegium disputirte er allein mit dreytausend der berühmtesten Glieder der Universität. Dieser gelehrte Kämpfer war zugleich Tänzer, Voltigeur, Sänger, Tonkünstler, Dichter der ersten Grösse, ein vortreflicher Reuter, und im Gebrauch aller Waffen geübt; kurz, setzt der Chronick-

nickschreiber hinzu, „wenn ein andrer hundert Jahre „lang lebte, ohne zu essen, und zu trinken, und zu „schlafen; so würde er doch nicht alles lernen kön„nen, was dieser junge Mensch wuste.„ Das war ohngefähr ein Genie, wie der berühmte Prinz zu Verona, Pico von Mirandola, dessen gelehrtes Verdienst Voltaire so gut bestimmt hat. Von der Menge solcher unnützer Pansophen muß man stets die kleine Anzahl von Gelehrten und wenig andre, die sich durch stärkere Geisteskräfte über die Barbarey ihrer Zeitgenossen erhoben, ausnehmen, ohngeachtet sie sich nicht ganz des schlimmen Geschmackes ihres Jahrhunderts entledigen konnten.

Kaum war durch Karl den Siebenten und dessen grosse Feldherren Frankreichs Ruhe wieder hergestellt, so kehrten auch Geschmack und Eifer für die Wissenschaften wieder zurück. Als dieser Monarch starb, so zählte man in der einzigen Stadt Paris fünf und zwanzig tausend Studenten, die der Rektor bey dessen Leichenbegängniß aufführen wolte. Eine so übermäßige Menge verräth eine übertriebene Neigung zur Gelehrsamkeit, von der man wenig brauchbare Früchte erndtete. Vergebens sucht man einen merklichen Fortgang in der Beredsamkeit und in der Dichtkunst. Die französischen Redner waren sogar noch unter ihren Vorgängern. Ein **Chartier**, der doch für den gelehrtesten Mann seiner Zeit gehalten wurde, kann nicht ohne Unbilligkeit mit den Clemengis, Dailli's und Gersons verglichen werden. **Froissart**, als Geschichtschreiber, übertrift eben so weit **Monstreleten**, als dieser seinen Fortsetzer, der nur ein Ausschreiber der zwar treuen, aber geschmacklosen Chronick von St. Denis ist. Unterdes wird man doch für die ermüdende Lesung dieser alten Annalisten durch die Freiheit entschädiget, die in ihren Schriften herrscht, und durch die sie die schmeich-

lerl-

lerischen und höfelnden Geschichtschreiber Ludwigs des Vierzehnten weit übertreffen.

Die wenigen Aufsätze in Versen, die von dem funfzehnten Jahrhundert zu uns gekommen sind, erregen kein Bedauren über den Verlust der übrigen. Die theatralischen Stücke waren noch immer so unförmlich und abgeschmackt, als bey ihrem Ursprung, und doch machten sie das Vergnügen der Grossen und des Volks aus. An Versemachern und Reimern fehlte es keinesweges. Unter ihnen ragt der vorhin schon genannte **Villon**, oder wie er eigentlich heißt, **Franz Corbueil**, hervor. Man nannte ihn wegen seiner beissenden Satiren, die aber mit vielen Grobheiten und Anzüglichkeiten angefüllt sind, den französischen Juvenal. Die beste Ausgabe seiner Werke ist zu Paris im Jahr 1723 veranstaltet worden. Villon brachte es durch seine zügellosen Verse so weit, daß ihm der Proceß gemacht ward und er gehängt werden sollte. Er appellirte an das Parlament, welches die Todesstrafe in eine Landesverweisung verwandelte. Er nahm seine Zuflucht zu dem englischen König Eduard dem Vierten.

Als einer der vornehmsten schönen Geister und besten französischen Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts wird auch gerühmt **Martial d' Auvergne.** Er hatte den seltsamen Einfall, die Chronicken seiner Zeit nach Art der Vigilien in Psalmen, Lektionen und Antiphonien zu bringen, unter dem Titel: Vigiles de la mort du roi Charles VII. So schlecht auch der Geschmack in diesem grotesken Werk ist, so findet man doch hier und da reizende und natürliche Beschreibungen, zumal da, wo er sich nicht an die Erzählung der Begebenheiten bindet, sondern sich dem Feuer seiner Einbildungskraft überläßt. Die neueste Ausgabe dieses Gedichts ist zu Paris im

Jahr

Jahr 1724 in zween Oktavbänden erschienen. Es sind auch noch andre Gedichte von ihm gedruckt.

Renatus von Anjou, Titularkönig von **Sicilien**, kann auch unter die Dichter jener Zeit gerechnet werden. Ermüdet von Regierungssorgen und Widerwärtigkeiten, widmete sich dieser Prinz in den letzten Jahren seines Lebens den schönen Künsten. Er wurde Mahler und Dichter, und brachte es in beyden, für einen Fürsten, ziemlich weit. Zu Avignon, Aix, Marseille und Lyon siehet man noch einige von seinen Gemählden. Vorzüglich liebte er die Schäferpoesie, weil sie sich am besten zu dem Landleben, das ihm so wohlgefiel, schickte. Diese Neigung trieb ihn und seine Gemahlin, Johanne von Laval, so weit, daß sie Schäferkleidung anzogen, Heerden hüteten, unter Zelten schliefen, und sich in die unschuldigen Zeiten der ersten Welt versetzten.

Geht man von den schönen Wissenschaften zu den höhern fort, so findet man nichts, weswegen in Ansehung ihrer das funfzehnte Jahrhundert den vorhergehenden vorzuziehen wäre. **Theologie** und **Philosophie** waren noch eben so mit Spitzfindigkeiten und Albernheiten überladen, wie in den nächst vorhergehenden Zeiten. Während der Ruhe, die Karl der Siebente Frankreich verschaft hatte, erneuerten die **Realisten** und **Nominalisten** ihre dürren Zänkereyen desto lebhafter. Unter dem folgenden König wurde die Regierung sehr ernsthaft darein verwickelt. — Die **Naturkunde** erhielt keine Erweiterung durch neue Entdeckungen. Die **Alchymie** hatte eine gossre Menge von Anhängern und Betrügern. Die **wahrsagende Astrologie** blühte. Die Fürsten unterhielten mit grossen Kosten **Astrologen** und **Hofnarren**. Vielleicht musten bey Karl dem Siebenten die erstern die Stelle der letztern vertreten; wenigstens können beyde Beschäf-

tigungen keineswegs heterogen gewesen seyn; und die Schriftsteller jener Zeit merken es als etwas besonderes an, daß Karl keine Hofnarren gehabt habe.

Unter dem sechsten und siebenten Karl waren die Franzosen noch eben so schlechte **Mahler, Bildhauer** und **Baumeister**, wie zuvor. Die **Buchdruckerkunst** kam erst unter dem folgenden König 1470 nach Paris.

Die **Troubadours, Jongleurs, Menestrels** oder **Menestrier** waren lange Zeit allein in dem Besitz des Vorrechts, die französische Nation zu belustigen. Grossen Eintrag thaten ihnen im vierzehnten Jahrhundert die **Pilgrime**, die aus Palästina, Spanien, und selbst aus verschiedenen Orten Frankreichs kamen, und die von jeher den Gebrauch hatten, öffentlich geistliche Gesänge anzustimmen, und die Sonderbarkeiten der verschiedenen Gegenden, die sie gesehen hatten, auf eine poetische Art zu erzählen. Oft geschah es, daß mehrere dieser enthusiastischen Reisenden zusammentraten, und in Gesellschaft sangen und agirten. Ihr frommer Eifer begeisterte sie; sie verfertigten Gespräche, und hielten sie öffentlich, meistens in einer Art von Gesang oder vielmehr Recitativ. Wahrscheinlich entstanden hieraus die schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannten **Mysterien**, oder **Vorstellungen der Religionsgeheimnisse**, die oft lächerlich und abgeschmackt genug ausfielen. Dergleichen Schauspiele waren bisher nur auf den Strassen oder Märkten gehalten worden; bisweilen baute man zu dem Ende Gerüste auf. Im vierzehnten Jahrhundert traten einige Pariser Bürger zusammen, und suchten diesen Schauspielen eine regelmässigere Form zu geben. Zum ersten Versuch ihrer Vorstellung wählten sie den Flecken St. Maur des Fosses bey Paris, wo immer ein grosser Zusammenlauf

kauf von Pilgrimen war. Das Subjekt des auf diesem Theater vorgestellten Geheimnisses war die Sterbegeschichte des Heylandes; daher eben nahm die Gesellschaft in der Folge den Namen der Passionsbrüderschaft an. Die Zuschauer liefen haufenweis zu: aber der Prevot von Paris verbot dies in einer Verordnung vom 3ten Junius 1378. Die Gesellschaft ließ sich dadurch nicht abschrecken; sie bat den König, das Verbot aufzuheben; allem Ansehn nach gewährte er ihr auch diese Bitte; denn sie hatte mehrmals die Ehre, ihr Stück in Gegenwart des Fürsten vorzustellen, der denn darüber sehr zufrieden war, und ihre Anstalt im December 1402 bestätigte. In dem darüber ausgefertigten Brief werden die Mitglieder der Gesellschaft genannt *Maîtres, gouverneurs et confreres de la confrairie de la passion.* Nachdem die Paßionsbrüder eines ruhigen Zustandes versichert waren, bauten sie ein Theater in dem grossen Saale des Hospitals der Dreyeinigkeit. Man kann dies als die Wiege des französischen Theaters betrachten. Anfangs stellte man blos Stücke vor, die aus dem neuen und alten Testament genommen waren. Geistliche von allerhand Klassen machten sich kein Bedenken, nicht allein Verfasser, sondern auch sogar Schauspieler der meisten Stücke dieser Art, der eigentlichen Mysterien zu seyn. In der Folge gab man auch solche Stücke, die aus der alten Geschichte oder Fabellehre gezogen waren, den Namen der Mysterien, z. B. das Mysterium des Herkules ꝛc. Wir würden diese Stücke, die von Unwahrscheinlichkeiten und Albernheiten voll waren, unmöglich schön finden können: aber das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert begaffte sie mit Zufriedenheit und Wonne. Die Begierde, solche Schauspiele zu sehen, breitete sich bald in allen grossen Städten des Königreichs aus. Da sie meistens

stens an Festagen gegeben wurden, so sahen sich die Priester genöthiget, den Gottesdienst eher anzufangen, damit das Volk weder die Messe noch die Schauspiele versäumen möchte.

Um eben dieselbe Zeit entstand eine andre Schauspielergesellschaft von einer minder ernsthaften Gattung. Geschmack am Scherzen und Hang zum Muthwillen bildete sie. Die menschlichen Schwachheiten und Ausschweifungen waren die Gegenstände ihrer Schäkereyen, und die in der Hauptstadt häufig vorfallenden Streiche und Abentheuer gaben den meisten Stoff zu ihren Stücken her. Diese neue Schauspieler kann man am schicklichsten mit den römischen Schauspielern vergleichen, welche die sogenannten Atellanen vorstellten. Ihre Gesellschaft bestand aus jungen Leuten von den besten Häusern der Stadt. Sie nannten sich selbst **sorgenlose Kinder** *). Ihr Anführer hatte den Titel **Narrenkönig**, und ihre Stücke hiessen **Sottisen**. Sie verfertigten die Stücke, die sie vorstellten, selbst. Sie spielten auf dem Markt, die Hallen genannt. Die Stadt und der Hof fanden viel Vergnügen an diesen Lustspielen; und Karl der Sechste bestätigte durch offene Briefe la joyeuse institution. Der Narrenkönig trug statt des Diadems eine Kappe mit zwey Eselsohren, und alle Jahr hielt er mit allen seinen Unterthanen einen feierlichen Einzug in Paris. Fast zu eben der Zeit fiengen die Schreiber der Parlamentsadvokaten und Prokuratoren, die unter dem Namen **Bazochiens** bekannt sind, eine andre Gattung von Drama an, **Moralität** genannt. Allegorische Wesen, ohne Unterschied mit Personen vermischt, erschienen in ihren Stücken. Dergleichen Kompositionen, welche die Kälte der Allegorie bald unschmackhaft machte, musten — sollten sie anders gefal-

*) *Enfans sans souci.*

gefallen — mit lustigen oder auffallenderen Scenen abwechseln. Die Schreibergesellschaft verglich sich mit dem Narrenkönig und seinen sorgenlosen Kindern dahin, daß sie ihre Moralitäten auf dem Theater derselben mit Sottisen wechselsweise vorstellen durften. Die Schreiber des Chatelet, und so gar der Rechnungskammer ahmten den Parlamentsschreibern nach, aber ohne sonderlichen Erfolg. Viele Privatpersonen spielten oft in Gesellschaft der Bazochiens. Man findet darunter ganz berühmte Leute, z. B. **Johann Desüre** und **Klemens Marot**, welcher so wohl für die Schreibergesellschaft als für die sorgenlosen Kinder Stücke verfertigte. Die bürgerlichen Kriege, die gleich auf die Errichtung dieser Gesellschaft folgten, mischten in ihre Spiele bittere Kriticken und persönliche Satiren, welche bey der allgemeinen Zerrüttung des Staats ungeahndet blieben. Als aber die Ruhe wiederhergestellt war, that ihnen die Obrigkeit Einhalt. In andern Städten des Reichs entstanden ähnliche Gesellschaften. Zu Evreux und Rouen hiessen sie **Cornards, Hörnerträger**; und ihren Anführer, der jährlich am Tage des heiligen Barnabas gewählt wurde, nennte man den **Abbt der Hörnerträger.** Er trug eine Inful und eine Mütze. Die Stücke, die er mit seinen Leuten vorstellte, waren eben so, wie die Stücke der sorgenlosen Kinder. Alle lächerliche Vorfälle brachten sie auf ihr Theater, und sie giengen hierinn bisweilen so weit, daß man sie einschränken oder wohl gar aufheben muste. Die Begierde, Schauspiele vorzustellen, bemächtigte sich damals aller Stände. Die Studenten der Pariser Universität spielten Farcen, maskirten sich, wählten unter sich einen Narrenkönig, verkleideten sich wie Bischöfe, liefen in diesem Aufzug durch die Gassen, schlugen sich mit der Wache herum, und begiengen tausend Unordnungen. Der Rektor ließ

die Fakultäten öfters zusammenkommen und gegen diese ausschweifende Jugend die schärfsten Verordnungen ergehen: allein, die Beobachtung derselben konnte nicht anders, als mit Beistand des Parlaments und durch wiederholte königliche Befehle, bewürket werden — Unter den mancherley Gattungen von Schauspielern muß man auch der unanständigen Auftritte gedenken, die in den Kirchen vorgiengen, wo plumpe Akteurs die ehrwürdigsten Geheimnisse der Religion, meistens sehr albern und poßirlich, nachahmten. Dergleichen gottlose Farcen, die etwan noch mit der allgemeinen abergläubischen Einfalt jener unwissenden Jahrhunderte entschuldiget werden konnten, daureten sehr lang. Mit Erstaunen findet man sie noch um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Als die Paßionsbrüder merkten, daß ihre Vorstellungen der Geheimnisse die Neugierde des Volks schwächer reizten, und die sorglosen Kinder den grösten Zulauf hatten, so spielten sie gemeinschaftlich mit diesen. Daher wechselten andächtige Scenen mit profanen Auftritten ab. Solche ungeheure Ergötzlichkeiten erhielten sehr lange den Beifall der französischen Nation. Bey dergleichen Brüderschaften waren, wie wir bisher gesehen haben, lauter freiwillige Schauspieler, die keinen andern Zweck hatten, als sich die Zeit zu vertreiben, oder sich zu erbauen. Diese Zeitvertreibe wurden nach und nach so sehr Mode, daß viele Privatpersonen anfiengen, sich ein eigenes Geschäfte daraus zu machen, und so entstanden die ersten Komödianten von Profeßion. Der Ruhm, den sich die Gesellschaft der sorglosen Kinder erwarb, machte, daß sie eben diesen Namen annahmen, und daß sie daher von einigen Schriftstellern mit einander sind verwechselt worden. Diese Komödianten spielten bisweilen zu Paris; aber die Paßionsbrüder hinderten sie, vermöge ihres Privilegiums, an einem beständigen Aufenthalt

enthalt daselbst. Als in der Folge das Parlament die Vorstellungen der Mysterien aufgehoben hatte, und die Paßionsbrüder, aus Gewissenhaftigkeit oder Unfähigkeit, keine weltlichen Stücke spielten, so sahen sich diese genöthiget, das Theater, das sie noch nicht lange an sich gebracht hatten, und das an eben dem Orte war, wo heut zu Tage die italienische Komödie ist, den Komödianten zu vermiethen. Ueber der einen Thüre dieses Schauspiels siehet man noch die Kennzeichen der Paßion, als ein Sinnbild der Frömmigkeit der ersten Stifter dieses Theaters.

Was die Stücke selbst betrift, welche diese alten Schauspieler vorstellten, so waren es rohe unförmliche Gedichte, ohne Plan, ohne Erfindung, ohne regelmäßige Behandlung. Ihre Verfasser banden sich ganz sklavisch an die historische Ordnung, und äusserten weder Genie noch Kunst. Die Auftritte hatten selten Zusammenhang; die Handlung daurete manchmal ein halbes Jahrhundert, wohl noch länger; die Stellen der Bibel wurden wörtlich angeführt; der Heyland hielt Reden, wie die damaligen Pfaffen, halb lateinisch, halb französisch. Er reichte den Aposteln das Abendmal mit Hostien; erschien bey der Verklärung auf dem Berge Tabor zwischen Moses und Elias, in der Kleidung eines Karmeliters; die heilige Anne gebahr in einem auf dem Theater angebrachten Alkoven, blos hinter zugezogenen Vorhängen. Erfanden oder dichteten die dramatischen Poeten ja etwa zu den biblischen Erzählungen, so verriethen sie die gröste Unwissenheit. Judas tödtete den Sohn des Königs Ischarioth, mit dem er sich beim Schachspiel überwarf; er erschlägt hierauf seinen Vater, heirathet seine Mutter, bereuet dies, und wird närrisch. Mohammed muste siebenhundert Jahre vor seiner Geburt erscheinen, und wurde unter die Götzen des Hei-

denthums gerechnet. Der Statthalter von Judäa verkauft die Bißthümer an die Meistbietenden; dies sollte vermuthlich eine Satire auf das damals sehr gewöhnliche Laster der Simonie seyn. Satan bittet Lucifer'n, ihm seinen Segen zu geben. Wenn über das Kleid das Loos geworfen werden soll, so bringt der Teufel die Würfel, und befiehlt dem Soldaten, dem er sie giebt, allen, die ihn fragen würden, woher er sie bekommen habe, zu sagen, daß es ein Geschenk von ihm sey. Man spielt; die Verliehrenden verfluchen das Loos, den Teufel, als den Erfinder des Würfelspiels, und alle, die ihm dienen werden. Teufel, Trabanten, Tyrannen, Henkersknechte, Bogenschützen, Diebe, sind gemeiniglich die lustigen Personen in diesen Stücken. Findet man auch bisweilen einige naive und lachende Bilder, so machen sie fast immer einen ärgerlichen Kontrast mit der Heiligkeit des Subjektes. Wollte man sich von dem Vergnügen, das die Stücke erweckten, eine Vorstellung machen, so müste man sich in die Denkart des Jahrhunderts, dem sie gefielen, versetzen; man müste eben so leichtgläubig, devot und abergläubisch seyn. Die Sitten waren plump; man besaß keinen Geschmack, und doch liebte man den Scherz. Man weinte, man lachte, und gieng sehr erbauet aus dem Schauspielhause.

Die Menge und Mannigfaltigkeiten der Handlungen in diesen Stücken erforderte eine ungeheure Zahl von Schauspielern. Ein einziger Tag beschäftigte oft bey zweyhundert, woraus nothwendig eine eben so lächerliche als unangenehme Verwirrung auf dem Theater, wo alle Personen auf einmal erschienen, entstehen muste. Das Theater selbst bestand aus verschiedenen übereinander aufgebauten Gerüsten, wovon das oberste das Paradies vorstellte. So wie sich die Scene der Erde näherte, so wurde auch auf

nie-

niedrigern Gerüsten gespielt. Da in dergleichen der Andacht gewidmeten Stücken die Hölle oft gebraucht wurde, so öfnete man in solchen Fällen eine Fallthüre, da sich denn eine Höhle in Gestalt eines Drachenschlundes zeigte, woraus die Teufel und Ungeheuer hervorgiengen, so natürlich und wahrscheinlich als in unsern Opern. Zu den verschiedenen Veränderungen des Theaters bediente man sich der Hebel und Gegengewichte. Ehe die Vorstellung des Stücks angieng, so sassen alle Schauspieler vorn an dem Theater auf Stufen, wovon sie nach der Ordnung, wie ihre Rollen es erforderten, herab auf die Bühne stiegen; eine herrliche Täuschung für die Zuschauer! Die Dialogen wechselten mit Gesängen, die oft vielstimmig waren, aber wenn Gott der Vater seinen Willen ankündigte, so geschah dies gemeiniglich durch ein Trio, das aus Diskant, Alt und Baß bestand; ein Umstand, aus dem man auch auf den damaligen Fortgang in der Musik schliessen kann. Die Bazochiens und die sorglosen Kinder spielten ganz umsonst: die Paßionsbrüder hingegen liessen sich bezahlen. Sie giengen endlich hierinn so weit, daß das Parlament, dem die Policey über die Schauspiele aufgetragen war, verordnen muste, von keinem Zuschauer über zween, oder nach heutigem Gelde, acht Sols zu nehmen. Ihre Vorstellungen fiengen um ein Uhr Nachmittags an, und währten ununterbrochen fort bis um fünf Uhr. Von den eingenommenen Geldern musten jährlich tausend livres an die Armenadministration gezahlt werden.

Geheiligte oder geweihte Oerter waren auch zugleich **Freistätte** der Verbrecher und Bösewichter. Auch viele andre Plätze, als Kirchen, waren hierzu privilegirt. Hatte einmal das Vorurtheil des Pöbels ein Haus, eine Gegend, diesem oder jenem Heiligen

gewidmet, so war dies schon hinreichend, sie als unverletzlich anzusehen; in Bretagne nannte man dergleichen Freistätte Minihis. Ganze Städte genossen dieses Recht. Ein Mensch mochte so viel verbrechen haben, als er wollte; wenn er in St. Malo war, so konnte man ihn nicht gefangen nehmen, weil diese Stadt durch den Aufenthalt vieler Heiligen geehrt ist. Man kann hieraus auf die Menge solcher Freistätten schliessen — Die **Immunitäten der Klerisey** wurden eben so sehr gemißbraucht, und man könnte hiervon viele Beispiele anführen. — Der abgeschmackte Wahn, auf dem Sterbebette die göttliche Gerechtigkeit durch Anziehung einer **Mönchskutte** zu bewegen, daurete noch damals fort. Man findet unter andern, daß zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts Franz Aegidius, Dauphin von Auvergne und General der Franziskaner, den Parlamentsgliedern zu Paris erlaubte, den Ordenshabit der Franziskaner in der Todesstunde anzulegen.

Weil Karl der Siebente keine vortheilhafte Leibesgestalt und kurze Beine hatte, so trug er gewöhnlich solche **Kleider**, unter denen er diesen Fehler verbergen konnte. Das Beispiel des Königs machte die langen Kleider, so wie man sich ihrer vor Philipp dem Sechsten bedienet hatte, wieder zur Mode. In den ersten Jahren der Regierung Ludwigs des Eilften wurde die Kleiderform beider Geschlechter ganz geändert. Die Damen, die Kleider von übermäßiger Länge trugen, legten so wohl die langen Schleppen, als auch die Ermel, mit denen sie die Erde kehrten, ab. Statt dieses lächerlichen Ueberflusses nahmen sie breite eben so lächerliche Einfassungen an. Ihre Köpfe verlohren sich unter den unermäßlichen Mützen, mit ungeheuren Ellenhohen Wulsten unterstützt. — Die Aenderung der Mannskleider war nicht weniger

seltsam. An die Stelle der Röcke kamen kleine Wämse, die nicht über die Lenden hinunter giengen, und mit Nesteln an die festanliegenden Beinkleider geknüpft waren. Diese Beinkleider, die man **Gregues** nannte, waren oben in der Mitte mit einer Zierrath versehen, welche die Glieder, die man aus Schamhaftigkeit nicht gerne nennt, natürlich darstellten. Diese unanständigen Futterale, **Braguettes** oder **Brayettes** genannt, waren mit Franzen und Bändern geziert, wie man sie bisweilen noch auf alten Tapeten siehet. Man wuste sich auch die Brust durch künstliche Glieder, die man **Mahoirres** nannte, breiter zu machen. Zu diesem burlesken Aufzug denke man sich noch lange Haare, welche dick, fast bis auf die Augenbraunen herunter giengen, Ermel mit vielen Einschnitten, Schuhe mit Spitzen, die halbe Ellen hoch waren; denn die **Poulainen** waren wieder Mode geworden. So sahen die französischen Petits Maitres des funfzehnten Jahrhunderts aus. Die gleichzeitigen Schriftsteller, die uns hiervon unterrichten, versichern, es habe sich jedermann um die Wette bemüht, diese ausschweifende Mode nachzumachen; selbst Leute, die ihres Amts wegen sich in einem anständigern Aufzug hätten zeigen sollen, wären in diesem Puz, der nach und nach durch die Allgemeinheit das Lächerliche verlohren, einhergetreten; so daß man obrigkeitliche Personen, welche Vormittags in langen Röcken mit gravitätischen Schritten gewandelt, Nachmittags, wie Affen gekleidet, durch die Strassen habe laufen gesehen. So drücken sich die gleichzeitigen Chronickschreiber aus. Eben diese klagen über die Ueppigkeit der Bürger zu Paris, welche so weit giengen, daß sie, wie die Ritter, goldne Ketten trugen, daß man an den Kleidern den Stand der Personen nicht habe erkennen können, und daß die Bedien-

dienten so gut, wie ihre Herren, Atlas, Damast und Sammt getragen hätten. Und doch war damals in Frankreich gar kein Ueberfluß an Reichthum zu finden, keine Nacheiferung in den Künsten, keine Industrie, keine neuen Manufakturen, ein eingeschränkter Handel, eine elende Marine, so elend, daß man bey dem geringsten Seekriege zu den Spaniern, Genuesern oder Niederländern Zuflucht nehmen muste. Gold und Silber, das so sehr verschwendet wurde, war selten. Man kann zum Theil dieses aus dem Preiß der Lebensmittel schliessen, welche in gewöhnlichen Jahren zehnmal theurer verkauft wurden, als nicht gar hundert Jahre vorher. Nichts war theurer, als die **Soldaten**; sie bekamen weit mehr als heut zu Tage. Die **Steuern** beliefen sich nur auf siebzehnhunderttausend livres, unter der folgenden Regierung wurden sie bis auf fünf Millionen vermehrt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Register

Geschlechtstafel der Könige von Frankreich aus dem Hause Valois.

Philipp III. der Kühne, König von Frankreich.

Philipp IV. der Schöne, König von Frankreich.

Karl, Graf von Valois und Alençon † 1325. Gem. 1. Margarethe, Tochter König Karls II. von Sicilien, 2. Katharine, Tochter Kaisers Philipp zu Konstantinopel, 3. Mathilde, Tochter Grafen Veits von Chatillon.

1. **Philipp VI.** König von Frankreich † 1350. Gem. 1. Johanne, Tochter Herzogs Roberts II. von Burgund, 2. Blanka, Tochter König Philipps III. von Navarra.

1. **Karl,** Graf von Alençon.

1. **Isabelle,** Gem. Herzogs Johann III. von Bretagne.

1. **Johanne,** Gem. Grafen Wilhelms von Holland.

1. **Margarethe,** Gem. Veit von Chatillon.

2. **Katharine,** Gem. Prinz Philipp von von Tarent.

2. **Johanne,** Gem. Graf Robert von Beaumont.

2. **Marie,** Gem. Herzog Karl v. Kalabrien.

2. **Isabelle,** Gem. Peter I. Herzog von Bourbon.

2. **Blanka,** Gem. Kaiser Karl IV.

1. **Johann der Gute** † 1364. Gem. 1. Bona von Luxemburg, Tochter Königs Johann von Böhmen. 2. Johanna, Tochter Wilhelms XII. Grafen von Boulogne.

1. **Ludwig.** Starben in der Kindheit.

1. **Ludwig.**

1. **Johann.**

1. **Philipp,** Herzog von Orleans und Graf von Valois. Gem. **Blanka,** König Karls IV. Tochter.

1. **Marie,** Gem. Herzogs Johann von Limburg.

2. **Johanne,** Blanka von Frankreich genannt † 1371. vor dem Beylager mit Johann von Aragonien.

1. **Karl V. der Weise** † 1380. Gem. Johanne, Tochter Peters I. Herzogs von Bourbon.

1. **Ludwig,** Herzog von Anjou.

1. **Johann,** Herzog von Berri.

1. **Philipp der Kühne,** Herzog v. Burgund.

1. **Johanne,** Gem. **Karls** II. Königs von Navarra.

1. **Marie,** Gem. **Robert** I. Herzogs von Bar.

1. **Agnes.**

1. **Margarethe,** Nonne zu Poißi.

1. **Isabelle,** Gem. Johann Galeazzo, erster Herzog von Mayland.

Karl VI. † 1422. Gem. Isabelle, Tochter Herzogs Stephan II. von Bayern.

Ludwig, Herzog von Orleans † 1407. Gem. Valentine, Tochter Herzogs Johann Galeazzo von Mayland.

Johann. **Johanne.** **Bona.** **Marie.** **Isabella.** Starben in der Kindheit.

Katharine, Gem. Johannis von Berri, Grafen von Montpensier.

Karl. Starben in der Kindheit.

Karl, Herzog von Güyenne.

Ludwig, Gem. Margarethe, Tochter Herz. Johanns von Burgund.

Johann, Gem. **Jakobine,** Tochter Graf. Wilhelms von Hennegau.

Karl VII. † 1461. Gemahlin Marie, König Ludwigs II. von **Neapel** Tochter.

Philipp.

Johanne.

Isabelle, Gem. 1. König Richard v. England. 2. Karl Herzog von Orleans.

Johanne, **Gemahl** Johanns, Herzogs v. Bretagne.

Marie.

Michaela, Gem. Herzog Philipp der **Gute** von Burgund.

Katharine, **Gemahl** Heinrich V. König von England.

Karl, Herzog von Orleans, Gem. 1. Isabelle, Tochter König Karls VI. v. Frankreich, 2. Bona, Tochter des Grafen Bernhard v. Armagnac, 3. Marie, Tochter des Grafen Adolf I. v. Kleve.

Philipp, Graf v. Vertüs.

Johann, Graf v. Angouleme, Gem. **Margarethe,** Tochter Alans Vicomten v. Rohan.

Johann, ein natürlicher Sohn, v. dem die Herzoge von Longueville abstammen.

Ludwig XI. † 1483. Gem. 1. Margarethe, Tochter König Jakobs I. v. Schottland. 2. Charlotte, Tochter Herzogs Ludwig v. Savoyen.

Jakob. **Philipp.** Starben in der Kindheit.

Karl, Herzog v. Berri, Normandie und Güyenne.

Radegunde, versprochen an Herzog Siegmund v. Oesterreich.

Katharine, Gem. Herzogs Karl von Burgund.

Yolande, Gemahlin Amadäus Herz. von Savoyen.

Johanne, Gemahlin Herz. Johann II. v. Bourbon.

Margarethe. **Johanne.** **Marie.** Starben in der Kindheit.

Magdalene, Gem. Gasto von Foix Prinz von Viana.

Ludwig XII. † 1515. Gem. 1. Johanne Tochter Ludwigs XI. 2. Anne, Witwe **Karls** VIII. 3. Marie, Tochter Heinrichs VII. von England.

Karl, Graf von Angouleme, † 1496. Gem. Louise, Tochter Herzogs Philipps v. Savoyen.

Ludwig. **Joachim.** Starben in der Kindheit.

Karl VIII. † 1492. Gem. Anne, Tochter und **Erbin** Herzogs Franz v. Bretagne.

Franz, Herzog von Berri. **Starben** in der Kindheit.

Louise.

Anne, † 1522. Gem. Peter v. Bourbon Herr von Beaujeu.

Johanne † 1504. Gem. **Ludwigs** XII. verstossen 1498.

Klaudie † 1524. Gem. **Franz** I. König von Frankreich.

Renate † 1574. Gem. Herkules II. Herzog zu Ferrara.

Franz I. † 1547. Gem. 1. Klaudie, **Tochter** Ludwigs XII. 2. Eleonore, Schwester Kaisers Karls V.

Margarethe, Gem. 1. Karl Herzog v. Alençon, 2. Heinrich II. König von Navarra.

Karl Orland. **Karl.** **Franz.** **Anne.** Starben alle in der Kindheit.

Franz, Dauphin † 1536.

Heinrich II. † 1559. Gem. Katharine v. Medices, Tochter Herzogs Lorenz von Florenz.

Karl, Herzog v. Orleans, erst von Angouleme † 1545.

Louise. **Charlotte.**

Magdalene, Gem. König Jakob V. von Schottland.

Margarethe, Gem. Emanuel Philibert Herzog von Savoyen.

Franz II. † 1560. Gem. Marie, Tochter Königs Jakobs V. v. Schottland.

Ludwig. Starb als Kind.

Karl IX. † 1574. Gem. Elisabeth, Tochter **Kaiser** Maximilians II.

Heinrich III. † 1589. Gem. Aloysie, Tochter Herzogs Nikolaus von Mercoeur.

Franz, Herzog von Alençon, Anjou und Brabant, Statthalter in den Niederlanden. † 1584. war nie vermählt.

Elisabeth, Gem. Philipp II. König von Spanien. † 1568.

Klaudie, Gem. Karl II. Herzog von Lothringen. † 1575.

Margarethe, erste Gem. Heinrichs IV. verstossen 1600. † 1615.

Viktorie. **Johanne.** Starben in der Kindheit.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Register
der merkwürdigsten Personen und Sachen.

A.

Abgaben, s. Steuern.
Accolade, der Ritterschlag 368
Adel und Klerisey, deren Streit über ihre Gerichtsbarkeit und Rechte 65 : 72
Advocaten, Verordnung ihrenthalben vom König Johann 277
Aegidius v. Bretagne, dessen tragisches Ende 631–635. add. 683
Agace, s. Gobin.
Agnes Sorel, Maitresse Karls VII. 580. 649. 653
Aides, ein Tribut, dessen Ursprung 700
Akademie, s. Toulouse.
von Albret, Konnetabel 541
Alchymisten im 14ten Jahrhundert 401
Alençon, Herzogthum, wird eingezogen 680
von Alençon, Herzog Johann II., dessen Verrätherey 675 : 680
Almerich von Pavia, dessen Verräthereyen mit Calais 130. und mit Guines 142. f.
Alphons, K. von Aragonien, Sicilien und Neapel 687
Amiens, dortige allgemeine Versammlung der Stände von Languedoyl 276
Andreas, König von Neapel 135 f.
Anjou wird eine herzogliche Pairie 258. s. Ludwig, Renatus, Marie u. Margarethe.
Annaten, päbstliche, werden in Frankreich abgeschafft 609
Antidotaire de maitre Nicolas, ein den Apothekern vorgeschriebenes Buch 400
Anwartschafts-Ertheilung, päbstliches Recht derselben wird aufgehoben 609
d'Arc, Johanne 580 : 594
Archibald, Graf von Perigord 480 f.
Arelat, s. Carl IV.
von Armagnac, Bernh., Konnetabel 542. 543 f. 547. 549. 552
Graf Johann V., dessen Ehe mit seiner Schwester 667 f.
Armagnacs, eine Gegenpartey der Burgundischen 513. 548. 551 f. 562

Arnold von Cervole, Ertzpriester der Kameradschaften 218 f.
Arras, dortiger Aufruhr 171. es wird von Burgund an den König übergeben 537. dortiger Friedenscongreß 596:600. dortiges Blutgericht für die Hexen 670
Artevelde, Jac., Methbrauer in Gent, Anführer der Flamländer gegen ihren Grafen 88 f. verleitet Eduard III. K. von England zur Annehmung des Titels und Wappens von Frankreich 93. wird vom Pöbel ermordet 120
Artevelde, Phil. 435
Artois, Grafschaft, Streit darüber 21:26. 74 f. sie komt wieder an Flandern 30. s. Robert.
Artur, Graf von Richemont 567 f. Konnetabel, wird Herzog von Bretagne 683
Arzeneywissenschaft, ihr Zustand im 14 Jahrhundert 399 f.
von Asnieres, Johann, berühmter Sachwalter 10
Astrologie 379. 398 f. 719
Aubriot, Hugo 426:428. 431
Aussätzige werden zur Vergiftung der Brunnen verleitet 34
Auxerre, Grafschaft 598
Avignon komt an den römischen Stuhl 135 f. Erbauung der dortigen berühmten Mauern 219. von den Franzosen belagert 480
Azincourt, dortige Schlacht 539:542

B.

Baccalarii, Bacheliers 369 **)
Badesol, ein Anführer der Kameradschaften 266 f.
Baillagen, Baillis 375. 695. 704 f.
Bandes, Armagnacs 513
Bannerherren 369
Baselische Kirchenversammlung 607 f. 621. 623. bestätiget den Frieden zwischen Burgund und Karl VII. 600
Bastard von Orleans 575 f.
Bastards, eine Gascogniſche Räuberbande 50 *)
Bastille wird angelegt 307
Baukunst im 14 Jahrhundert 389
Bauren, s. Beauvoisis.
Bazochiens 722
Beaumont, s. Karl.
Beauvoisis, dortiger Aufruhr der Bauren gegen die Edelleute 226 f.
von Bedford, Herzog Johann, regiert in England für Heinrich VI. 565. 566. gewinnt die Schlacht bey Verneuil 569 f. stirbt 601
Benedikt XII. Pabst 80 f.

Benedikt XIII. Pabst zu Avignon 479 f. 488. 712
Berri, s. Johann und Karl. Berri fällt wieder an die Krone 546
Bertrand, s. Guesclin.
Bicestrischer Friede, oder Verrätherey 515. dortige Schildereyen 521
Bigorre, Grafschaft 324
Bildhauerey im 14 Jahrhundert 388
Blanka, Gemahlin K. Karls IV., deren Ehescheidung 37
Blois, s. Karl. Grafschaft Blois komt an Orleans 465. wird eine Pairie 482
Bonifacius IX. Pabst 479
Boucicault, Marschall 479. 480. 508 f. 542
Boulogne, Grafschaft 599
Bourbon, s. Jakob und Ludwig II.
Bourges, dortige französische Kirchenversammlungen 607; 610. 658
Brest komt an England 343. 348
Bretagne, Herzogthum 83. dessen vorgewesener Tausch mit Orleans ꝛc. 84 f. Krieg darin über die Erbfolge 98. 110. 122. 129. 196. 267. 281 f. entscheidende Schlacht darüber 283. Vergleich darüber 284. von Frankreich bekriegt 320. 334. 342 f. 347 f. 351 f. 357. (Friedensschluß 422 f.) um Clißons willen 467; 469. Oberhoheit über Bretagne verlangt Heinrich V. K. von England 537. Bretagne kündiget England den Krieg an 645. (vergl. 642 f.) s. auch Franz, Johann, Aegidius, Peter, und Karl.
Bretignischer Friede 251
von Breze' Pet. 649 f. 682
Brie, Grafschaft, ihre Wiedervereinigung mit der französischen Krone 61
Brienne, s. Rudolf.
Briguerie, ein Aufruhr 614
Brügge, dortige Empörung 41
von Bruis, Dav. 90
Buben bey der Ritterschaft 365
Büchsen, ihre erste Erwehnung 536
Bürgerlicher Krieg zwischen den Herzogen von Orleans und Burgund ꝛc. 487. 498. 512 f. 520; 525
Burgund, s. Johann, Philipp und Otto. Herzogthum und Grafschaft Burgund kommen zusammen 29. 598. erste königliche Linie des burgundischen Hauses stirbt ab 269. Ursprung der zwoten 275. Burgund wird mit der Krone vereinigt 270.

bekomt

bekommt den Rang vor Aquitanien und Normandie 275 f.
Vereinigung der Häuser Burgund und Anjou 603
Burgunder und Orleaner, Trennung der Nation in diese Parteyen 488. 496. 514

C.

Cabochiens 519. 527. 530 f. 536
Calais, von Eduard III. erobert und mit Engländern besetzt 121. 124: 129. add. 251. Begebenheit der sechs Bürger, die sich zur Hinrichtung darstellen 127 f. Calais bleibt der einzige Ort der Engländer in Frankreich 658. 681
Canons à main 536
Carl IV. Kaiser giebt dem Dauphin das Generalvikariat in Arelat und Dauphiné 335
Cervole, s. Arnold.
Chambre des Comptes 144. ardente 670
Champagne, Grafschaft, ihre Wiedervereinigung mit der französischen Krone 61
Chandos 283
Changeur du trésor 694
Charlier, Joh. (Gerson) 713
von Charolois, Graf Karl. 685
Charte Normande 5
du Chastel 285. Tannegui, ermordet den Herzog von Burgund 556
Chateau-Thierri wird eine Pairie 482
Chevaliers ès loix oder lettrés 369
Chevallerie, ihr Ursprung 364
von Chevreuse, Peter 463
le Choix, ein Fleischer 519
Christian I. K. von Dännemark 681
Christine von Pisan, eine Poetin 386
Chymie im 14 Jahrhundert 400 f.
Clemangis, Nic. 712
Clemens VII. Pabst zu Avignon 345. 423 f. 447 f. 479
Clepie, dortiger Friedensschluß zwischen Frankreich und Savoyen 659
Clercs, Sekretarien 147. Clerc du trésor 694. Clercs Notaires 707 *)
von Clisson, Olivier, Ritter 285. 300. 353. wird der Fleischer genannt 326. wird Konnetabel 419. vom Herzog von Bretagne hinterlistig gefangen genommen 455: 457. kommt in den Staatsrath 459. wird vom Craon überfallen 466. flüchtet 470 f. führt Krieg mit Bretagne 471. 475. stirbt 499
Cocherel,

Cocherel, dortige Schlacht 279
Coeur, Jac. 644. 653:655
Connecte, Thom. 714
le Coq, s. Robert.
von Corbie, Arn. 529
Corbueil, Franz (Villon) 718
Cornards 723
Couci, Herrschaft, wird eine Pairie 482
Cour des Aides von Karl VII. angelegt 702
Court amoureuse 465
Coutillier, Schwerdtträger 611
Coutumes, Benennung der Abgaben 699
Coutumiers 699
von Craon, Peter 466 f.
Creci, dortige Schlacht 116:120. 122
Creil, Herrschaft, wird ein Krongut 344

D.

Dänisches Bündniß mit Karl VII. 681
Dailli, Pet. 712
Damoiseaux, Knappen bey der Ritterschaft 365 *)
Dauphine' wird von Philipp VI. erworben 131
David von Bruis 90
Delphinat, s. Dauphine', Humbert, und Carl IV. Es wird von Karl VII. einyezogen 672
Diois, Grafschaft 641
Domänen, s. Krongüter.
Dornickischer Friede mit den Gentern 447
von Dünois, Graf 576 ꝛc. 613. 615. 647. 651. 657. 662. 676

E.

Ecuyers bey der Ritterschaft 366
Edikte, ihre Menge verräth die Schwäche des Gesetzgebers 702
Eduard III. König von England 50. verlanget die Thronfolge in Frankreich 57. und fängt darüber den grossen Englischen Krieg an 54. 58. 86 ꝛc. seine wegen Guienne und Ponthieu geleistete Huldigung 63 f. 73 f. er bringt Schottland wieder unter seine Oberherrschaft 79. vergl. 86 f. wird vom Kaiser Ludwig zum Reichsvikar ernannt 91. (der es wieder aufhebt 97.) läßt sich zum König von Frankreich und England ausrufen 93. bietet Philipp VI. einen Zweykampf an 95. wird von diesem der Wollenhändler genannt 109. sein merkwürdiger Sieg über ihn 116—120. sein Manifest wegen Karls von Navarra 174 f. sein Friedensschluß mit Frankreich 251—257. sei-

ne Acquisition von Flandern wird durch Wiederruf einer päbstlichen Dispensationsbulle gehindert 271. er stirbt 333
Eduard IV. Prinz von Wallis, Herzog von Aquitanien 176—182. 297 f. 301. 309. bekommt den König Johann von Frankreich zum Gefangenen 181. stirbt 329
Ehebruchssachen werden den bischöflichen Gerichten entzogen 406
Enfans sans souci 722 *)
Englischer grosser Krieg, dessen Anfang 87. Englische Besitzungen in Frankreich durch den Bretignischen Frieden 251. 261. Bündniß mit Frankreich 286. acht und zwanzigjähriger Stillstand mit Frankreich 477. 499. Uebermacht in Frankreich unter dem Herzog von Bedford 566. deren Abnahme 601. 658. 681. französische Landung in England 681
Enguerrand, s. Marigni.
Ertzpriester 218 *). 265
des Essars, Peter 527—530
Eu, Grafschaft 140. Graf von Eu wird Konnetabel 471
Eugenius IV. Pabst 607. 620
Eustachius von Pavilli, Karmeliter 528. 715
Eustachius von S. Pierre 127

F.

Ferdinand, König von Neapel 688 f.
Fest der heil. Dreyeinigkeit, vom Dailli veranlaßet 712
Feuerstätten, deren Verminderung 291 f. acht Millionen im 14 Jahrhundert 374
Feuerröhre, ihre erste Erwehnung 536
Finanzen, Karls VII. Verordnungen wegen ihrer Verwaltung 662 f.
Flamländer, s. Flandern.
Flandern, von Ludwig X. bekrieget 15. 18. Friedensschluß mit ihnen unter Philipp V. 30 f. kurzer Krieg unter Philipp VI. 61—63. sie begeben sich unter Englische Oberherrschaft 92 f. 124. werden von Karl VI. überwunden 435. Oberhoheit über Flandern verlangt Heinrich V. von England 537. s. Ludwig, Johanne, und Robert.
Fleischhauerrotte 519. 527. 544. 551
Flotte, beständig daurende 331
Foix, Grafschaft 461 f. 553. s. Gasto.
Fouage, eine Kopfsteuer 700
Fougeres in Bretagne 642. 643. 648. 676.
Franz I. Herzog von Bretagne 631. 635. 645. 651. Franz II. 683
Franz Sforza bemächtigt sich Mailands 637

Fregoso, Janus, bemächtigt sich der Stadt Genua 636. 689 f.
Freyheiten der gallicanischen Kirche 658. 607: 610
Freyschützen 644. 710
Freystätten 727
Froissart, ausgezeichneter Geschichtschreiber und Dichter des 14 Jahrhunderts 384 f. 717
Fußvolk, dessen Anzahl wird selten angegeben 450

G.

Gabelle, eine Auflage 108
Galeazzo, Herzog von Mayland 262. 460. 477
Garretae, erklärt 196 *).
Gartenkunst 296
Gasto, Graf von Foix 323 f. 428. 461. 652. 657. 685
Gebräuche im 14 Jahrhundert 364
Gegenfüßler, ihre Behauptung wird verketzert 384
Geistliche Richter werden eingeschränkt 405: 407
Geld, dessen Erhöhung und Veränderung unter Philipp VI. 122 f.
Geldern, s. Wilhelm.
Generalvikar in Arelat und Delphinat, dazu macht Kaiser Karl IV. den Dauphin 335
Genua, französische Herrschaft darin 477 f. 508: 510. Fregoso bemächtigt sich davon 636. 689 f. es bekomt den Herzog Johann von Kalabrien zum französischen Statthalter 687. die Franzosen werden zum drittenmal daraus vertrieben 691
Gerson, Joh. 713
Gesellschaft der Erwerber 219
Gewicht, Maaß und Münze, Gleichheit darin wird von Philipp V. vergeblich gesucht 35
Gewohnheiten, s. Lokal.
Gewohnheitsland 161 *).
Gloceſter, s. Humphrey.
Gobin Agace, ein Bauer 114
Gottfried, s. Harcourt.
Griechenland wird von der Pariser Universität um der Religionsspaltung willen von Europa getrennt 384
Grundzinsen 697
du Guesclin, Bertrand, tapferer Ritter 197: 199. 243. 268. 277. 278. gewinnt die Schlacht bey Cocherel 279. bekomt die Grafschaft Longueville ibid. wird ein Gefangener des Chandos 283. wird Anführer der Kameradschaften 289. Gefangener des Prinzen Eduard 297. 299. Konnetabel von Castilien 299. Herzog von Molina ibid. Konnetabel von Frankreich

reich 309. seine Thaten gegen England 308. 313. 317. 355. fällt in kurze Ungnade 354 f. stirbt . 356
Guinea, Handlung dahin von Dieppe 383
Guines, Grafschaft 140. 681
Guyenne, Krieg darüber mit England 42:50. Aufstand darin wider England 301. es wird von Karl V. eingezogen 307. komt an Orleans 500. und Berri 512. Oberherrschaft darüber will Karl VI. an Heinrich V. cediren 538. es wird von Karl VII. erobert 652 f. 657 f. Empörung darin 660:662

H.

Haasenritter 372
Handkanonen, Benennung der Feuerröhre 536
Hanse, Gemeinheit der Pariser Handelsleute 293
von Harcourt, Graf Johann 170. 172. Gottfried 109. 111 f. 120. seine Empörung 174. 175. add. 254
Heinrich IV. König von England 481. stirbt 537
Heinrich V. K. von England, seine Forderungen an Frankreich 537. Tractat mit ihm zu Troyes, der ihn zum Erben von Frankreich macht 559. sein Tod 564
Heinrich VI. K. von England, wird zu Paris als König von Frankreich gekrönt 590
Heinrich von Transtamara, König von Kastilien 272. 289. 297. 299. 318. 325. 340 f.
Heinrich IV. König von Kastilien 691
Hennegau, s. Jacobine.
Heringsschlacht 578
Herren von der Lilie 273 *).
Hexerey 398
Himmelskugel, vom Johann von Dondis erfunden 397 f.
Hörnerträger 723
Hofnarren, mit Denkmalen beehrt 390
Hommes Jugeurs 706
Hosenband-Orden in England 142
Hotel S. Paul 295
Hüte, deren Gebrauch komt auf 648
Hugo, s. Aubriot.
Humbert II. Graf, Dauphin von Vienne, verschenket das Delphinat an Philipp VI. 131. wird Titularpatriarch von Alexandrien ꝛc. 133
Humphrey, Herzog von Glocester, regieret England 572
Hungersnoth 143
Hutinus, Beyname K. Ludwigs X. 1 *)

J.

J.

Jacques, aufrührische Bauern 227. 230
Jakob von Bourbon, Graf von Ponthieu, Konnetabel 154. 264 f.
Jakob, König von Schottland 568
Jakob von Loor, ein Zauberer 11
Jakobine von Hennegau ꝛc. 571 f.
Jaqueline, s. Jakobine.
Jaques bon homme, eine verächtliche Benennung 184. 227
Jaqueville, Kapitän der Aufrührer zu Paris 529 f. 536
Jeux Floraux, Akademie zu Toulouse 42
Institutionen in Frankreich eingeführt 401 f.
Johann I. König von Frankreich, ein Kind von wenig Tagen 26
Johann XXII. Pabst 38. 45. stirbt 80
Johann, Graf von Montfort, bemächtigt sich der Erbfolge in Bretagne 99. verursacht die Erneuerung des Krieges zwischen Frankreich und England 99. 105. wird gefangen 101. und losgelassen 106. stirbt 110
Johann, der Gute, K. von Frankreich 137: 277. bringt den Staat an den Rand des Verderbens 149. berühmte Reichsversammlung unter ihm 161: 170. er wird ein Gefangener des Königs von England 181. add. 247. 252 f. 256 f. seine neue Regierung 258 ꝛc. er vereiniget Burgund, Normandie ꝛc. mit der Krone 270. vergiebt Burgund an seinen Sohn Philipp 275. gehet wieder nach London in die Gefangenschaft 274 f. stirbt daselbst 277
Johann von Harcourt 170. 172
Johann von Pequigni 201. 203 f. 212. 241
Johann von Montfort der 2te 110. wird des Herzogthums Bretagne verlustig erklärt 348. schließt Frieden mit Frankreich 422. stirbt 482
Johann Herzog von Berri, Statthalter von Languedok 418. macht einen Zug nach England rückgängig 451. wird das Haupt der antiburgundischen Partey 512 f. wird in Bourges belagert 524. stirbt 546
Johann V. Herzog von Bretagne 482. 494
Johann der Unerschrockene, Herzog von Burgund 491. Nebenbuhler des Herzogs von Orleans 491. 493. oberster Pair 492. Statthalter der Picardie 498. läßt den Herzog von Orleans ermorden 502. rechtfertigt es 504. regieret Frankreich unter dem Namen des Königs 505. wird für einen Feind des Reichs erklärt 507. wird Herr von Paris ibid.

bekomt einen Erlassungsbrief 508. seine Vermählung ibid. er bemächtigt sich der ganzen Regierung 511. ihm wird die Erziehung des Dauphins überlassen 512. er ruft die Engländer herbey 520. komt feindlich nach Paris 522. vereiniget des Königs Interesse mit dem seinigen 524. ihm schickt der Herzog von Anjou seine Tochter zurück 532. Krieg gegen ihn 534: 536. 544 f. 548: 554. er wird getödtet 556. add. 598

Johann Petit vertheidiget die Ermordung des Herzogs von Orleans 504. 518. seine Schutzrede wird nach seinem Tode verurtheilt 534

Johann von Montagü, hingerichtet 511 f.

Johann, Dauphin, Herzog von Touraine 543. erstickt an einem Geschwür 545

Johann VI. oder V. Herzog von Bretagne 631

Johann II. König von Aragonien und Navarra 652

Johann V. Graf von Armagnac 667 f.

Johann II. Herzog von Alençon 675:680

Johann Herzog von Kalabrien, Statthalter in Genua 687. 689 f.

Johanne von Valois, Gräfin von Hennegau und Holland, wirkt Frieden zwischen Frankreich und England 96 f.

Johanne von Flandern, Gräfin von Montfort, ein ausserordentliches Frauenzimmer 101. 103. 122

Johanne, Königin von Neapel, läßt ihren Gemahl ermorden und verkauft Avignon an den Pabst 135 f.

Johanne d'Arc, Mädchen von Orleans 580:594

Joyeuse institution 722

Isabelle, König Eduards II. von England Gemahlin 47 f. f.

Isabelle von Baiern, Königin von Frankreich 445. ihre Verrätherey 412. add. 489. 493. 495. 497. 547: 549. 553. 558. sie stirbt 600

Isabelle, Königin von England 476. Gräfin von Angouleme 500

Isabelle von Portugal 610

Juden, von Ludwig X. wieder eingeladen 17. von den Pastoureaux gedrückt 33. ohne Unterschied verbrennt 35. ihr ausschweifender Wucher 260. ihnen wird Karls VI. Wahnsinn angerechnet 473

K.

Kalabrien, s. Johann.

Kalixt III. Pabst 668. 672. 687 f.

Kameradschaften 218. 226. 245. 258. 264 f. 266. 272. 273. 276. 287. 289. 290. 297. 300. 302

Kanonen bey Belagerungen 177. 196. 577
Kanonisches Recht, dessen Aufnahme in Frankreich 404
Kaptal, Capitalis, Chef 277. 286. 313. 657
Kardinäle werden zu Bourges auf 24 eingeschränkt 609

Karl von Valois, seine Ungerechtigkeit gegen Marigni 6:14

Karl IV. der Schöne, König von Frankreich 36:50. seine Ehescheidung 37. dritte Gemahlin 42. Untersuchung gegen die Finanzbedienten 38. und gegen die schlechten Richter 39. Entscheidung über Flandern 39 f. Krieg mit England 42 ꝛc.
Karl V. der Weise, K. von Frankreich 278:362. vergrössert die Krongüter 344. 362 f. ihm wird die päbstliche Würde angeboten 345
Karl VI. König von Frankreich 412:565. wird wahnsinnig 464. 468 f. ist als ein Verlarvter in Lebensgefahr 471 f. erkennet Heinrich den V. von England für Erben von Frankreich 559
Karl VII. König von Frankreich 566:692. wird als Dauphin zum Vortheil des Königs von England enterbt 411. 559 f. seine Krönung zu Reims unter Anführung des Mädchens von Orleans 587 f. Medaille auf seine Verbesserung der Kriegszucht 629. er wird mächtiger als alle seine Vorweser seit Hugo Kapet 658. lehrt seine Nachfolger den Weg zum Despotismus 667
Karl der Schlimme, König von Navarra 61. 149 f. 151 f. 153 f. 156. 159 f. 170. 172 f. 203. 204 f. 207. 216. 224. 228. 230. 231 ff. 235 f. 238 f. 244. 248. 258 f. 270. 276. 277. 305. 310 f. 318. 327. 330. 335 f. 338. 340 f. 347. 445. sein elender Tod 453. peinlicher Proceß wider ihn nach seinem Tode 454
Karl von Blois wird für rechtmäßigen Herzog von Bretagne erklärt, und führt Krieg darüber 101 ꝛc. 110. 122. wird von der Gräfin von Montfort gefangen genommen 122. add. 196. bleibt im Treffen 283. seine Canonisation hindert der Graf von Montfort 283
Karl von Spanien, de la Cerda, Konnetabel 140. 150 f. ermordet 152. 154 f.
Karl, Dauphin, Herzog von der Normandie 159. 160. regieret statt seines gefangenen Vaters 183. 202. 220. 259. bekommt Gift von Karl dem Schlimmen 207
Karl IV. Kaiser, seine Reise nach Paris 334. ob er das Königreich Arelat verschenkt habe ibid.
Karl, Graf von Beaumont, ältester Sohn des Königs von Navarra 335:338
Karl III. König von Navarra 492

Karl, Herzog von Orleans 508. fordert Gerechtigkeit für die Ermordung seines Vaters und führt Krieg darüber 517 ff. kommt in Englische Gefangenschaft 542. wird von dem Herzog von Burgund daraus befreyet 614 f. add. 619. gehört unter die Dichter 715
Karl, Herzog von Berri 691
Karten, wenn sie erfunden worden 306. 474
Kastilien, s. Heinrich u. Pedro. Kastilischer Krieg 290. 297
Katharine, Karls VI. Tochter, König Heinrichs V. Gemahlin 560
Kirchentrennung, päbstliche 344. s. Schisma.
Kleidermoden 394. 409. 495. 728
Klerisey verliehrt die Steuerfreyheit 544. ihr Streit mit dem Adel über die Gerichtbarkeit 65:72
Knappen bey der Ritterschaft 365
Knolles, Rob. 309. 321
Könige von Frankreich: Ludwig X. 1:19. Johann I. 26. Philipp V. 26:36. Karl IV. 36:50. Philipp VI. 54:134. Johann II. 137:277. Karl V. 278:362. Karl VI. 412:565. Karl VII. 566:692
Komödianten 724
Konkordaten, ihr erster Entwurf 461
Konstantinopel, französischer Zug dahin 479
Kopfsteuer 171
Kreutz, dessen Unterschied bey den Burgundern und Armagnacs 548
Kreutzzug wird den Königen von Frankreich und England vom Pabste abgerathen 31. wider die Kameradschaften gepredigt 266. Kreutzzug für Pabst Urban wider seine Gegner 442. Kreutzzug des Bischofs von Winchester wider die Hußiten, wird gegen Frankreich genutzt 589. vornehmste Frucht der Kreutzzüge 699
Kriegskunst 710
Kriegszucht, ihre Verbesserung von Karl VII. 611. 616. 624:629
Krongüter, ihre Veräusserungen werden vom K. Johann widerrufen 269. ihre Zerstückelung und Wiedervereinigung 693

L.

Ladislaus V. König von Böhmen und Ungarn 684
von Laitre, Eustachius 532. 549
Langres, s. Simon.
Languedok unter Johann Herzog von Berri 418. 428. 463. 472 f. darin macht der Prinz von Oranien Eroberungen für Burgund 549. add. 543. Languedockisches Müntzreglement 190

Languedoyl, der nördliche Theil Frankreichs 161 *). Versammlungen der Stände desselben 161; 170. 183; 189. 193 f. 210
Leibeigene, deren Freylassung von Ludwig X. 16
Lettres d' Etat 444
Lile-Adam 551. 600. 713
Liliati 273 *).
Lilien im königlichen Wappen 376; 378
Litteratur unter Karl VI. VII. 693. 711
Lokalgewohnheiten, deren Verzeichnung wird von Karl VII. verordnet 664 f.
Longueville, s. Guesclin.
von Lorris, Robert, Kammerherr 155
Ludwig IX. Ruhm seiner Verordnungen 700
Ludwig X. König von Frankreich 1; 19. sein Verfahren gegen Marigni 6; 14. seine Geldwerbereyen 15; 17. sein Testament 13. 19 f.
Ludwig, Graf von Flandern 39 ff. 61 ff. 124 f. 141. 435. 444
Ludwig der Baier, Kaiser 82. 91. 97.
Ludwig II. Herzog von Bourbon, der achtungswürdigste Herr seiner Zeit 356. 361. 462 f. 503. 512. stirbt 514. heißt der Gute ibid.
Ludwig, Herzog von Anjou, wird Reichsregent für Karl VI. 414. stirbt 435
Ludwig, Graf von Valois, Herzog von Touraine 452. 460. Herzog von Orleans 465. 481 f. bekommt die Grafschaft Blois 465. bekommt die oberste Verwaltung der Finanzen 483. 495 f. 498. reißt die ganze Staatsverwaltung an sich 485. wird durch den Herzog von Burgund verdrängt 487. 491. 493. bekommt die Statthalterschaft der Normandie 496. beleidiget den Herzog von Burgund durch das Bildniß seiner Gemahlin 500. wird ermordet 502
Ludwig von Anjou, König von Neapel 461. 546
Ludwig, Dauphin, stirbt 543. add. 546
Ludwig, Dauphin, dessen Vermählung mit einer schottischen Prinzeßin 604. er wird in die Partey der Mißvergnügten gezogen 612 f. sein Kriegszug in Deutschland ꝛc. 622. sein neuer Anschlag wider seinen Vater 640. sein Verfahren im Delphinat 641. 671. seine vergebliche Anklage des Peter von Breze' 649 f. Vermählung mit Charlotte von Savoyen 655 f. add. 659. er verlangt Güyenne 656. führt Krieg mit Savoyen 671. verliehrt das Delphinat 672 f.
Ludwig I. Herzog von Savoyen 641

Lüsignan, s. Peter.
Lüttichischer Krieg 505. 507

M.

Maak, s. Gewicht.
Macon, Grafschaft 598
Madame und *Mademoiselle*; alter Gebrauch dieser Worte 369 f.
Mädchen von Orleans 580: 594
Magdalene, Prinzeßin Karls VII. 684
Mahler im 14 Jahrhundert 387 f.
Maillotins 431
Maine, Provinz 638 f. 642
Mantua, päpstliche Versammlung daselbst 688
Manuel Palåologus, sucht Beystand bey Frankreich 478
Marcel, Stephan, ein Aufrührer in Paris 189: 236. vom Johann Maillard niedergehauen 237
des Marets, Joh. 432. hingerichtet 438
Margarethe von Anjou, Königin von England 624. 638
Marie von Anjou, Gemahlin Karls VII. 579
von Marigni, Enguerrand, ein Staatsopfer 6: 14
von Marle, Heinr. 532. 550. Robert 542
Martial d' Auvergne, seine Vigiles 718
Martin V. Pabst 550
Mayland kommt unter französische Schutzgerechtigkeit 509. dessen bemächtigt sich Franz Sforza 637
Metz erkauft sich die Freyheit 624
Militarische Inspektoren, ihr Ursprung 315
Mittelstand, s. Tiers Etat.
Monstrelet, ein Geschichtschreiber 717
von Montagů, Johann 511 f.
Montfort, s. Johann.
Montpellier kommt durch Kauf an Philipp VI. 134. wird an Navarra abgetreten 286. add. 305 f. 339 f.
Moralität, eine Gattung von Drama 722
Mortimer, Roger, ein berüchtigter englischer Baron 47
Mümpelgard von Frankreich bekriegt 622
Münze, Gleichheit darin wird von Philipp V. vergeblich gesucht 35. ihre Regulirung unter K. Johann 165. vergl. 122 f. Münzreglement der Stände von Languedok 190. Veränderungen der Münze 268. 291
Musketen, ihre erste Erwehnung 536
Mysterien, eine Art von Schauspielen 720 f.

N.

N.

Navarra, Königreich, Streit darüber 58 f. Friedensschluß mit Frankreich 286. s. Karl, Johann, und Philipp.
Narrenkönig 722
Neapel, s. Johanne, Alphons, Ferdinand, Robert, Andreas und Ludwig.
Nemours, Herzogthum und Pairie 493
Nevers, dortige Versammlung der Prinzen 617 f.
Nicolaus V. Pabst 658. 668
Nominalisten 396. 719
Normandie, ihr Freyheitsbrief von Ludwig X. 5. Aufruhr darin 173. sie wird mit der Krone vereinigt 270. dortige Plätze des Königs von Navarra werden eingezogen 337 f. 341 f. aber seinem Sohn verliehen 445. sie kommt an Philipp Herzog von Burgund 418. völlige Oberhoheit darüber verlangt Heinrich V. von England 537. sie wird von Karl VII. erobert 645:650.
Nullitätsklagen, deren Ursprung 72

O.

Oje, dortige Friedensunterhandlungen 610
Oleron, Insel, von Karl V. erworben 362.
Orden der Hoffnung 356. Burgundischer Orden des goldenen Vliesses 615
Ordonnanzkompagnien 627
von Orgemont, Nic., abgesetzter Kanzler 544
Orleaner, eine den Burgundern entgegengesetzte Partey der Nation 488. 496. 514
Orleans, dortiger Aufruhr 109. Herzogthum Orleans wird mit den Krongütern vereinigt 332. kommt an Ludwig von Touraine 465. bürgerlicher Krieg zwischen den Herzogen von Orleans und Burgund 487. 498. 512 f. 520:525. die Stadt wird unter Anführung der Jeanne d' Arc befreyet 587. s. a. Philipp, Ludwig und Karl.
Otto, Herzog von Burgund, verlangt Poitiers für seine Gemahlin 37
Otto Castellan 669

P.

Pachtungen werden eingeschränkt 316 f.
Päbstlicher Schatz wird von K. Philipp VI. gefordert 81
Pagen bey der Ritterschaft 365
Pairien, ihre Vermehrung 492
Pairswürde wird gewissermassen von den Ländern abgesondert 492
Paris, dortiger Aufruhr 229. (s. Marcel.) gegen Karl VI. wegen der Steuern 429:434. 437:440. ein anderer 550:553.

Königliche Bibliothek daselbst, ihr wahrer Stifter ist Karl V. 378. Universität, ihre Steuerfreyheit wird eingeschränkt 452. (s. Univ.) Paris wird von Besitzung der Engländer befreyet 602

Parlament, dessen Besoldung ꝛc. 263. Umfang seiner Geschäfte unter dem K. Johann 276 f. Verfassung des Parlaments unter Karl VI. VII. 702 f.

Parloir aux bourgeois, Börse 294

Paßionsbrüderschaft 721

Pastorelli, Landleute, die nach dem gelobten Lande wandern 32. erregen Unruhen 33 f.

Pastoureaux 32

Ober-Pedell, ein adelndes Amt 148

Pedro, König von Kastilien 271 f. 289. 297. 299

Pequigni, s. Johann.

Perigord, Grafschaft 481. 538

Perinet le Clerc, ein Verräther in Paris 550:553

Pest den Juden angerechnet 129

Peter des Essarts 527:539

Peter von Chevreuse 463

Peter von Craon 466 f.

Peter von Lüsignan, König von Cypern 272. 288

Peter, Herzog von Bretagne 631. 651. 682 f.

Peter von Remy 55

Peter von Ailli 712

Petit 713. s. Johann.

Petits clercs 147

Philipp, Graf von Poitiers, Regent nach Ludwigs X. Tode 20:26. s. Philipp V.

Philipp IV. sein berühmtes Edikt 700

Philipp V. der Lange, König von Frankreich 26:36

Philipp VI. oder von Valois, König von Frankreich 54:134. der Glückselige 134. sein Krieg mit Eduard III. von England 87:129. warum ihn dieser Salicum genannt 108. seine zwote Vermählung 131

Philipp, König von Navarra durch richterlichen Ausspruch K. Philipps VI. von Frankreich 59

Philipp, Herzog von Burgund, sein Absterben verschafft dem Staate von Frankreich einen Theil seiner vorigen Grösse 269

Philipp, der Kühne, K. Johanns vierter Sohn, bekommt Burgund 275. wird erster Pair von Frankreich ibid. bekommt die Erbin von Flandern 299 f. und die Statthalterschaft der Normandie

mandie 418. bekommt Flandern 444. und die Regierung für Karl VI. 487. stirbt 491
Philipp, Herzog von Orleans, stirbt 331
Philipp, der Unerschrockene, Herzog von Burgund 558 f. 561. 564 f. 595 f. bricht mit den Engländern 602. hat Verdrießlichkeit mit seinem Sohn 685 f.
Philosophie, ihr Zustand im 14 Jahrhundert 396 f.
Physik, ihr Studium im 14 Jahrhundert 396
Pisan, s. Christine 386
Pius II. Pabst 688
Poitiers, Grafschaft, s. Otto. Schlacht bey Poitiers 182. es wird eine herzogliche Pairie 258. dort angelegtes Parlament 553. 603
Poitou fällt wieder an die Krone 546
Ponthieu, Grafschaft 303
Pontoise, daselbst wird ein Friede zwischen den Prinzen geschlossen 531
Pragmatische Sanktion Karls VII. 607. 610. 659. 688 f.
Praguerie 614
Prevot des Marchands, diese Stelle in Paris wird aufgehoben 440. und erneuert 460.
Privatkriege 709 f.
Processe, Karls VII. Edikt wegen ihrer Abkürzung 664: 667
Prud-hommes 707

R.

Realisten und Nominalisten 396. 719
Rechnungskammer 144: 148. 695 f.
Rechtsgelehrsamkeit im 14 Jahrhundert 401 f.
Reims, vom König Eduard von England belagert, um die französische Krönung zu erlangen 248
von Remy, Peter, gehängter Finanzminister 55
Renatus von Anjou, Titularkönig von Sicilien 600. 603. Herzog von Lothringen 621. gehört unter die Dichter und Mahler 719
Rennes, belagert 198 f.
Richard II. König von England 333. vermählt sich mit Isabelle von Frankreich 476 f. wird ermordet 481
von Richemont, Graf 651. s. Artur.
Ritterorden unsrer Frauen vom edlen Hause 142
Ritterwesen, geschildert 364: 373
de la Riviere 529
Robert von Cassel 39 f. Graf von Flandern 41

Robert, Graf von Artois, sucht die Grafschaft Artois durch falsche Urkunden 75 f. sucht Rache durch Hexerey und Meuchelmord 77. und veranlasset den Krieg zwischen Frankreich und England 74. 78. 86 f. 91. add. 94. 104 f.
Robert, König von Neapel 82
Robert von Lorris 155
Robert le Coq, Bischof von Laon 200. 203. 206. 212. 215. 223. 237. 241
Robert, König von Schottland 447
Roger Mortimer 47
Roman Meliadors 386. Roman von der Rose 386
Rose, Parteyen der rothen und weissen in England 651
Rouen, daselbst wird ein Krämer zum König aufgeworfen 429. es wird von Karl VII. erobert 645:648
Rudolf von Presle, ein Uebersetzer 380 f. gelehrter Jurist, dessen Schicksal 8
Rudolf von Brienne, Graf von Eu und Guines, unglücklicher Konnetabel 137. 211.

S.

S. Denis, Abtey, ihre Münzen wegen Verminderung der päbstlichen Steuer 448
S. Malo 457. 493. eine Freystätte 728
von S. Paul, Graf 518. 524
von S. Pierre, Eustach. 127
Salzsteuer, eine fortdauernde Auflage 108
Saluzzo, Marquisat 671
Savoyische Ansprüche, werden beygelegt 641. Friedensschluß zu Clepie 659
Schatzmeister 694 f.
Schisma, grosses 344. 423 ff. 479
Schuhe, vergoldete 411
Schweitzer, von Frankreich bekriegt 621 f. Friedensschluß und erstes Bündniß mit ihnen 623 f.
Senechaussеen 375. 695. 704 f.
Sforza, s. Franz.
Siegmund, Kaiser 535
Simon von Langres, General des Dominikanerordens 212
Sitten im 14 Jahrhundert 364. unter Karl VI. VII. 693
von Sommerset, Herzog, englischer Statthalter von Frankreich und Normandie 644 *). 647 f. 651
Somnium Viridarii, ein Buch von der geistlichen und weltlichen Macht 382
Spätlinge, die spätern Kameradschaften 264

Spenser, Norwichischer Bischof, Oberfeldherr eines Kreuzzugs wider P. Urbans Gegner 442
Spielsucht 306
Spiesse, ein Sinnbild der königlichen Würde 377
Staats-Freybriefe, ihr erster Gebrauch 444
Staatsrath 707
Staatssekretarien 707 f.
Staatsverfassung unter Karl VI. und VII. 693
Stern-Orden 142. 372
Steuerhof, sein Ursprung 316
Steuern 697-702. 730
Stücke groben Geschützes, deren erster Gebrauch 117
Surienne, ein Abentheurer 639. 642. 648

T.

Tabellionen 708
Talbot, tapferer Lord 604 f. 647. 660 f.
Theologie, ihr Zustand im 14 Jahrhundert 395 f.
Tiers Etat, Mittelstand, dessen Ansehen unter K. Johann 163. 184
de la Tombe, dortige Unterhandlungen mit den Burgundern 550
Toulouse, Ursprung der dortigen Akademie Jeux floraux 42
Touraine wird eine herzogliche Pairie 258. 452
Tournelles, Pallast 296
Tour, dortige Friedensversammlung 620
Troyes, daselbst errichtet die Königin Isabelle ein neues Parlament 549. dortiger Vertrag mit England 559. 607
Tuchmanufakturen 292 f.

U.

Uebersetzer, besoldete 380 f.
Universität zu Paris, Kollegien derselben 392-394. ihre medicinische Fakultät 399 f. ihre Vorlesungen über das bürgerliche Recht unterbleiben auf päbstliches Verbot drey Jahrhunderte lang 403. ihre Steuerfreyheit wird eingeschränkt 452. neue Statuten von Karl VII. 659. damalige Anzahl ihrer Studenten 716
Urban VI. Pabst 345. 442. 479
des Ursins, Joh. Juv. 531. 716

V.

Vade in pace, Gefängnisse bey den Mönchen 140
Valentine von Mayland, Herzogin von Orleans 460. 473. 477. 481
Valentinois, Grafschaft 641
Verbesserungsrath 201
Vergebungsfeld 173

Vergiftung der Quellen und Brunnen in Frankreich wird von den Muhammedanern angestiftet 34. Vergiftung von Karl dem Schlimmen an Karl dem Weisen versucht 335 : 337
Verneuil, dortige Zusammenkunft zum Frieden unter den Prinzen 530. Schlacht mit den Engländern 569 : 571
Vicariat von Italien, fordert Philipp VI. 81
Vicomten 695
Vienne, Königreich, fordert Philipp VI. für seinen Prinzen 81
Viguiers, Landrichter 695
Villon, Dichter 715. 718
Volljährigkeit der Könige von Frankreich beym Antritt des 14ten Jahrs 326
Von Gottes Gnaden, dieser Ausdruck wird Kronvasallen abgesprochen 620
Vorbehalt, päbstlicher wird in Frankreich aufgehoben 609

W.

Wachsbilder, Zauberey damit 12
Waffen im 14 Jahrhundert 374
Wappen, ihr Ursprung 376
Wilhelm, Herzog von Geldern, kündigt Frankreich den Krieg an 458
Wissenschaften im 14 Jahrhundert 364

Y.

Yolande, Prinzeßin 659
von York, Rich., Regent in England 601. 604
Yvain von Wallis 313. 342

Z.

Zauberey 12. 398. 669 f.
Zehnte aller geistlichen Einkünfte in der ganzen Christenheit wird von K. Philipp VI. auf 10 Jahre gefordert 81

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häberlin, Franz Dominicus, 1720-1787 / Häberlin, Franz Dominicus, / Gebhardi, Ludwig Albrecht,

Die Allgemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und Engelland ausgefertiget In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge mit zureichenden Allegationen
Bd.: 17

Halle 1777

H.un. 238-17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031996-7
VD18 80253261